Sandra Wolf

Isch Schwiizerdüütsch okei?

Varietäten im betrieblichen Alltag

Verlag für Gesprächsforschung

Heidelberg: Verlag für Gesprächsforschung 2025
http://www.verlag-gespraechsforschung.de
ISBN 978 - 3 - 936656 - 96 - 1

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
Doctor philosophiae (Dr. phil.) der Universität Freiburg i. Ü.

vorgelegt von Sandra Wolf

Erstgutachterin: Prof. Dr. Helen Christen
Zweitgutachter: Prof. Dr. Beat Siebenhaar

Alle Rechte vorbehalten.

© Verlag für Gesprächsforschung, Dr. Martin Hartung, Heidelberg 2025

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Dank

Mit der vorliegenden Dissertation endet vorläufig eine intensive Auseinandersetzung mit einem sprachwissenschaftlichen Forschungsthema. Für das Zustandekommen der Untersuchung waren einige Personen von besonderer Bedeutung, denen ich an dieser Stelle danken möchte.

Insbesondere danke ich Prof. Dr. Helen Christen, die mein Vorhaben nicht nur vom ersten Moment an mit grosser Offenheit und viel Geduld unterstützt hat, sondern mich bereits zuvor zu ebenjenem Vorhaben überhaupt inspirierte hatte. Ebenso danke ich Prof. Dr. Beat Siebenhaar herzlich für den fachlichen Austausch und die stets hilfreichen und wohlwollenden Inputs.

Dr. Melanie Bösiger und Martina Schläpfer danke ich für die wertvollen Gespräche und Rückmeldungen, Stefanie Ambühl, Martina Iten und Karolin Stein für das stets offene Ohr und Elisabeth Graf für die sorgfältige formale Durchsicht der Arbeit.

Mein grösster Dank gilt denjenigen Personen, die im Zentrum dieser Arbeit stehen und deren Entstehung durch den Einblick in ihren Arbeitsalltag überhaupt ermöglichten, nämlich meinen Gewährspersonen. Ein besonderer Dank gilt schliesslich Christian Wolf für die spezielle extrinsische Motivation, den hergestellten Kontakt sowie die Unterstützung über die Jahre.

Inhaltsverzeichnis

EINLEITENDE BEMERKUNGEN 8
1. Hinführung 8
1.1 Einleitung 8
1.2 Forschungsfragen und Zielsetzung 9
1.3 Gliederung der Arbeit 10
THEORETISCHE GRUNDLAGEN 12
2. Migration und Sprache 12
2.1 Sprache von Zugezogenen 12
2.2 Deutsche in der Deutschschweiz – ein Sonderfall 13
3. Deutsch in der Deutschschweiz und in Deutschland 18
3.1 Sprachsituation in der Deutschschweiz 18
3.2 Schweizerdeutsch 22
3.3 Standarddeutsch 23
3.4 Sprachlicher Hintergrund der zugewanderten Deutschen 29
3.5 Schweizerdeutsch als Integrationsfaktor 31
4. Kommunikation am Arbeitsplatz 36
4.1 Meetings 37
4.2 Onlinemeeting 40
4.3 Gruppen am Arbeitsplatz 41
4.4 Kultur am Arbeitsplatz 44
4.5 Dialekt und Standarddeutsch am Arbeitsplatz 46
5. Variation zwischen Dialekt und Standard 48
5.1 Akkommodationstheorie 49
5.2 Audience Design 53
5.3 *face*-Theorie 54
5.4 Sprachkontaktphänomene 55
5.5 Definition Code-Switching 55
5.6 Code-Switching aus soziopragmatischer Sicht 57
5.7 Code-Mixing, Language Mixing und *mixed code* 64
5.8 Entlehnung und *Crossing* 65
5.9 Code-Switching in der Deutschschweiz 65
5.10 Variation als soziale Praxis 68
5.11 Bedeutung der Sprachalternation für die Untersuchung 69
5.12 Individuelle Sprachvariation 70
6. Sprechen über Sprache 72

6.1 Laienlinguistik und subjektive Theorien 72
6.2 Sprache und Identität 77
6.2.1 Konzeptionalisierungen von Identität und Alterität 80
6.2.2 Stereotyp 84
6.2.3 Soziale Repräsentation 87
6.2.4 Positionierungen und Kategorisierungen 88
6.3 Spracheinstellungen 92
6.3.1 *Recipient design* 96
6.3.2 Spracheinstellungen in Deutschland 97
6.3.3 Spracheinstellungen in der Schweiz 98
EMPIRISCHE DATENERHEBUNG 100
7. Methodisches Vorgehen 100
7.1 Verknüpfung der Zugänge – Triangulation 100
7.2 Gütekriterien 102
8. Gesprächsdaten 104
8.1 Ethnografische Informationen 106
8.2 Zur Wahl der Videokonferenzen 106
8.3 Konstellation der Meetingteilnehmenden und Varietätenwahl 108
8.4 Das Gesprächsdatenkorpus 111
8.5 Die untersuchten Personen 112
9. Interviews 113
9.1 Interviewformen 114
9.2 Zur Varietätenwahl im Interview 116
9.3 Erhebung von Spracheinstellungen 117
9.4 Interviewleitfaden 120
9.5 Dialekt-Verständnistest 122
9.6 Die Gewährspersonen 124
9.6.1 Soziobiografische Daten 125
9.6.2 Sprachbiografische Daten 127
9.7 Durchführung der Interviews 128
10. Qualitative Analyse der Onlinemeetings 130
10.1 Auswahl, Aufbereitung und Transkription des Datenmaterials 130
10.2 Gesprächsanalyse 131
10.2.1 Gesprächseinheiten 133
10.2.2 Terminologisches 135
10.2.3 Reparaturen 135
10.2.4 Unterscheidung der Varietäten 137

10.3 Vorgehen in der vorliegenden Untersuchung 139
11. Qualitative Analyse der Interviews 141
11.1 Inhaltsanalytische Interviewanalyse....141
11.2 Gesprächsanalytische Zugänge....145
11.3 Vorgehen in der vorliegenden Arbeit 147
ERGEBNISSE....150
12. Varietätenverwendung in den Onlinemeetings....150
12.1 Varietätenverwendung nach Meetingtyp....150
12.1.1 Meetingtyp a) Shopfloor- bzw. Standup-Meeting – Teamleiter-Austausch....151
12.1.2 Meetingtyp b) Procurement Meeting....182
12.1.3 Meetingtyp c) Workshop....203
12.1.4 Meetingtyp d) Allocation Update....204
12.1.5 Meetingtyp e) Teammeeting....206
12.2 Interindividuelle Faktoren der Varietätenwahl in den Onlinemeetings....211
12.2.1 Adressat:in 211
12.2.2 Konstellation 212
12.2.3 Sprachliche Handlung....213
12.2.4 Thema....213
12.2.5 Gleichzeitig ausgeführte Handlung....214
12.3 Individuelle Varietätenwahl in den Onlinemeetings....215
12.3.1 Schweizer Teilnehmer:innen 215
12.3.2 Deutsche Teilnehmer:innen....217
12.4 Zusammenschau Gesprächsdaten....218
13. Ergebnisse aus der Inhaltsanalyse 219
13.1 Varietätenverwendung 219
13.2 Varietätenwechsel 220
13.3 Deutsche und Schweizerdeutsch....222
13.4 Schweizer:innen und Standarddeutsch 227
13.5 Varietäten....231
13.6 Deutsche und Schweizer:innen....237
13.7 Zusammenschau Inhaltsanalyse 245
13.8 Themen- vs. fallorientierte Betrachtung....248
14. Ergebnisse aus der gesprächsanalytischen Betrachtung....249
14.1 Individuenzentrierte Betrachtung: die Schweizer Gewährspersonen 249
14.1.1 RH....249
14.1.2 RB 254
14.1.3 TA 258

14.1.4 TZM 262
14.1.5 MR 267
14.1.6 BN 270
14.1.7 DF 275
14.1.8 SJ 279
14.1.9 MK 282
14.1.10 RS 286
14.1.11 Identitätskonstruktionen der Schweizer:innen 290
14.2 Individuenzentrierte Betrachtung: die deutschen Gewährspersonen 293
14.2.1 AS 293
14.2.2 SW 298
14.2.3 JP 304
14.2.4 RE 309
14.2.5 VB 314
14.2.6 MS 320
14.2.7 MKo 325
14.2.8 Identitätskonstruktionen der Deutschen 330
14.3 Zusammenschau der gesprächsanalytischen Betrachtung 332
15. Typen der Varietätenverwendung 333
15.1 Vergleichsdimensionen und Typenbildung bei den Deutschschweizer:innen 335
15.2 Charakterisierung der Schweizer Typen 337
15.2.1 ‹Die Akkommodierfreudigen› 337
15.2.2 Die ‹Mundartsprecher:innen› 338
15.3 Vergleichsdimensionen und Typenbildung bei den Deutschen 340
15.4 Charakterisierung der deutschen Typen 341
15.4.1 Die ‹Neusprecher:innen› 341
15.4.1 Die ‹Kosmopolit:innen› 341
15.4.2 Die ‹Dialektbewahrer:innen› 342
SCHLUSSBETRACHTUNG 344
16. Fazit und Ausblick 344
17. Literatur 352
18. Anhang 378
18.1 Abbildungsverzeichnis 378
18.2 Tabellenverzeichnis 378
18.3 Abkürzungsverzeichnis 379
18.4 Auszeichnungen und Sonderzeichen 380
18.5 Vorbemerkung zur Transkriptionskonvention 380

EINLEITENDE BEMERKUNGEN

1. Hinführung

1.1 Einleitung

(7.0) aso ich ha AU scho ussagene ghört- | (1.5) jetzt hemmer nur no di DÜÜTsche im huus; (GWP SJ)

Die deutschsprachige Schweiz verzeichnete in den letzten Jahrzehnten einen markanten Anstieg der Zuwanderung aus Deutschland. Heute bilden Deutsche nach den Italiener:innen die grösste ausländische Bevölkerungsgruppe in der Schweiz (vgl. Bundesamt für Statistik 2023a). Im Schweizer Alltag stellt sich durch den häufigen Kontakt von Deutschen und Deutschschweizer:innen im Gespräch vermehrt die Frage der Varietätenwahl – Dialekt oder Standardsprache – und damit verbunden auch jene nach dem Status und den Bewertungen der verschiedenen Varietäten.

Mit der Perspektive bundesdeutscher Personen in der Schweiz hat sich Werner Koller bereits 1992 in Zusammenarbeit mit Heinrich Hänger unter dem Titel «Deutsche in der Deutschschweiz» auseinandergesetzt (vgl. Koller 1992). Durch ausführliche Interviewarbeit mit 100 deutschen Gewährspersonen konnte Koller eine Vielzahl von Aspekten des Lebens in der Deutschschweiz und des Umgangs mit Deutschschweizer:innen beleuchten. Seine zentralen Erkenntnisse im Jahr 1992 können folgendermassen zusammengefasst werden: Erstens stellt er eine grosse Unsicherheit seitens der Deutschen bezüglich ihrer Sprache fest. Das Bewusstsein, in der Deutschschweiz sprachlich jederzeit als Deutsche:r aufzufallen, empfinden viele Gewährspersonen als belastend. Gleichzeitig konstatiert Koller eine ambivalente Haltung seitens der Deutschschweizer:innen gegenüber der Standardsprache (vgl. Kapitel 3.3). Diese stehe oft in Zusammenhang mit einer generellen oder tendenziellen Ablehnung der Deutschen, welche diese sehr wohl zu spüren bekämen und der sie sich auch bewusst seien (vgl. Koller 1992: 306). Schliesslich kommt in den Aussagen der Befragten zum Ausdruck, dass die Wahl der Varietät[1] im Umgang von Deutschen und Deutschschweizer:innen miteinander immer von grosser identitätsstiftender Bedeutung ist, die Wahl der Varietät also zum Ausdruck von Identität wird (vgl. ebd.: 221).

Seit Kollers Untersuchung sowie der Arbeit von Werlen (1998a), die sich mit dem Kontakt «von Menschen, die eine der regionalen Varietäten des Deutschen als Muttersprache sprechen und die innerhalb des Südwestens des deutschsprachigen Raumes ‹migrieren› […]» befasste, wurde das Thema ‹Deutsche in der Deutschschweiz› hauptsächlich mit Fokus auf die wirtschaftlichen Aspekte dieser spezifischen Zuwanderung erforscht, wie beispielsweise von Müller-Jentsch (2008). Aktuelle Arbeiten zur spezifischen Frage, wie Deutsche in der Deutschschweiz mit der Sprachsituation umgehen und welches sprachliche Verhalten sie seitens der

[1] Der Begriff ‹Varietät› umfasst in der vorliegenden Untersuchung sowohl im plurizentrischen bzw. pluriarealen (vgl. Elspass et al. 2017) Sinne verschiedene Varianten der Standardsprache als auch die deutschen Dialekte. Im Dienst der Ökonomie und der Klarheit wird jedoch in einer allgemeinen Betrachtung der Varietätenverwendung von Schweizerdeutsch und Standarddeutsch gesprochen, wobei auf die unterschiedlichen Ausprägungen und Färbungen in den jeweiligen Idiolekten nur dann eingegangen wird, wenn es für die betreffende (Teil-)Fragestellung relevant ist.

Deutschschweizer:innen erleben, fehlen. Das Thema des Varietätenkontakts ist jedoch von Relevanz, da Gespräche in Konstellationen mit Dialektsprecher:innen und Sprecher:innen, die nicht oder nicht authentisch Schweizerdeutsch sprechen, in der Deutschschweiz zunehmend zum Alltag gehören (vgl. Christen et al. 2010: 16). Die vorliegende Untersuchung setzt im betrieblichen Umfeld an, wo ein relevanter Teil des Kontakts zwischen Zugezogenen und Ansässigen stattfindet. Am Beispiel eines Grossbetriebes in der Deutschschweiz werden der Umgang mit den verschiedenen Varietäten in alltäglichen Kontaktsituationen und die sprachliche Sozialisation zugezogener Deutscher am Arbeitsplatz untersucht.

1.2 Forschungsfragen und Zielsetzung

Ziel der Untersuchung ist, den Umgang mit den Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch innerhalb einer autochthon-allochthon gemischten ‹Community of Practice› (vgl. Lave/Wenger 1991)[2] in ihrem betrieblichen Alltag zu beschreiben. Dabei interessiert sowohl die Varietätenverwendung der Sprecher:innen als auch deren sprachliche Identifikation in Bezug auf diese Varietäten. Damit verknüpft die vorliegende Arbeit interaktions- und kontaktlinguistische mit varietätenlinguistischen Erkenntnisinteressen. Das Forschungsinteresse kann in den folgenden Forschungsfragen spezifiziert werden:

1. *Wie werden die Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch im betrieblichen Alltag einer autochthon-allochthon gemischten ‹Community of Practice› verwendet?*

Zunächst soll untersucht werden, wann, wie und von wem die jeweiligen Varietäten in den ausgewählten Gesprächen verwendet werden, wie sich die Verteilung der Varietäten innerhalb des Gesprächs sowie der ‹Community of Practice› gestaltet; denn die Varietätenwahl innerhalb autochthon-allochthoner Gruppen ist in der Deutschschweiz nicht a priori geregelt:

> In einer solchen Konstellation müssen die autochthonen Sprecher/innen entscheiden, welche Varietät im entsprechenden Kontext die besser geeignete ist. Hier sind zwei Hauptfaktoren entscheidend: die Verständigungssicherung und die *face-work,* wobei auch Fragen der Zugehörigkeit von Bedeutung sind. (Petkova 2016b: 319)

Im Spannungsfeld der unterschiedlichen Bedürfnisse, in dem sich die Varietätenwahl abspielt, ergeben sich Momente des Varietätenwechsels. Es wird daher auch danach gefragt, inwiefern zwischen den beiden Varietäten gewechselt wird, ob sich eine Funktionalität solcher Wechsel bzw. der Varietätenverwendung insgesamt erkennen lässt.

2. *Wie äussern und ‹positionieren› sich die Mitglieder dieser ‹Community of Practice› bezüglich der Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch?*

Wie die deutschen und die Deutschschweizer Sprecher:innen mit den Varietäten umgehen, ist nicht nur auf objektsprachlicher Ebene von Interesse, sondern auch auf subjektiver, wie sie in Form von Äusserungen der Sprecher:innen über die Varietäten sowie Bewertungen derselben fassbar wird. Insbesondere soll herausgearbeitet werden, welche Rolle die Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch für die sprachliche Identifikation der Sprecher:innen (vgl. Scharioth 2015) spielen. Im Zusammenhang mit dem Migrationshintergrund der Zugezogenen stellt sich

[2] Zum Begriff der ‹Community of Practice› vgl. Kapitel 4.3.

diesbezüglich weiter auch die Frage, ob und wie die schweizerdeutsche Dialektvarietät für die Integration und Zugehörigkeit von Deutschen in der Deutschschweiz relevant ist.

3. *Inwiefern fungiert die Varietät Schweizerdeutsch als Integrationsfaktor für die zugezogenen Deutschen?*

Da sowohl Deutsche als auch Deutschschweizer:innen in die Untersuchung einbezogen sind, können einerseits Erwartungen aufseiten der Aufnahmegesellschaft erhoben werden, was den Umgang der Zuzüger:innen mit der schweizerdeutschen Dialektvarietät angeht, gleichzeitig jedoch auch die diesbezüglichen Vorstellungen und Überzeugungen aufseiten der Zuzüger:innen. Dies ist ein Bereich, der aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden soll, innerhalb einer Untersuchung, die sich als Ganzes dem multiperspektivischen Ansatz verschreibt. Dieser erfolgt mit der Verknüpfung von sowohl Fragen zu Sprachverwendung als auch zu Spracheinstellungen und damit der Kombination von objektiven, von aussen neutral beobachtbaren, sowie subjektiven, d. h. nach individuellem Glauben und Empfinden geäusserten, Sprachdaten. Eine solche Verknüpfung verschiedener Datentypen lässt sich gemäss Spiekermann (2021: 34) in jüngeren Studien als ein grundlegendes Forschungsparadigma der «Neuen Dialektologie» finden. In der vorliegenden Arbeit werden überdies verschiedene methodische Zugänge kombiniert, um der Multiperspektivität auch innerhalb eines Datentyps gerecht zu werden (vgl. Kapitel 7.1).

1.3 Gliederung der Arbeit

Im vorliegenden ersten Teil wurde das Forschungsinteresse vorgestellt und der Untersuchungsrahmen wurde umrissen. Im zweiten Teil erfolgt die Einbettung in den theoretischen Kontext, in dem die empirische Untersuchung angesiedelt ist, und ein Überblick über die verschiedenen Forschungsbereiche, an deren Schnittmenge die vorliegende Arbeit ansetzt. Kapitel 2 gibt zunächst einen Einblick in bisherige Forschung zum Themenkomplex ‹Migration und Sprache› mit Fokus auf die Deutschschweiz bzw. die deutschen Zuzüger:innen, bevor in Kapitel 3 die unterschiedlichen Sprachsituationen in der Deutschschweiz und in Deutschland beschrieben werden, vor deren Hintergrund der Untersuchungsgegenstand des Varietätenkontakts sich abspielt. Der engere Kontext, in dem die untersuchten Gespräche stattfinden, wird in Kapitel 4 umrissen, in dem es um Kommunikation am Arbeitsplatz und zentrale Erkenntnisse dazu geht. In Kapitel 5 werden verschiedene Theorien und Konzepte der Sprachkontakt- und Akkommodationsforschung, die für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind, besprochen und die hier verwendete diesbezügliche Terminologie wird festgelegt. Kapitel 6 befasst sich mit Disziplinen, Konzepten und Methoden, die zur Erforschung metasprachlicher Daten genutzt werden, und umreisst sowie definiert zentrale Konzeptualisierungen von Wissensbeständen. Der dritte Teil legt anschliessend dar, wie die Daten für die empirische Studie erhoben, aufbereitet und ausgewertet wurden. Dabei werden die beiden Korpora der Untersuchung mit den jeweils verwendeten Methoden in den Kapiteln 7 bis 11 jeweils einzeln präsentiert. Der vierte und letzte Teil der Arbeit enthält die Ergebnisse der Untersuchung sowie deren Diskussion. Dabei werden zuerst in Kapitel 12 die Ergebnisse der Gesprächsanalyse zur Varietätenverwendung in den untersuchten Meetings anhand von Beispielen aus den Transkripten präsentiert sowie die zentralen Faktoren der Varietätenverwendung, wie sie in der Analyse herausgearbeitet wurden, vorgestellt und diskutiert. Anschliessend erfolgt in Kapitel 13 eine Übersicht der inhaltsanalytischen Bearbeitung der Interviewdaten und damit eine Übersicht über die in der untersuchten Gruppe geäusserten Meinungen und Konzepte. Nach dieser interindividuellen Besprechung der

Interviewdaten folgt eine individuenzentrierte Analyse in Kapitel 14. In 17 Unterkapiteln wird jede befragte Gewährsperson anhand ausgewählter Beispiele aus dem Interview vorgestellt und in Bezug auf ihre Varietätenverwendung sowie ihre Äusserungen zu den Varietäten charakterisiert. Aus diesen Einzelporträts der Individuen werden in Kapitel 15 Typen der Varietätenverwendung gebildet, die anschliessend charakterisiert werden. Den Abschluss in Kapitel 16 bilden eine Zusammenschau der verschiedenen Ergebnisse sowie ein Ausblick.

THEORETISCHE GRUNDLAGEN

2. Migration und Sprache

Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit bewegt sich im Spannungsfeld des Themengebiets Migration und Sprache. Die Sprachwissenschaft befasst sich mit dem Thema Migration vor allem im Zusammenhang mit Mehrsprachigkeitsforschung (vgl. u. a. Erfurt 2008, Busch 2021)[3] oder mit verschiedenen Fragen betreffend die interkulturelle Kommunikation (z. B. Kotthoff/Spencer-Oatey 2009, Rehbein 2007) bzw. die kritische interkulturelle Kommunikation (z. B. Nakayama 2011). Auf das deutschsprachige Gebiet bezogen stehen dabei die Einwanderung anderssprachiger Personen in deutschsprachige Gebiete und die dazugehörigen Themen wie Deutsch als Zweit- bzw. Fremdsprache im Zentrum des Interesses (Roche/Terrasi-Haufe 2018, Wegener 1998, Haberzettl 2005, Chilla/Haberzettl 2014, Gohard-Radenkovic 2011, Studer/Schneider 2004, Berthele/Lambelet 2018); fokussiert wird oft die subjektive Perspektive auf die migrationsbedingte Mehrsprachigkeit. Die Forschung bewegt sich an der Schnittstelle von linguistischen und bildungswissenschaftlichen Fragestellungen und fokussiert häufig den Schulunterricht und den durch die Fremdsprachigkeit geprägten Lernerfolg der Kinder mit Migrationshintergrund (vgl. Eckhardt 2008, Schlaak/Thiele 2017, Gröpel 1999). Die vorliegende Untersuchung hingegen fokussiert Sprach- bzw. Varietätenkontaktphänomene zwischen Zugezogenen und autochthonen Ansässigen.

2.1 Sprache von Zugezogenen

Sprachkontaktphänomene zwischen Einwanderersprachen und Deutsch wurden beispielsweise von Dirim/Auer (2004) am Beispiel der Kombination Türkisch/Deutsch und Franceschini (2012) für Italienisch/Deutsch untersucht. Mit der Deutschschweizer Sprachsituation und ihrem Einfluss auf die Sprachentwicklung Zugezogener beschäftigen sich die Untersuchungen von Tufekovic (2008) oder Ender et al. (2013). Der besonderen Situation der Migration zwischen den verschiedenen Sprachgebieten der Schweiz befasst sich der Band von Lüdi/Py (1994).

Den Kontakt verschiedener Varietäten derselben Sprache untersuchten Großkopf/Barden (1998) an einer anderen Form der Binnenmigration, nämlich jener von Übersiedler:innen aus Sachsen in den Westen Deutschlands. Im Zentrum des Interesses stand deren sprachliche Akkommodation sowie soziale Integration.

Für Migrant:innen gibt es gemäss Pietro (1994: 177) am Ankunftsort vier Verhaltensmöglichkeiten: Marginalisierung (minimale soziale Kontakte), Segregation (eine «koloniale» Lebensweise), Integration (die Migrant:innen gingen eine Verbindung mit den Ortsansässigen ein), Assimilation (die Migrant:innen würden «unsichtbar»). Das jeweilige Verhalten der Zugezogenen wird laut Großkopf/Barden (1998: 184) massgeblich durch zwei Faktoren beeinflusst: die Zufriedenheit mit bestehenden Kontakten am Aufnahmeort, wozu auch die Vertrautheit mit kulturellen Normen und Werten gehöre, sowie die Einstellungen der Individuen – sowohl gegenüber den verschiedenen Varietäten als auch gegenüber dem kulturellen und sozialen Umfeld am

[3] Für eine sehr umfassende Betrachtung des Themenkomplexes ‹Migration und Sprache› vgl. Maas (2008) oder Krefeld (2004).

Aufnahmeort (ebd.: 245). Bei der Zuwanderung von Deutschen in die Deutschschweiz, um die es in der vorliegenden Arbeit geht, handelt es sich wie bei der Untersuchung von Großkopf/Barden (1998) nicht um deutlich voneinander abgrenzbare Sprachen, wie sie in der Migrationslinguistik (vgl. Krefeld 2004) üblicherweise thematisiert werden, sondern um einen innersprachlichen Sprachkontakt (vgl. Werlen 1998a: 42). Diese besondere Art von Migration, deren Definition laut Siebenhaar (2012: 152) begrifflich problematisch ist, wird im Folgenden genauer beschrieben.

2.2 Deutsche in der Deutschschweiz – ein Sonderfall

> Deutsche in der Deutschschweiz kennen kein (organisiertes) Gemeinschaftsleben mit gemeinsamen Gruppenaktivitäten, die u. a. den Zweck hätten, ihnen die Möglichkeiten zu geben, ihre Muttersprache zu gebrauchen und zu pflegen. Sie treten in der schweizerischen Umgebung nicht als (mehr oder weniger) geschlossene Gruppe mit Gruppeninteressen und -forderungen in Erscheinung. Sie wehren sich ganz im Gegenteil dagegen, mit «den Deutschen», wie sie von vielen Schweizern gesehen und erlebt werden, identifiziert zu werden – mit «den Deutschen», auf die sich die breite Palette von (Vor-)Urteilen bezieht, […]. (Koller 1992: 306)

Im weiten Themenfeld der Zuwanderung in die Schweiz stellt jene aus Deutschland einen Sonderfall dar. Während sprachliche Hindernisse für ausländische Zuzüger:innen, die mit der deutschen Sprache unvertraut sind, den Austausch mit Einheimischen nachvollziehbarerweise erschweren oder gar verunmöglichen, ist die Situation von Deutschen, die in die Schweiz ziehen, eine andere, wie auch Siebenhaar (2012: 152f.) ausführt. So gleiche diese Art der Migration in vielen Punkten der sogenannten Binnenmigration, zumindest was die Idee der gemeinsamen deutschen Sprache als Ausgangs- und Endpunkt der Migration angehe.[4]

Koller (1992: 16) stellt bereits vor knapp 30 Jahren fest, es handle sich bei den Deutschen um eine besondere – da sprachlich und sozial privilegierte – Kategorie von Zugewanderten.[5] Gleichzeitig verweist auch er – genauso wie auch Siebenhaar/Wyler (1997: 15) – auf das seit jeher ambivalente Verhältnis von Deutschschweizer:innen und ihren bundesdeutschen Nachbarn, das beispielsweise in Urner (1976) oder Kutter (1995) thematisiert wird.[6] Stellte Ris (1990: 46) noch fest, dass Schweizer:innen sich im Alltag nicht stark nach Deutschland ausrichten würden und der nördliche Nachbar eine kleine Anziehungskraft, beispielsweise als Ferienland, ausübe,[7] zählt

---

4 Die Frage, um welche Art Migration es sich im betreffenden Fall handelt, wird in den Kapiteln 3.5 sowie 6.2.1 ausführlicher besprochen.

5 Bei zahlreichen in der Schweiz arbeitenden Deutschen handelt es sich genau genommen um Expatriates oder kurz Expats nach der Beschreibung von Moosmüller (2007: 480), die erstens nicht wie Zugewanderte dauerhaft im Residenzland bleiben und sich allenfalls einbürgern lassen und zweitens karrierebedingt und nicht aus existenziellen Gründen ins Ausland – in diesem Fall die Schweiz – gezogen sind. Oft lässt sich die Zugehörigkeit zur einen oder anderen Gruppe nur im Rückblick eruieren: Gewisse bleiben schliesslich länger als geplant in der Schweiz, z. B. aufgrund privater Beziehungen, andere ziehen trotz anfänglicher Auswanderungsabsichten wieder zurück nach Deutschland. Für die in diesem Rahmen fokussierten Deutschen gilt jedoch – zumindest zum Zeitpunkt der Erhebung – der Status der Zugewanderten.

6 Die Konzepte der Nationalitäten und der jeweiligen nach Nationalität gebildeten Gruppen werden hier verwendet, weil sie dem alltagsweltlichen Verständnis entsprechen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie unhinterfragt übernommen und proklamiert werden; vielmehr sollen die Konzeptualisierungen und die damit einhergehenden mentalen Repräsentationen in dieser Arbeit thematisiert werden.

7 Vgl. auch Ammon (1995: 312), der umgekehrt in der Beliebtheit der Schweiz als Tourismusort und der zahlreich anreisenden deutschen Tourist:innen einen Ursprung der Abneigung vieler Schweizer:innen gegenüber den Nachbarn sieht.

Deutschland heute nicht nur zu den beliebtesten Ferienzielen der Schweizer:innen,[8] es haben sich auch – und vor allem – die Kontakte von Schweizer:innen und Deutschen am Arbeitsplatz aufgrund der starken Zuwanderung in den letzten Jahrzehnten vervielfacht. Die vermehrte Präsenz von deutschen Personen in der Schweiz blieb nicht unkommentiert. Auseinandersetzungen mit der Thematik in Form von Essaybänden und Ratgebern tragen vielsagende Titel wie «Kuhschweizer und Sauschwaben» (Altwegg/Nico 2003), «Der feine Unterschied» (Reihl 2009) oder «Grüezi Gummihälse. Warum die Deutschen uns manchmal auf die Nerven gehen» (Ziauddin 2010).

Ein in diesen nichtwissenschaftlichen Auseinandersetzungen oft zitiertes Beispiel von problematischem (Sprach-)Kontakt zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen bezieht sich auf die unterschiedlichen Vorstellungen von Höflichkeit. Gewisse, als typisch Deutsch geltende Phrasen wie «Ich kriege eine Brezel» an der Bäckereitheke würden für Unmut in der Schweizer Bevölkerung sorgen. Inwiefern diese Einschätzung in der Schweizer Bevölkerung tatsächlich vorherrscht, belegen Luginbühl/Locher (2019) anhand von Onlinekommentaren. Der Vergleich von Hentschel (2015) zeigt, dass die Wahrnehmung solcher stereotypischen Wendungen nicht zwingend mit der tatsächlichen Sprachverwendung übereinstimmt.[9] Trotzdem halten sich solche stereotypen Einschätzungen stabil: Ackermann (2021: 296) stellt anhand einer Fragebogenerhebung fest, «dass aus interkultureller Sicht ein hohes Bewusstsein für nationenspezifische Unterschiede in den kommunikativen Routinen zwischen der Deutschschweiz und Deutschland existiert». Im öffentlichen Diskurs wäre dabei ein häufig anzutreffendes Stereotyp, dass Deutsche viel direkter seien als Schweizer:innen. Gemäss Luginbühl/Locher (2019: 270) konstruieren die Deutschschweizer:innen im Diskurs eine typisch schweizerische Höflichkeit[10] analog zu einem homogenen schweizerdeutschen Dialekt, bei dem über die tatsächliche interne Heterogenität ebenfalls hinweggesehen wird. Auf die sprachlichen Aspekte des deutsch-deutschschweizerischen Kontakts wird in Kapitel 3.5 weiter eingegangen.

Im Zusammenhang mit der Beliebtheit verschiedener Nationalitäten und der Integration[11] unterschiedlicher Migrantengruppen wird auch von «kultureller Distanz» gesprochen (vgl. u. a. Kleiner 2015), was auf vermeintliche Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der Gast- und der Migrationskultur[12] rekurriert. Dabei liegt die Folgerung nahe, dass Integration im Gastland

---

8 Im Jahr 2022 rangierte Deutschland hinter Italien auf Platz 2 der meistbesuchten Feriendestinationen ausserhalb der Schweiz (vgl. Bundesamt für Statistik 2023b).

9 Die besagte Aufforderungsformulierung wurde in Hentschels Untersuchung von Deutschen nicht häufiger verwendet als das in der Schweiz als typisch geltende «Ich hätte gerne» (Hentschel 2015: 42) und auch Ackermanns (2021) Analyse von Realisierungsstrategien von Aufforderungen ergab, dass diese in der deutschsprachigen Schweiz im Vergleich zu Deutschland zwar weniger explizit ausfallen würden, dass eine Unterscheidung nach Nation jedoch zu generalisierend sei, da sich der westoberdeutsche Raum kaum vom alemannischen Gebiet auf Schweizer Seite unterscheide. Es finde Enregisterment «im Sinne einer als ideologisch konstruierten ‹Schweizer Höflichkeit› [statt]» (ebd.: 296f.).

10 Diese werde oft in Zusammenhang mit der Ideologie der typisch schweizerischen Konsenspolitik gestellt, und Schweizer:innen würden demnach oft als konfliktvermeidend charakterisiert (vgl. Luginbühl/Locher 2019: 254).

11 Zur begrifflichen Unterscheidung von Integration, Akkulturation, Enkulturation sowie Assimilation vgl. Werlen (1998a: 71f.).

12 Eine Abhandlung der äussert komplexen und vielschichtigen Frage danach, was mit dem Begriff ‹Kultur› genau umschrieben werden kann, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, weshalb an dieser Stelle auf beispielsweise Straub (2007) verwiesen wird.

mit steigender «kultureller Nähe» einfacher erfolgt. Nun entspricht gemäss einschlägiger Forschung diese kulturelle Nähe bzw. Distanz nicht zwingend geografischer Nähe/Distanz. Die World Values Survey (vgl. EVS/WVS 2022) ist ein anhaltendes akademisches Projekt von Sozialforschenden, um den Status von soziokulturellen, moralischen, religiösen und politischen Werten verschiedener Kulturen der Welt durch eine umfangreiche und weiträumige Umfrage zu ermitteln. Auf Basis der erhobenen Daten, die jeweils die Einheit der Nation als Richtgrösse haben, können Länder miteinander verglichen werden, was für die Daten aus den Jahren 2005–2014 von Forschenden verschiedener Hochschulen getan wurde.[13] Dabei zeigte sich für die Schweiz, dass die grossen Nachbarländer nicht jene sind, die der Schweiz auch kulturell am nächsten stehen. Am ähnlichsten sind laut dieser Auswertung den Schweizer:innen vielmehr die Finn:innen mit 0,029 Punkten, gefolgt von den Kanadier:innen und den Australier:innen. Die für die vorliegende Untersuchung relevante Distanz zwischen Schweizer:innen und Deutschen liegt gemäss den Daten bei 0,051. Die Distanz ist damit deutlich grösser als zu den Finn:innen, aber im Vergleich zu Ländern wie Russland, China oder der Türkei mit Werten von je rund 0,2 scheint doch noch eine relevante Ähnlichkeit zwischen den Menschen in der Schweiz und Deutschland zu bestehen.[14]

Werlen (1998a: 73f.) spricht von zwei Perspektiven, die Einheimische auf Zugezogene werfen würden: Zugezogene als «fremde Fremde» und als «eigene Fremde». Dabei müssten «fremde Fremde» als Zugehörige zu einer Aussengruppe erst die Legitimität ihrer Ansprüche beweisen, während «fremde Fremde», die «nützliche Fremde» seien – beispielsweise Spitzensportler:innen oder Spitzenkräfte in der Wirtschaft, zu denen zahlreiche der deutschen Zuzüger:innen gezählt werden können – Eingesessene zu Identitätsverschiebungen bringen würden. Nützliche Fremde würden zu zugehörigen Leuten, «eigene Fremde» würden als Mitglieder der In-Group betrachtet und deren Ansprüche (eher) gerechtfertigt.

In Bezug auf das Verhältnis von Deutschen und (Deutsch-)Schweizer:innen muss jedoch die folgende, paradox anmutende Situation festgestellt werden:

> It will appear, unsurprisingly, that attitudes towards people from West European countries are much more positive than those towards people from other regions. Among the West Europeans, however, Germans have by far the most negative image. (Helbling 2010: 12)[15]

Und Koller erklärt dazu:

> Die sozialen und sprachlichen Unterschiede brauchen nicht besonders groß zu sein, damit jemand in der Deutschschweiz als Fremder (Ausländer) erscheint und von den Deutschschweizern als Fremder behandelt wird. Und so paradox es klingen mag: Gerade, weil man davon ausgeht, daß die Ähnlichkeiten größer als die Unterschiede sind, werden erwartete und mehr noch natürlich unerwartete Unterschiede umso bewußter und akzentuierter wahrgenommen. (Koller 1992: 17f.)

Ratgeber wie jener von Reihl (2009: 21) vermitteln eine sehr eindeutige «Aversion der Schweizer» gegenüber den Deutschen, welche nicht auf Gegenseitigkeit beruhe, da die Deutschen die

---

13 Einsehbar unter culturaldistance.com.

14 Diese Daten wurden auch in einem Artikel der NZZ vom 22.01.2019 besprochen (vgl. Schöchli 2019).

15 Dies deckt sich mit den Resultaten aus der 35 Jahre zuvor durchgeführten Rekrutenbefragung, in der den Deutschen im Vergleich mit den Einwohner:innen der anderen Nachbarländer die höchsten Antipathie-Werte zukamen (vgl. Patthey 1994: 158f.).

Schweizer:innen umgekehrt «mögen und beneiden» würden. Dies mag sehr plakativ anmuten, entbehrt jedoch nicht jeglicher Grundlage, wie bereits Koller (1992: 306) oder Ammon (1995: 378) feststellten. Das vermeintlich Einende – neben kulturellen Gemeinsamkeiten sind dies ja gerade die sprachlichen – scheint im Gegenteil oft trennend zu wirken. Werlen (1998a) erklärt die Abneigung seitens der Deutschschweizer:innen mit unterschiedlichen Kommunikationskulturen (vgl. Kapitel 6.2.1). Ausserdem wird laut Siebenhaar/Wyler (1997: 15) in der Schweiz oft das «Zackig-Preußische hervorgehoben», womit die Schweizer:innen einerseits eine Ablehnung mit beispielsweise Personen aus Bayern teilen würden, und andererseits somit vermeintlich klare Unterschiede in der Mentalität (vgl. Koller 1992: 152f.) und der Sprache ausgemacht werden könnten[16] (vgl. Kapitel 6.2.2 zu Stereotypisierungen). Und so muss in Bezug auf die Zuzüger:innen aus Deutschland auch die Feststellung Tufekovics (2008: 86) relativiert werden, die am Beispiel der Familie einer österreichischen Chemikerin im Vergleich zum arbeitslosen serbischen Fliessbandarbeiter die unterschiedlichen Vorurteile exemplifiziert, denen sich die Zuzüger:innen aus verschiedenen Nationen und mit verschiedenen Bildungshintergründen in der Schweiz ausgesetzt sehen würden. Auch wenn der Grossteil der in den letzten Jahren aus Deutschland Zugewanderten zur vermeintlich ‹beliebten› Sorte der Migrant:innen (bildungsnah, gutverdienend, kulturell ähnlich geprägt) gehört, muss dies nicht zwingend zu einer positiven Aufnahme durch die Schweizer:innen führen.

In der Zeit seit den 1990er-Jahren hat die Zuwanderung aus Deutschland nun zusätzlich an Bedeutung und auch an Brisanz gewonnen. Denn sie hat sich in den letzten Jahrzehnten markant gesteigert, sodass die Schweiz nicht nur das beliebteste Auswandererland für Deutsche darstellt (Statistisches Bundesamt 2024), Deutsche bilden heute auch die grösste ausländische Bevölkerungsgruppe in der Schweiz,[17] was laut Imhof (2008: 165) auf einen Paradigmenwechsels der schweizerischen Immigrationspolitik in den 1990er-Jahren folgte. Qualifizierte Zuzüger:innen aus den EU/EFTA-Staaten sollten gegenüber Immigrierenden aus den übrigen Staaten bevorzugt werden. Ab 2004 sei die Rechtsstellung der Migrant:innen durch das Abkommen über die Personenfreizügigkeit im Rahmen der Bilateralen Verträge I seit 2002 zusätzlich verbessert worden, was diese Scherenbewegung noch weiter verstärkt habe. Das Ziel dieses Paradigmenwechsels wurde laut Imhof erreicht, indem ab 1997 zahlreiche hoch qualifizierte Zuzüger:innen aus Europa, insbesondere Nordeuropa und ganz konkret aus Deutschland in die Schweiz kamen. Die problematische Seite dieser Entwicklung beschreibt er folgendermassen:

> Nun ist aber die Einwanderung gut gebildeter und oft berufserfahrener Migranten aus dem angelsächsischen Raum, aus Deutschland, Österreich und Skandinavien keineswegs ein belangloses Thema. Wenn sich eine jahrzehntelange Unterschichtungsmigration in ihr Gegenteil kehrt, dann verliert nicht nur der Lifteffekt für ausgebildete Einheimische hinsichtlich Verantwortungspositionen und Berufsprestige an Bedeutung, sondern durch die Durchmischungsmigration werden ausgerechnet diejenigen konkurrenziert, die durch diesen Lifteffekt gewonnen haben. (Imhof, 2008: 170)

---

[16] Dieses Stereotyp über die Deutschen herrscht jedoch nicht nur in der Schweiz, sondern beispielsweise auch im Elsass vor, wie Pfeiffer/Auer (2019: 171) beschreiben.

[17] Das Bundesamt für Statistik verzeichnet für Ende 2022 knapp 316 000 in der Schweiz lebende Deutsche (vgl. Bundesamt für Statistik 2023a). Nachdem die Zuwanderung aus Deutschland einige Jahre eher im Abflauen begriffen war (vgl. Schweizer Radio und Fernsehen 2018), steigt die Zahl der Zuzüger:innen aktuell wieder an, wie der Artikel «Die Deutschen sind zurück» des Medienportals Blick.ch vom 22.12.2023 illustriert.

Diesem Überschichtungsphänomen durch die Zuwanderung von hochqualifizierten Arbeitskräften – für die Schweiz eine eher neue Erfahrung – schlägt sich einerseits in Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt nieder, wie dies auch Müller-Jentsch (2008), Löpfe/Vontobel (2011) oder Eser Davolio et al. (2012) beschreiben. Insbesondere die Besetzung der Führungsebenen durch Mitarbeitende aus dem Ausland sorgt für Irritation (vgl. Eser Davolio et al. 2012: 15). Laut Zürcher (2008: 13f.) ist dabei ein Unterschied zwischen privatwirtschaftlichen Unternehmen mit flacheren Hierarchien und Organisationen mit eher formalen Hierarchiesystemen wie Universitäten oder Kliniken zu beobachten. In den stärker meritokratischen und leistungsabhängigen Beförderungssystemen in der Privatwirtschaft sei die Problematik der ausländischen Zuzüger:innen, die lang gehegte Karrierepläne von Einheimischen durchkreuzen, weniger virulent.

Eine weitere Folge der neuen Zuwanderung (aus Deutschland) sind auch sprachliche Kontaktphänomene, was vermehrt Thema des medialen Diskurses wurde (vgl. Kübler 2006, Vonplon 2008, Fassbind 2011 oder Kuster/Tuchschmid 2017). Die Ängste vor Identitätsverlust, die mit diesem Sprachkontakt in der Schweiz zum Teil einhergehen, vergleicht Siebenhaar mit jenen, die die Immigration von Türk:innen in Deutschland ausgelöst habe und stellt fest:

> Eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Entwicklung steht noch aus; auf der Basis der emotional geführten Diskussion wird aber deutlich, dass in diesem Fall keine Binnenmigration vorliegt. Deutsche werden in der Schweiz klar als Fremde wahrgenommen, die dadurch, dass sie die größte Immigrationsgruppe darstellen, als bedrohlich erscheinen. (Siebenhaar 2012: 153)

Und für die Kommunikation mit Fremden «werden Regelungen bestimmend, die sich darauf beziehen, was Fremde tun müssen/tun dürfen/tun sollen» (Werlen 1998a: 9).

Laut Imhof (2008) wurde die problematische Zuwanderung Deutscher seitens der Medien in den Jahren 2006 bis 2008 jedoch mehrheitlich künstlich inszeniert. Er schreibt zur Problematisierung des Fremden in der öffentlichen politischen Kommunikation, dieses Phänomen lasse sich in allen Gesellschaften beobachten und sei konstitutiv für die Imagination von Gemeinschaft in der Gesellschaft, welche auf das Fremde, Nichtzugehörige angewiesen sei.

Das Fremde markiere dabei die Grenze des Zugehörigen, und aufgrund der kenntnisarmen Einfältigkeit der Stereotype des Fremden gegenüber der kenntnisreichen Komplexität des Nicht-Fremden wisse man, wer man ist, indem man wisse, wer man nicht ist (vgl. Imhof 2008: 179). Die Abgrenzung gegenüber dem Nachbarn Deutschland und eben auch gegenüber den Zuzüger:innen aus diesem Nachbarland kann also dazu beitragen, die eigene Identität klarer zu umreissen. Gerade am Beispiel der kleinen – reduziert auf den deutschsprachigen Teil noch etwas kleineren – Schweiz, die im Vergleich zum riesig erscheinenden Deutschland umso winziger wirkt, scheint ein gewisser Drang zur Selbstbehauptung bzw. -versicherung durchaus nachvollziehbar. Man teilt gemäss Rash (2002: 237) zwar eine Sprache, jedoch nicht die nationale und politische Identität (zum Begriff der Identität vgl. Kapitel 6.2).

Um die komplexe Gemengelage zu verstehen, die das Aufeinandertreffen von Deutschen und Deutschschweizer:innen darstellt, muss die sprachliche Situation der Schweiz bewusst gemacht werden, auf die Deutsche bei einem Zuzug treffen. Im folgenden Kapitel soll daher die Sprachsituation in der Deutschschweiz umrissen werden.

3. Deutsch in der Deutschschweiz und in Deutschland

Der fokussierte Kontakt der Varietäten spielt sich vor dem Hintergrund unterschiedlicher Sprachsituationen in Deutschland und der Deutschschweiz ab. Im Folgenden wird daher zunächst auf die Sprachsituation in der Deutschschweiz mit den beiden Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch[18] eingegangen, welche in der Forschungsliteratur aus verschiedenen Blickwinkeln ausgiebig behandelt wurde. In Kapitel 3.1 erfolgt eine Übersicht über die für die vorliegende Arbeit und deren Fragestellungen zentralen Zugänge, bevor in den Kapiteln 3.2 und 3.3 auf die relevanten Aspekte der beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch sowie deren Verwendung und Bedeutung im Deutschschweizer Alltag genauer eingegangen wird. Anschliessend werden in Kapitel 3.4 die Herkunftsregionen der deutschen Zuzüger:innen in einem kurzen Überblick sprachlich vorgestellt, bevor schliesslich in Kapitel 3.5 die Frage diskutiert wird, inwiefern die Varietät Schweizerdeutsch für deutsche Zuzüger:innen in die Deutschschweiz Relevanz besitzt.

3.1 Sprachsituation in der Deutschschweiz

Die Frage nach dem Nebeneinander und der Verteilung der beiden Varietäten SchweizerdeutschDialekt und Standarddeutsch wurde und wird oft diskutiert:[19] Der von Ferguson (1959) eingeführte Begriff der Diglossie beschreibt diese besondere Sprachsituation, bei der in einer Sprechgemeinschaft zwei linguistisch nahverwandte Varietäten je nach Gebrauchskontext zur Verfügung stehen und Verwendung finden.[20] Das Konzept wurde mehrfach spezifiziert, beispielsweise von Haas (2004), der es für die Deutschschweizer Situation in Zusammenhang mit Registervariation stellt, aber auch grundsätzlich infrage gestellt, z. B. von Ris (1990), der die strikt komplementäre Verwendung der Varietäten hinterfragt, oder Berthele (2004), der die Einschätzung des Standarddeutschen als Fremdsprache[21] vieler Deutschschweizer:innen stärker ins Zentrum rückt und für die Betrachtung der Situation als einen besonderen Fall der

---

18 Der Begriff ‹Schweizerdeutsch› wird als Sammelbegriff für die verschiedenen Deutschschweizer Dialekte verwendet, dies im Hinblick auf die Gegenüberstellung von Schweizer- und Standarddeutsch. Im Rahmen dieser Arbeit wird auch nicht detailliert auf die Problematik des Begriffs Standarddeutsch und die Frage eines Gebrauchsstandards eingegangen, vgl. hierzu z. B. Löffler (2005), Deppermann/Helmer (2013), Maitz/Elspaß (2013) oder Deppermann/Knöbl (2018) sowie Butterworth et al. (2018). Obwohl das Konzept Standarddeutsch in den Köpfen von Schweizer Lai:innen kein einheitliches ist, wie Christen et al. (2010: 15), Guntern (2012) sowie Guntern (2023) deutlich machen, ist es legitim, in der dichotomen Unterscheidung der beiden an der Schweizer Diglossie beteiligten Varietäten eine jeweilige Verallgemeinerung vorzunehmen, da diese im Kontext der Abgrenzung der einen Varietät von der jeweils anderen als konzeptuelle Gegensätze (vgl. Ruoss 2019: 1) der Wahrnehmung und Konzeption der Menschen entspricht. In diesem Alltagsverständnis wird von Schweizerdeutsch, Dialekt und Mundart bzw. Standarddeutsch und Hochdeutsch ohne Bedeutungsunterschied gesprochen. Die vorliegende Arbeit verwendet die beiden Begriffe ‹Schweizerdeutsch› und ‹Standarddeutsch›.

19 Nicht nur in der Forschung, sondern auch in der «öffentlichen Diskussion» (Gutzwiller1991: 47). Beiträge wie die von Roland Ris oder Walter Gut in Vouga (1990) oder die Tagung der Erziehungsdirektorenkonferenz im Jahr 1987 anlässlich des Vorstosses der Mundart in zahlreichen Bereichen des Lebens (vgl. Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren EDK, Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1988) sowie die Arbeit von Ruoss (2019) spiegeln dies wider. Weitere Beschreibungen der Deutschschweizer Sprachsituation finden sich beispielsweise in Christen (2001), Rash (2002), Haas (2004), Werlen (1998b) oder Ris (1979).

20 Zur Entstehung der diglossischen Situation und deren diachroner Entwicklung in der Deutschschweiz vgl. Schläpfer (1994) sowie Haas (1992), zur Verteilung der Sprachen (und Varietäten) in der Schweiz vgl. Kleiner/Knöbl , Rash (2015), (2002) oder Werlen (2004).

21 Der Frage, ob Standarddeutsch für Deutschschweizer:innen eine Fremdsprache ist, widmen sich auch die Beiträge von Hägi/Scharloth (2013) sowie Brommer (2014).

Zweisprachigkeit plädiert. Diesbezüglich soll aber auch auf Ris' Bemerkung verwiesen werden, dass ein für alle Deutschschweizer:innen verbindliches Sprachgefühl nicht existiere und es entsprechend anzunehmen sei, dass für bildungsnähere Personen oder solche, die in engerem Kontakt mit Deutschen oder Deutschland stehen, das Diglossiemodell durchaus Gültigkeit besitze (Ris, 1990: 43f.).[22] Vor allem bezüglich des besonders im Diglossiemodell zentralen Begriffs des Prestiges muss die Deutschschweizer Situation als besonders eingeschätzt werden. Laut Berthele (2004: 119) müssten dies gerade bundesdeutsche Personen in der Schweiz schmerzhaft erkennen. Während in Fergusons Paradigma die H-Varietät nötig sei, um sozial aufzusteigen, brauche es in der Schweiz für den sozialen Einstieg die L-Varietät, also das Schweizerdeutsche, das in der Deutschschweiz ohne Zweifel mehr als nur «covert prestige» besitze. Mit seiner grossen Heterogenität – den verschiedenen Mundarten[23] – vermittelt es eine schweizerische Identität (vgl. Schröter 2020, Werlen 2005). Ausführungen zum Thema Sprache und Identität finden sich in Kapitel 6.2.

Ein weiterer Hauptunterschied zu anderen deutschsprachigen Gebieten besteht im fehlenden Kontinuum[24] zwischen der Standardsprache und dem Dialekt in der Schweiz (Siebenhaar/Wyler 1997: 10, Christen et al. 2015: 379). Das klar abgetrennte Nebeneinander der beiden Varietäten (Basis-)Dialekt und der von Kehrein (2012: 339) als oberste Sprechlage des Regiolekts definierten Form des Standarddeutschen ohne fliessenden Übergang ist Bundesdeutschen meist fremd, da diese eine Umgangssprache als «Brücke zwischen Dialekt und Standardsprache» (Gutzwiller 1991: 74) kennen.[25] Dies, obwohl theoretisch Norddeutsche auf der einen Seite das Vorhandensein zweier klar getrennter Varietäten und das Code-Switching zwischen den beiden aus dem eigenen Sprachraum kennen und Süddeutsche andererseits mit der Verwendung des Dialekts in Alltagssituationen vertraut sein könnten (vgl. Christen et al. 2015: 379). Die Stabilität der Deutschschweizer Diglossie zeigt sich gemäss Schmidlin/Franceschini (2019: 1015) auf der kommunikativen Mikroebene in Interaktionsverläufen; aus Sicht der Sprecher:innen gebe es kein Kontinuum, sondern es komme zu einem «gefühlten» Code-Wechsel, «wenn es die Situation oder die Adressatenspezifik erfordern».

Wie unterschiedlich und auch im Wandel begriffen die sprachliche Situation in den verschiedenen Regionen Deutschlands ist, zeigen z. B. auch die Beiträge in Herrgen (2019) oder jener von Lenz (2008). Trotzdem werden bezüglich aktiver Verwendung und Bewertung der beiden Varietäten deutliche Unterschiede zwischen Deutschschweizer:innen und Bundesdeutschen konstatiert. So sei – wie beispielsweise Siebenhaar (1997: 11) es formuliert – die selbstverständliche Verwendung des Dialekts über alle Grenzen hinweg «Ausdruck einer demokratischen Tradition, welche die Schweiz von Ländern wie zum Beispiel Deutschland oder England unterscheidet, […]». Auch hat diese umfassende Verwendung des Dialekts laut Christen (2001: 122) «zur Folge,

---

[22] Die konkrete Unterscheidung zwischen Diglossie- und Bilingualitätssituation im Falle der Schweiz steht nicht im Zentrum dieser Arbeit, sodass auf eine erschöpfende Aufarbeitung der dazugehörigen Forschungsliteratur verzichtet und auf Werlen (2004), Christen (2005) sowie Hägi/Scharloth (2013) verwiesen wird.

[23] Zu den mehrheitlich bedeutungsgleich verwendeten Bezeichnungen ‹Dialekt› und ‹Mundart› vgl. Löffler (1980).

[24] Konkreter müsste es heissen: im heutigen fehlenden Kontinuum, da laut Siebenhaar/Wyler (1997: 13) bis ins 18. Jahrhundert durchaus Mischformen zwischen Dialekt und Hochsprache auftraten.

[25] Sehr ähnlich wie in Deutschland verhält sich die Situation in Österreich – mit Ausnahme der Region Vorarlberg – wie der Beitrag von Ender/Kaiser (2009) aufzeigt.

dass dieser einen maximalen Ausbaugrad erreicht hat und alle über uneingeschränkt alles im Dialekt sprechen können – und dies auch tun».[26]

Unterschiede politischer und historischer Natur zwischen der Deutschschweiz und anderen deutschsprachigen Regionen, namentlich der Bundesrepublik Deutschland, spiegeln sich demnach in der unterschiedlichen Verwendung der verschiedenen Varietäten sowie deren Ausgestaltung. Da in der vorliegenden Untersuchung die Sprachsituation in der Deutschschweiz im Zentrum steht, soll an dieser Stelle nicht weiter auf die sprachlichen Gegebenheiten in Deutschland eingegangen werden, sondern auf Kapitel 3.4 verwiesen werden, in dem die sprachlichen Hintergründe der an der Untersuchung beteiligten Deutschen erläutert werden.

In der Schweiz wurde der von Kolde (1981) geprägte Begriff der «medialen Diglossie» zeitweise relevant, den er mit der Begründung definierte, dass in den meisten Fällen das Medium die Wahl der Varietät bestimme. Durch das Aufkommen neuer Medien ist diese strikte Aufteilung jedoch nicht mehr in derselben Form haltbar, ist doch diesbezüglich heute die schriftliche Verwendung des Dialekts in den elektronischen Medien, in SMS oder E-Mails sowie in Kommentaren auf Social Media, gemäss Schröter (2020) äusserst verbreitet. Am Beispiel von Chatnachrichten wurde dieses Phänomen bereits vor rund 20 Jahren diskutiert (vgl. Christen 2004, Christen et al. 2005, Siebenhaar 2005). Heute haben Instant-Messaging-Dienste SMS und Chatkanäle fast gänzlich ersetzt; eine Form davon wurde mit einem Korpus aus WhatsApp-Nachrichten in den Fokus genommen (vgl. Ueberwasser/Stark 2017).

Schröter (2020: 225) bezeichnet die Auseinandersetzung mit dem geschriebenen Dialekt in dieser meist für private Zwecke genutzten Kommunikation als «vielleicht nicht die umfangreichste, aber die wichtigste Auseinandersetzung mit den Dialekten im neuen Jahrtausend, weil sie etwas grundsätzliches Neues betrifft». In den neuen Medien werde stärker so geschrieben, wie man spricht (ebd.); vor allem bei Jüngeren markiert die Verwendung der Standardsprache in diesen schriftlichen Kontexten Distanz (Dürscheid/Frick 2016: 16, Tufekovic 2008: 48), auch wenn sie durch das Medium in der diglossischen Situation theoretisch vorgegeben wäre. In der Schweiz wird gemäss Schröter (2020: 225f.) durch die Verwendung des eigenen Dialekts in der Schriftlichkeit eine Annäherung an die Mündlichkeit bewerkstelligt, die mit einem generellen internationalen Trend des informellen Sprachstils einhergehe. Siebenhaar (2005: 2) sieht die mediale Diglossie «im Pol der Nähe aufgelöst […]», während die Varietätenwahl auf dem Pol der Distanz nach wie vor durch das Medium geprägt sei und «nur durch institutionelle Vorgaben der gesprochenen Standardsprache durchbrochen» würde. Christen (2004: 82f.) spricht von einer besonderen Art der «Zweischriftigkeit mit einer normierten und einer nicht-normierten Schriftsprache». Der mit der Schriftlichkeit assoziierte Distanzcharakter könne dabei durch diese nicht normierte Schriftsprache gesenkt oder aufgehoben werden.

Zusammenfassend kann die Frage nach der aktuellen Verteilung der Varietäten in der Deutschschweiz folgendermassen beantwortet werden:

---

[26] Die Arbeit von Galliker (2014) zeigt exemplarisch die Offenheit und Anschlussfähigkeit des Schweizerdeutschen gegenüber sprachlichen Einflüssen und Neuerungen, von der gerade Jugendliche in kreativer Weise Gebrauch machen.

> Nicht mehr die gesprochenen ‹Mundarten› und die geschriebene ‹Schriftsprache› stehen sich heute in der Deutschschweiz gegenüber, sondern die Dialekte, die eher in privaten, informellen Situationen gebraucht werden (sofern die Adressatin oder der Adressat Schweizerdeutsch versteht), und die Hoch- oder Standardsprache, die eher in öffentlichen, offiziellen Situationen verwendet wird. Sowohl die Dialekte als auch die Hochsprache werden aber mündlich und schriftlich gebraucht. (Schröter 2020: 227).

In den letzten 30 Jahren hat in der Deutschschweiz der Anteil der Standardsprache gegenüber dem Dialekt zwar zugenommen, trotzdem ist Schweizerdeutsch zu Hause und mit Angehörigen nach wie vor dominant (Bundesamt für Statistik 2017).[27]

Von besonderem Interesse für die vorliegende Untersuchung ist das von Werlen (1994: 97) als «mentale Diglossie» bezeichnete bewusste Umschalten von Dialekt in die Standardsprache, abhängig von der Situation. Dieses hat mit den Verwendungsregeln zu tun, die für den mündlichen Gebrauch der beiden Varietäten in der deutschsprachigen Schweiz nach wie vor gelten: Gesprochene Standardsprache ist in der Regel auf speziell vorgegebene Situationen wie z. B. Schulunterricht und Predigten,[28] Nachrichtensendungen oder Debatten sowie Ansprachen im Parlament beschränkt. In allen anderen, nicht durch gesellschaftliche Konvention festgelegten Situationen, ist unter Deutschschweizer:innen der Dialekt vorgesehen. Eine Regelung fehlt jedoch in der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft[29] für die Varietätenwahl gegenüber allochthonen Sprecher:innen[30] ausserhalb von konventionalisierten «Standardsituationen» (Guntern 2010: 211). Sie hänge nicht von den diglossischen Regeln ab, sondern werde aufgrund verschiedener Grössen entschieden, die direkt an die allochthonen Sprecher:innen gebunden seien (weitere Ausführungen zu diesen Bedingungen in Kapitel 5). Diese adressateninduzierte Standardverwendung haben Christen et al. (2010) in realen Sprechsituationen anhand aufgezeichneter Polizeinotrufgespräche eingehend untersucht und festgestellt, dass eine grosse Flexibilität im Umgang mit den zur Verfügung stehenden Varietäten besteht (vgl. Kapitel 3.3). Bürkli (1999: 334f., hervorgehoben im Original) hebt die Bedeutung der Verstehenskompetenz für die Wahl der Varietät hervor: «Ausschlaggebend dafür, ob man ein ganzes Gespräch auf Hochdeutsch führt, ist nicht die Tatsache, dass das Gegenüber hochdeutsch spricht, sondern das aus der Erfahrung gewonnene *Wissen darüber, ob der Adressat bzw. die Adressatin den Dialekt versteht*.» Es werde dementsprechend bei Erstkontakten in der Regel in den Standard gewechselt, jedoch nicht im Gespräch mit bereits bekannten Personen, deren Dialektkompetenz gesichert sei. Mit besonderem Interesse sind daher jene Gespräche zu betrachten, in denen diese Regel nicht gilt und mit dialektkompetenten Allochthonen in der Standardvarietät gesprochen wird. Dabei gilt es, nach den Faktoren zu fragen, die diese Standardsprachverwendung aktivieren (vgl. Kapitel 5 sowie 12).

---

[27] In der letzten diesbezüglichen Befragung im Jahr 2010 gaben nur 1,6 % der Schweizer:innen an, lediglich Schweizerdeutsch zu sprechen, während 12 % nur Standarddeutsch und kein Schweizerdeutsch verwenden. Die Verwendung beider Varietäten ist mit 85 % nach wie vor der Regelfall (vgl. Bundesamt für Statistik 2017).

[28] Untersuchungen zu diesen beiden typischen Verwendungskontexten des Standards finden sich z. B. bei Kropf (1986) Steiner (2008) oder bei Oberholzer (2018).

[29] Zur Unschärfe des Begriffs Sprachgemeinschaft vgl. Werlen (1998a).

[30] Unter autochthon werden hier alle Sprecher:innen mit Schweizerdeutsch als L1 gefasst. Alle anderen Sprecher:innen gelten demnach als allochthon, auch wenn sie eine andere deutsche Varietät als L1 haben.

3.2 Schweizerdeutsch

Die vorwiegend hochalemannischen Dialekte, die auf dem Territorium der Schweiz im Alltag gesprochen werden (vgl. Glaser/Bart 2015: 89), werden landläufig unter den Begriffen Schweizerdeutsch oder Mundart zusammengefasst, auch wenn es ein einheitliches Schweizerdeutsch als geografisch klar bestimmbare Entität weder gab noch gibt (vgl. Graf 2014: 11). Mit einer möglichen Entwicklung in diese Richtung im Schweizerdeutschen, die Ausbildung einer überregionalen Mundart mit städtischen Zentren, beschäftigte sich Christen (1997). Im Kontakt verschiedener schweizerdeutscher Dialekte ist ein Ausweichen auf die Standardsprache keine Option, sondern jede:r spricht den eigenen Dialekt mit allfälligen dialektalen Anpassungen einzelner Sprecher:innen (vgl. Glaser/Bart 2015: 89). Anders gestaltet sich dies beim Aufeinandertreffen von Dialektsprecher:innen und Anderssprachigen, wozu in diesem Zusammenhang auch Bundesdeutsche gezählt werden (vgl. Christen et al. 2010). Trotz der nicht entstandenen einheitlichen Umgangssprache, die auf die gegenseitige Verständlichkeit unter Deutschschweizer:innen zurückzuführen ist, unterliegen auch die schweizerdeutschen Dialekte gewissen Wandeltendenzen. Dies aufgrund der heutigen Mobilität und dem daraus folgenden Kontakt mit verschiedenen Sprachen und Dialekten sowie der Verbreitung unterschiedlichster deutscher Dialekte, darunter auch bundesdeutsche und österreichische Regio- und Dialekte durch die Medien, wie z. B. Androutsopoulos/Ziegler 2019 beschreiben. Der Einfluss des Standarddeutschen auf Dialekte ist gemäss Siebenhaar/Wyler (1997: 31f.) vor allem auf lexikalischer Ebene gut beobachtbar, auf der das Schweizerdeutsche als Ausbaudialekt (vgl. Ammon 1995: 293)[31] Wörter problemlos in den Wortschatz aufnehmen und sie an die lautlichen Gepflogenheiten des Dialekts anpassen kann. Die Gemeinsamkeiten im Wortschatz nehmen in der Folge also zu, die lautlichen Unterschiede bleiben jedoch bestehen.

Mit der Interferenz zwischen Standarddeutsch und den schweizerdeutschen Dialekten setzte sich am Beispiel des Luzerner Dialekts auch Oglesby (1992) auseinander. Dabei fand er heraus, dass Standarddeutsch alle Ebenen der Dialekte beeinflusst, die phonologische und die lexikalische im Besonderen. Siebenhaar/Wyler (1997: 12) differenzieren eine solche Anpassung noch weiter nach sozialen Schichten, wobei die längere Exponiertheit gegenüber der Standardsprache im Laufe einer längeren Schullaufbahn als Argument dem ausgeprägteren Sprachbewusstsein gebildeter Sprecher:innen gegenübergestellt wird, was dazu führen könne, dass man sich bewusster gegen eine Vermischung der beiden Sprachformen wehre. Eine ausführliche Beschreibung solcher Mischphänomene nimmt Petkova (2016b) vor. Graf (2014: 13) beschreibt diesbezügliche Sprachwandeltendenzen als «Umschichtungen von einer dialektalen Bezeichnungsvielfalt hin zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise, die dem Sprecherkollektiv auffallen». Dabei würden Wörter mit der grössten kommunikativen Reichweite bevorzugt, weshalb solche mit kleinräumigerer Geltung verdrängt würden. Als Leitvarietät mit der naturgemäss grössten Reichweite[32] übe dabei oft die Standardsprache Druck auf die Dialekte aus.

Die Bedeutung und das Prestige von Schweizerdeutsch in der Schweiz sind gross. Laut Lüdi (2008: 195) wurde die Dialektverwendung in der Deutschschweiz zum «Ausdruck eines

[31] Werlen (1998b: 32) bezeichnet den schweizerdeutschen Dialekt als mündliche Ausbausprache.
[32] Zur Zusammensetzung kommunikativer Reichweite vgl. Christen (2008: 28).

Minderheitsreflexes und zum nationalen Identitätsmarker» mit dem Ziel der «Abgrenzung vom nördlichen Nachbarn und dessen Grossmachtansprüchen», nachdem eine Verwendung der beiden Varietäten je nach Schicht zumindest in Teilen der Deutschschweiz Anfang des 20. Jahrhunderts ähnlich wie in vielen Teilen Deutschlands durchaus üblich gewesen sei. Die Veränderung sei mit dem Ersten Weltkrieg eingetreten. Auch Ruoss verweist auf das Bedürfnis der Abgrenzung gegenüber dem grossen Nachbarland durch die Verwendung des Dialekts:

> Das sprachlich Eigene schafft nicht nur persönliche, sondern auch kollektive Identität. Innerhalb der deutschen Schweiz durch Abgrenzung des eigenen gegenüber anderen Dialekten, im nationalen Kontext durch die Abgrenzung des eigenen Schweizerdeutschen gegenüber dem Hochdeutschen der Andern, der Auswärtigen. (Ruoss 2019: 1)

Die sogenannten ‹Mundartwellen›, also die wachsende Gewohnheit, den Dialekt in zunehmend verschiedenen Domänen zu verwenden, gehen gemäss Rash auf sowohl politische als auch gefühlsbedingte Ursachen zurück:

> Die politische Dimension bezieht sich weitgehend auf den Wunsch der Deutschschweizer, zu zeigen, dass sie nicht Deutsche sind – ein Wunsch, der zur Zeit des dt. Nationalsozialismus besonders ausgeprägt war. Die emotionale Dimension ist mit persönlichen Einstellungen verbunden. (Rash 2002: 66)

Diese Einstellungen seien allgemein gesprochen dem Dialekt gegenüber positiv und dem Standarddeutschen gegenüber negativ. Auf dieses Verhältnis der Deutschschweizer:innen zum Standarddeutschen wird in Kapitel 3.3 genauer eingegangen.

3.3 Standarddeutsch

Deutschschweizer:innen lesen und hören in der Regel bedeutend mehr Standarddeutsch, als sie es sprechen (vgl. Guntern 2023: 18), weshalb Werlen (1998b: 33) als Bezeichnung für die Deutschschweizer Sprachsituation den Begriff der asymmetrischen Zweisprachigkeit vorschlägt. Wie Guntern (2023: 18) richtig bemerkt, handelt es sich beim konsumierten Standarddeutsch jedoch keineswegs ausschliesslich um schweizerische Varianten; die Deutschschweizer:innen sind durch die Medien bestens vertraut mit österreichischem und vor allem bundesdeutschem Standarddeutsch (vgl. Böhme-Dürr 1994). Deutschschweizer:innen haben auch dadurch heute mehr denn je Zugriff auf verschiedene Varietäten(kombinationen).[33]

Gutzwiller (1991: 81) schreibt zur affektiven Besetzung des Standards in der Deutschschweiz: «Die Hochsprache ist die Sprache der Schule, die Sprache der Deutschen und sie ist Lese- und Schreibsprache.» Diese besondere Bedeutung der Varietät wurde dementsprechend auch schon mehrfach untersucht. Das angeblich gespaltene Verhältnis vieler Deutschschweizer:innen zum Standarddeutschen werde im Kontakt mit bundesdeutschen Personen akzentuiert, da diese in der Wahrnehmung vieler Deutschschweizer:innen perfektes Standarddeutsch sprechen würden, das als der schweizerischen Varietät überlegen gelte (vgl. Scharloth 2006 oder Guntern 2011). Laut Koller (1992: 307) oder auch Siebenhaar/Wyler (1997: 15) ist Standarddeutsch für viele Deutschschweizer:innen die «Sprache der Deutschen» und neben der ungenügenden Beherrschung des Standards sei auch die ablehnende Haltung gegenüber den Deutschen Grund dafür, dass viele Deutschschweizer:innen ungern Standarddeutsch sprächen (Koller 1992: 184). Eser

[33] Zur Beurteilung von standarddeutschen Varietäten und Standardsprachlichkeit u. a. durch Deutschschweizer:innen vgl. Schmidlin (2011: 197ff.).

Davolio et al. (2012: 28) stellen sogar kategorisch fest: «Schweizer fühlen sich auf Hochdeutsch unterlegen.» Den Ursprung dieses Gefühls sieht Guntern (2018: 26) ebenfalls in der über deutsche Medien transportierten Standardsprache, die der «kodifiziert-deutschländischen Standardsprache» entspreche oder sehr nahe bei dieser liege.

Scharloth (2006: 89ff.) zeigte anhand eines Experiments auf, dass Deutschschweizer:innen in der Regel einem:r Sprecher:in aus Deutschland nicht nur eine grössere Standardkompetenz zusprechen als einer Person aus der Deutschschweiz, sondern ihm oder ihr auch zutrauen, variabler mit der Sprache umzugehen, weniger Fehler zu machen und generell das beste Standarddeutsch zu sprechen. Daraus leitet er einerseits ab, dass schweizerisches Standarddeutsch unter Deutschschweizer:innen selbst ein geringes Sprachprestige besitze. Andererseits, dass das Standarddeutsch einer deutschen Person, auch wenn die bundesdeutsche Varietät in der Schweiz an und für sich keine grosse Beliebtheit erfahre, als gut eingeschätzt werde, weil das Sprachprestige der sprechenden bundesdeutschen Person das Prestige der Varietät überlagere. Ausserdem würden Deutschschweizer:innen, die ihre eigene Standardkompetenz als gut einschätzten, stark bundesdeutsche Formen bevorzugen, während Personen, die die eigene Kompetenz als mässig oder schlecht einschätzten, dies seltener täten (ebd.: 92). Tufekovic (2008: 50f.) hält mit Bezug auf Bichsel (1998: 46) fest, dass den Schweizer:innen auch das Bewusstsein für die Eigentümlichkeit des Schweizerhochdeutschen fehle. Zwar fielen Unterschiede zwischen der eigenen Standardvarietät und dem häufigsten Vergleichspunkt, dem Bundesdeutschen, auf, doch sei kaum möglich, das Spezifische der eigenen Varietät zu benennen.

Die Arbeit von Schmidlin (2011) widmet sich der Frage der rezenten Plurizentrik des Deutschen unter anderem mit perzeptionslinguistischen Methoden und stellt fest, dass Norddeutschland die häufigste Nennung ist bei der Frage, wo und von wem das beste Standarddeutsch gesprochen werde – auch bei Schweizer:innen (ebd.: 286f.). Generell sei das in der Linguistik und Lexikografie akzeptierte Konzept der Plurizentrik der deutschen Sprache nicht in die Köpfe von Sprecher:innen vorgedrungen (ebd.: 296).[34] Kritik an dieser Einschätzung kommt von Herrgen (2015: 148), der sich für eine eigenständige Betrachtung der subjektiven Sprachdaten ausspricht, die nicht als korrekte oder aber ideologische Widerspiegelungen der sprachlichen Strukturen gesehen werden sollten. Herrgen stellt denn auch in seiner eigenen perzeptionslinguistischen Untersuchung zur Standardaussprache fest, dass die bundesdeutsche Aussprachenorm sowohl in Deutschland als auch in Österreich und der Schweiz das Konzept des «gesprochenen Standards» am besten erfülle. Die eigene Aussprachenorm werde jeweils in Österreich und der Schweiz besser beurteilt als von bundesdeutschen Personen. Es scheine sich jedoch ein Wechsel der Zielnorm sprechsprachlicher Makrosynchronisierung (vgl. Fussnote 35) in Richtung des bundesdeutschen Standards anzudeuten. Den Grund dafür sieht auch er in einer sich verändernden Medienlandschaft, die transnational operiert (vgl. Herrgen 2015: 156).

Guntern (2023) führt hingegen die von Christen et al. (2010: 15) vorgelegte Differenzierung verschiedener «Hochdeutsch-Modelle» weiter aus und beschreibt verschiedene Standarddeutsch-Ideale, die sowohl subjektiv-deutschländische Standardsprache beinhalten könnten, die

[34] Zur Kritik am Begriff «plurizentrisch», der oft fälschlicherweise mit «plurinational» gleichgesetzt werde, vgl. Elspass et al. (2017).

beispielsweise in Gesprächen mit Deutschen gesprochen werden sollte, als auch solche von eher subjektiv-schweizerisch geprägter Standardsprache, die in In-Group-Konstellationen, z. B. in schulischen Kontexten, als angebracht betrachtet würden. Dabei liesse sich die zwiespältige Einstellung von Deutschschweizer:innen gegenüber einer schweizerischen Standardsprache darauf zurückführen, dass verschiedene Synchronisierungsprozesse (vgl. Schmidt/Herrgen 2011) in unterschiedlichen Situationen wirken: sogenannte Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierungen.[35] Guntern (2023: 22) stellt auch fest, dass die meisten Deutschschweizer:innen nicht über ein durch Mikrosynchronisierung entwickeltes subjektiv-deutschländisches Standarddeutsch-Ideal verfügten, da sie zu wenig direkten Kontakt zu bundesdeutschen Personen hätten. Die Personen der vorliegenden Untersuchung könnten diesbezüglich eine Ausnahme darstellen, da alle am Arbeitsplatz regelmässigen Kontakt zu deutschen Kolleg:innen haben. Dies kann nach Oberholzer/Studler (2020: 150) zu einer Konzeptualisierung des Standarddeutschen als lebendige Alltagssprache führen. Gleichzeitig könne jedoch die Tatsache, dass Standarddeutsch vermehrt in Kontexten verwendet werde, die nach diglossischer Verteilung zur Domäne des Schweizerdeutschen gehören[36] – wie die informelle mündliche Kommunikation am Arbeitsplatz – auch als Bedrohung für das Schweizerdeutsche einerseits und die Deutschschweizer Identität andererseits wahrgenommen werden. Generell negative oder generell positive Einstellungen zu Standarddeutsch sind gemäss Oberholzer/Studler (2020: 152) selten. Die meisten Personen würden gemischte Einstellungen äussern, was wiederum durch die Annahme unterschiedlicher mentaler Standarddeutsch-Modelle zu erklären sei (vgl. Kapitel 6.3.3).

Ein ähnliches Bild findet Hove (2002: 170) in ihrer Befragung vor: «[Zu den Komponenten von Einstellungen] gehören auf der einen Seite ein persönliches Selbstbewusstsein, das sich dadurch ausdrückt, dass viele Personen die Standardsprache gerne sprechen und sich Deutschen gegenüber nicht benachteiligt fühlen.» Dazu würde ein nationales Selbstbewusstsein gehören, auch auf das Schweizerhochdeutsche bezogen. Ein Minderwertigkeitsgefühl sei vereinzelt in Bezug auf das Deutsch in den Medien erkennbar. Interessant ist die Feststellung von Hove (ebd.), dass Deutschschweizer:innen sowohl zu viele dialektale Interferenzen als auch eine zu starke Annäherung ans «Mediendeutsch» negativ beurteilen würden. Auch Oberholzer/Studler (2020: 141f.) zeichnen ein differenzierteres Bild: Zwar würden von Deutschschweizer:innen nach wie vor in erster Linie deutsche Sprachnorminstanzen als normgebend wahrgenommen und auch das kolportierte Defizienzempfinden gegenüber bundesdeutschen Sprecher:innen werde thematisiert. Allerdings zeige sich eine Diskrepanz zwischen Fremd- und Selbsteinschätzung. Während Deutsche von der Hälfte der Befragten zwar aufgrund ihrer Standarddeutschkompetenz mehrheitlich als gebildet und kompetent wahrgenommen würden, scheine ein Unterlegenheitsgefühl

---

[35] Die Grundlage der anderen Typen stellt die Mikrosynchronisierung dar, die eine «punktuelle, in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung und zugleich Stabilisierung des individuellen sprachlichen Wissens» (Schmidt/Herrgen 2011: 29) darstelle. Die Mesosynchronisierung ergebe sich durch «Eine [...] Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen personellen Kontaktes vornehmen und die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führt, [...]» (ebd.: 31). Synchronisierungsprozesse schliesslich, «mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten» (ebd: 32). werden als Makrosynchronisierung verstanden.

[36] Einen Überblick über die Domänenverteilung von Schweizer- und Standarddeutsch findet sich beispielsweise bei Guntern (2023: 94ff.).

hingegen kaum oder nur vereinzelt zu bestehen. Die meisten würden sich im Gespräch mit Deutschen wohlfühlen (vgl. Oberholzer/Studler 2020: 141f.).

Cuonz (2014a: 395ff.) hingegen sieht vor allem einen Zusammenhang der Einstellung gegenüber Standarddeutsch mit dem Alter der Befragten. So wären Personen über 65 anders mit Standarddeutsch sozialisiert worden und hätten im Vergleich zu Jüngeren eine andere Sprachendidaktik erlebt, bei der die deutsche Standardsprache eine prominente Rolle innehatte. Der Zugang der älteren Gruppe sei jedoch nicht nur positiver, sondern auch normativer. In der Bezeichnung «gutes Hochdeutsch», die in laienlinguistischen Äusserungen in der Deutschschweiz immer wieder vorkomme, sieht Studler (2013: 209) den Beweis, dass auch Standarddeutsch hohes Prestige geniesst. Eine Erklärung für die vermeintliche Paradoxie findet Berthele (2010a bzw. 2010b) in Anlehnung an Geeraerts (2003) in der Dichotomie des rationalistischen gegenüber dem romantischen metaphorischen bzw. kulturellen Modell,[37] wobei Ersteres für den Standard und Letzteres für den Dialekt zur Anwendung komme: Im romantischen Modell stünden demnach Dialekte für die authentische, historisch gewachsene, zu den intrinsischen Merkmalen der Sprachgemeinschaft zählenden Sprache und würden als weich, rund, natürlich, blumig, schön, heimatlich, gemütlich und warmherzig wahrgenommen, während die Standardsprache als klar, schnell, wortreich, regelhaft, logisch, komplex, strikt und unpersönlich wahrgenommen werde (vgl. Berthele 2010a: 256). Eine allgemeine Besprechung von Spracheinstellungen in der Deutschschweiz findet sich in Kapitel 6.3.3.

Dem gesprochenen Standarddeutsch von Deutschschweizer:innen widmen sich beispielsweise die Arbeiten von Hove (2002) oder Guntern (2011). Besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Varianten, die auf dialektale Einflüsse zurückzuführen sind und das Standarddeutsch der Deutschschweizer:innen prägen, vor allem im Vergleich mit jenem bundesdeutscher Personen (vgl. Guntern 2011b: 62). Zu dialektalen Akzenten im Standarddeutschen und deren Perspektion durch Dialektsprecher:innen vgl. Kolly (2013). Die schriftliche Verwendung des Standarddeutschen hingegen ist Thema der älteren Studie von Häcki Buhofer (1985), die in einem Schweizer Industriebetrieb die Auffassungen gegenüber der geschriebenen Standardsprache bei Angestellten untersuchte. Darin zeigte sich die grosse Relevanz des Standarddeutschen für die Schriftlichkeit im Deutschschweizer (Arbeits-)Alltag. Zahlreiche Studien befassen sich mit den Standarddeutschkompetenzen von Deutschschweizer Schüler:innen, wie z. B. die Arbeiten von Häcki Buhofer/Burger (1998) oder Scharloth (2005), sowie von Vorschulkindern im Fall von Landert (2007). Dabei wird wiederholt beschrieben, dass die Kompetenzen bei Kindern im Vorschulalter in der Deutschschweiz ausgebaut zu beobachten seien, sie bei Schuleintritt durch eine sich steigernde Abneigung gegenüber dem Standard jedoch gehemmt würden (Werlen/Ernst 1994, Häcki Buhofer/Burger 1998, Scharloth 2005), und durch den fehlenden Umgang mit dem Standard als Umgangssprache (vgl. Siebenhaar/Wyler 1997: 16) werde sie auch in den folgenden Jahren meist wenig trainiert – zumindest nicht für Alltagsgespräche. Dies führe teilweise auch dazu, dass der Status der sogenannten Schriftsprache als eigene Sprache diskutiert wird (Hägi/Scharloth 2013, Brommer 2014).

[37] Zur Beschaffenheit solcher und anderer Wissensbestände vgl. Kapitel 6.1.

Der grosse Einfluss der Bildung auf die Sprachkompetenz und damit auch auf die Einstellung gegenüber der Standardsprache wird von diversen Stimmen als eindeutig beschrieben (Gutzwiller 1991: 213, Schmid 1994: 303, Werlen 1988: 26ff.). Die Prämisse ist, dass höhere Bildung zu einer geringeren Hemmschwelle und somit zu einer positiveren Bewertung der Standardsprache führe. Siebenhaar/Wyler (1997: 16f.) argumentieren hingegen, dass die Abneigung gegenüber der Standardsprache in allen Bildungsschichten zu finden sei. Ein weiterer Faktor, der die Standardkompetenz beeinflusst, ist die Gewöhnung. Die seltene Verwendung des Standards ausserhalb spezifischer Situationen, beispielsweise im Parlament oder in der Kirche, sorgt gemäss Rash (2002: 64f.) dafür, dass es sich dabei um eine Sprachform handle, in der sich «der normale Deutschschweizer» nicht zu Hause fühle, wenn er sie für weniger formelle Zwecke brauche. Der Verlust der Kompetenz mindere das Selbstbewusstsein, sodass Situationen, in denen man sich zum Standarddeutschsprechen gezwungen fühle, wie beispielsweise Unterhaltungen mit Nichtdeutschschweizer:innen, gemieden würden. «Der Rückgang im Hd.-Gebrauch wird dadurch verschlimmert, dass Schweizer nicht gerne ihre Inkompetenz zeigen: was [sic!] sie nicht gut tun, tun sie lieber nicht.» (Rash 2002: 64f.).

In der Orientierung an der Schriftlichkeit, die das gesprochene Standarddeutsch der Deutschschweizer:innen aufweist, erkennt Tufekovic (2008: 64f.) ausserdem einen Gegensatz zur globalen Erscheinung der Mündlichkeitsorientierung, welche sie wiederum durch das Aufkommen neuerer Kommunikationsarten wie SMS oder E-Mail bedingt sieht. Nichtsdestotrotz gelte das Standarddeutsch der Deutschschweizer:innen nach wie vor als steif. Neben der Orientierung an der Schriftlichkeit, oder wie Schmidlin (2011: 102) es nennt, den fehlenden mündlichen Satzbauplänen, sieht Ostermai (2000: 36) aufgrund der starken Trennung von Dialekt und Standard in der Diglossiesituation eine Unmöglichkeit für Deutschschweizer:innen, Standarddeutsch mit informellen Sprechsituationen zu verbinden. Man habe es immer mit einer mehr oder weniger formellen Ausdrucksweise zu tun, da die Sprachsituation die Sprachform bedinge. Christen et al. (2010: 228f.) erklären die Tatsache, dass eine in Deutschland verbreitete Destandardisierungstendenz, also die vermehrte Verwendung von Substandardformen im mündlichen Sprachgebrauch, in der Schweiz fehlt, folgendermassen: «Die ‹Destandardisierung› manifestiert sich in der Deutschschweiz nicht auf dem Terrain der Standardsprache, sondern in einer veränderten Domänenverteilung von Dialekt und Standardsprache […]». Die vermehrte Verwendung des Dialekts auch im Schriftverkehr im privaten Bereich (Dürscheid/Frick 2016: 16, Tufekovic 2008: 48) könnte diese Verteilung noch weiter zementieren.

Die verkrampfte Haltung vieler Deutschschweizer:innen gegenüber dem Standarddeutschen überträgt sich gemäss Koller (1992: 186) im Umgang zum Teil auf Personen aus Deutschland, die sich dann selbst beim Sprechen oft gehemmt und unsicher fühlten. Ein weitaus unverkrampfteres Bild hingegen zeichnen Christen et al. (2010: 227), die der Sprachformenverwendung der Deutschschweizer:innen, die sie anhand aufgezeichneter Notrufgespräche untersuchten, den Eindruck einer Selbstverständlichkeit zusprechen, die «insbesondere auch bei einem Wechseln in die Standardsprache gegenüber jenen Sprecherinnen und Sprechern wahrnehmbar ist, die selbst deutschländisch geprägte Standardsprache sprechen». Es komme überdies zu Synchronisierungsprozessen auf pragmatischer und struktureller Ebene in Form eines *recipient design* (vgl. dazu Kapitel 6.3.1), also zu einer Mikrosynchronisierung im Sinne einer Akkommodation

(vgl. dazu Kapitel 5) an den:die Gesprächspartner:in innerhalb der Interaktion (vgl. Christen et al. 2015: 394).

Auch Bürkli (1999: 331) stellt in der Variation zwischen Dialekt und Standarddeutsch eine grosse Selbstverständlichkeit auf der Ebene der Sprachverwendung fest und spricht im Zusammenhang mit «Lücken im dialektalen System» von einer «Notwendigkeit», gewisse Dinge mit standardsprachlichen Wendungen auszudrücken, was die Standardsprache zur «wichtigste[n] Erneuerungsquelle für die deutschschweizer [sic!] Dialekte» mache (ebd.: 331).

In Studlers Fragebogenuntersuchung (vgl. Oberholzer/Studler 2020: 147) zeigt sich exemplarisch die beschriebene Diskrepanz zwischen den verschiedenen Einschätzungen der produktiven Standardkompetenz der Deutschschweizer:innen: 76 % der Befragten stimmen einerseits der Aussage, Deutschschweizer:innen würden nicht gerne Standarddeutsch sprechen, zu. Dabei handelt es sich allerdings um eine Fremdeinschätzung, die von der Selbsteinschätzung der Personen stark abweicht. Dort geben dieselben Personen nämlich nicht nur mit einer grossen Mehrheit von 88 % an, selbst gut bis sehr gut Standarddeutsch zu sprechen, 60 % bejahen auch die Frage(n) «Sprechen Sie gerne Hochdeutsch? Macht es Ihnen Spass?» mit Ja. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Guntern (2023) anhand ihres detaillierten Modells der verschiedenen Standarddeutsch-Ideale und -stereotype in den Köpfen der Deutschschweizer:innen. Sie zeigt auf, dass die meisten Deutschschweizer:innen im Standarddeutschen nicht nur über ein grosses Repertoire verschiedener Sprechlagen und Register verfügen, sondern auch über ein grosses Bewusstsein dafür. Dies spiegelt auch der Zeitungsartikel aus dem Tages-Anzeiger mit der Schlagzeile «Wo ischt nur der Accent Fédéral hin?» (Zweifel, 2010) wider, der bei Deutschschweizer:innen drei Möglichkeiten des Umgangs mit der Aussprache des Standarddeutschen festmacht und dabei klar von einer Wahlmöglichkeit ausgeht. Die Situation scheint also nicht oder nicht mehr so eindeutig zu sein, wie das bei Koller vermittelt wurde, aber auch von anderen in recht kategorischer Weise beschrieben wurde. Eine Gemeinsamkeit der beiden Studien von Bürkli (1999) und Christen et al. (2010) ist, dass es sich bei den untersuchten Personen um Berufsleute handelt, die in ihrem professionellen Handeln mit gewisser Regelmässigkeit Standarddeutsch verwenden. Auch bei Oberholzer/Studler (2020: 147) wird dieser «positive Globalisierungseffekt» als hauptursächlich für den mittlerweile unverkrampfteren Umgang der Deutschschweizer:innen mit dem produktiven mündlichen Standarddeutsch gesehen. Auch in der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine Arbeitsumgebung, in der Kontakt zwischen Autochthonen und Allochthonen an der Tagesordnung ist, sodass der Faktor der Gewöhnung an den Standard als grundsätzlich ausgeprägt eingeschätzt werden kann.

Die Situation des Standarddeutschen in der Schweiz präsentiert sich heute also eher unübersichtlich mit sich fast diametral entgegengesetzten Befunden, einer jedoch nach wie vor immer wieder angesprochenen Defizitorientierung seitens der Deutschschweizer:innen und neuen Entwicklungen, die zweifelsfrei Einfluss auf deren Haltung gegenüber der Standardvarietät und den Umgang mit ihr und ihren verschiedenen Ausprägungen hatten und haben. Auch die vorliegende Untersuchung interessiert sich für die Perzeption der Standardvarietät durch die Sprecher:innen und die Zusammenhänge von Spracheinstellungen und Sprachverwendung. Weiteres zur Forschung im Bereich der Laienlinguistik findet sich in Kapitel 6.1, zur Erhebung der subjektiven Sprachdaten vgl. Kapitel 9.

3.4 Sprachlicher Hintergrund der zugewanderten Deutschen

Eine ausführliche Beschreibung der sprachlichen Situation in Deutschland würde den Rahmen dieser Arbeit bei Weitem sprengen, vgl. dazu beispielsweise Schmidt/Herrgen (2011) oder Kehrein et al. (2015). Jedoch soll ein kurzer Einblick gegeben werden, mit dem Fokus auf mögliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschen und der Deutschschweizer Situation, mit denen die deutschen Gewährspersonen durch ihren Zuzug in die Deutschschweiz konfrontiert sind. Die in der Untersuchung thematisierten Deutschen stammen aus verschiedenen (Dialekt-)Regionen Deutschlands mit unterschiedlichen Verhältnissen des jeweiligen Dialekts zur Standardsprache, die gemäss Kehrein (2012) ein wichtiger Faktor für die Ausprägung des jeweiligen vertikalen regionalsprachlichen Registers sind. Zusammenfassend beschreibt Schmidt (2014: 136) die alltagssprachlichen Entwicklungen in den verschiedenen Regionen Deutschlands folgendermassen: Im Osten Nord- und Mitteldeutschlands lasse sich eine weitgehende Aufgabe des Dialekts festhalten, während im Bairischen und Ostfränkischen ein weitgehender Dialekterhalt zu beobachten sei. Im Westen Deutschlands hingegen finde sich ein hinsichtlich Kompetenz und Verwendungsdomänen gestufter, von Süd nach Nord voranschreitender Dialektabbau. Auch die Ergebnisse zu Sprach- und Dialektbewertungen aus der sogenannten Deutschland-Erhebung des IDS (Leibniz-Institut für Deutsche Sprache) von 2017/2018 bestätigen dies. In den norddeutschen Bundesländern wird von den meisten Personen gemäss Angaben der Befragten «nur Hochdeutsch» gesprochen, während der Dialekt als allgemeine Sprechlage nur von einem Zehntel der befragten Personen angegeben wurde und dies nur im Süden Deutschlands. In den meisten übrigen Bundesländern gaben die Befragten an, «eher Hochdeutsch» zu sprechen (Adler/Plewnia 2020: 22f.).

Drei Personen stammen aus der geografisch von der Schweiz am weitesten entfernten Westniederdeutschen Dialektregion, die sich durch Dialektschwund auszeichnet (vgl. Ammon 2003). Die niederdeutschen Dialekte dieser Region weisen gemäss Ganswindt et al. (2015: 446) eine grosse Differenz zur Standardsprache auf und werden ausschliesslich unter dialektkompetenten Sprecher:innen verwendet (vgl. dazu auch Elmentaler et al. 2015). Die dominierende Varietät der Alltagskommunikation stelle der Regiolekt dar, dessen standardnächste Sprechlagen sehr nahe an der Standardsprache liegen. Der Unterschied zur diglossischen Situation in der Schweiz ist durch die sehr begrenzte Verwendung des Dialekts augenfällig. Gemäss Ammon (2003: 165) ist das Dialektsprechen im norddeutschen Bildungsbürgertum bereits seit Langem auch im Privaten unüblich, was eine grosse Gewandtheit im Umgang mit der Standardvarietät zur Folge habe. Beiträge wie die von Scharioth (2015), Schröder (2019) oder Droste (2021) zeigen jedoch auch die Bedeutung des Niederdeutschen als Zeichen regionaler Identität und Kultur bzw. als Statussymbol für norddeutsche Sprecher:innen auf.

In den Dialektgebieten mit Dialekt-Standard-Kontinuum, auch Diaglossie genannt (vgl. z. B. Auer et al. 2005: 26), also grob zusammenfassend gesprochen dem gesamten mitteldeutschen Raum und grossen Teilen Süddeutschlands, ist die Variation laut Ammon (2003: 167f.) situativ und sozial bedingt. In höheren Schichten und städtischen Milieus werde mehr Standard gesprochen als in tieferen Schichten bzw. in ländlicheren Regionen. In der

Deutschschweiz hingegen fehlen solche eindeutigen Verknüpfungen der Varietäten mit Schichtzugehörigkeit, da der Dialekt von allen Deutschschweizer:innen gesprochen wird.[38]

Eine Gewährsperson stammt ursprünglich aus der Westmitteldeutschen Region, wo in ländlichen Regionen unterschiedliche Dialektkompetenzen zu finden sind. Gemäss Lenz (2008: 7) sind diese Dialektkompetenzen jedoch deutlich höher als im Ostmitteldeutschen Raum, aus dem eine andere Gewährsperson stammt. Auch Siebenhaar (2012: 155) beschreibt für die Stadt Leipzig und Umgebung, woher jene letzterwähnte Gewährsperson stammt, die Situation, dass zwar eine standarddivergente Varietät existiere, Sächsisch, davon jedoch fast nur noch lautliche Besonderheiten vorhanden seien. Die tiefste Dialektebene müsse unter linguistischer Perspektive eher als Akzent, als Umgangssprache oder Substandard bezeichnet werden. Verschiedene Untersuchungen zeigten für diese Region, dass die unterschiedlichen Sprechlagen einen praktisch kontinuierlichen Variationsraum zwischen dem Basisdialekt und der Standardvarietät bilden (vgl. Ganswindt et al. 2015: 448). Auch würde den Sprecher:innen ein Bewusstsein für die regionale Variation fehlen und viele unter ihnen könnten nicht bewusst zwischen den Varietäten Standard und Dialekt wechseln, womit gleichzeitig deren Status als Varietäten infrage gestellt würde (vgl. Siebenhaar 2012: 155).

Zwei Gewährspersonen der vorliegenden Untersuchung schliesslich stammen aus der Ostoberdeutschen Dialektregion, wobei sie bei einer weiteren Unterteilung auf der folgenden Hierarchieebene in Ostfränkisch und Bairisch (vgl. Ganswindt et al. 2015: 437f.) zu unterschiedlichen Dialekträumen gehören. Das Variationsspektrum im ostfränkischen Raum wird von Kehrein (2019: 126) als regionalsprachliches Kontinuum[39] mit Dialekt(resten) beschrieben, «innerhalb dessen in der Regel der Dialekt als standardfernste und der Regionalakzent als standardnächste regionalsprachliche Sprechlagen beschreibbar sind, während sich Sprechweisen dazwischen nicht mehr systematisch unterscheiden lassen». Der (mittel)bairische Sprachraum hingegen ist die einzige der Herkunftsregionen mit einem Spektrumstyp bestehend «aus zwei regionalsprachlichen Varietäten, zwischen denen keine wesentliche Beeinflussung stattfindet, sondern eine relativ stabile Trennung vorliegt» (Kehrein 2019: 126). Damit ähnelt die Sprachsituation jener in der Deutschschweiz. Auch sei der Dialekt im bairischen Raum Deutschlands im sprachlichen Alltag auch bei Jüngeren noch sehr präsent und bilde die dominierende Variante (ebd.: 132.). Aus dem Südwesten Deutschlands stammt keine der Gewährspersonen, sodass auf den Kontakt zwischen alemannischen Varietäten (vgl. Werlen 1998a) nicht weiter eingegangen wird.

Je nach Region unterscheiden sich Dialektkompetenz, Verwendung von und Haltung gegenüber den verschiedenen Sprechlagen in Deutschland also stark.[40] Werlen formuliert einen trotzdem

---

38 Ammon (2003: 169) relativiert die angeblich fehlenden Schichtunterschiede in der Deutschschweiz, da die verhältnismässig wenigen mündlichen Verwendungssituationen des Standarddeutschen besonders exklusiv den Angehörigen der höheren Sozialschichten vorbehalten seien. Mit der quasi flächendeckenden Verwendung der Standardsprache auch im Volksschulunterricht dürften sich diese Verhältnisse in den letzten 20 Jahren jedoch bereits wieder verändert haben.

39 Zum Begriff des Kontinuums bzw. zum Gradualismus zwischen Dialekt und Standardsprache vgl. Ammon (2003: 166f.).

40 Das Variationsspektrum ist gemäss Schmidlin (2011) im niederdeutschen Raum am schmalsten und am breitesten am Südrand des deutschen Sprachgebiets; und die Arbeit von Großkopf/Barden (1998) zu in den Westen

wesentlichen Unterschied zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen, was die Beurteilung der eigenen bzw. der fremden Varietät betrifft folgendermassen:

> Von der Bundesrepublik aus gesehen sind die Begegnungen innerhalb des deutschsprachigen Raum teils SPRACHkontakt, teils DIALEKTkontakt. Für deutschschweizerische Sicht ist nur die Begegnung mit «eigenen» Zugezogenen DIALEKTkontakt, die mit «fremden» Fremden ist SPRACHkontakt. Der Kontakt mit Leuten aus der Bundesrepublik ist für deutschschweizerische Personen immer SPRACHkontakt. (Werlen 1998a: 6, hervorgehoben im Original)

Auch aufgrund solcher Unterschiede in der Betrachtung der Varietäten dürfte bei einem Umzug in die diglossische Deutschschweiz doch bei allen Deutschen eine gewisse sprachliche Umgewöhnung stattfinden. Es stellt sich die Frage, inwiefern dies eine Herausforderung für die Integration am Zuzugsort darstellen kann, spielt doch der Dialekt in der Deutschschweiz eine wichtige Rolle im kommunikativen Alltag. In der Befragung von nach Sachsen ausgewanderten Schweizer:innen stellte Siebenhaar (2012: 159) auch fest, dass Attitüden gegenüber Varietäten auch nach längerer Emigration in eine sprachlich anders geprägte Region bestehen bleiben und auf die neue Sprachsituation übertragen werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung von Werlen (1995: 65f.), dass Deutsche in der Schweiz weniger kommunikative Probleme erleben würden als umgekehrt Deutschschweizer:innen, die in Deutschland leben. Deutsche würden sich sprachlich «friktionslos» zurechtfinden. Personen, die aus einer Diglossiesituation in eine Kontinuumssituation wechseln, würden die Kontaktsituation als schwerer und konfliktbeladener erfahren als Personen, die aus einer Kontinuumssituation in eine Diglossiesituation wechseln. Auch stellte sie Unterschiede beim Umgang mit dem Schweizerdeutschen in Abhängigkeit der sprachlichen Situation am Herkunftsort fest: Deutsche, die in Deutschland von Haus aus Dialekt gesprochen hatten, erlernten zu 90 % auch den schweizerdeutschen Dialekt, von jenen, die mit Standarddeutsch[41] aufgewachsen waren, nur 30 % (vgl. Werlen 1998a: 193). Koller stellte in seiner Untersuchung ebenso einen Zusammenhang zwischen aktiver Dialekterfahrung am Herkunftsort und aktiver Schweizerdeutschverwendung am Aufnahmeort fest und vermutet, dass es Personen mit aktiver Dialekterfahrung leichter falle, zum Schweizerdeutschen überzugehen (vgl. Koller 1992: 131). Allerdings würden zahlreiche Beispiele von Personen ohne Dialekthintergrund, die mit Schweizer Bekannten durchaus Schweizerdeutsch sprechen würden, zeigen, dass dies keine Voraussetzung sei, um einen neuen Dialekt zu erlernen. Für eine Erklärung, weshalb ein Teil der Deutschen zum Schweizerdeutschen übergeht, müssten offensichtlich andere Bedingungsfaktoren untersucht werden (ebd.).

3.5 Schweizerdeutsch als Integrationsfaktor

> Als Dialekte identifizierte Sprechweisen übernehmen in mehrfacher Hinsicht gruppensprachliche Funktionen und auch Signalwirkungen: Sie zeigen, woher jemand kommt und wohin jemand gehört bzw. gehören will; sie informieren über (vermeintliche) soziale Zugehörigkeiten und persönliche Kompetenzen, und sie ermöglichen im Rahmen ihres gruppen- bzw. identitätsstiftenden Potentials soziale Strategien zur Ein- und Ausschließung von Gruppen und Individuen. (Werlen 1998a: 12)

Der besonderen Deutschschweizer Situation der Diglossie wird auch in der Mehrsprachigkeitsforschung seit Längerem Aufmerksamkeit geschenkt und es herrscht eine gewisse Einigkeit zur

übersiedelten Personen aus Sachsen zeigt, dass die sprachliche Akkommodation und soziale Integration im Aufnahmegebiet bereits bei einem innerdeutschen Umzug eine Herausforderung darstellen können.

[41] Die genaue Sprechlage wird nicht weiter ausgeführt, es kann vermutlich von einem standardnahen Regionalakzent ausgegangen werden.

Frage, ob das Erlernen der Schweizer Mundart für eine gelungene Integration nötig sei. Gyger (2000) hält dazu beispielsweise fest, dass der Erwerb beider Varietäten in einer Diglossiesituation Bedingung für eine gelungene sprachliche und soziale Integration sei und Christen (2001: 124) beurteilt mindestens passive Dialektkenntnisse als eine Voraussetzung für eine aktive Teilnahme am Alltagsleben in der Deutschschweiz. Der Grund dafür liege im Anwendungsspektrum des Dialekts, das viel umfangreicher sei, als das in Deutschland oder Österreich der Fall ist (vgl. Christen 2012: 163). Der Erwerb passiver Dialektkompetenzen stellt gemäss Werlen (1998a: 180) für die meisten Deutschen auch keine grosse Hürde dar.

Zu den Erwartungen seitens der Deutschschweizer:innen konstatiert Werlen (1998a: 201f.) Mitte der 1990er-Jahre noch in absolut anmutender Manier, dass Deutschen, die in den Kanton Bern immigrieren würden, «die Einheimischen aller Schichten und aller Generationen mit einer aktiven Sprach-Assimilationspolitik» begegnen würden. Es würde Druck auf die Zugezogenen ausgeübt, sich zu assimilieren, Schweizerdeutsch zu sprechen. Auch auf rechtlicher Ebene waren Schweizerdeutschkenntnisse teilweise als Voraussetzung für die Integration verankert: Siebenhaar/Wyler (1997: 9) berichten beispielsweise noch von der Anforderung zumindest passiver Schweizerdeutschkenntnisse als Voraussetzung für die Aufnahme ins Bürgerrecht der Stadt Zürich.[42] Das im Jahr 2008 in Kraft getretene Ausländergesetz sieht das «[…] Erlernen der am Wohnort gesprochenen Landessprache» (AuG, § 4 zit. nach Lüdi 2008: 189) vor. Die in der Deutschschweiz gesprochene Landessprache entspricht in fast allen Fällen, zumindest in informellen Situationen, jedoch dem Schweizerdeutschen. So wurde beispielsweise in Dübendorf tatsächlich der Einbürgerungsantrag einer deutschen Familie noch im Jahr 2007 von der Einbürgerungskommission abgelehnt, da die Tochter zu wenig gut Schweizerdeutsch spreche, obwohl sie bereits den Kindergarten in der Schweiz besucht habe, wie ein Artikel in die Gratiszeitung 20 Minuten berichtete (Lenzlinger, 8.11.2007).

Solche Forderungen stehen im krassen Gegensatz zu modernen Ideen einer neuen ‹Weltregion› Schweiz bzw. dem ‹Weltstaat› Schweiz, in dem gemäss Löpfe/Vontobel (2011: 77) Zuzüger:innen nicht Immigrant:innen sind, sondern nur einen Teil ihrer Karriere ableisten, bevor sie weiterziehen – wie das teils in Städten wie Zürich oder Zug zu beobachten sei. Und auch zur Situation in Freiburg berichtet Berthele (2000: 61), dass vergleichsweise oft beobachtet werden könne, dass eingewanderte bundesdeutsche Personen und ihre Kinder Schweizerdeutsch nur passiv erwerben würden. Lüdi (2008: 194) stellt denn auch die Frage, ob Schweizerdeutsch für Deutsche überhaupt das «Integrationsmittel Nummer eins» sei, und bemerkt mit Hinblick auf die Gymnasiumsquote deutscher Schüler:innen in Basel, dass fehlende Dialektkenntnisse zumindest keinen Einfluss auf den Schulerfolg hätten.

42 In der «Weisung des Stadtrats von Zürich an den Gemeinderat GR Nr. 2013/328» vom 18. September 2013 über die «Aufhebung der Richtlinien für die Aufnahme von im Ausland geborenen Ausländern in das Bürgerrecht der Stadt Zürich» wurde dies geändert (vgl. Stadtkanzlei 2013).

Auch im für die vorliegende Untersuchung fokussierten Kontext der Arbeitswelt ist die Bedeutung des Dialekts in der Schweiz eine andere als in Deutschland: Adler/Ribeiro Silveira (2023: 14) berichten zu den Ergebnissen aus einer vom IDS in Kooperation mit dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) durchgeführten deutschlandweiten Repräsentativerhebung zur Dialektverwendung am Arbeitsplatz von einer klaren Tendenz: «Dialekt bzw. Platt wird insgesamt wenig gesprochen (die Antworten ‹eher Dialekt bzw. Platt› und ‹nur Dialekt bzw. Platt› werden zwischen 2,6 % und 12,3 % bzw. 1,3 % und 4,6 % genannt).» Aufgrund der Sprachgebrauchskonvention verhält sich dies in der Deutschschweiz deutlich anders. Kleinberger Günther (2003: 158) beispielsweise spricht dem Dialekt – basierend auf einer Befragung von Mitarbeitenden in verschiedenen Schweizer Industriebetrieben – grosse Bedeutung zu: «In allen mündlichen Bereichen – in denen nicht situationsbedingt eine Fremdsprache gesprochen wird, wie es beispielsweise in Sitzungen vorkommen kann – werden die Dialekte gesprochen, selbst mit Standarddeutsch-Sprechenden.» Von den Allochthonen würde daher mindestens passive Dialektkompetenz erwartet, sofern sie bekanntermassen seit längerer Zeit in der Schweiz wohnten. Dies scheint sich mit der wachsenden Zahl der Zuzüger:innen zu ändern. Bereits Werlen (2004: 15f.) konstatiert eine Zunahme von Standarddeutsch am Arbeitsplatz. Christen et al. (2010: 225) begründen die veränderte Situation wie folgt:

> Ausgelöst durch den Zuzug von nicht zuletzt deutschsprachigen Immigrantinnen und Immigranten, die über eine gute und schriftorientierte Ausbildung verfügen und somit auch gesellschaftliche Positionen mit hohem sozialen Ansehen einnehmen, beginnt sich die sprachliche Ausgangslage für die binnenschweizerische Kommunikation zu verändern. Eine grosse Zahl heutiger Zuwanderer bringt – neben einem oft hohen Sozialstatus – (muttersprachliches) Deutsch mit und verlangt von den im Dialekt sozialisierten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer die Entscheidung ab, welches Deutsch in der direkten Kommunikation das adäquate sei. (Christen et al. 2010: 225)

Der Umgang der (deutschen) Zuzüger:innen mit der Varietät Schweizerdeutsch entscheidet demnach auch über den Umgang der Deutschschweizer:innen mit den Varietäten. Dies stellen auch Oberholzer/Studler (2020: 153) fest: «Die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Zuwanderung allochthoner Personen, insbesondere auch aus Deutschland) bringen eine Veränderung der Einstellungen (und des Sprachgebrauchs) mit sich.» Verfügen die deutschen Personen zumindest über passive Dialektkompetenzen, wäre ein Verbleib in der für die mündliche Alltagskommunikation übliche Varietät des Dialekts seitens der Deutschschweizer:innen möglich. Ist das nicht der Fall, kann dies je nach Gruppenzusammensetzung die Sprachgebrauchskonvention verändern, da der Standard in Domänen vordringt, in denen er bisher nicht vorgesehen war, wie beispielsweise die alltägliche mündliche Kommunikation mit langjährigen Kolleg:innen am Arbeitsplatz.

Zur Anpassung an die Gepflogenheiten in der Schweiz seitens der Deutschen stellt hingegen Koller (1992: 221) fest: «Wer als Deutscher mit anderen Deutschen schweizerdeutsch spricht, markiert damit einen (partiellen) Identitätswechsel.» Die Faktoren, die zu solchen Veränderungen des sprachlichen Verhaltens führen wie die sozialen Netzwerke und die Einstellungen des Individuums, betrachten Großkopf/Barden (1998: 16) in Anlehnung an das Modell von Le Page und Tabouret-Keller (vgl. Kapitel 5.10) als «identitätsbildende Prozesse». Den von Koller angesprochenen «Identitätswechsel» beschreibt Werlen (1998a: 183) wiederum als Entwicklung einer «regionalen Identität», deren Ausdruck die aktive Verwendung des Schweizerdeutschen sei (zur Verknüpfung von Sprache und Identität vgl. Kapitel 6.2). Erwachsene Personen, die eine für sie

neue Sprache lernen, werden gemäss Androutsopoulos (2017: 204) in der neueren Minderheitensprachenforschung als Neusprecher:innen (von engl. *new speakers*) bezeichnet. Die Bezeichnung scheint auch für zugezogene Deutsche geeignet, die Schweizerdeutsch als Sprechvarietät wählen.

Ein nicht zu vernachlässigender Aspekt bei der Beurteilung der Sprachverwendung von deutschen Zugezogenen ist die von Lüdi (2008) beschriebene Tatsache, dass vielen Deutschen die Gebrauchsbedingungen der beiden Varietäten fremd seien:

> Viele von ihnen halten eine sprachliche Integration nicht für nötig, da die Deutschschweizer ja Deutsch sprächen und im Übrigen Deutschen, die Schweizerdeutsch zu sprechen versuchten, ohnehin Anbiederung vorgeworfen werde. Der daraus resultierende Mangel an emotionaler Nähe wird dann umgekehrt gerne als Arroganz gedeutet. (Lüdi 2008: 196)

Eine Analyse von Onlinekommentaren zum Thema von Luginbühl/Locher (2019) zeichnet ein ähnliches Bild: «The posts show how difficult, if not impossible, it is to choose a language variety that brings no problems; as some people obviously expect linguistic accommodation, while others condemn it due to the near impossibility of a perfect accommodation.» (ebd.: 269).[43] Einerseits wird die sprachliche Anpassung seitens der Deutschen also erwartet, gleichzeitig stören Schweizer:innen sich daran, dass von Deutschen gesprochenes Schweizerdeutsch nicht gleich klingt wie das der Autochthonen.

Ein oft zitiertes Beispiel, das für Irritation bei Deutschschweizer:innen zu sorgen scheint, ist die bundesdeutsche Aussprache typischer Deutschschweizer Begrüssungsfloskeln wie «Grüezi» als «Grützi», was Werlen (1998a) folgendermassen erklärt:

> Wenn jemand die «richtige», die «echte» Aussprache — «richtig» und «echt» in den Augen der Ansässigen — nicht beherrscht, dann ist das vielleicht lächerlich oder auch herzig, unangenehm oder eben indexikalisch dafür, daß die Person nicht einheimisch, sondern zugezogen ist. Die «falsche» Aussprache wird als offensichtliche Unfähigkeit rezipiert, als etwas ohne bestimmte Absicht, als unintentional. Es geht keine Bedrohung oder Verunsicherung von der falschen Aussprache aus. Sie wird erst dann zu einem Ärgernis, wenn die Rezipierenden damit eine unlautere Absicht, z.B. die zu spotten, verbinden; wie es zum Beispiel der Fall sein kann, wenn Deutsche z.B. Grüzzi statt Grüezi sagen. (Werlen 1998a: 45)

Demgegenüber stehen die Ergebnisse von Koller (1992), die ebenfalls betonen, wie wichtig die Beherrschung des Dialekts – zumindest passiv – als weitgehende Voraussetzung für die rechtliche und vor allem die soziale Integration von Ausländer:innen in der Deutschschweiz sei. Deutsche in der Deutschschweiz würden dann als integriert gelten, wenn Schweizer:innen mit ihnen im Dialekt sprechen (vgl. dazu auch Werlen 1998a: 180). Gut zwei Drittel der deutschen Befragten in Kollers Erhebung von 1992 sprachen gemäss eigenen Angaben selbst Schweizerdeutsch und vier Fünftel gaben an, dass die Mehrheit oder ein Teil der Deutschschweizer:innen es schätzen würden, wenn zugezogene Deutsche den Dialekt erlernen. Auch Werlen (1998a: 186ff.) beschreibt eine Situation, in denen Deutsche die für sie neue Varietät des Schweizerdeutschen mit grosser Selbstverständlichkeit ausprobieren und selbstgesteuert erlernen würden. Dies habe mit der Wahrnehmung der Auseinandersetzung mit der neuen Sprachwelt als

[43] Laut Luginbühl/Locher (2019: 253) wird auch in den Schweizer Medien oft die Wahrnehmung transportiert, dass seitens der zugewanderten Deutschen ein Bewusstsein für die sprachliche Situation am Aufnahmeort fehle, dass davon ausgegangen werde, dass sich bei einem Umzug in die Schweiz nichts ändern würde.

«Sprachübergang» (im Gegensatz zum «Sprachbruch») zu tun. Auch in ihrer Untersuchung – die wie jene von Koller in den 1990er-Jahren stattfand – übernahmen 70 % der befragten Deutschen nach ihrem Zuzug in die Deutschschweiz das Schweizerdeutsche als Sprechvarietät, und zwar innerhalb und ausserhalb der Familie und sogar in ihren Herkunftsnetzwerken[44] (ebd.: 193f.).

Trotzdem scheint die Frage der Varietätenwahl aufseiten der Deutschen komplex zu sein:

> Die Sprachwahl hat – das zeigt sich in den Kommentaren der Informanten immer wieder – entscheidend mit Macht und Selbstdarstellung zu tun: Man will (und kann) sich normalerweise keine sprachlichen und damit auch sozialen Blößen geben; man bemüht sich, sein sprachliches und soziales Gesicht zu wahren. Dabei sprechen Macht- und Selbstdarstellungs-Gründe je nach Gesprächssituation, -partner, -inhalt und Kommunikationsabsicht manchmal für die Verwendung des Hochdeutschen, manchmal für die Verwendung des Schweizerdeutschen. (Koller 1992: 221)

Dies dürfte massgeblich mit der beschriebenen Haltung und den Reaktionen seitens der Deutschschweizer:innen zu tun haben, die Koller (1992: 281) als «doppelte Ambivalenz» beschreibt. Insbesondere würden Deutsche es als paradox erleben, dass selbst jene Deutschschweizer:innen, die aktive Dialektkompetenz erwarteten, den Schweizerdeutschversuchen der Deutschen skeptisch bis ablehnend gegenüberstünden. Überdies würde deutsches Schweizerdeutsch auch von den Deutschen selbst höchst kritisch beurteilt, was eine weitere Schwelle bzw. Blockade für viele Sprecher:innen darstelle (ebd.: 301).

Die Frage der Varietätenwahl stellt sich jedoch auch den Deutschschweizer:innen regelmässig. Gestaltet sie sich in Situationen, in denen das bundesdeutsche Gegenüber oder ein Teil der Gesprächsgruppe über keine passiven Schweizerdeutschkenntnisse verfügt, meist relativ simpel – da im Sinne der Verständnissicherung die Standardsprache die Varietät der Wahl ist (vgl. Christen et al. 2010: 227) –, wird sie komplexer im Falle von Gesprächen mit bundesdeutschen Personen, die selbst nicht aktiv Schweizerdeutsch sprechen, es aber verstehen. In diesem Fall sei die Frage nach der Richtung der Akkommodation, also der Deutschschweizer:innen an die Deutschen durch die Verwendung des Standards oder von den Deutschen an die Deutschschweizer:innen durch das Erlernen des Dialekts «zurzeit noch nicht eindeutig gelöst und [ist] auf beiden Seiten Gegenstand mehr oder weniger heftiger Emotionen» (Lüdi 2008: 203).[45] Diese dürften wiederum mit der Unterscheidung in Zusammenhang stehen, die Werlen (1998a: 184) vornimmt: Während Deutschschweizer:innen die Kommunikation mit Deutschen als intergruppal betrachten würden, verhielten sich die Bundesdeutschen in der Deutschschweiz, als wäre die Kommunikation mit den Einheimischen eine interpersonale, als würden sie sich in ihrer Herkunftskultur bewegen (vgl. Kapitel 6.2.1). So können Missverständnisse bezüglich der Notwendigkeit einer Akkommodation der einen Gruppe an die andere erklärt werden.[46] An diesem Punkt setzt die vorliegende Untersuchung an, mit dem Ziel, die Faktoren zu beleuchten,

---

[44] Diesbezüglich ist zu erwähnen, dass die von Werlen befragten Deutschen alle mit einer Deutschschweizer Person zusammenlebten, was erheblichen Einfluss auf das Verwendungsspektrum der neu erlernten Varietät Schweizerdeutsch haben dürfte (vgl. Bedeutung des sozialen Netzwerks bei Großkopf/Barden (1998).

[45] Ebenso ersichtlich bei Studler (2013: 203) sowie im Beitrag der Onlinereihe «Dini Mundart» auf SRF mit dem Titel «Sollen Deutsche in der Deutschschweiz Mundart lernen?» (vgl. SRF 2022).

[46] Hierbei handelt es sich um Aspekte der Wahrnehmung, die Busch (2021: 19f.) als «Spracherleben» bezeichnet. Es gehe dabei auch immer um (Nicht-)Zugehörigkeit sowie das Erlernen sprachlicher Macht oder Ohnmacht.

die die Varietätenwahl sowohl aufseiten der Deutschen als auch der Deutschschweizer:innen im Alltag an einem gemeinsamen Arbeitsplatz steuern, wobei auch spezielles Augenmerk auf die Beurteilung der Kommunikationssituationen zwischen Autochthonen und Allochthonen durch die Sprechenden selbst gerichtet wird.

Abgesehen von der konkreten Varietätenwahl scheint – wie bereits erwähnt – auch das Thema Höflichkeit eines zu sein, welches Zugezogene berücksichtigen müssen, wenn sie sich integrieren wollen, wozu auch Begrüssungen gehören. Gemäss Rash (2002: 253) sind Deutschschweizer:innen der Meinung, dass Deutsche lernen sollten, so zu grüssen wie sie. Und dies, obwohl das Erlernen der phatischen Kommunikationsweise einer neuen Kultur zu einer der schwierigsten Aufgaben gehören könne. Auch Reihl (2009) widmet den verschiedenen Begrüssungsfloskeln und Höflichkeitsformeln ein ganzes Kapitel. Bei Eser Davolio et al. (2012: 21) wird der Aspekt in Bezug auf unterschiedliche Umgangsformen innerhalb des Unternehmens angesprochen, mit dem Beispiel des Duzens und Siezens zwischen Führungspersonen und Mitarbeitenden. Auch wissenschaftlich wird und wurde diese Thematik bereits mehrfach bearbeitet, vgl. Elter (2009), Schüpbach (2014) oder Dürscheid/Simon (2019).

Die Sozialisation und Integration in einem Land erfolgt bei Zuzüger:innen – vor allem bei jenen, die aufgrund eines Arbeitsplatzes das Land gewechselt haben – in grossem Masse über den Kontakt und die Begegnungen am Arbeitsplatz. Für die Integration an einem fremden Arbeitsplatz sind Kenntnisse der dort üblichen und angemessenen Interaktionsformen zentral. Die soziolinguistischen und sozіopragmatischen Anforderungen sind dabei gemäss Newton (2009: 530) hoch. Mit den spezifischen Bedingungen der Kommunikation in der Geschäftsumgebung sowie der Forschung aus diesem Bereich befasst sich das folgende Kapitel.

4. Kommunikation am Arbeitsplatz

Die Kommunikation im beruflichen Alltag wird im Rahmen der Forschung zur Unternehmenskommunikation eingehend beforscht. Es findet sich mittlerweile eine Vielzahl an Arbeiten mit unterschiedlichen Zugängen und Ausrichtungen. Drew/Heritage (2001) beispielsweise zeigen in «Talk at Work» eine Übersicht von Studien, die mithilfe der Konversationsanalyse Interaktionen in institutionellen Settings untersuchten, und der Beitrag von Bendel (2018) gibt einen Überblick über gesprächsanalytische Untersuchungen zu mündlichen Kommunikationsprozessen in organisationalen Kontexten, wozu auch verschiedene Gesprächstypen in der Privatwirtschaft gehören. Neben der Konversationsanalyse sind laut Bendel (2018: 365) vor allem die interaktionale Soziolinguistik (vgl. Gumperz 1999) sowie die Funktionale Pragmatik (vgl. Ehlich 1991) die Methoden der Wahl für die Erforschung von Kommunikation in Organisationen. Gemäss Matuschek 2001: 17) stellen ethnografische und gesprächsanalytische Ansätze zur Beschreibung von Arbeit als Interaktion erprobte Verfahren bereit, auch für die Erforschung von technisierten Arbeitsplätzen wie in der vorliegenden Untersuchung. Die Basis solcher Analysen bilden dabei die ethnografischen ‹Workplace Studies› und die ethnomethodologischen ‹Studies of Work›. Weitere Untersuchung von Interaktion und Kommunikation am Arbeitsplatz bewegen sich aufgrund der Globalisierung und der veränderten Arbeitssettings und Teamkonstellationen häufig im Bereich der interkulturellen Kommunikation. Für eine Übersicht vgl. u. a. Menz/Müller (2009), Hundt/Biadala (2015), Habscheid et al. (2018), Imo/Lanwer (2019: 295f.), Oberzaucher (2018) oder vom Lehn (2018). Einen Überblick über verschiedene

Interaktionsformen am Arbeitsplatz (*workplace discourse*) gibt Koester (2011). Für das spezifische in der vorliegenden Untersuchung fokussierte Setting sind diesbezüglich vor allem Untersuchungen zur Interaktionsform des Meetings am Arbeitsplatz und dessen technische Umsetzung über das Medium der Videokonferenz von Interesse.

Gemäss Müller (2002: 88) sind industrielle Unternehmen professionelle, in sich relativ geschlossene Welten, und ihre Mitarbeitenden entwickeln im Rahmen ihrer alltäglichen Arbeit die für die Bewältigung spezifischer Aufgaben notwendigen kommunikativen Vorgänge. Entsprechend verfügen sie über mehr oder weniger umfangreiche Repertoires an Ausdrucksmöglichkeiten, aus denen sie zu bestimmten Zeitpunkten im Hinblick auf spezifische Gesprächszwecke und individuelle strategische Gesprächsziele eine Auswahl treffen. Eine besondere Art der Kommunikation, die typischerweise innerhalb der institutionellen Interaktion auftritt und die auch im Gesprächsdatenkorpus der vorliegenden Untersuchung verschiedentlich zu beobachten ist, beschreibt Gerwinski (2018): die empraktische Kommunikation.[47] Gemeint sind in aussersprachliche kooperative Arbeitshandlungen eingebettete, sprachliche Handlungen, die diesen Handlungen gegenüber sowohl von den Beteiligten als auch von Beobachtenden als untergeordnet und unterstützend wahrgenommen würden (vgl. Gerwinski 2018: 27). Diese entzögen sich häufig der bewussten Wahrnehmung (ebd.: 21). Mit empraktischem Sprechen vor dem Computer befasste sich der Beitrag von Habscheid (2001). Demgemäss spielt handlungsbegleitendes, empraktisches Sprechen über Situationen der Problembearbeitung und -verarbeitung, Instruktion und Geselligkeit hinaus dort eine Rolle, wo komplexe Aufgaben von zwei oder mehreren Anwesenden am Computer kooperativ bearbeitet und dabei Ziele und Handlungen koordiniert werden (vgl. Habscheid 2001: 32). Daran dürfte sich auch in den gut 20 Jahren seit der Untersuchung nicht grundlegend etwas geändert haben. Die Arbeitssituationen am bzw. mit dem Computer der vorliegenden Untersuchung sind jedoch nicht identisch mit den von Habscheid betrachteten Arbeitssettings im selben Büro vor Ort; vielmehr überlagern sich im vorliegenden Fall durch das gemeinsame Arbeiten am bzw. mit dem Computer und der gleichzeitigen Teilnahme an einem Onlinemeeting verschiedene Einflussfaktoren, die das Kommunikationsverhalten im jeweiligen Moment beeinflussen. Deshalb wird in Kapitel 4.1 zuerst auf die Interaktionsform des Meetings allgemein eingegangen, bevor anschliessend in Kapitel 4.2 die besondere Kommunikationsform[48] des Onlinemeetings genauer beschrieben wird.

4.1 Meetings

Arbeitsbesprechungen – also Meetings – sind, gemäss Domke (2018), ein für den Alltag in Organisationen zentraler Interaktionstyp und «zählen im Kontext der sprach- und interaktionsorientierten Forschung zu den bisher intensiver untersuchten Gesprächstypen der Kommunikation unter Anwesenden» (Domke 2018: 5). Dies sei vor allem der Komplexität des

[47] Der Begriff «empraktisch» geht auf Bühler (1934) zurück.

[48] Dürscheid (2005: 5) erklärt den Unterschied zwischen Medium und Kommunikationsform mit Bezug auf Ulrich Schmitz (2004: 57): «Medien (z.B. Rundfunk) sind Kommunikationsmittel. Ihre technischen Bedingungen ziehen jeweils bestimmte Kommunikationsformen (z.B. Rundfunksendung) nach sich.» Im vorliegenden Kontext soll durch die Verwendung des Begriffs ‹Videokonferenz› für das (technische) Medium und ‹Onlinemeeting› für die Kommunikationsform, die über dieses Medium ermöglicht wird, eine Unterscheidung der beiden Konzepte angestrebt werden.

eigenständigen Interaktionssystems geschuldet. Auch innerhalb der internen Unternehmenskommunikation entsprechen Besprechungen gemäss Bendel (2018: 368) dem am meisten untersuchten Gesprächstyp.

Brünner (2000: 183) definiert Besprechungen, Meetings, als Diskurse, «die überwiegend betriebsintern, jedoch auch mit Externen geführt werden». Sie würden keine klar konturierte und abgegrenzte Diskursart darstellen, weil ihre Zwecksetzungen sehr heterogen seien. An vielen Arbeitsplätzen, insbesondere bei Büroangestellten, sind Meetings laut Holmes/Stubbe (2015: 85) das grundlegende Instrument für die Übermittlung von Informationen, für die Planung und Organisation von Arbeitsabläufen, für die Entscheidungsfindung und für die Durchführung von Kooperationsaufgaben. Ein Merkmal eines jeden Meetings – unabhängig von der konkreten Bezeichnung wie Sitzung, Jour fixe usw. – ist gemäss Domke (2018: 5), dass Vorgesetzte und/oder leitende Angestellte und/oder Mitarbeitende aus verschiedenen Abteilungen in wiederkehrenden Abständen an einem Besprechungsort zusammenkommen würden und füreinander wechselseitig wahrnehmbar seien. Dass dieser Besprechungsort mittlerweile auch rein virtuell existieren kann, zeigen die Gesprächsdaten des Korpus dieser Untersuchung. Der Austausch von Neuigkeiten, Zuständen und Ereignissen von organisationsinternen Arbeitsabläufen, Problemschilderungen aus verschiedenen Arbeitsbereichen sowie Lösungsdiskussionen und Handlungsalternativen für zukünftige Vorgehen zählen Domke (ebd.) zufolge zu den Gegenständen dieser geplanten und fokussierten Interaktionen. Damit verbunden seien zentral die sprachlichen Handlungen ‹informieren›, ‹diskutieren›, ‹vorschlagen›, ‹planen›, ‹festlegen› sowie ‹delegieren›.

Angouri (2018: 142) beschreibt das (Geschäfts-)Meeting als «a privileged event, frequent in any workplace» das den Kontext «[…] for negotiating and jointly constructing roles and responsibilities, relationships, and practices: in short, ways of ‹doing›» biete. Die lokale Konstruktion und Projektion von Rollen und Identitäten beleuchten Markaki/Mondada (2012) am Beispiel eines Meetings in einem multinationalen Unternehmen. Für die Struktur und den Verlauf von Meetings ist die (Re-)Etablierung spezifischer Beteiligungsrollen gemäss Domke (2009) von grosser Relevanz:

> Wer durch spezifische Äußerungen (wie «so» oder «ja») für den Wechsel von allgemeinem «Small talk» oder bilateralen Kollegengesprächen zu der geplanten Interaktion sorgt und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich und die entstehende Besprechung lenkt, verfügt ersichtlich über spezifische Befugnisse […]. (Domke 2009: 208)

Diese Befugnisse ergeben sich aus der in der Arbeitsgruppe[49] bestehenden Hierarchie sowie der Organisationform des Meetings. Die Arbeitsgruppe wiederum kann z. B. folgendermassen definiert werden:

> [A] collection of individuals who are interdependent in their tasks, who share responsibility for outcomes, who see themselves and are seen by others as an intact social entity embedded in one or

[49] Bezogen auf das untersuchte Unternehmen wird von ‹Community of practice› (CoP) oder ‹Arbeitsgruppe› gesprochen, da der ansonsten geläufige Ausdruck ‹Team› innerhalb des Unternehmens für eine spezifische Grösse steht, wie sich in Bezeichnung ‹Teamleiter:in› zeigt (vgl. Kapitel 9.6.1). Zum Gruppenbegriff am Arbeitsplatz vgl. Kapitel 4.3.

> more larger social systems, and who manage their relationship across organisational boundaries. (Cohen/Bailey 1997)

Dabei handelt es sich um eine gemäss Angouri (2018: 139) nach wie vor weitgehend akzeptierte Definition.

Obwohl die Teilnehmerzahl bei Meetings zwischen zwei und vielen Personen variieren kann, sind meist mehr als zwei Teilnehmende beteiligt, wobei es sich um gleichrangige Kolleg:innen aus ein und derselben oder verschiedenen Abteilungen handeln kann oder um Teilnehmende verschiedener Hierarchiestufen. Die Leitung des Meetings hat oft die vorgesetzte Person inne, jedoch nicht immer (vgl. Müller 2018: 117). Laut Holmes/Stubbe (2015: 56), die zu Macht und Höflichkeit am Arbeitsplatz forschen, sind Sitzungen auch Orte, an denen sich Höflichkeit, Respekt und Respektlosigkeit, Kollegialität und Solidarität, also verschiedene Aspekte des ‹Beziehungsmanagements›[50] manifestieren.

Schmitt (2002) untersuchte anhand von Meetings, wie sich Kooperationsstile in Arbeitsgruppen aus verschiedenen Bereichen herausbilden. Das interaktive Verhalten im Rahmen von hierarchischen Strukturen betrachtet er als «habituell und rechne[t] es damit zunächst primär den Gruppenmitgliedern zu» (Schmitt 2002: 131). Hierarchische Positionen[51] können gemäss Domke (2009: 209) nicht unmittelbar auf Möglichkeiten der Beteiligung und Gestaltung der Interaktion übertragen werden: «Die Vielschichtigkeit der Besprechung als Form der Interaktion liegt gerade in der Dynamik der situativen (Wieder-)Herstellung von Positionen, die zu Veränderungen des Status einzelner Mitarbeiter führen kann […].» So resultieren konversationelle Handlungen nicht zwingend aus hierarchischen Konstellationen von Teilnehmenden, da es keine Eins-zu-eins-Relation von sprachlichen Aktivitäten zu einer Position in einem Organigramm gebe (vgl. Müller 2018: 107). Bendel (2018: 372f.) hingegen stellt eine in der Forschung eindeutig belegte Tendenz fest: Betrieblich-hierarchische Positionen plus allenfalls weitere, soziale Machtfaktoren wie Alter, besondere Fachkenntnisse usw. würden sich in allen innerbetrieblichen Gesprächen bemerkbar machen. Zu den Vorrechten, über die die situativ Mächtigeren verfügten, würden beispielsweise das Verteilen des Rederechts gehören – inklusive der Möglichkeit, jederzeit selbst das Wort zu ergreifen, oder auch das Initiieren phatischer Gesprächssequenzen wie das Erzählen eines Witzes. Weiter ist gemäss Müller (2018: 116ff.) die Bewertung der Beiträge anderer hinsichtlich ihres handlungsrelevanten Gewichts sowie die Tendenz, am Ende einer Besprechung eine Form von «letztem Wort» zu ergreifen oder ein kritisches «Fazit» zu ziehen, typisch für Ranghöhere bzw. Vorgesetzte.

Für die vorliegende Untersuchung sind Fragen nach dem Einfluss hierarchischer Positionen vor allem im Zusammenhang mit der Varietätenwahl von Interesse. Hierarchie indizierende Elemente zeigen sich laut Müller (2018: 115) typischerweise «als Stilmerkmale, die kontrastierend wirken». Diese Wirkung könne aufgrund des Bruchs einer Erwartung eines:r Beteiligten zeigen, die sich in dessen bzw. deren Reaktion manifestiert, oder im Verhältnis mit einer anderen Äusserung, die im Kontext der Äusserung bzw. der konversationellen Aktivität stehe. Als solches

---

[50] Vom englischen *rapport management* (vgl. Spencer-Oatey 2015).

[51] Unter Hierarchie wird mit Müller (2018: 108) «ein Begriff, der die ungleiche Verteilung von Einflussmöglichkeiten in einer gesellschaftlichen Gruppe denominiert» verstanden.

kontrastierendes Stilmerkmal kann auch ein Code-Wechsel bzw. eine Nichtakkommodation an eine etablierte Varietät fungieren (vgl. Kapitel 5.1 bzw. 5.10).

4.2 Onlinemeeting

Dieser besonderen Art der Kommunikation haben sich bereits vor 20 Jahren und mehr diverse Forscher:innen gewidmet, beispielsweise Bergmann/Meier (1998), Meier (2000) oder Gotthelf (2005). Durch die enorme Entwicklung, die Programme für die Durchführung von Videokonferenzen in den letzten Jahren durchgemacht haben, sind damalige Erhebungssituationen mit jenen von heute nur eingeschränkt vergleichbar. Nicht nur sind Onlinemeetings durch die verbesserten technischen Möglichkeiten heute viel störungsfreier und ‹synchroner› möglich, als dies vor wenigen Jahren noch der Fall war. Auch sind sie heute durch die sich immer weiter verbreitete Telearbeit (allgemein und besonders im Zuge der Covid-19-Pandemie innerhalb kürzester Zeit)[52] Teil des Arbeitsalltages der meisten Beschäftigten im Dienstleistungsbereich[53] geworden. Weiter gestalten sich solche Videokonferenzen heute anders als zu Zeiten der Erhebung von z. B. Bergmann/Meier (1998), bei der sich eine Arbeitsgruppe an einem Ort physisch traf und mit einer anderen – wiederum physisch an einem Ort versammelten – Gruppe oder Einzelperson über eine Schaltung kommunizierte. Heute nehmen die einzelnen Meetingteilnehmenden in der Regel individuell am Meeting teil, von zu Hause oder aus einem Büroraum. Dies verändert die Kommunikationssituation bezüglich Interaktion, Bildung von Subgruppen oder der Ausrichtung im Raum.[54] Eine Übersicht über aktuelle Forschung zu verschiedenen Aspekten dieser modernen, remote genannten, Arbeitsform bietet beispielsweise Felstead (2022). Zur konkreten Veränderung von Kommunikation in Organisationen durch Videotelefonie vgl. Roth/Laut (2023), zu Vor- und Nachteilen von Onlinemeetings vgl. Kunert (2022).

Für die Untersuchung von neuen medialen Formen der Kommunikation stellt sich auch immer wieder die Frage nach der Verortung auf dem Spektrum von konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Bei deren Untersuchung erfährt das Nähe-Distanz-Modell von Koch/Oesterreicher (1985) auch heute noch grosse Beachtung. Mit dem Aufkommen neuer medialer Formen der Kommunikation wurde jedoch auch immer mehr Kritik daran laut (vgl. Feilke 2016), da das Modell technisch-mediale Konstellationen zu wenig beachte, obwohl diese durchaus tiefgreifende Auswirkungen auf die Aspekte der Sprache hätten (vgl. Imo/Lanwer 2019: 27). Dürscheid (2016: 365f.) hingegen sieht in der prinzipiellen Unabhängigkeit von Medium und Konzeption bei Koch/Oesterreicher einen Grund für die Beliebtheit, derer das Modell für die Medienlinguistik und die Erforschung der neuen Medien sich erfreut.

Dabei geht es vornehmlich um schriftliche Kommunikation, die mündlich konzeptualisiert ist, wie Chat- oder E-Mail-Kommunikation. Im Gegensatz dazu handelt es sich im Fall der Onlinemeetings der vorliegenden Untersuchung um mündliche Kommunikation, die mündlich konzeptualisiert ist (mit wenigen, denkbaren Ausnahmen, im Falle von schriftlich vorbereiteten Präsentationen, die vorgelesen werden). Trotzdem darf der Einfluss der technischen Komponenten

---

52 Zur Arbeit in dieser «Neuen Normalität» vgl. Rump/Eilers (2022).

53 Zumindest für einen Grossteil der Büroangestellten.

54 Die bei einem einzigen Gerät am Ende eines Konferenztisches beispielsweise massgeblich vom Medium beeinflusst wird.

bei der Videotelefonie für den Ablauf der Kommunikation nicht unterschätzt werden (vgl. Imo 2016: 172). Mit den spezifischen Herausforderungen dieser Art der Kommunikation beschäftigen sich u. a. Fauville et al. (2021) und Rump et al. (2022), zum Phänomen der sogenannten *Zoom fatigue*,[55] Kohrs et al. (2016) zu Verzögerungen in der Kommunikation durch die Technik. Bachmann et al. (2022) beschreiben allgemeine Unterschiede zwischen Meetings im Präsenzmodus und Onlinemeetings. Zusammenfassend besagen die Ergebnisse, dass Onlinebesprechungen als psychisch und physisch anstrengender und gleichzeitig monotoner als Präsenzbesprechungen erlebt werden. Die Diskussionszeit in den Arbeitsgruppen sei online länger, da die einzelnen Redebeiträge im Vergleich zu Präsenzveranstaltungen im Umfang zunehmen, wohingegen sie eine geringere Anzahl aufweisen würden.

Wie gruppendynamische Prozesse im virtuellen Setting des Onlinemeetings wirken, beschreibt Csar (2022). Gruppen würden sich im virtuellen Raum auf ähnliche Weise bilden wie im analogen Raum, wobei sich jedoch die Wertigkeiten bestimmter Unterscheidungsmerkmale verschieben würden. Technikkompetenz, Aufgabenorientierung und verbale Kommunikationsfähigkeit fielen stärker ins Gewicht als mit dem Körper verbundene Merkmale, und ruhigere Gruppenmitglieder würden stärker zur Beteiligung angeregt, da gesprächigere Teilnehmende weniger Schaufläche bekämen als in analogen Settings. Genauso würden Autoritäten[56] in virtuellen Settings weniger zum Tragen kommen; der Konformitätsdruck sei in Onlinemeetings kleiner als in Präsenzformaten. Die Teammitglieder gerieten weiter leichter in eine Beobachterposition, wobei sich das Phänomen der «diffusen Anwesenheit» der Mitglieder virtueller Meetings als besonders problematisch erweise, da es möglich sei, neben der Meetingteilnahme an anderen Prozessen teilzunehmen. Dazu gehörten Aktivitäten wie andere Inhalte auf einem zweiten Bildschirm betrachten, E-Mails beantworten, mit Personen im Raum interagieren usw. (vgl. Bachmann et al. 2022: 452). Aus dieser Verflechtung von Aktivitäten kann sich eine komplexe Situation geprägt durch empraktische Kommunikation ergeben, in der einzelne oder mehrere Meetingteilnehmende in Momenten geteilter Aufmerksamkeit miteinander kommunizieren. So ist eine Bewusstmachung der Besonderheiten der Kommunikation in Onlinemeetings für die vorliegende Untersuchung relevant; da auch Einflüsse des Mediums auf die Varietätenwahl der Teilnehmenden durchaus denkbar und demnach zu untersuchen sind. Insbesondere gilt es, den Einfluss des Faktors der «diffusen Anwesenheit» auf die Aufmerksamkeit der Sprecher:innen, die der eigenen Sprachverwendung gewidmet wird, zu untersuchen.

4.3 Gruppen am Arbeitsplatz

Die Untersuchung ist in einem Unternehmen angelegt, was gemäss Efing (2017) ein soziales Gebilde darstellt, «in dem verschiedene Interessengruppen kommunikativ miteinander agieren», sodass eine soziolinguistische Perspektive daher sinnvoll und plausibel sei:

> Aus dieser Konstellation stellen sich zwangsläufig die soziolinguistischen Fragen nach den sozialen Praktiken des Sprechens, also danach, welche sozialen Gruppen warum/wozu wie mit wem kommunizieren, wie sich Gruppen kommunikativ gegenüber anderen kategorisieren, profilieren und

[55] Damit ist gemeint, dass Videokonferenzen aufgrund ihrer Ausgestaltung oft eine erhöhte Aufmerksamkeit seitens der Teilnehmenden erfordern und das Gehirn belasten, weshalb es zu Ermüdung kommen kann vgl. Rump et al. (2022: 190).

[56] Im Beispiel von Csar handelt es sich um Gruppendynamiktrainer:innen.

> positionieren (Selbst-/Fremddarstellung), wie sie sich kommunikativ abgrenzen oder wie sie kommunikativ koalieren und ob sich hier gruppenspezifische Ausprägungen kommunikativer Praktiken wie etwa Scherzen, Loben, Widersprechen, Bewerten der Interaktionspartner usw. feststellen lassen. (Efing 2017: 474)

Trotz der institutionellen Rahmung von Unternehmenskommunikation und einer zunehmenden Standardisierung, beispielsweise in Form einer Unternehmenssprache (*Corporate Language*), geht Efing (2017: 475) von gruppenspezifischem Kommunikationsverhalten innerhalb von Unternehmen aus – auch ausserhalb von informellen Gesprächen.

Gemäss Zifonun (2018: 87) findet in der ethnografischen Praxis der Begriff der Gruppe in der Regel allein als Feldbegriff Verwendung, während als analytische Begriffe von «kleiner sozialer Lebens-Welt», «Milieu» und «sozialer Welten» gesprochen werde. So greift beispielsweise Müller (2002: 90) für seine Untersuchung innerbetrieblicher Interaktion auf das Konzept der «sozialen Welt» zurück, das im Kontext des soziologischen Pragmatismus in der Schule von Chicago entstanden sei. Er beschreibt soziale Welten als Resultate aus dem interaktiven Geschehen an den Grenzen gesellschaftlicher Räume und sieht in Unternehmen verschiedene solcher Welten, beispielsweise jene von Mitarbeitenden der Verwaltung, die sich von jener ihrer Kolleg:innen aus der Produktion unter anderem in Bezug auf typische Kleidung, verwendete Kommunikationsmedien, aber auch sprachstilistische Punkte unterscheiden würden (vgl. Müller 2002: 92).

Spranz-Fogazy (2002) fokussierte die soziale Welt von Führungskräften und untersuchte deren kommunikatives Handeln,[57] die er in ethnografische Erhebungen zum beruflich-kommunikativen Netzwerk einbettete. Dies mit dem Ziel, typische Interaktionsformen herauszuarbeiten (vgl. ebd. 2002: 142). Auch die vorliegende Untersuchung versucht, den ethnografischen Ansatz in die Überlegungen einzubeziehen (vgl. Kapitel 8.1), der darauf abzielt, Interaktionsereignisse in ihren natürlichen Kontexten zu erfassen (ebd.).

Bourhis (2010: 292f.) bringt den Begriff des *linguistic work environment* ein. Die Forschungstechnik der Netzwerkanalyse erlaube die Abbildung informeller Kommunikation am Arbeitsplatz und die Identifizierung von Akteur:innen im Netzwerk wie *opinion leader, gatekeeper, bridge, isolate*. Die Netzwerkanalyse bezieht sich dabei im Rahmen der Organisationskommunikation auf Kontakte innerhalb der Organisation, während sich das soziale Netzwerk ansonsten auf alle regelmässigen Kontakte eines Individuums bezieht (vgl. Milroy/Milroy 2009). Bourhis' Fokus liegt auf bilingualen Arbeitsplatzkonstellationen. Er geht davon aus, dass der sprachliche Hintergrund der Teilnehmer:innen in Organisationsnetzwerken einen Einfluss auf die Sprachwahlstrategien hat, die von Sprecher:innen innerhalb der organisatorischen Hierarchie angewandt werden, und spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise von einem «French working climate» (vgl. Bourhis 2010: 293). Für die vorliegende Arbeit sind diesbezüglich Konstellationen interessant, in denen eine deutsche Mehrheit an Teilnehmer:innen an der Interaktion beteiligt ist, und damit verbunden die Frage, ob ‹ein deutsches Arbeitsklima› erkennbar wird, beispielsweise durch eine durchgehende oder vermehrte Verwendung der Standardvarietät seitens der Deutschschweizer:innen. Auf einen Zusammenhang zwischen dem Rang eines:r Beteiligten und der Variation

[57] Eine laut Spranz-Fogazy (2002: 139) selbst bis dahin weniger beachtete soziale Welt, aufgrund eines «allgemeinen gesellschaftswissenschaftlichen Unter- bzw. Mittelschichtsbias».

zwischen Standard und Dialekt gibt es gemäss Müller (2018: 119) aus der bisherigen Forschung keine klaren Hinweise.

Ein weiterer Begriff im Zusammenhang mit Gruppen und Sprache ist jener der ‹Sprechgemeinschaft›[58] (*speech community*). Wie Imo/Lanwer (2019: 268f.) ausführen, finden sich in der Literatur zwei verschiedene Verwendungen des Begriffs ‹Sprechgemeinschaft›, nämlich einerseits die attribut-bezogene Definition als eine Gruppe von Personen, die über die gleiche Sprache und/oder Varietät verfügen. Ein Mitglied der Gruppe wird über die Sprachverwendung an sich identifiziert (z. B. als Mitglied der Gruppe der Deutschsprechenden). Beim interaktions-bezogenen Ansatz andererseits wird eine Sprechgemeinschaft primär als eine interaktiv vernetzte Personengruppe definiert, deren Mitglieder (aufgrund dieser Vernetzung) über ein Mindestmass geteilter verbaler Ausdrucksmittel verfügen. Bei den in der vorliegenden Untersuchung betrachteten Gruppen handelt es sich um eine spezielle Mischform bzw. Überlagerung dieser beiden Formen der Sprechgemeinschaft: Die Deutschschweizer:innen gehören einer attribut-bezogenen Sprechgemeinschaft an, jener der autochthonen Schweizerdeutschsprecher:innen. Gleichzeitig gehören sie auch zur Gruppe der Deutschsprechenden, genauso wie die Deutschen dies tun, während die Deutschen in der Wahrnehmung der Deutschschweizer:innen (und mehrheitlich auch in der Selbstwahrnehmung) nicht Teil der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft sind. Alle Beteiligten sind jedoch Mitglied in der interaktions-bezogenen Sprechgemeinschaft, da sie aufgrund regelmässiger Vernetzung über geteilte Ausdrucksmittel verfügen. Inwiefern sich die beiden Sprechgemeinschaften bzw. die Zugehörigkeit dazu in der täglichen Interaktion manifestieren und wie sich dies auf die Verwendung der Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch auswirkt, soll in der vorliegenden Arbeit untersucht werden.

Für viele Analysen im Bereich des *workplace discourse* kommt gemäss Angouri (2018: 60) der konzeptuelle Rahmen der ‹Community of Practice›[59] oder kurz CoP bzw. CofP zum Einsatz, der seit den 1990er-Jahren als Alternative zum Sprechgemeinschaft-Konzept Anwendung findet (vgl. Marra et al. 2022: 186). Das Konzept der ‹Community of Practice› geht auf Lave/Wenger (1991) zurück.[60] Sie verstehen unter einer CoP «a set of relations among persons, activity, and world, over time and in relation with other tangential and overlapping communities of practice». Dabei seien drei Faktoren zentral, die Wenger (1999: 76) definiert: das gegenseitige Engagement und das gemeinsam ausgehandelte Unterfangen der Mitglieder sowie ihr gemeinsames Repertoire. Diese charakteristischen Merkmale grenzt die CoP auch von anderen Theorien und Methoden ab. Die Theorie der Sprechgemeinschaften beispielsweise sei im Vergleich zu den CoP statischer[61] und die Definition von aussen, was eine solche Gemeinschaft ausmacht, müsse sich

---

[58] Der Unterschied zwischen den Termini ‹Sprechgemeinschaft› und ‹Sprachgemeinschaft› liegt Lanwer (2015: 16) zufolge im Fokus auf das dahinterstehende Konzept; so werde der Aspekt der interpersonellen Kommunikation bei der Bezeichnung ‹Sprechgemeinschaft› stärker betont und somit vor allem das Sprechen als konkrete kommunikative Tätigkeit und nicht in erster Linie die Sprache als abstraktes System fokussiert.

[59] Gemäss Corder/Meyerhoff (2009: 441) kommen im Deutschen auch die Bezeichnungen «Praxisgemeinschaft(en)» bzw. «Handlungsgemeinschaft(en)» zum Einsatz. In der vorliegenden Arbeit wird der englische Begriff Community of Practice bzw. die Abkürzung CoP verwendet.

[60] Wenger (1999) erweiterte das Konzept später für die Organisationsentwicklung.

[61] Interessanterweise kritisiert Angouri (2018: 62) jedoch auch das CoP-Konzept aufgrund eines möglichen falschen statischen Verständnisses, bei dem man die CoP auf den ersten Blick als homogene Gruppe verstehe, die Ansichten und Vorgehensweisen teilt und klar nach aussen abgegrenzt ist. Sie benutzt dann folglich *practice*

nicht mit den relevanten sozialen Kategorien innerhalb der Gemeinschaft decken (vgl. Corder/Meyerhoff 2009: 450). Die sozialen Netzwerke hingegen würden sich von den CoP vor allem durch die Art der Mitgliedschaft unterscheiden, die im Fall der Netzwerke auch passiver erfolgen könne, sodass nicht alle Mitglieder eines Netzwerkes auch tatsächlichen Umgang miteinander hätten, was bei einer CoP jedoch der Fall sei. So sind Corder/Meyerhoff (ebd.: 451) zufolge zwar alle CoP eine Art soziales Netzwerk, aber nicht jedes soziale Netzwerk ist eine CoP. Der Unterschied zwischen der Sprechgemeinschaft und der Community of Practice liegt Imo/Lanwer (2019: 269) zufolge im stärkeren Fokus auf den Aspekt der engmaschigen interaktiven Vernetzung von Kleingruppen beim CoP-Konzept. Sprechgemeinschaften könnten auch auf grössere Populationen angewandt werden, beispielsweise auf eine gesamte Nation. Der Gruppenbegriff der CoP wird in der Wirtschaftskommunikation Efing (2017: 478) zufolge nach der Zusammenarbeit in einer Arbeitsgruppe eingeteilt und ist für die berufliche Sozialisation von grosser Relevanz, «da sie auf Seiten ihrer Mitglieder eine längerfristige berufliche oder fachliche Identität und ein Zugehörigkeitsgefühl schaffen» (ebd.: 479).

Marra et al. (2022) untersuchen im Rahmen von CoP am Arbeitsplatz, wie Normen dynamisch und kontextabhängig von allen Mitgliedern in der Interaktion geteilt und durch geteilte Praktiken ersichtlich werden. Schnurr/Zayts (2017) beschreiben das Potenzial des Konzepts der Community of Practice folgendermassen:

> […] it allows researchers to capture normative (and hence appropriate and politic) practices that have developed among the members of a particular, relatively small, group – whether a department, a project team or sometimes even an entire workplace. It is precisely on the level of the CofP that notions of culture are constructed, enacted, reinforced and sometimes also challenged by interlocutors. (Schnurr/Zayts 2017: 38)

Eine klare Kategorisierung von Gross- und Kleingruppen fehlt gemäss Efing (2017: 484) jedoch innerhalb der Linguistik. Gruppen würden je nach Einzelfallstudie und konkreter Fragestellung definiert. Im Fall der vorliegenden Untersuchung kann, der Betrachtungsweise der sozialen Welten folgend, von einer einheitlichen sozialen Welt ausgegangen werden, der alle Gewährspersonen angehören, da sie alle Teil derselben Abteilung sind. Durch den meist täglichen aktiven Kontakt und Austausch in den verschiedenen Konstellationen eignet sich wiederum das CoP-Konzept für eine Beschreibung der untersuchten Arbeitsgruppe/n.

4.4 Kultur am Arbeitsplatz

Die vorliegende Arbeit kann durch den Fokus auf den autochthon-allochthonen Sprachkontakt als Untersuchung interkultureller Kommunikation betrachtet werden (zur Streitbarkeit dieser Betrachtung vgl. Kapitel 6.2.1). In Zeiten der globalisierten Unternehmen und Arbeitsformen sowie der heterogener werdenden Belegschaft findet die interkulturelle Kommunikation am Arbeitsplatz grosse Beachtung in der Forschung, wie beispielsweise die verschiedenen Beiträge in Kameyama/Meyer (2007), Kotthoff/Spencer-Oatey (2009) oder Ladegaard/Jenks (2018) zeigen. Corder/Meyerhoff (2009: 442) beschreiben «Kultur» in einem weiten Verständnis als «a way of life shared by a group of people». Diese Lebensweise bestehe dabei aus kultivierten, also

---

auch ohne *community* (Angouri 2018: 63) und konzentriert sich aus interaktional-soziolinguistischer Sicht auf die Art und Weise, wie Teilnehmende an arbeitsplatzbezogenen Ereignissen (*workplace events*), insbesondere Geschäftsmeetings, gemeinsame Praktiken anwenden.

gelernten Verhaltensweisen, die über eine bestimmte Zeit akkumuliert worden seien und auch bei veränderter Gruppenkonstellation reproduziert würden. Daraus leitet sich die Definition von interkultureller Beziehung ab als:

> [A] situation in which people who have acquired different ways of life […] find themselves in a position where they need to communicate with each other, and the differences and similarities between the behaviours they have learnt may facilitate or impede their interaction. (Corder/Meyerhoff 2009: 443)

So werden bei der Betrachtung interkultureller Kommunikation oft vermeintliche Probleme thematisiert, die aufgrund kultureller Unterschiede in der Kommunikation entstehen (vgl. z. B. Franklin 2009). Eine Betrachtung verschiedener ‹Kulturen› und deren Interaktion miteinander ist gemäss Angouri (2018: 31) jedoch wenig sinnvoll, wenn der Kontext der jeweiligen Interaktion nicht berücksichtigt werde. Auch Shea (2022: 379) spricht sich gegen eine eindimensionale Betrachtung kultureller Unterschiede aus: «It is not cultural differences in and of themselves, but the way they are taken up and negotiated, which critically determines the shape and success of intercultural interaction.»

Domke (2018: 13) weist darauf hin, dass im Zuge global entgrenzter Handlungsbeziehungen, international vernetzter Organisationen sowie in Zeiten ‹mobiler› Mitarbeitender die Mehrsprachigkeit sowie Kommunikation in einer Sprache, die nicht die eigene Muttersprache ist, weitere relevante Merkmale von Arbeitsmeetings sind. Die verschiedenen kommunikativen Aufgaben (vgl. Kapitel 4.1) seien auf der Basis unterschiedlicher kultureller Hintergründe zu lösen. Dementsprechend ist eines der zentralen sprachlichen Themenfelder im betrieblichen Kontext jenes der Bedeutung von Englisch als Unternehmenssprache bzw. als Lingua franca (ELF), wie die Arbeiten von Kankaanranta et al. (2018), Pitzl (2010), Tange/Lauring (2009) oder die Beiträge in Sherman/Nekvapil (2018) zeigen. Wie Meierkord (2009: 208) feststellt, ist die Relevanz von Englisch auch in der Schweiz gross, wo keine der vier Landessprachen sich als nationale Lingua franca etablieren konnte, sondern für die Kommunikation mit anderssprachigen Landesteilen häufig auf Englisch zurückgegriffen wird. Im Fall des Unternehmens, in der die vorliegende Untersuchung angesiedelt ist, wird aufgrund der globalen Ausrichtung und Struktur selbstverständlich auf Englisch als Unternehmenssprache in internationalen Kontexten sowie generelle Lingua franca zurückgegriffen. Dies setzt einerseits eine gewisse Englischkompetenz aller Mitarbeitenden voraus und sorgt andererseits für eine häufige Verwendung von Englisch auch am untersuchten Firmenstandort in der Schweiz. Der Fokus dieser Arbeit liegt jedoch auf der Verwendung des Deutschen und seiner Varietäten, sodass auf eine weitere Ausführung zum Thema ELF verzichtet wird.

Der Begriff der Kultur findet im Zusammenhang mit Organisationen und Firmen oft auch Anwendung in Form einer Unternehmenskultur[62], also der «Grundgesamtheit gemeinsamer Werte, Normen und Einstellungen, welche die Entscheidungen, die Handlungen und das Verhalten der Organisationsmitglieder prägen» (Lies 2018). Diesbezüglich konkretisiert Angouri jedoch, dass

[62] Der im englischen Sprachgebrauch übliche Begriff *workplace culture* wird vereinzelt auch als Arbeitsplatzkultur übersetzt, der Begriff Unternehmenskultur bzw. Organisationskultur ist jedoch geläufiger.

Organisationen keine Kultur hätten, sondern Menschen diese herstellen[63] würden: «[T]his is best seen as a set of practices which constitute and are constituted in the context of the participants' workplace setting» (Angouri 2018: 29). Dabei würden Normen und Praktiken in Interaktionen ständig konstituiert und ausgehandelt (ebd.: 30). Auch die Frage der Varietätenwahl innerhalb einer CoP wie im vorliegenden Fall kann als Teil der Unternehmenskultur betrachtet werden.

Spreckels/Kotthoff (2009) fokussieren die Frage, wie Identitäten analysiert werden können, durch die sich die Menschen in interkulturellen Kontexten begegnen. Dabei stellen sie fest, dass Identität sich vielmehr in Beziehungen konstituiere, als dass sie als blosses Merkmal eines Individuums zu verstehen sei. Obwohl moderne Identitäten in einer globalisierten Welt Patchwork-Konstruktionen seien und das Verständnis ihrer Erscheinungsformen immer mehr soziales Wissen erforderlich mache, seien Identität und Anderssein nach wie vor treibende Kräfte zwischen sozialen Verbindungen und Brüchen (vgl. Spreckels/Kotthoff 2009: 433f.). Schnurr/Zayts (2017: 87) schreiben dazu: «The central role of identity in workplace interactions has long been established. It has been argued that the ways in which people perceive themselves and those they work with are important aspects of workplace interactions […].» Wie Angouri gehen auch sie dabei von einem fest im Konstruktivismus verankerten Verständnis von Identität aus, das ihres Erachtens – genauso wie Kultur – Produkt eines ständigen Aushandelns der Interaktionsteilnehmenden ist und nicht als starres Konstrukt a priori besteht (vgl. ebd.: 88). Dementsprechend müsse von Identitäten im Plural gesprochen werden. Jede:r soziale Akteur:in – individuell oder kollektiv – könne je nach Kontext Identitäten aktualisieren, mobilisieren und produzieren. Das Thema der Identität und das diese Arbeit leitende Verständnis davon wird in Kapitel 6.2 vertieft.

Zum Abschluss des Kapitels 4 wird im Folgenden auf Untersuchungen zum eigentlichen Kernthema der vorliegenden Untersuchung genauer eingegangen: der Verwendung von verschiedenen Varietäten am Arbeitsplatz.

4.5 Dialekt und Standarddeutsch am Arbeitsplatz

Zur Sprachformenwahl am Arbeitsplatz ist neben der Arbeit von Senft (1982) zur Varietät und Variation von rheinischen Metallarbeitern vor allem die Untersuchung von Macha (1991) zu nennen, die das Varietätenspektrum und Sprachverhalten rheinischer Handwerksmeister[64] fokussierte, indem neben klassischen Methoden wie der Analyse von Wenkersatzübertragungen und der Vermessung von Variablen aus der Interviewsprache echte Alltagsgespräche der Gewährspersonen aufgezeichnet wurden:[65] von Privatgesprächen sowie Gesprächen im betrieblichen Kontext, also mit Kundschaft. Macha (1991: 17f.) spricht bei seiner Methode von einer «doppelten Fokussierung», da sowohl überpersönliche Aspekte als auch die Eigenarten der einzelnen Gewährspersonen beleuchtet werden.[66] Auf Basis sprecherbiografischer Tiefeninterviews bildete er drei Typen von Dialektsprechern, derer zwei er anhand der Live-Mitschnitte

63 Im englischen Original ist die Rede von *have/do culture*.

64 Die durchgehende Verwendung des Maskulinums bildet die ausschliesslich männlichen Gewährspersonen dieser Untersuchung korrekt ab.

65 Jedoch nur bei vier von 26 Gewährspersonen.

66 Ein weiteres Beispiel einer Arbeit, welche die Methode der ‹doppelten Fokussierung› auf eine gesprächsanalytische Fragestellung anwendet, ist jene von Butterworth (2015).

aus dem Alltag in ihrem Sprachverhalten analysierte. Im beruflichen Kontext stellte er dabei ein Verhalten fest, das Schmidt/Herrgen (2011: 320) als «Aushandeln» der für die konkrete Situation angemessenen Varietät beschreibe: «Je nach Gesprächspartner, Sprechanlaß, und Situationsbeurteilung wird sprachlich im Sinne einer ‹flexible response› reagiert» (ebd.: 218).

Wie in Kapitel 3.5 erwähnt, liegen mit den Ergebnissen aus der Untersuchung *Dialekt und Beruf 2019* vom IDS auch aktuelle Zahlen zur Varietätenverwendung an deutschen Arbeitsplätzen vor. In der Befragung wurden zehn Kommunikationssituationen mit unterschiedlichem Grad von Formalität abgefragt, beispielsweise «Reden oder Präsentationen vor fünf oder mehr Personen halten» als Beispiel einer sehr formellen Situationen oder «berufsbezogene Informationen an Kollegen weitergeben» als Beispiele einer weniger formellen Kommunikationssituation (vgl. Adler/Ribeiro Silveira 2023: 14). Dazu wurden ausschliesslich Dialektsprecher:innen befragt. Neben der generell seltenen Dialektverwendung am Arbeitsplatz lässt sich weiter eine deutliche Verteilung entlang des Spektrums formell–informell beobachten: Je formeller eine Situation, desto eher wird Standarddeutsch gesprochen. In informelleren Situationen mit Kolleg:innen wird hingegen eher nur der Dialekt oder eine Mischung aus Dialekt und Standard verwendet (ebd.: 14f.).

Zur Frage, die die vorliegende Untersuchung antreibt, wie die Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch in einer gemischten Community of Practice mit Dialektsprecher:innen und Allochthonen verwendet werden, kann nur auf einzelne Arbeiten zurückgegriffen werden. Zu erwähnen sind an dieser Stelle die Studien von Häcki Buhofer (1985) sowie Bürkli (1999) mit ihrer Ansiedlung in grossen Industriebetrieben in der Schweiz. Im Korpus der Notrufgespräche bei Christen et al. (2010) sind auch Gespräche unter Polizist:innen enthalten, die einen Einblick in die Kommunikationsweise unter Kolleg:innen in diesem spezifischen Bereich geben. Die diesbezüglichen Ergebnisse beziehen sich jedoch auf die Sprachverwendung innerhalb der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft, wo die Verteilung der Varietäten nach dem «Jedes-an-seinem-Ort-Prinzip» (ebd.: 227) funktioniert. Dieses Prinzip stellt die Voraussetzung für die Verwendung von standardsprachlichen Insertionen als Kontextualisierungshinweis (vgl. Gumperz 1982) dar, wie sie in den Daten von Christen et al. (2010) zahlreich belegt sind (vgl. Kapitel 5.6). Der Fokus der vorliegenden Untersuchung liegt hingegen auf Konstellationen, die durch die Beteiligung deutscher Gesprächsteilnehmer:innen nicht innerhalb des Kollektivs der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft ablaufen. Dabei stellt sich die Frage, ob die Community of Practice auch als Kollektiv wahrgenommen und folglich der Dialekt als Varietät der Wahl aktiviert wird, wie dies von Bürkli (1999: 334f.) bei ihrer Untersuchung festgestellt wurde. Auch Koller (1992) ordnet in seiner Befragung die Arbeitskolleg:innen in derselben Kategorie wie Verwandte oder Nachbar:innen ein, sodass die in diesen Konstellationen stattfindende Kommunikation als informell bezeichnet werden kann. 81 % seiner Befragten gaben dabei an, dass die Arbeitskolleg:innen Schweizerdeutsch mit ihnen sprechen würden (ebd.: 337). Dabei ist sicherlich wichtig zu erwähnen, dass zwei Drittel dieser Befragten auch angaben, selbst mindestens teilweise Schweizerdeutsch zu sprechen am Arbeitsplatz (ebd.: 206), was eine grosse Annäherung an die Zugehörigkeit zur In-Group der Deutschschweizer:innen darstellt, auch wenn die muttersprachliche Dialektkompetenz – die von Christen et al. (2010) als massgebliche Einflussgrösse auf die Varietätenwahl definiert wurde – fehlt.

Um Prozesse beschreiben zu können, die im Kontakt von einer oder mehreren Sprachen oder Varietäten ablaufen, bedarf es einer Definition gewisser Grundbegriffe. Im folgenden Kapitel erfolgt daher ein Überblick über zentrale Termini und Theorien der Sprachkontaktforschung, die für die vorliegende Untersuchung von Relevanz sind.

5. Variation zwischen Dialekt und Standard

Variation tritt in der Deutschschweiz sowohl innerhalb einer Varietät als auch zwischen den Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch auf.[67] Zur ersten Kategorie, der Variation innerhalb des Dialekts im polydialektalen Dialog zeigt Christen (2000a) mit Beispielen die «dialektale Flexibilität» im soziopragmatischen Umfeld der Deutschschweiz und beschreibt den Typen des dialektal flexiblen «Chamäleons», das sich sprachlich an die kollektive Heterogenität anpasst bzw. der «Fossilien», «jener Sprecherinnen und Sprecher nämlich, die – zumindest der Alltagserfahrung nach – weder punktuell situativ, noch längerfristig, z.B. wegen Wegzugs in ein anderes Dialektgebiet, ihren einmal erworbenen Dialekt verändern […]» (Christen 2000a: 42). Dass eine Verständigung in der Deutschschweiz zwischen diesen dialektalen «Fossilien» überhaupt möglich ist, hat massgeblich damit zu tun, was Christen (2008) als «die Einflussgrösse der rezeptiven Vertrautheit mit verschiedenen Dialekten» beschreibt, «die nicht nur von der binnenschweizerischen Mobilität abhängen mag, sondern auch vom Radio- und Fernsehkonsum» (ebd.: 28). In der deutschsprachigen Schweiz wird der jeweils eigene Dialekt gesprochen und bei interdialektalen Begegnungen wird nicht auf die Standardsprache ausgewichen, was dazu führe, dass sich Deutschschweizer Sprecher:innen einen rezeptiven Umgang mit arealer Varianz aneignen, sich nachgerade auf Variation einstellen würden. Dabei kann die «passive Polydialektalität», die sich aus dem ständigen Kontakt mit Variation ergibt, gleichermassen als Voraussetzung für das Prinzip gelten, dass jede:r seinen bzw. ihren Dialekt spricht, wie auch als Effekt davon (vgl. Christen/Schiesser 2021: 339).

In der vorliegenden Untersuchung stehen jedoch Gespräche im Fokus, in denen autochthone Dialektsprecher:innen nicht unter sich sind, sondern Allochthone und Autochthone aufeinandertreffen. Damit stellen sich also Fragen der Variation der zweiten Kategorie, jener zwischen verschiedenen Varietäten des Deutschen, vornehmlich zwischen dem Dialekt und dem Standard. Dabei ist auch die Frage nach der Variationstoleranz der Deutschschweizer:innen über die Landesgrenze hinaus von Interesse, wie es sich also mit anderen deutschen Dialekten – vornehmlich aus Deutschland – verhält. Wie Schwarz (2019) zeigt, bestehen bereits innerhalb desselben Dialektkontinuums Unterschiede zwischen Gebieten auf der Schweizer Seite der Landesgrenze und solchen in Deutschland. Im Kontakt von Personen aus Gebieten des Dialektschwunds und in einer Diglossie aufgewachsenen Deutschschweizer:innen, wie er im vorliegenden Kontext untersucht wird, treffen noch grössere Unterschiede bezüglich der Sozialisation im Zusammenhang mit Dialektvarianz aufeinander, was das Thema der Varietätenwahl in einem ganz neuen Licht aufs Tapet bringt.

---

[67] Ein Forschungsüberblick zur Dialekt-Standard-Variation im Gespräch über das gesamte deutsche Sprachgebiet findet sich bei Lanwer (2019).

Obwohl Deutsch als die gemeinsame Sprache von Deutschen und Deutschschweizer:innen gilt, kann in den hier relevanten Kontaktsituationen zwischen Schweizerdeutsch und bundesdeutschem Deutsch von Sprachkontakt gesprochen werden (vgl. Werlen 1998a: 6). Die Wahl der Varietät im beschriebenen Kontext kann daher als Form der Sprachvariation mit den Methoden untersucht und erklärt werden, die auch bei der Erforschung anderer Sprachkontaktphänomene wie dem Code-Switching (CS) oder der sprachlichen Akkommodation zum Einsatz kommen. Im Folgenden werden zentrale Modellierungen dieser Phänomene besprochen.

Zu Sprachkontakt allgemein gibt es mittlerweile eine grosse Anzahl Untersuchungen und damit einhergehend zahlreiche neue Erkenntnisse. Einen Überblick über verschiedene Ansätze und Methoden der Kontaktlinguistik findet sich beispielsweise bei Goebl (1996), zur Kontaktlinguistik aus soziolinguistischer Sicht vgl. Wildgen (2006); eine aktuelle Einführung in die Sprachkontaktforschung bietet Riehl (2018), zu Dialekten in Kontakt Huck (2014). Arbeiten zum Sprachkontakt zwischen Angehörigen verschiedener Staaten mit derselben plurizentrischen Sprache und zur Frage der Konvergenz bzw. Adaptation hingegen gibt es bisher gemäss Schmidlin (2011: 190) wenige Untersuchungen.

5.1 Akkommodationstheorie[68]

Um die Varietätenwahl der Gewährspersonen in der vorliegenden Untersuchung zu modellieren, eignet sich die von Howard Giles entwickelte *Communicative Accommodation Theory* (CAT) (vgl. Giles 1973), die bereits in zahlreichen Untersuchungen zur Anwendung kam (vgl. Christen et al. 2010, Doetjes 2010, Großkopf/Barden 1998). Anders als die von Labov[69] geprägten korrelativen soziolinguistischen Methoden sieht Giles den Ursprung von Variation in der Sprache eher bei den an der Kommunikation teilnehmenden Personen als beim Kontext. Dabei sichert und optimiert sprachliche Akkommodation – also das sprachliche Angleichen in der sozialen Interaktion – einerseits die interpersonelle Verständigung, dient andererseits aber auch immer dazu, ein spezifisches (soziales) Selbstbild zu kommunizieren (vgl. Imo/Lanwer 2019: 267).

Bei der CAT wird einerseits die Kommunikationssituation zwischen zwei Individuen fokussiert, andererseits werden diese Individuen immer als Angehörige einer Gruppe gesehen, wobei die Definition dieser Gruppe von der Situation abhängt, die anhand des Modells beschrieben werden soll. Neben den jeweiligen persönlichen Erfahrungen, die auch spezifisch gruppenbezogen sein können, prägen auch gesellschaftliche und kulturelle Normen und Werte das Verhalten des Individuums in der Kommunikationssituation (vgl. Doetjes 2010: 125f.). Die CAT kann gemäss Dannerer et al. (2017: 129) «gleichsam als Metatheorie für andere Theorien, die sich mit interpersoneller oder intergruppaler Kommunikation auseinandersetzen, aufgefasst werden […]».

---

[68] Eine einschlägige Übersicht unterschiedlicher theoretischer Modelle adaptierender Kommunikationsprozesse, wie die *Cultural Convergence Theory*, die *Identity Negotiation Theory*, die *Cultural Identity Theory* sowie die Akkommodationstheorie bietet beispielsweise Gudykunst (2004).

[69] Vgl. z. B. Labov (1972) oder Labov et al. (1980).

Trudgill (1986) entwickelt auf der Grundlage der Akkommodationstheorie ein zweistufiges Sprachwandelmodell.[70] Dabei unterscheidet er zwischen sprachlicher Anpassung in einer einzelnen Interaktion, der *short-term accommodation*, und der aus der wiederkehrenden Anpassung resultierenden nachhaltigen Veränderung der Sprachverwendung, der *long-term accommodation*, wie sie Großkopf/Barden (1998) in ihrer Studie an innerdeutschem Varietätenkontakt untersuchten.[71] Die Langzeitakkommodation mit unterschiedlichen deutschen Varietäten in einem Drittland (Australien) untersuchten Clyne et al. (2003) anhand von zehn österreichisch-deutschen Paaren. Sie beobachteten grosse pragmatische Unterschiede zwischen den Nationalitäten in den Sprechakten rund um das Entschuldigen und Bitten. Interessant ist dabei die von Schmidlin formulierte Feststellung:

> Trotz vieler gemeinsam verbrachter Jahre in Australien sind noch immer Variationen sprachlicher Handlungsmuster erkennbar, die auf die Sozialisation in verschiedenen deutschsprachigen Ländern zurückgehen. Die Primärsozialisation zeigt sich für verbale Handlungsmuster als entscheidend. (Schmidlin 2011: 191)

Beide Formen der Akkommodation – Kurzzeit- und Langzeitakkommodation – sind in der vorliegenden Untersuchung in gewissem Masse von Interesse. Während der Kurzzeitakkommodation in den aufgezeichneten Gesprächsdaten untersucht wird und sich vor allem auf die Deutschschweizer:innen bezieht, die zwischen den Varietäten wechseln, interessieren auch langfristige Entwicklungen in der Varietätenverwendung der Gewährspersonen, insbesondere bei den zugezogenen Deutschen.

Folgende Faktoren müssen bei Kommunikationssituationen mit Akkommodation berücksichtigt werden: die Richtung der Akkommodation, konvergierend oder divergierend (vgl. Niedzielski/Giles 1996: 335f.), das Verhalten der sprechenden und die Wahrnehmung der hörenden Person, die Einstellung der sprechenden und gegebenenfalls auch der hörenden Person (Doetjes 2010: 126). Konvergentes Verhalten dient durch die Reduktion interpersonaler Differenzen dem Ziel, von Kommunikationspartner:innen gebilligt und akzeptiert zu werden (vgl. Christen et al. 2010: 45). Kurzzeitakkommodation erfolgt jedoch oft nicht einfach, indem das Verhalten der Gesprächspartner:innen imitiert wird. Vielmehr wird die eigene Rede dem Stereotyp angepasst, das die Sprechenden mit der Gruppe assoziieren, der das Gegenüber angehört (ebd.). Auer/Hinskens sprechen diesbezüglich von Mechanismen der «Identitätsprojektion», da die Übernahme sprachlicher Merkmale immer Ausdruck eines gewissen sozialen Selbstverständnisses sei, sodass Interagierende bestimmte Varianten nur dann adaptierten, wenn sie sich mit dem sozialen Stereotyp identifizierten, das mit der Verwendung der betreffenden Merkmale assoziiert ist (vgl. Auer/Hinskens 2005: 357). Interagierende richten sich also nicht direkt am Gegenüber aus, sondern vielmehr an sozialen Stereotypen, denen sie in einer spezifischen Situation zu entsprechen gedenken. Zu dieser Theorie passt die Beobachtung, die Petkova zum Akkommodationsverhalten von Deutschschweizer:innen im Gespräch mit Deutschen macht, dass in der standardsprachlichen Rede der untersuchten Deutschschweizer Rede Varianz

---

[70] Auer/Hinskens (2005) erweitern das Modell um eine dritte Stufe, indem sie zwischen der individuellen und der Ebene der sozialen Gruppe unterscheiden und den Zusammenhang von Akkommodation und Sprachwandel beschreiben.

[71] Eine neuere Untersuchung, die Akkommodation und Sprachwandel im Kontakt von bundesdeutschen Varietäten mit ganz anderen, nämlich neuronalen Daten untersucht, ist jene von Lanwermeyer (2019).

vorkommt. In den von ihr untersuchten Gesprächen zwischen Deutschschweizer:innen und Deutschen sowie einer fremdsprachigen Person tauchten auch immer wieder sprachliche Varianten aus der bundesdeutschen Standardsprache wie die Realisierung der Endsilbe ‹-en› als silbischer Konsonant oder die Abkürzungen des Indefinitartikels ‹einen› als ‹nen› bzw. ‹eine› als ‹ne›. Diese Formen entsprängen der bundesdeutschen Umgangssprache und seien im Schweizer Kontext eher auffällig (vgl. Petkova 2016b: 234).

Akkommodation schliesst jedoch wie erwähnt nicht nur Konvergenz, sondern auch Divergenz mit ein. Divergierendes Verhalten betont sprachliche und nonverbale Unterschiede zwischen Sprecher:in und Hörer:in. Dies mit dem Ziel, die positive soziale Identität[72] aufrechtzuerhalten (vgl. Giles 2009: 284), wobei sich dies auf eine individuelle wie auch eine gruppenbezogene Identität beziehen kann (vgl. Kapitel 6.2). Gemäss Myers-Scotton 2005: 158) kann divergierendes Verhalten bewusster erfolgen als konvergierendes, da Sprecher:innen eher wahrnehmen würden, wenn sie gegen den Strom schwimmen, als wenn sie ihm folgen.

Konvergentes sprachliches Verhalten kann laut Bürkli (1999: 345) auch an den Tag gelegt werden, um eine Art Balance herzustellen. In ihrer Untersuchung in einem Grossbetrieb stellte sie beispielsweise fest, dass ein Sprecher mit einer Standarddeutsch sprechenden Kollegin hauptsächlich Dialekt spricht, vereinzelt jedoch auch Standarddeutsch. Die Funktionalität dieser Standardverwendung erklärt Bürkli im Zusammenhang mit dem Ort, wo das Gespräch stattfindet. So akkommodiere der betreffende Sprecher jeweils an seine Kollegin, wenn er diese zuvor zu sich ins Büro gebeten habe;[73] die sprachliche Anpassung erfolge somit gewissermassen als Ausgleich der räumlichen Anpassung des Gegenübers.

Ein weiterer Aspekt der sprachlichen Akkommodation ist deren Evaluation durch die Hörer:innen, welche Burt (1994) durch eine Analyse von Zuhörerreaktionen auf Gespräche zwischen einem amerikanischen Studenten und einer amerikanischen Studentin untersuchte. Es wurden die Bewertungen für zwei Arten von Akkommodation verglichen: Bewertungen für das, was sie Konvergenz nannte (Verwendung der Muttersprache der anderen Person) mit Bewertungen für *compliance* (Verwendung der Sprache, die die andere Person gerade verwendet hatte). Die Bewertungen fielen sehr unterschiedlich aus (vgl. Burt 1994: 555f.), und es wäre zu kurz gegriffen, einfach anzunehmen, dass konvergierende Sprecher:innen per se positiv bewertet werden; vielmehr seien Akkommodationsstrategien soziopragmatisch mehrdeutig. Oder wie Burt (1994: 556f.) folgert: «Thus, we must temper the obvious truth of similarity attraction with another obvious truth – the idea that we also will like people who do what we want them to.»

Neben überindividuellen Faktoren muss bei der Untersuchung von Akkommodationsverhalten gemäss Kabatek (2015: 175) dieses auch als Ausdruck individueller und attitüdinaler Präferenzen betrachtet werden. Einerseits gebe es akkommodationsfreudigere und akkommodationsresistentere Personen, was sich auch aus individuellen Fähigkeiten, beispielsweise der Kenntnis einer bestimmten Sprachform, ergebe. Andererseits sei die Anpassung an «sympathische», prestigereiche Varietäten wahrscheinlicher als an «unsympathische», prestigeärmere Varietäten. Weiter

---

72 Zum Zusammenhang zwischen sozialer, personaler und regionaler Identität vgl. Schröder (2019: 106).

73 Nicht aber, wenn er sich umgekehrt selbst ins Büro der Kollegin bewegt habe.

sei die Neigung oder Resistenz gegenüber Akkommodation kulturell und historisch bedingt und Teil des Varietätenwissens, das in einer Gemeinschaft vermittelt wird. Für die Deutschschweizer Sprachgemeinschaft kann sicherlich ein ausgeprägtes Varietätenwissen – zumindest was die beiden Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch betrifft, wie sie für die vorliegenden Zwecke definiert wurden – festgehalten werden, da die meisten heutzutage mit deren Verwendung konfrontiert sind, wenn auch mit ganz unterschiedlichen Verteilungen (vgl. Kapitel 3.1). Auf den Einfluss individueller Präferenzen auf das Akkommodationsverhalten wird in Kapitel 5.12 genauer eingegangen. Im Kontakt von Deutschschweizer:innen mit Allochthonen darf jedoch nicht unterschätzt werden, wie wichtig neben solchen individuellen und attitüdinalen Faktoren auch immer das «Trachten nach gegenseitiger Verstehbarkeit» (Christen et al. 2010: 45) in einem Gespräch ist. So dürfen konvergierende Akkommodationsstrategien nicht ausschliesslich als Mittel zur Erhöhung der Zustimmung des Gegenübers betrachtet werden, sondern auch als Mittel, die Verständigung zu unterstützen (vgl. Doetjes 2010: 123). Im Falle des Varietätenwechsels von Schweizerdeutsch zu Standarddeutsch ist der Einfluss dieser Motivation sicherlich zentral. Ist doch Standarddeutsch die Varietät, die nachweislich für mehr Leute und besser verständlich ist als der kleinräumig verbreitete Dialekt.

Bourhis würdigt die Bedeutung der CAT für die Untersuchung von Settings im Bereich der Organisationskommunikation bzw. für Fragen der Sprachwahl in diesen Settings. Dabei betont er jedoch die Relevanz des *linguistic work environment* (LWE) (vgl. Kapitel 4.3) (vgl. Bourhis 2010: 292). Während Bourhis' Überlegungen sich auf das zweisprachige Kanada beziehen, hat Doetjes (2010) das Akkommodationsverhalten Skandinaviens beschrieben, wo sich durch eine intensive Zusammenarbeit auf politischer wie gesellschaftlicher Ebene in Bezug auf die interskandinavische Kommunikation eine gewisse Norm in der Sprachverwendung herausgebildet hat: Die Kommunikation findet in der jeweiligen Muttersprache statt (in sogenannter Semikommunikation) und die Teilnehmenden bemühen sich um eine gegenseitige Anpassung der Sprachverwendung (vgl. Doetjes 2010: 128). Die Situation weist Ähnlichkeiten mit der Kommunikation zwischen Deutschschweizer:innen und Deutschen auf, was z. B. die Verwendung von Englisch als Normabweichung angeht. Trotzdem besteht ein grosser Unterschied darin, dass eine solche Norm für die sonstige Sprachverwendung in Bezug auf die Varietäten des Deutschen im Falle von Deutschschweizer:innen und Deutschen fehlt. Obwohl man sprachliche Adaptationen unter Sprecher:innen verschiedener plurizentrischer Varietäten in unterschiedlichen Kontexten wie internationalen Geschäften, im akademischen Austausch und in Immigrationskontexten beobachten kann, liegen empirische Untersuchungen über das Konvergenz- und Divergenzverhalten von Sprecher:innen verschiedener plurizentrischer Varietäten erst punktuell vor (Schmidlin 2011: 190). Die vorliegende Arbeit soll unter anderem einen Beitrag dazu leisten, diese Forschungslücke zu füllen.

5.2 Audience Design

Das von Bell (1984) entwickelte Konzept des *Audience Design* fokussiert wie die CAT die konkrete sprachliche Kontaktsituation, sieht jedoch die adressierte Person als hauptsächlichen Auslöser für sprachliche Variation: Bei der Ausrichtung auf die adressierte Person liege der Grund für intersituative sprachliche Variation einer Person:[74]

> Style is essentially speakers' response to their audience. In audience design, speakers accommodate primarily to their addressee. Third persons – auditors and overhearers – affect style to a lesser but regular degree. Audience design also accounts for bilingual or bidialectal code choices. Nonaudience factors like topic and setting derive their effect by association with addressee types. These style shifts are mainly responsive – caused by a situational change. Speakers can also use style as initiative, to redefine the existing situation. Initiative style is primarily referee design: divergence from the addressee and towards an absent reference group. (Gudykunst/Mody 2004: 145)

Audience wird dabei – ähnlich der Kategorisierung von Goffman (1979) (vgl. Kapitel 8.3) – in mindestens drei Rollen unterteilt: Adressat:in (*adresseee*), Zuhörer:in (*auditor*), Mithörer:in (*overhearer*) (vgl. Bell 1984: 162). Die Unterteilung erfolgt danach, ob die Personen dem:r Sprecher:in bekannt sind oder nicht und ob sie von ihm:r ratifiziert oder angesprochen werden. Die Hauptperson ist dabei die adressierte Person, die bekannt, ratifiziert und angesprochen ist. Gesprächsbeiträge werden aber häufig nicht nur an ein spezifisches Gegenüber gerichtet, sondern an eine Gruppe, was gemäss Lanwer/König (2021: 55) zur Folge hat, dass die sprachliche Gestaltung eines Turns «selektiv» auf die fokal adressierten Gesprächsteilnehmer:innen wirken kann. Es können jedoch auch dritte Personen anwesend sein, die nicht direkt angesprochen sind, die sogenannten Zuhörer:innen, und schliesslich gibt es Mithörer:innen, die nicht zu den ratifizierten Teilnehmenden gehören (vgl. Bell 1984: 159). Die Akkommodation kann auch an eine imaginierte dritte Person erfolgen, den sogenannten *referee,* und nicht nur an die Sprechweise des realen Gegenübers, des *adressee* (ebd.: 171). Dabei spielt gemäss Lanwer/König (2021: 56) auch das mit den anvisierten Adressaten:innen mutmasslich geteilte Hintergrundwissen, ein *common ground*, eine Rolle. Dieser stelle jedoch eine lediglich inferierbare Bezugsgrösse dar. Die Basis für entsprechende Inferenzen läge potenziell sowohl in einer geteilten Interaktionsgeschichte als auch im aktualen verbalen und non-verbalen Verhalten der Interaktionspartner:innen und würde in der Interaktion fortlaufend aktualisiert. In Bezug auf die Varietätenwahl zwischen autochthonen und allochthonen Sprecher:innen und Hörer:innen könnte darin ein Erklärungsansatz für intraindividuelle Variation innerhalb eines Gesprächs mit gleichbleibenden Gesprächspartner:innen zu finden sein.

Das Ausmass der Akkommodation an eine rezipierende Person wird jedoch auch stark durch implizite soziale Vorurteile über die Person beeinflusst, wie Babel (2010) in einem Sprachproduktionsexperiment zeigt. Dabei handle es sich um zuvor existierende Vorurteile, die nicht in der Interaktion mit dem betreffenden Gegenüber entstünden. Somit differenziert Babel (2010: 453f.) die Feststellung von Trudgill (2008), dass Sprecher:innen automatisch und unbewusst akkommodieren würden. Dies stimme insofern, als dass sie sich dessen nicht bewusst seien, jedoch nicht in dem Sinne, dass es sich um einen Prozess handle, der zu jeder Zeit stattfinde. Einstellungen und gruppenbezogene Identitäten würden den Akkommodationsprozess

[74] Die Partnerorientierung ist auch bei anderen Ansätzen wie der *short-term accommodation* (vgl. Trudgill 1986) bzw. der Mikrosynchronisierung (vgl. Schmidt/Herrgen 2011) zu finden.

beeinflussen, wie das Bell (1984) mit seinem Konzept des *Audience* sowie *Referee Design* angenommen habe.[75] Bürkli (1999: 105) weist jedoch kritisch darauf hin, dass zwar einiges für die personenzentrierte Argumentation Bells spreche, es aber Variationsphänomene gebe, die nachweisbar nicht durch die Person des:r Adressat:in vermittelt seien. Die Thematik eines Gesprächs, dessen Setting bzw. Domäne würden ebenfalls als Einfluss wirken.[76] Das Setting der in der vorliegenden Untersuchung fokussierten Konstellationen und Gespräche und damit einhergehend auch deren thematische Ausrichtung wird in Kapitel 8 sowie jeweils zu Beginn der Ergebnispräsentation in Kapitel 12 genauer beschrieben, zur Domäne Arbeit(splatz) vgl. Kapitel 4.

5.3 *face*-Theorie

Die Varietätenwahl zwischen Deutschschweizer:innen und Deutschen hängt (wie oben beschrieben) nicht ausschliesslich von statischen, von vornherein bekannten Grössen ab, sondern zeigt sich als dynamisches System, das auch mit einer entsprechenden theoretischen Konzeption betrachtet werden muss. Ein dafür geeignetes Vokabular bietet die von Brown/Levinson (2007) in die Diskussion eingebrachte Annahme eines sozialen Gesichts, dem sogenannten *face*, das auf Goffman (1971) zurückgeht. Goffman versteht unter dem *face*[77] ein Selbstbild, das durch strategisches Verhalten von Menschen in der sozialen Interaktion – dem *face-work* – gewahrt wird.[78] Das *face* repräsentiert gemäss Brinker/Sager (2010: 81) einen «sozialen Wert», der in jeder Gesprächssituation neu aufgebaut oder gestützt werden muss – dies im Unterschied beispielsweise zu Würde, Ehre oder einem guten Namen. Für jede Interaktion gilt die Aufrechterhaltung des *face* als grundlegend; sie ist normalerweise Bedingung für Interaktion, nicht deren Ziel (vgl. Goffman 1971: 17).

Brown/Levinsons (2007) Unterscheidung in ein positives und ein negatives *face* bezieht sich im ersten Fall auf den grundsätzlichen Wunsch einer Person nach Anerkennung und Wertschätzung und im zweiten Fall auf den Wunsch nach persönlichem Handlungsspielraum (vgl. Schmidlin 2011: 190). Die Wahl der Varietät bewegt sich im Spannungsfeld dieser beiden Bedürfnisse. Bereits im Zusammenhang mit der CAT wurde darauf hingewiesen, dass im Falle der beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch der Verständnissicherung eine wichtige Rolle zukommt. Im Lichte der *face*-Theorie kommt nun aber ein anderer Aspekt ins Spiel, jener, das positive *face* des Gegenübers zu wahren, was im Falle der Wahl zwischen Dialekt und Standard für den Dialekt sprechen kann. Dies, um mit der Wahl des Codes die Zugehörigkeit des Gegenübers zur In-Group zu betonen, statt mit der Wahl der – oder noch stärker mit dem Wechsel in die – Standardsprache die Fremdsprachigkeit, die Nichtzugehörigkeit der

---

[75] Aus diesem Grund fokussiert die vorliegende Arbeit nicht nur das objektive Akkommodationsverhalten der Sprecher:innen, sondern auch ihre Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen.

[76] Bürkli (1999) beschreibt auch den Faktor der *Situativität* als Einfluss auf sprachliche Variation. Im vorliegenden Kontext, in dem Interaktionsereignisse mit gleichbleibenden Rahmenbedingungen (Onlinemeeting) untersucht werden, scheint dieser Faktor jedoch wenig aussagekräftig. Überdies erfährt der Blick auf die Situation als variationssteuernder Faktor auch Kritik, da die Dynamik des Gesprächs, in dem die Kommunikationssituation ständig gegenseitig redefiniert wird, ausser Acht gelassen werde (vgl. Denkler/Lanwer 2021a: 15).

[77] Im Deutschen wird anstelle des Originalbegriffs *face* oft der Begriff ‹Image› verwendet. Hier jedoch wird der Originalbegriff übernommen.

[78] In Zusammenhang mit Aspekten der Höflichkeit untersuchen beispielsweise Schnurr/Zayts (2017) auch Aspekte des *face-work* in der interkulturellen Kommunikation.

anderen Person hervorzuheben. Oder wie Christen et al. (2010: 62) es formulieren: «Beide Varietäten haben das Potential, in einem spezifischen Fall die adäquate Wahl darzustellen, die im Gespräch als Ausdruck von Höflichkeit interpretiert werden kann.»

5.4 Sprachkontaktphänomene

Bei der Betrachtung der Sprachsituation in der Deutschschweiz stellt sich die Frage, inwiefern im Deutschschweizer Kontext die beiden Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch eigene Sprachen, also für Kontaktphänomene relevante eigene Codes darstellen. Dazu halten Christen et al. (2010: 58) am Beispiel ihrer eigenen Gesprächsdaten fest, dass betreffend die Art, wie die Mitglieder der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft die Verwendung von Dialekt und Standardsprache wahrnehmen und konzeptualisieren würden, beiden Varietäten ein Status als Sprachen zugestanden werde, sodass sie in der Verwendung immer klar auseinandergehalten werden könnten. Auch Petkova (2016b: 59) hält fest, dass die Forschung sich darüber einig sei, dass nicht bloss eine standardisierte Nationalsprache, sondern die ganze Spannbreite dessen, was als Varietät im weiten Sinne aufgefasst werden kann, als Code fungieren und an Sprachkontakt beteiligt sein könne.[79] Da Deutschschweizer:innen ein sprachliches Repertoire mit Schweizerdeutsch und Standarddeutsch zu Verfügung haben, kann deren Verwendung als eine spezielle Form von *bilingual speech* betrachtet werden (vgl. Christen et al. 2010: 52).[80] Bösshenz (2011: 8) schlägt als Oberbegriff «für das Auftreten jeglichen Sprachwechsels innerhalb eines Gesprächs unabhängig von der Bedeutung, die mit diesem verbunden werden kann», die Bezeichnung «Sprachalternation» vor. In den folgenden Kapiteln 5.5–5.8 werden verschiedene Sprachkontaktphänomene, die in Zusammenhang mit *bilingual speech* auftauchen und Teil unterschiedlicher Forschungsrichtungen sind, mit ihren jeweiligen Bezeichnungen kurz umrissen. Dabei muss festgehalten werden, dass die Terminologie je nach theoretischem Ausgangspunkt unterschiedlich ausfällt (vgl. Christen et al. 2010: 52). Kategorien und Subkategorien können sich dabei überlappen oder jeweils unterschiedliche Phänomene bezeichnen, da keine Einigkeit darüber besteht, «was wann wie bezeichnet werden kann» (Petkova 2016b: 46).

Für die vorliegende Untersuchung ist das Phänomen des Code-Shiftings, also den allmählichen Übergang zwischen Varietäten, im Gegensatz zum Code-Switching, bei dem der Wechsel plötzlich erfolgt (Auer 1986b: 97f.), von geringerer Bedeutung. Dies, da in der Deutschschweiz kein Dialekt-Standard-Kontinuum vorliegt (vgl. Kapitel 3.1). So sind solche langsamen Übergänge ausschliesslich bei bundesdeutschen Gewährspersonen mit (bundesdeutscher) Dialektkompetenz zu erwarten. Solche Veränderungen liegen aber nicht im Hauptinteresse der Untersuchung, weshalb auf diese Thematik nicht in vertiefter Weise eingegangen wird.

5.5 Definition Code-Switching

Das innerhalb der Sprachkontaktforschung am meisten untersuchte und diskutierte Phänomen ist Code-Switching (CS) (vgl. Petkova 2016a: 233). Die Definition von Code-Switching als «the use of more than one language in the course of a single communicative episode» (Heller 2010:

---

79 Christen et al. (2010) und Petkova (2016b) verweisen dabei u. a. auf Heller/Pfaff (1996), Auer (1998) sowie (1999), Franceschini (1998) oder Myers-Scotton (1997).

80 Beispielsweise vergleichbar mit der Situation im Schwäbischen, die in der Arbeit zu intralingualem Code-Switching von Knöbl (2006) untersucht wurde.

1) ist laut Christen et al. (2010: 53) allgemein akzeptiert. Dasselbe gilt laut Auer/Eastman (2010: 85) für die Definition von Gumperz (1982: 59), gemäss der Code-Switching «the juxtaposition within the same speech exchange of passages of speech belonging to two different grammatical systems or subsystems» entspricht.

Vor allem in den Anfängen wurde Code-Switching von der Forschung in erster Linie zwischen Sprachen mit grosser linguistischer Distanz untersucht. Laut Christen et al. (2010: 57) kann es «mittlerweile als unbestritten gelten, dass CS nicht nur zwischen etablierten Standardvarietäten, sondern auch zwischen Standardsprachen und Dialekten oder zwischen einzelnen Dialekten vorkommen kann»; und auch Auer/Eastman (2010: 85) erwähnen als möglichen Untersuchungsgegenstand «clearly perceivable contrasts between standard and substandard variants of the same language»[81] – wie dies in der vorliegenden Untersuchung der Fall ist. Vgl. dazu auch Koller (1992: 302).

Die zahlreichen Untersuchungen des Phänomens in der Forschung unterscheiden sich hauptsächlich in ihren Perspektiven – einer soziopragmatischen und einer strukturorientierten. Letztere richtet sich bei der Definition nach der materiellen Zusammensetzung des CS. Myers-Scotton (1997: 217) beispielsweise beschreibt CS als «discourses which, in the same conversational turn or in consecutive turns, include morphemes from two or more of the varieties». Auch unterscheidet sie zwei Haupttypen von CS – intrasententielles und intersententielles bzw. intraclausales CS (vgl. Myers-Scotton 2005: 239), wobei intrasententielle Typen von CS eher bezüglich der Grammatik studiert würden, während bei intersententiellen Typen des CS die «social features» mehr interessierten. Intrasententielles CS umfasst bilinguale Bestandteile innerhalb eines Satzes, intersententielles CS umfasst den Wechsel zwischen einsprachigen Sätzen der beteiligten Varietäten (Myers-Scotton 2009: 473). Im zitierten Aufsatz bezeichnet sie den Satz als die für die Analyse entscheidende Einheit, in anderen Publikationen (vgl. Myers-Scotton 1997) die *complement phrase* (CP), da ein Satz mehrere CPs enthalten kann, was zur etwas komplexeren Definition der beiden Typen führt:

> [A] CP shows intrasentential CS if it contains at least one constituent with morphemes from Language X and Language Y (a mixed constituent). This CP may also contain other constituents which are monolingual (i.e., ML [matrix language] or EL [embedded language] islands). Also, intersentential CS is now best defined as switching between monolingual CPs which are in different languages. (Myers-Scotton 1997: 222f.)

Einschränkend wird zur Unterteilung der beteiligten Sprachen in *Matrix Language* (ML) und *Embedded Language* (EL) vermerkt, dass diese nur für intrasententielles CS Sinn ergebe, da «in intersential CS (switching between CPs) […] no structural opposition between the ML and EL» bestehe, «in terms of what they contribute to a constituent since all morphems and structures are from one language in any single CP» (Myers-Scotton 1997: 223).

Weitere strukturell orientierte Definitionen von Code-Switching wären z. B. nach Muysken «a way of speaking which shows evidence of substantial amounts of morpho-syntactic and/or lexical material from at least two different languages» (Muysken 2008: 315), wobei das Phänomen

[81] Wie sie in der Definition von Gumperz bereits in ihrer Formulierung enthalten sind.

an dieser Stelle als *mixed code*[82] bezeichnet wird. Clyne (1987: 740) wiederum beschreibt CS eher unter syntaktischen Gesichtspunkten als «the alternative use of two languages either within a sentence or between sentences».

Das Augenmerk in der vorliegenden Untersuchung liegt jedoch nicht auf der strukturellen Beschaffenheit, sondern auf der pragmatischen Bedeutung von CS, also der Frage, wann und mit welcher Funktion zwischen den Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch gewechselt wird. Dies auch, da der grösste Teil der Varietätenwechsel im Gesprächsdatenkorpus nicht innerhalb eines Redebeitrags, sondern nach einem Sprecher:innen-Wechsel erfolgen. Özdil (2010: 77) verwendet für diese Art des Sprachwechsels, der innerhalb von Sprachhandlungssequenzen (vgl. dazu Kapitel 10.3) und turn-extern erfolgt, die Bezeichnung «sequenzieller Sprachwechsel». Demgegenüber stehen Wechsel bei Sprechhandlungsverkettungen (vgl. dazu ebenfalls Kapitel 10.3) einer sprechenden Person, die turn-intern realisiert werden. Im Unterschied zu den von Özdil untersuchten Daten[83] handelt es sich beim vorliegenden Korpus um Gespräche, in denen nicht alle Beteiligten über aktive Kompetenzen in den betreffenden Varietäten verfügen. Gewisse Kombinationen sequenzieller Varietätenwechsel sind daher nicht zu erwarten und das zu untersuchende Code-Wechsel-Verhalten dürfte nur bei Deutschschweizer Teilnehmenden und einer deutschen Gewährsperson zu beobachten sein (vgl. Kapitel 13.1 und 13.2). Es werden jedoch auch Wechsel der Varietät untersucht und mit dem zur Verfügung stehenden Vokabular beschrieben, die sich nicht auf direkt aufeinanderfolgende Turns beziehen, sondern auf die verschiedenen Beiträge derselben Person innerhalb einer übergeordneten Sequenz bzw. eines Meetings (vgl. Kapitel 12). Im vorliegenden Kontext werden turn-externe Wechsel des Codes als Varietätenwechsel bzw. Code-Wechsel bezeichnet, der Begriff CS hingegen wird ausschliesslich für turn-interne Wechsel verwendet.

5.6 Code-Switching aus sozіopragmatischer Sicht

Die sozіopragmatische Sichtweise, der Blick auf funktionale Dimension von Code-Switching, ist für die Betrachtung von Code-Wechseln in der Deutschschweizer Sprachrealität sinnvoll (vgl. Oberholzer 2018, Petkova 2016b, Christen et al. 2010), da der Kontext der sprachlichen Interaktion in der sozіopragmatisch orientierten Sprachkontaktforschung von Interesse ist. Dabei wird sowohl die Makroebene berücksichtigt, also gesellschaftliche Verhältnisse zwischen den Varietäten in Bezug auf Prestige, Verteilung, soziale Machtverhältnisse usw., wie auch die Mikroebene, also die Bedeutung des CS als interaktionales Ereignis (vgl. Petkova 2016b: 50f.). In der sozіopragmatischen Sichtweise wird CS als zusätzliche kommunikative Ressource gesehen, die bilingualen Sprecher:innen zur Verfügung steht (Gumperz 1982, Auer 2009).

Eine wichtige Unterscheidung macht Gumperz (1982: 66) zwischen einem *we-code* und einem *they-code*. Ersterer wird mit informellen Aktivitäten in der In-Group in Verbindung gebracht, während der Zweite mit den formelleren, strengeren und weniger persönlichen Beziehungen zur Out-Group assoziiert wird. Es besteht keine starre Rollenzuweisung, obwohl in zweisprachigen Gemeinschaften oft die Minderheitensprache als *we-code* fungiert, und die

[82] Zu einer anderen Verwendung des Begriffs *mixed code* vgl. Kapitel 5.7.

[83] Es handelt sich um Interviews mit zweisprachigen Kindern, durchgeführt von ebenfalls bilingualen Interviewenden in den beiden Sprachen Türkisch und Deutsch.

Mehrheitssprache die Rolle des formelleren und offizielleren *they-code* übernimmt. In der Deutschschweizer Mündlichkeit ist eine solche Unterscheidung angebracht (vgl. Petkova 2016b: 51), mit dem Dialekt als *we-code* zwischen autochthonen Deutschschweizer:innen, der In-Group, und der Standardsprache als *they-code*, für die Kommunikation mit der allochthonen Out-Group. Bezogen auf die gesamte Deutschschweiz unterscheidet sich die Verteilung vom oben beschriebenen Prototypen insofern, als dass der *we-code* die Varietät der sprachlichen Mehrheit darstellt. In den Konstellationen dieser Untersuchung ist dies hingegen nicht zwingend der Fall – je nach Gruppenzusammensetzung in den jeweiligen Meetings. Wie sich diese Verteilung der Codes in den verschiedenen Konstellationen genau gestaltet, ist eine der zentralen Fragestellungen dieser Untersuchung.

Ein fruchtbares Modell für die Erklärung einer globalen[84] Code-Wahl findet sich im *Markedness*-Modell von Myers-Scotton. Laut Petkova (2016b: 52) bietet es auch die Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen kurzfristigen Code-Wechseln und Selbstpositionierungen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a)[85] zu beleuchten. Im Gegensatz zum Akkommodationsmodell, das «primarily concerned with converging or diverging from the listener or a larger audience» sei, sei das *Markedness*-Modell «more centered on the notion that speakers make choices because of their own goals» (Myers-Scotton 2005: 158), wobei die Zuhörerschaft natürlich nie gänzlich ausser Acht gelassen werde. Im Modell wird die Generalisierung vorgenommen, dass in jeder Interaktion Sprecher:innen und Zuhörer:innen ein kognitiv gestütztes Kontinuum von unmarkiertem zu markiertem Code anwenden würden; dieses dient als Hauptmechanismus zur Interpretation jeglicher Sprachwahl. Dabei wird ein Wechsel interpretiert als ‹unmarkiert› *(unmarked),* also vorhersehbar, erwartbar, oder ‹markiert› (*marked),* also unerwartet (vgl. Myers-Scotton 2009: 477). Jede an der Interaktion beteiligte Varietät habe eine soziale Bedeutung, insofern, als sie auf das r*ights and obligations set* (ROS) verweise, das von den an der Konversation Teilnehmenden in einer bestimmten Interaktion erwartet werde (ebd.). Daher sei die Lesart der Markiertheit nicht nur gemeinschaftsspezifisch, sondern spiegelt auch spezifische Beziehungen und Interaktionen wider.

Myers-Scotton (2010: 152) bezeichnet jene Interaktionsabläufe, die in einer Gemeinschaft frequent und bis zu einem gewissen Grad routiniert sind, als «conventionalized exchanges». Für sie haben die Mitglieder einer Sprechgemeinschaft Wissen über bekannte und vertraute Handlungsabläufe – ein sogenanntes «script» – abgespeichert, die dafür verwendete Varietät ist voraussehbar. Nicht alle Interaktionen seien jedoch konventionalisiert. Sogenannte «non-conventionalized exchanges» entstünden in Situationen, für die noch keine etablierten Verhaltensnormen und noch keine unmarkierte Sprachwahl bestehen. Erst nach vorerst vorläufiger, sondierender Sprachwahl durch die Teilnehmenden und anschliessender gegenseitiger Akzeptanz könne eine Wahl als unmarkiert gelten (vgl. ebd.) Es ergeben sich laut Myers-Scotton (ebd.) drei Haupttypen der Sprachwahl: «unmarked choice in a conventionalized exchange», «marked choice in a conventionalized exchange» und im Falle eines «non-conventionalized exchange» die

---

[84] Die globale Code-Wahl bezieht sich im vorliegenden Kontext auf die Festlegung der Meetingsprache (vgl. Fussnote 92).

[85] Ausführungen zum Begriff der Positionierung vgl. Kapitel 6.2.4.

Wahlmöglichkeiten als Nominierung eines *rights and obligations set*, das für den gegenwärtigen Austausch als die unmarkierte Wahl gilt.

Zur Frage, wer in einem Austausch entscheide, was die unmarkierte Wahl sei, fügt Myers-Scotton die nicht unwesentliche Ausführung an:

> There is no exact answer except community norms (based on cultural values). But whose values? Certainly, with family and friends, in-group values prevail. But in out-group, status-raising situations it is the more dominant members who can influence the unmarked choice […]. (Myers-Scotton 2005: 159)

Im spezifischen Fall der Deutschschweiz muss zwischen Gesprächen exklusiv unter Autochthonen und solchen unter Autochthonen und Allochthonen unterschieden werden. Die Sprachwahl unter Autochthonen wird durch die diglossischen Regeln weitgehend bestimmt, sodass ein Aushandeln der unmarkierten Varietätenwahl eigentlich nur im spezifischen Kontext des Schulunterrichts regelmässig stattfindet. Bei Gesprächen mit Beteiligung von Allochthonen handelt es sich oft um eine Form des nichtkonventionalisierten Austauschs, was die Varietätenwahl betrifft, in dem die unmarkierte Varietät von den Beteiligten erst definiert wird.

Das *Markedness*-Modell vermag gemäss Petkova (2016b: 52) vor allem Entscheide auf der Ebene der globalen Code-Wahl zu erklären, während dies für in der Mikrostruktur des Interaktionsverlaufs wirksame Code-Wechsel nicht der Fall sei. Eine Verbindung der Makro- mit der Mikroebene bietet dafür die Unterscheidung zwischen situativem und metaphorischem CS[86] von Blom/Gumperz (1972). Metaphorisches CS ist dabei als CS innerhalb desselben situativen Kontexts definiert, bei dem der Code-Wechsel eine neue, zusätzliche Bedeutung ins Spiel bringt, «die – ähnlich wie beim Prozess der Metapherbildung – durch die Übertragung von Inhalten aus einer Bedeutungsquelle in einen neuen Kontext zustande kommt» (Petkova 2016b: 53). Beim situativen Code-Switching hingegen bestehe ein Zusammenhang zwischen der Sprachwahl und der sozialen Rolle; mit dem Wechsel des Codes werde ein Wechsel dieser Rolle markiert. In mehrsprachigen Gemeinschaften bestünden gewisse soziale Normen, sodass die situativen Code-Wechsel gesellschaftlich kodifiziert und demnach vorhersagbar seien, da es für eine bestimmte Situation eine jeweils angemessene Varietät gebe und ein Wechsel in die andere Varietät gegen die Norm verstosse (vgl. Blom/Gumperz 1972: 424). Bei einem situativen CS werde nun durch den Wechsel des Codes auch die Situation verändert. Blom/Gumperz (1972: 424) führen das Beispiel einer Vortragssituation in der Schule oder Universität, bei der die eine Varietät für das eher unidirektionale Vortragen verwendet wird, während für eine anschliessende Diskussion in die andere Varietät gewechselt wird, um die Zuhörerschaft zur Partizipation zu ermutigen. Das metaphorische Code-Switching hingegen trete unabhängig vom situativen Kontext auf und sei nicht vorhersehbar, sondern werde entsprechend den individuellen Intentionen der sprechenden Person eingesetzt, wobei es eine zusätzliche Bedeutung ins Spiel bringe (vgl. ebd.: 425). Dabei sprechen auch Blom/Gumperz (1972: 424f.) von *rights and obligations,* die sich – definiert durch die jeweiligen Gesprächsteilnehmenden – beim situativen CS veränderten,

[86] Macha (1991: 200) spricht von «intersituativer» und «intrasituativer» Sprachveränderung, was sich vom soziolinguistischen Gehalt mit dem situativen und metaphorischen CS von Gumperz deckt. Macha hebt den Vorteil der neutraleren Bezeichnung «intrasituativ» gegenüber dem «vage-diffusen» metaphorischen CS hervor.

während sie beim metaphorischen CS grösstenteils unverändert blieben. Dies stellt eine Gemeinsamkeit ihrer Beschreibung mit jener des *Markedness*-Modells dar.

Diese konzeptionelle Unterscheidung zwischen situativem und metaphorischem Code-Switching beschreibt viele im Deutschschweizer Sprachalltag beobachtbare Situationen ziemlich genau, da es sich auch bei der von Blom/Gumperz (1972) untersuchten Sprachsituation um eine diglossische handelt. Viele der angeführten Beispiele für situatives CS lassen sich auch auf die Varietätenverteilung in der Deutschschweiz übertragen, wie die Verwendung der Standardsprache im Parlament, Gerichtssaal oder Schulzimmer sowie die Verwendung des Dialekts im alltäglichen Austausch (vgl. Petkova 2016b: 53).

Obwohl die Aufteilung in situatives und metaphorisches CS auch Kritik erfahren hat (vgl. Auer 2009), legte sie grundsätzliche Parameter für folgende Debatten fest, indem sie auf die Notwendigkeit hinwies, Phänomene auf der Diskursebene mit breiteren sozialen, wirtschaftlichen und politischen Prozessen zu verknüpfen, die der Sprachwahl und damit dem Code-Switching ihre Bedeutung verleihen (vgl. Heller/Pfaff 1996: 596). In seinem gemäss Heller/Pfaff (ebd.) höchst einflussreichen Artikel, der 1976 erstmals erschien, legte Gumperz (1982) mit dem Begriff *conversational* CS anstelle von *metaphorical switching* mehr Gewicht auf den Gesprächsverlauf.

Damit werden konversationsanalytische Methoden, die von der Mikroebene der Interaktion ausgehen, interessant für die Analyse. Bei ihnen stehen gemäss Petkova (2016b: 53) lokale Prozesse von Code-Wahl und Bedeutungszuschreibung innerhalb der konkreten Interaktionsepisode im Mittelpunkt des Interesses. In der Konversationsanalyse wird davon ausgegangen, dass Gespräche eine sequenziell organisierte, geordnete Aktivität darstellen, wobei die Wahl des Codes und der Code-Wechsel ihre Bedeutung innerhalb des Interaktionsverlaufs erhalten, oder wie Auer es formuliert:

> The seemingly trivial fact that language choice (whatever the linguistic activity on which it occurs) is preceded and followed by the choice of the same or other language will turn out to be one of the cornerstones of the explanation of the meaning auf conversational code-switching. (Auer 2009: 490)

Die Betrachtung isolierter Code-Switching-Ereignisse ohne ihre direkte Einbettung in die Interaktion ist folglich wenig sinnvoll.

Peter Auer legt denn auch ein weiteres Konzept von Code-Switching vor, das für die Analyse von CS aus sozіopragmatischer Perspektive äusserst anschlussfähig ist und sich für die Untersuchung von CS in den Gesprächsdaten der vorliegenden Untersuchung bestens eignet. Dabei wird der Begriff Code-Switching verwendet «in those cases in which the juxtaposition of two codes (languages) is perceived and interpreted as a locally meaningful event by participants» (Auer 1999: 310). Nach dieser Definition können die Code-Wechsel von den Gesprächsteilnehmenden in zwei Arten interpretiert werden: Wenn die Code-Wechsel auf gewisse Aspekte der Situation hinweisen, als *discourse-related switching* (diskursbezogenes oder diskursinduziertes CS*)*, wenn gewisse Merkmale der Teilnehmenden kontextualisiert werden, als *participant-related switching* (teilnehmerbezogenes oder adressateninduziertes CS). Bei adressateninduziertem CS

werden gemäss Auer (ebd.) divergierende Sprachpräferenzen und -kompetenzen abgedeckt.[87] Christen et al. (2010: 54) weisen darauf hin, dass das *participant-related switching* sich in Auer (1999) vor allem auf Präferenzen und Kompetenzen der CS-produzierenden Sprecher:innen beziehe, während er in einem früheren Text (vgl. Auer 1998) in einer weiteren Bedeutung verwendet werde und beide am Gespräch Beteiligten einschliesse. In der vorliegenden Untersuchung wird mit dem Terminus ‹teilnehmerbezogenes Code-Switching› sowohl ein sprecher- als auch ein adressatenbezogenes Code-Switching bezeichnet, und es umfasst sowohl den Wechsel von der Standardsprache in den Dialekt als auch vom Dialekt in die Standardsprache. Bedingt sind diese Wechsel durch die Präferenzen und Kompetenzen entweder seitens der sprechenden oder der adressierten Person. Die in der Deutschschweiz verbreitete adressateninduzierte Standardverwendung kann durch ein teilnehmerbezogenes Code-Switching ins Spiel kommen oder ein Code wird initiativ als Sprachform[88] gewählt, aufgrund bestimmter Vorannahmen (vgl. Christen et al. 2010: 54).

Von grosser Relevanz dürfte in Zusammenhang mit diesem Aushandeln des Codes in den untersuchten Gesprächen zwischen Deutschschweizer:innen und Deutschen mit Sicherheit die sogenannte *preference for same language talk* (vgl. Auer 2009: 499) sein, was auch in Zusammenhang mit der allgemeinen Tendenz von Interaktionsteilnehmenden zur Akkommodation gesehen werden kann (u. a. Giles 2009, Giles et al. 2010). Gemeint ist die Verwendung von «maximal overlapping codes» (Auer/Hinskens 2005: 337), bezogen auf die Präferenzen der Sprachwahl, die sich in einer geteilten Interaktionsgeschichte zuvor eingespielt haben (vgl. Lanwer/König 2021: 62). Daraus können sich in Mehrparteiengesprächen Spannungsverhältnisse ergeben, beispielsweise, wenn die Adressierung nicht eindeutig ist, oder wenn keine Einigkeit bezüglich der präferierten Code-Wahl vorliegt. In diesem Fall wird gemäss Auer (2009: 497) in *language negotiation sequences* die Varietät für die folgende Interaktion ausgehandelt. Dabei handle es sich um Code-Switching auf einer «turn-by-turn-Basis», aber nicht um CS innerhalb eines Sprecherbeitrages. In den Gesprächsdaten ist diese Form des Aushandelns in jenen Gesprächssequenzen möglich, in denen mehrere Personen beteiligt sind, die in ihrem Repertoire über unterschiedliche zur Wahl stehende Varietäten verfügen.[89] Bei asymmetrischer Sprachkompetenz der Teilnehmenden erfolgt meist ein Code-Wechsel direkt hin zur Varietät der monolingualen Interaktionspartner:innen (vgl. Petkova 2016b: 137). Im Fall von allochthonen Gesprächsteilnehmenden, die jedoch über rezeptive Dialektkompetenz verfügen, können solche Aushandlungssequenzen, die im Idealfall eine Varietätenwahl ergeben, «that is situationally adequate, that accommodates all parties' competence and preferences, etc.» (Auer 2009: 500), durchaus komplex sein und aufgrund verschiedener Bedürfnisse wie der *preference for same language talk* einerseits und

---

87 In vielen Belangen sind Code-Wechsel zwischen Schweizer- und Standarddeutsch im Gespräch mit Autochthonen und Allochthonen mit den Beobachtungen vergleichbar, die Lanwer/König (2021) zur adressateninduzierten Dialektverwendung im Niederdeutschen beschreiben. Interessant ist beispielsweise die Feststellung, dass es «keine eindeutig vorhersagbare und ausnahmslos greifende Zuordnung zwischen Sprachlage und Adressat» gibt, diese «Ungereimtheiten» jedoch funktional zu deuten seien (ebd.: 71).

88 Im vorliegenden Fall auch als Meetingsprache (vgl. Fussnote 92).

89 Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung stehen die Verwendung der Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch im Fokus. Somit werden auch in erster Linie Code-Wechsel zwischen diesen beiden Varietäten behandelt; mögliche Wechsel auf dem bundesdeutschen Kontinuum, wie sie allenfalls in Gesprächen unter Deutschen beobachtbar wären, rücken in den Hintergrund.

andererseits dem Wunsch, die Allochthonen in die In-Group der Dialektsprecher:innen zu integrieren, auch durch erneute Wechsel immer wieder von Neuem geführt werden.

Durch die Kündigung der gemeinsamen Varietät können Gesprächsteilnehmende laut Auer (2009: 499) auch eine Oppositionshaltung zum Ausdruck bringen, in Form einer *termination of a language negotiation sequence*. Die Bevorzugung der einen Varietät könne dabei auch an die Sequenz gebunden sein und auf deren Merkmale hinweisen. Durch *compliance* (vgl. Kapitel 5.1) oder das Verweigern ebenjener können Gesprächsteilnehmer:innen also mit ihrer Sprach- oder Varietätenwahl anzeigen, welchen Code sie als im aktuellen Kontext angemessen erachten – bezogen auf die Konstellation der Teilnehmenden, den institutionellen Kontext, die Art der Interaktion usw. (vgl. ebd.: 498).

Auer (2011: 470) spricht bezüglich des adressateninduzierten CS noch einen weiteren wichtigen Aspekt an: CS könne auch die (relative und temporäre) Inkompetenz eines:r Sprecher:in in einer Sprache gegenüber der anderen anzeigen oder dem Gegenüber diese (relative und temporäre) Inkompetenz zuschreiben. Diese Art des CS nennt Auer «kompetenzbezogen» und auch er verweist auf den Zusammenhang mit dem *face-work*, da es entweder herablassend oder hilfreich sein könne, in die stärkere Sprache (im vorliegenden Fall in der Regel ins Standarddeutsche) zu wechseln. Im Gegensatz zum teilnehmerbezogenen CS bezieht sich diskursbezogenes CS auf die Gesprächsorganisation, also «turn-taking, topical cohesion, tying, sequence of activities, repair, overall organization, etc.» (Auer 2009: 500). Für typisches diskursbezogenes CS führt Auer (1999: 311f.) folgende Bedingungen an: a) Es tritt in soziolinguistischen Kontexten auf, in denen die Sprechenden jeweils eine Sprache bevorzugen, d. h., es ist in der Regel möglich, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gültige Interaktionssprache zu bestimmen, bis es zum b) CS kommt, das die «Andersartigkeit» eines neuen kontextuellen Rahmens (*contextual frame*) signalisiert und damit zu einem Wechsel des *footing* (zum Begriff *footing* vgl. Goffman 1979) führt.[90] c) Eine allgemeine Beschreibung der Wirkmechanismen von CS auf die beiden Codes und ihren Kontext scheint möglich zu sein. d) CS kann als individueller oder Gruppenstil bezeichnet werden, konstituiert aber keine eigenständige Varietät. e) Die meisten CS treten an grösseren syntaktischen und prosodischen Grenzen wie (Teil-)Sätzen auf. f) Profunde Sprachkompetenzen in beiden beteiligten Sprachen sind keine zwingende Voraussetzung, auch mit limitierten Kenntnissen der einen Varietät ist CS möglich.[91]

Für die vorliegende Untersuchung ist sowohl teilnehmer- als auch diskursbezogenes Code-Switching von Interesse. Zahlreiche Fälle von Code-Switching haben auch sowohl eine teilnehmer- wie auch eine diskursbezogene Bedeutung (vgl. Dirim/Auer 2004: 159), sind also multifunktional (vgl. Petkova 2016b: 74).

Bereits Gumperz betont die Bedeutung von CS als potenziellem Kontextualisierungshinweis und nennt mögliche durch CS ausgedrückte Funktionen wie Zitieren, Adressatenspezifikation oder Wiederholung (vgl. Gumperz 1982: 75ff.). Eine ausführliche Übersicht verschiedener

---

[90] Die genaue Interpretation jedes *footing* müsse dabei von Fall zu Fall neu ermittelt werden, wobei auch frühere Episoden für die Auslegung des vorliegenden Falles herangezogen werden könnten (vgl. Auer 1999: 312).

[91] Wie beim *Crossing* (vgl. Kapitel 5.8).

«Typen von kommunikativer Funktionalität» des «klassischen CS» mit entsprechenden Referenzen vertiefterer Betrachtungen des jeweiligen Typs legt Petkova (2016b: 55f.) vor. Die Spannbreite der konkret vorkommenden CS-Funktionalität hänge jeweils vom soziopragmatischen Kontext, von der Teilnehmerkonstellation, vom thematischen Spektrum usw. ab: 1) CS zur Verstärkung einer Aussage; 2) CS zur Gliederung komplexer Redebeiträge; 3) CS zur Markierung von Zitaten; 4) CS zur Markierung von diskursbezogenen Elementen wie Diskurspartikel oder Interjektionen; 5) CS zur Personalisierung oder Objektivierung einer Aussage; 6) Antagonistisches CS; 7) CS zum Abrufen von gemeinsamen Wissensbeständen; 8) CS zum Anzeigen der Adressatenwahl; 9) CS zum Anzeigen eines Themenwechsels; 10) CS als Bestandteil von Sprachspiel; 11) CS als Verweis auf die authentische Form in der anderen Varietät; 12) CS für das «mot juste»; 13) (Punktuelles) CS zur Verständigungssicherung; 14) CS zum Anzeigen der Verknüpfung zum Medium der Schriftlichkeit.

Nicht alle CS-Funktionstypen treten gleich häufig auf und sie haben auch nicht alle die gleiche interaktionale Wirksamkeit. Dabei kann laut Christen et al. (2010: 95) von einem Kontinuum von CS mit stark ausgeprägter interaktionaler Wirksamkeit bis solchem mit schwach ausgeprägtem pragmatischen Gewicht ausgegangen werden. CS zum Anzeigen der Verknüpfung zum Medium der Schriftlichkeit sei für die diglossische Situation in der Deutschschweiz spezifisch und eine sehr verbreitete Funktion (vgl. Petkova 2016b: 56) Spezifisch auf die Deutschschweiz bezogene Untersuchungen von CS werden in Kapitel 5.9 beschrieben.

Neben den beiden beschriebenen Typen von Code-Switching gibt es laut Auer (1999) eine weitere Einteilung vorzunehmen, jene zwischen alternationalem und insertionalem CS. Während beim alternationalen CS die Rückkehr in die vor dem Switching verwendete Sprache nicht voraussagbar sei, sei dies beim insertionalen CS der Fall (vgl. Auer 1999: 313f.). Bei der Inser-tion wird gemäss Auer ein Inhaltswort – Nomen, Verb, seltener Adjektiv oder Adverb – aus der einen Sprache in die Umgebung der anderen Sprache eingefügt. Die Insertion müsse dabei auf morphosyntaktischer Ebene nicht vollständig in die Umgebungssprache eingefügt werden, um ihre kommunikative Funktion zu erfüllen (ebd.: 314), und die für die Interaktionsepisode etablierte Varietät werde durch die Insertion auch nicht infrage gestellt (ebd.: 328). Im vorliegenden Fall interessiert jedoch insbesondere das alternationale CS.

Christen et al. (2010: 55) referieren auf das Konzept einer *Matrix Language* (ML) und einer *Embedded Language* (EL) von Myers-Scotton, um den vagen Begriff ‹voraussagbar› in der Unterscheidung von insertionalem und alternationalem CS einzugrenzen. Bei kleineren Insertionen werde die *Matrix Language* nicht tangiert, bei grösseren jedoch schon. So könne im ersten Fall von einem typischen Fall von ML und EL gesprochen werden, mit den Insertionen als sogenannte *EL-Islands*. Bei grösseren Einheiten hingegen (Länge einer CP überschritten, also intersententielles CS) müsse die ML eventuell erneut bestimmt werden. In solchen Fällen müsse daher von einem alternationalen Typ von CS ausgegangen werden. Christen et al. (2010: 55f.) betonen, dass unter gewissen soziopragmatischen Regeln die Rückkehr zur Ausgangssprache vorgegeben sei, wie das in der Deutschschweiz der Fall ist. Ein alternationales CS mit Wechsel zur Standardsprache ist in der Sprachgebrauchskonvention in der Deutschschweiz in einem alltäglichen Gespräch unter Deutschschweizer:innen nicht möglich. Eine solche Neukonstituierung der Interaktionssprache durch Code-Switching ist in den Gesprächskonstellationen der vorliegenden

Untersuchung hingegen durchaus denkbar, da sowohl Dialektsprecher:innen als auch Bundesdeutsche beteiligt sind, und deshalb beide Varietäten als Interaktionssprache laufend infrage kommen – gerade durch die bei der alternationalen Form des CS bereits erwähnte *preference for same language talk* (vgl. Auer 1999: 328).

Bei einem Grossteil der in dieser Untersuchung vorliegenden Varietätenwechsel handelt es sich wie bereits erwähnt nicht um das im Rahmen von Code-Switching oft beschriebene Wechseln der Varietät innerhalb eines Turns einer Person, sondern um turnspezifisches Code-Switching. Diese Varietätenwechsel erfolgen dadurch, dass nach einem Sprecher:innen-Wechsel in einer anderen Varietät als der ursprünglich verwendeten fortgefahren wird; die Bezugsgrösse für den Wechsel der Varietät ist die innerhalb einer Sequenz etablierte Meeting-sprache.[92] Trotzdem sind auch Fälle von turninternen CS wie auch verschiedene Formen von *mixed code* im Gesprächsdatenkorpus zu finden, weshalb auch dieses Phänomen folgend kurz beschrieben wird.

5.7 Code-Mixing, Language Mixing und *mixed code*

Ein weiterer Begriff der Sprachkontaktforschung ist der Begriff Code-Mixing (CM). Wie Petkova (2016b: 56ff.) ausführt, wird dieser jedoch je nach Forscher:in und Ausrichtung unterschiedlich verwendet. Während strukturell ausgerichtete Forschende keine begriffliche Differenzierung zwischen Code-Switching und Code-Mixing vornehmen, kommt auch die Unterteilung von Code-Switching als Synonym für intersententielles CS und Code-Mixing für intrasententielles CS vor. Meist diene aber einer der Begriffe als Oberbegriff für ein grosses Spektrum von Phänomenen (vgl. ebd.).[93]

Da der Fokus in der vorliegenden Untersuchung wie erwähnt auf der pragmatischen Wirkung von Sprachkontaktphänomenen liegt, bei der die emische Sicht mit eingeschlossen und die kommunikative Ausrichtung von Code-Wechseln zum Unterscheidungskriterium wird (vgl. Petkova 2016b: 58), wird folgend entsprechend Auer (1999) zwischen Code-Switching und Code-Mixing unterschieden. Christen et al. (2010: 56) übernehmen die von Auer in besagtem Aufsatz verwendete Bezeichnung Language-Mixing, Petkova (2016b: 58) hingegen führt aus, inwiefern die Begriffe Language-Mixing und Code-Mixing synonym verwendet werden können und entscheidet sich für ihre Untersuchung für den Begriff Code-Mixing, da dieser weiter verbreitet sei und der Fokus weniger auf den Kontrast zwischen Sprachen gelegt werde. Aus demselben Grund fällt die Wahl auch in der vorliegenden Untersuchung auf den Begriff Code-Mixing für «those cases of the juxtaposition of two languages in which the use of two languages is meaningful (to participants) not in a local but only in a more global sense, that is, when seen as a recurrent pattern» (Auer 1999: 310). Typisch für Code-Mixing sind frequente Code-Wechsel, nicht nur an der Satzgrenze, sondern auch innerhalb kleinerer Einheiten sowie das gleichzeitige Auftreten insertionaler und alternationaler Wechsel (Auer 1999: 315). Den einzelnen Wechseln kommt auf lokaler Ebene also keine Bedeutung zu, die interaktionale Dimension des CM offenbart sich

---

[92] Der Begriff ‹Meetingsprache› meint in dieser Untersuchung die Sprechvarietät derjenigen Personen, die aktiv Schweizer- sowie Standarddeutsch sprechen. Die Zusammensetzung dieser Sprechergruppe sowie die Mechanismen, durch die die Meetingsprache in der Interaktion konstituiert bzw. gewechselt wird, werden in den Kapiteln 9.6 sowie 12 besprochen.

[93] Für Genaueres zur begrifflichen Ausdifferenzierung siehe z. B. Myers-Scotton (2009) oder Muysken (2008).

erst auf globaler Ebene Dies kann sich gemäss Dirim/Auer (2004: 158) in einer identitätsstiftenden Funktion eines solchen *mixed code* als *group style* zeigen, als Symbol der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft und die Identifikation mit ihr. In diesem Fall werde das Code-Mixing zur Interaktionssprache, die für das Code-Switching charakteristische *preference for one language at a time* entfalle (vgl. Auer 1999: 328).

Solche Code-Mixing-Phänomenen sind jedoch nur ein Randphänomen der vorliegenden Arbeit, weshalb für eine genauere Beschreibung und Unterscheidung der verschiedenen Begrifflichkeiten von *mixed code*, *mixed language* und *fused lects* und weiteren auf Auer (1999) sowie Muysken (2008) und Petkova (2011, 2012) verwiesen sei.

5.8 Entlehnung und *Crossing*

Eine in der Sprachkontaktforschung bereits weit zurückgehende Unterscheidung ist jene zwischen der Entlehnung (*borrowing*) und dem Code-Switching. Unter Entlehnung wird dabei heute mit grosser Übereinstimmung eine Form bezeichnet, die von einer Sprache übernommen und phonologisch, morphologisch sowie syntaktisch in die Empfängervarietät integriert wurde und auch in der Sprachgemeinschaft der Empfängervarietät verbreitet ist (Christen et al. 2010: 59, Gumperz 1982: 66, Myers-Scotton 1997: 228). Dabei könne auch bei den Entlehnungen von einem Kontinuum ausgegangen werden, wie Auer (2007a: 9) beschreibt. In der vorliegenden Arbeit sind Entlehnungen als Phänomen nicht von zentraler Bedeutung, weshalb auf die verschiedenen diesbezüglichen Begrifflichkeiten und Konzepte nicht weiter eingegangen, sondern auf Petkova (2016b: 47f.) verwiesen wird – für weitere Hinweise zu weiterführender Literatur – sowie auf Petkova (2012) für eine Übersicht über verschiedene Stadien, die Codes in langjährigem Kontakt miteinander durchlaufen.

Relevanter für den vorliegenden Kontext ist das Phänomen des *Crossing*[94]. Dieses bezieht sich auf «the use of a language which isn't generally thought to ‹belong› to the speaker» (Rampton 2009: 287) und erfolgt meist mit dem Ziel der «(scherzhaften) Stilisierung» (König 2014: 47). Im vorliegenden Fall ist dies denkbar, wenn beispielsweise Deutsche anstatt einer bundesdeutschen Varietät die schweizerdeutsche Varietät verwenden bzw. schweizerdeutsche Elemente in die bundesdeutsche Rede aufnehmen. Dasselbe gilt, wenn Deutschschweizer:innen Elemente aus der bundesdeutschen Umgangssprache oder aus bundesdeutschen Dialekten verwenden, wie das – durch den Konsum bundesdeutscher Medien verstärkt – heute nicht unüblich ist (vgl. Petkova 2016b: 234).

5.9 Code-Switching in der Deutschschweiz

Die diglossische Situation in der Deutschschweiz mit dem fixen Nebeneinander zweier Varietäten, die alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft beherrschen, bietet einen fruchtbaren Nährboden für CS-Phänomene. Gemäss Rash (2002: 50) werden sowohl Code-Switching als auch Code-Mixing heute in gewissen Sprechsituationen wie bei öffentlichen Veranstaltungen oder im Schulzimmer weitgehend geduldet. Wenn das für CS durchaus gilt, darf die Aussage im Fall von Code-Mixing und *mixed code* doch durchaus hinterfragt werden. Aufgrund der grundlegenden

[94] In deutschen Publikationen wird der Terminus auch mit «Transgression» übersetzt (vgl. z. B. Dirim/Auer (2004).

Diglossieregeln tritt dieses bei Autochthonen selten auf, das Mischen von Standardsprache und Schweizerdeutsch gilt als unzulässig bzw. unmöglich (vgl. Petkova 2016a: 236). Eine Form von Language-Mixing, aus der ein *mixed code* resultiere, findet man hingegen gemäss Christen et al. (2010: 58) bei den Codes von Allochthonen, die eine in der Diglossie nicht vorgesehene oder gar ‹verbotene› Varietät realisieren. Dabei seien die Grenzen und damit die Anerkennung eines Codes durch seine Verwendung und durch seine (stillschweigende) Akzeptanz innerhalb der Sprachgemeinschaft und nicht durch Beschreibungen in grammatischen Regelwerken festgelegt (vgl. ebd.). Zu solchen Mischphänomenen bei mehrsprachigen Kindern vgl. Tufekovic (2008). In der vorliegenden Untersuchung finden sich auch *mixed codes* bzw. *mixed languages*, die in die Schweiz zugewanderte Deutsche entwickeln, indem sie Dialektformen in ihre Varietät aufgenommen haben, «um eine Annäherung zum lokalen Dialekt zu erreichen und damit nach aussen eine gewisse Vertrautheit mit der Deutschschweizer Sprechergemeinschaft zu signalisieren» (Christen et al. 2010: 59). Diese von den Zugezogenen produzierten Mischformen sind für die vorliegende Untersuchung insbesondere auch bezüglich ihrer soziopragmatischen Wirksamkeit und ihrer Beurteilung durch die Deutschschweizer:innen von Interesse.

Wechsel ins Standarddeutsche, die im Deutschschweizer Kontext als Code-Switching interpretiert werden, also pragmatische Bedeutung haben, können laut Christen et al. (2010: 96) aufgrund folgender Eigenschaften der Standardsprache interpretiert werden:

1. In Alltagsgesprächen zwischen Autochthonen sei die Standardsprache die unzulässige Sprachform,
2. als kodifizierte Referenzgrösse des Deutschen komme ihr eine soziopragmatische herausragende Rolle zu: jene der Sprache der Schriftlichkeit und Offizialität,
3. als authentische Sprachform vieler L1- und L2-Sprecher:innen des Deutschen werde die Standardsprache in der Schriftlichkeit sowie in vielen Situationen gesprochensprachlich verwendet.

Demgegenüber gebe es Wechsel in die Standardsprache, die Bestandteil der dialektalen Sprachform sind, zu denen es u. U. keine Alternativen gibt, weshalb vereinzelt von Entlehnungen gesprochen werden könne. Solche Wechsel ohne pragmatische Bedeutung sind gemäss Christen et al. (2010: 97) erstens standardsprachliche Grössen, die für häufig wiederkehrende Funktionen wie die Gesprächssteuerung oder Ritualia verwendet werden. Zweitens würden standardsprachlich realisierte Namen und Termini mangels dialektaler Pendants zur üblichen Aussprache «nach der Schrift». Schliesslich könnten solche standardsprachlichen Realisierungen «nach der Schrift» durch ihre schriftliche Fixierung als richtig, weil juristisch verbindliche Form gelten, die man in «Originallautung» wiedergeben wolle.

Auch die Funktionen, die ein Wechsel vom Dialekt in den Standard in der Deutschschweiz haben kann, lassen sich laut Christen et al. (ebd.: 95) festlegen: Diktieren, Aufschreiben, Vorlesen, Propria erkennbar machen, Herausheben, Gewicht verleihen, Gespräche steuern, auf geteilte Wissensbestände anspielen, Spielen, Zitieren/Pseudozitieren aus der Schriftlichkeit, Zitieren/Pseudozitieren aus der Mündlichkeit, *Crossing*.

Auf dieser spezifisch für das Deutschschweizer CS geltenden Beschreibung aufbauend beschreibt Petkova (2016b: 136ff.) in ihrer Untersuchung eine Sprachform, die sich durch

besonders auffällige Anhäufungen von Code-Wechseln, ein breites Spektrum in der CS-Funktionalität sowie überwiegend multifunktionale, sowohl lokal als auch global wirksame Code-Wechsel auszeichnet. Die Multifunktionalität fasst sie unter drei Grobkategorien zusammen: 1. global ausgerichtetes CS: vorwiegend teilnehmerinduziertes CS zum Standard und CS zur Wiederherstellung der Grundvarietät zum Dialekt, 2. *interaction related* CS: diskursinduziertes CS mit ausgeprägter lokaler Funktionalität (wie das Anzeigen der Adressatenwahl oder die Markierung von Kontrast usw.), 3. *expression related* CS, bei dem die lokale Funktionalität verblasst.

Neben der Arbeit zum multiplen Code-Switching findet sich bei Petkova (2016a) eine weitere Untersuchung von Code-Switching unter autochthonen Schweizerdeutschsprecher:innen an spontansprachlichen Daten aus einem Interviewsetting bzw. bei Christen (2000b) am Beispiel einer Radiosendung. Oberholzer (2018) fokussiert das CS von Pfarrpersonen in Gottesdiensten und arbeitet typische Funktionalitäten von Code-Wechseln in dieser stark ritualisierten Kommunikationssituation heraus. Schliesslich liegt mit der studentischen Arbeit von Späti (2020) eine weitere – wenn auch im Umfang begrenzte – Untersuchung dieser Art vor, die sich mit der Kommunikation zwischen autochthonen und allochthonen Sprecher:innen am Arbeitsplatz beschäftigt.

Zwei Untersuchungen (Kropf 1986, Steiner 2008) widmeten sich dem Einsatz von Dialekt im Schulunterricht, der aufgrund des für die Deutschschweiz typischen situationsinduzierten Standardverwendung als Code-Switching betrachtet werden kann. CS hat in diesen Kontext Funktionen wie Veranschaulichung, Bagatellisierung oder Verständnissicherung. Wenn sich auch die Domänen Schulunterricht und Arbeitsmeeting in beträchtlichem Masse unterscheiden, lassen sich bezüglich der Gruppenkonstellation Gemeinsamkeiten festhalten. So handelt es sich sowohl bei einer Schulklasse als auch bei einer Arbeitsgruppe um eine mehr oder minder vertraute Gruppe mit gewissen Regeln und Normen, bestehenden und wirkenden hierarchischen Strukturen sowie einem inhaltsgebundenen Daseinszweck.

Durch das Aufkommen neuer Kommunikationsformen wie E-Mail, SMS oder Instant Messaging wurde wie bereits erwähnt die schriftliche Verwendung des Dialekts in der Deutschschweiz für viele, gerade junge Schreiber:innen zur Normalität. Wie beispielsweise Cathomas et al. (2015) am Beispiel von SMS beschreiben, sind auch CS-Phänomene zwischen Dialekt und Standard in dieser neuen Form der Schriftlichkeit äusserst verbreitet. Die gleiche Beobachtung machten auch Dürscheid/Frick (2016). Christen et al. (2005: 437) stellen für die Sprachverwendung in Chats fest, dass in der Deutschschweiz auch der Dialekt zur Matrix(schrift)sprache werden kann. Dies sei ein grundlegender Unterschied zu vergleichbarer Verwendung regionaler Nonstandard-Formen in Bundesdeutschland, die stets vor dem normativen Hintergrund der Standardsprache geschehe. Zentral sei dabei die Annahme, dass Sprecher:innen durch die Verwendung sprachlicher Varianten gesellschaftliche Bedeutung konstruieren, welche in Kapitel 5.10 genauer erläutert wird.

5.10 Variation als soziale Praxis

In der Variationslinguistik wird gemäss Schiesser (2020: 69) derzeit eine konstruktivistische, prozessorientierte Sichtweise auf Sprache und Sprachverwendung – und demnach auch auf Variation – postuliert. In der sogenannten *third-wave*-Soziolinguistik[95] werde die sprachliche Variation als (eine) Ressource für die Konstruktion gesellschaftlicher Bedeutung konzipiert (vgl. Schiesser 2020: 69).

Diese Sichtweise, dass soziale Identität durch die sprachliche Variation erst hergestellt wird, liegt auch der Theorie von Le Page/Tabouret-Keller (1985) zugrunde, die im vorliegenden Kontext von besonderem Interesse ist. Bei der Betrachtung von Akkommodationsverhalten wird die Frage nach der Identität des sprechenden Individuums ins Zentrum des Interesses gerückt. Le Page/Tabouret-Keller kritisieren an Giles' Akkommodationstheorie, dass sprachliche Anpassung auf kurzfristige Interaktionsereignisse und die gegenseitige Wahrnehmung der Personen innerhalb dieser Phase zurückgeführt wird. Für sie ist vielmehr die Frage entscheidend, ob und wie Personen Gruppen in direktem oder indirektem Kontakt wahrnehmen und wie dies mit sprachlichen Attributen verbunden ist. Sprachliches Verhalten wird als eine Serie von identitätsbildenden Verhaltensweisen – den *acts of identity* – gesehen. Le Page/Tabouret-Keller gehen davon aus, dass «linguistic items are not just attributes of groups or communities, they are themselves the means by which individuals both identify themselves and identify with others» (Le Page/Tabouret-Keller 1985: 5). Dabei habe jede Äusserung das Potenzial, zu einem *act of identity* zu werden. Durch diese «identitätsbildenden Verhaltensweisen» würden die sprechenden Personen ihre persönliche Identität und ihre Suche nach sozialen Rollen zeigen. Das Individuum identifiziere sich mit einer oder mehreren Personen oder mit Gruppen und schaffe sich Muster für sprachliches Verhalten, um dieser/n so nahe wie möglich zu kommen. Dadurch erklären Le Page/Tabouret-Keller unter anderem, wie Normen und Stereotype über das Verhalten einer Gruppe entstehen (ob prestigereich oder stigmatisiert) und welchen Bezug diese zu der aktuellen Sprechweise der Personen haben. Die Leistung zur Anpassung einer Person werde dabei jedoch von vier Aspekten eingeschränkt: in welchem Masse das Individuum die Modellgruppen identifizieren kann, in welchem Masse Zugang zu diesen Gruppen bestehe sowie analytische Fähigkeiten zur Herausarbeitung der bei ihnen geltenden Regeln vorhanden seien, die Stärke der verschiedenen (möglicherweise widersprüchlichen) Motivationen für das eine oder andere Modell und für die Beibehaltung des eigenen Gefühls für die eigene einzigartige Identität sowie das Vermögen, das eigene Verhalten zu verändern (Le Page 1978: 15, zit. nach Großkopf/Barden 1998: 14). Bei der Beschreibung der sprachlichen Anpassung bei Binnenmigrant:innen in Deutschland von Großkopf/Barden (1998) erwiesen sich diese Aspekte als wesentlich.

[95] Die Behandlung der sozialen Bedeutung in der Variation erfolgte Eckert (2012: 87) zufolge in drei Wellen der analytischen Praxis. Die erste Welle von Variationsstudien habe breite Korrelationen zwischen sprachlichen Variablen und den makrosoziologischen Kategorien der sozioökonomischen Klasse, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit und Alter erforscht. In der zweiten Welle seien ethnografische Methoden zum Einsatz gekommen, um die lokalen Kategorien und Konfigurationen zu erforschen, die diese umfassenderen Kategorien beinhalten oder konstituieren. In beiden Wellen sei die Variation als Kennzeichnung sozialer Kategorien betrachtet worden.

Während sich die genannte Untersuchung mit der Langzeitakkommodation beschäftigte, spielen *acts of identity* auch in der konkreten Interaktionssituation eine Rolle, wie Schmidlin beschreibt:

> Die Verhaltenswahl hat soziale Konsequenzen. Jede sprachliche Anpassung an das Gegenüber gefährdet die eigene Identität, da sie den Sprecher von dieser wegführt, jede sprachliche Abweichung vom Gegenüber kann wiederum dessen Position oder Handlungsspielraum gefährden. (Schmidlin 2011: 189)

Während solche Akkommodationsphänomene in der vorliegenden Untersuchung hauptsächlich anhand der Gesprächsdaten untersucht werden sollen, gilt es, sprachliche Identitätsbildung im Sinne der diskursiven Herstellung von Identität (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 2004b, König 2014) auch bei der Analyse der Interviewdaten zu berücksichtigen, da der Frage nachgegangen werden soll, inwiefern beispielsweise Positionierungen (vgl. Kapitel 6.2.4) in Bezug auf die Varietäten vorgenommen werden.

5.11 Bedeutung der Sprachalternation für die Untersuchung

In den Gesprächsdaten der vorliegenden Untersuchung findet Code-Switching in unterschiedlicher Ausprägung statt. Neben der zentralen und sich immer aufs Neue stellenden Frage, welche Varietät Deutschschweizer:innen (global) im Gespräch mit Allochthonen wählen (sollen), wie sie auch in Christen et al. (2010) oder Bürkli (1999) besprochen wurde, treten auch insertionale Formen des CS auf – und dies sowohl vom Dialekt ins Standarddeutsche als auch umgekehrt. Weiter kann diese zweite Art der kommunikativen Ressource nicht nur aufseiten der Deutschschweizer:innen, sondern auch bei den deutschen Gewährspersonen beobachtet werden. Für die Beurteilung der Funktionalität der verschiedenen CS-Erscheinungen wird hauptsächlich auf die Ergebnisse aus den Studien von Christen et al. (2010) sowie Petkova (2016b) zurückgegriffen.

In der vorliegenden Untersuchung wird die Bedeutung der emischen Perspektive besonders deutlich, da eine rein strukturelle Unterscheidung verschiedener Varietäten für die Erfassung ihrer Funktionalität (bzw. jene des Wechsels zwischen den Varietäten) wenig sinnvoll ist, wenn diese Unterscheidung in der Perspektive der Sprecher:innen selbst nicht vorgenommen wird (vgl. Imo/Lanwer 2019: 278). Durch die Verbindung mit den qualitativen Interviews soll daher die emische Bedeutung der verschiedenen Varietäten und deren Verwendung beleuchtet werden. In der vorliegenden Arbeit steht die Untersuchung von Sprachkontaktphänomenen zwischen strukturell nah verwandten Varietäten im Zentrum, die den sprachlichen Alltag der Sprachgemeinschaft prägen und die im Bewusstsein der Sprecher:innen präsent sind. In der Wahrnehmung der meisten Deutschschweizer Sprecher:innen ist die Distanz zwischen den beiden Varietäten gross, obwohl die Zugehörigkeit einzelner Elemente zur einen oder anderen Varietät nicht immer eindeutig geklärt werden kann, was eine strukturell ausgerichtete Analyse erschwert. Diese ist jedoch nicht Ziel der vorliegenden Arbeit. Vielmehr interessiert der sozio-pragmatische Zugang, die Frage nach dem Verhältnis von *we-code* und *they-code* in einer Konstellation, in der die Zugehörigkeit zur In-Group sich durch verschiedene Merkmale definieren kann, worunter die Zugehörigkeit zur autochthonen Sprachgruppe nur eine ist. Bei der Analyse des Datenmaterials werden daher teilnehmerbezogenes CS, die verschiedenen Funktionalitäten eines CS sowie die Frage der markierten bzw. unmarkierten Varietät zu verschiedenen Gesprächszeitpunkten von besonderer Bedeutung sein.

Neben überindividuell nachweisbaren Phänomenen der Akkommodation und des Sprachkontakts wird die Variation eines:r Sprecher:in auch durch das individuelle Sprachverhalten gesteuert, wie verschiedene Untersuchungen feststellten (vgl. Macha 1994, Hofer 1997, Bürkli 1999), weshalb in Kapitel 5.12 abschliessend auf die individuelle Sprachvariation eingegangen wird.

5.12 Individuelle Sprachvariation

Bei der Untersuchung von Variationsphänomenen spielt auch die Persönlichkeit des:r Sprecher:in eine nicht unwesentliche Rolle. Andresen (2015a: 4ff.) zeigt am Beispiel diverser Arbeiten zur Sprachvariation wie jener von Macha (1991), Lausberg (1993), Hofer (1997), Bürkli (1999) oder Christen (2000a) auf, inwiefern die individuelle Komponente sich darin als relevant erwiesen hat, woraus sie den Schluss zieht, dass sprachliche Individualität als Faktor nicht vernachlässigt werden darf, wie das in der Linguistik lange Usus gewesen sei.[96] Interindividuelle Unterschiede in der Variation lassen sich teilweise zu Sprechertypen zusammenfassen (vgl. Macha 1991)[97] und sind in vielen Fällen auch durch Sprachbiografie und Spracheinstellungen zu erklären, jedoch nicht in allen. Deshalb müssten individuelle Sprachmuster, die auf allen sprachlichen Ebenen existierten, genauer untersucht werden. Andresen (2015a: 17ff.) führt dafür den Terminus des Psycholekts ein, dessen Konzeption auf der Annahme beruhe, dass Personen mit einer bestimmten Persönlichkeitsausprägung tendenziell ähnliche Sprachverwendungsmuster aufweisen. Bestimmte persönlichkeitspsychologische Variablen würden dabei mit der Frequenz bestimmter sprachlicher Merkmale korrelieren. Bestehende Konzepte wie das des Idiolektes oder des Individualstils seien dafür ungeeignet, da sie das Individuum in seiner Einzigartigkeit fokussierten und nicht die gewünschte ‹doppelte Fokussierung› (vgl. ebenfalls Macha 1994), also die Berücksichtigung sowohl individueller sprachlicher Merkmale als auch überindividueller Sprachverwendungsmuster, aufweisen würden. Andresen (2015a) wendet das Konzept der Psycholekte auf die Persönlichkeitsvariable der Extraversion an und zeigt am Beispiel ausgewählter sprachlicher Variablen wie Gliederungspartikeln oder Vagheitsausdrücken, inwiefern sich introvertierte und extravertiere Persönlichkeiten sprachlich unterscheiden.

Untersuchungen zu individuellem Sprachverhalten am Arbeitsplatz liegen zum einen von Spranz-Fogasy (1997) am Beispiel von aufgabenbezogenen, kompetitiven Gesprächen aus drei Bereichen vor, zum anderen von Bendel (2007) am Beispiel von Telefongesprächen in einer Bank. Während die erstgenannte Untersuchung jedoch auf die Entwicklung von Interaktionsprofilen ausgerichtet ist und den Einfluss der Persönlichkeit des Individuums vernachlässigt, beschreibt die zweitgenannte Untersuchung sprachliche Individualität als gesprächsübergreifendes Interaktionsprofil mit spezifischem Personenbezug im Sinne von Personenporträts und plädiert für eine grössere Beachtung des Faktors Individuum in der Linguistik. Daneben ist die bereits mehrfach erwähnte Untersuchung von Bürkli (1999) zu nennen, die nach Anwendung des individuenzentrierten Ansatzes der ‹doppelten Fokussierung› ebenfalls einen Zusammenhang verschiedener Sprechertypen mit bestimmten Persönlichkeitstypen thematisiert. Das individuelle Akkommodationsverhalten der Gewährspersonen liess sich nicht auf soziale Faktoren

---

[96] Trotzdem stellt die Erforschung individueller Sprachvariation gemäss Schophaus (2021: 27) nach wie vor ein Forschungsdesiderat dar.

[97] Bzw. neueren Datums z. B. auch Elmentaler et al. (2015) oder Hettler (2017).

wie sprachbiografische Daten zurückführen, weshalb Bürkli (ebd.: 304) den Einfluss unterschiedlicher Persönlichkeitstypen vermutet: Personen mit einer gewissen *interpersonal orientation* sowie *noble selves*. Erstere würden zumindest teilweise konvergentes Verhalten zeigen, während die zweite Gruppe sich durch Nichtakkommodation auszeichne. Dies bezieht sich in Bürklis Untersuchung jedoch nur auf das Dialektsprechen und nicht auf den Varietätenwechsel, der für die vorliegende Untersuchung ebenfalls von Interesse ist.

Andresen (2015b) kombiniert diese beiden Typen mit Ergebnissen aus der Untersuchung von Schubert (2008), die sich mit dem sprachlichen Ausdruck verschiedener Informationsverarbeitungsstile beschäftigt.[98] So sieht sie Parallelen zwischen den beiden von Bürkli beschriebenen Sprechertypen mit dem analytischen bzw. holistischen Informationsverarbeitungsstil. Der Akkommodationstyp mit *interpersonal orientation* entspräche holistischen Informationsverarbeiter:innen, der Akkommodationstyp *noble self* dagegen analytischen (vgl. Andresen 2015b: 279). Weiter liesse sich diese Zuordnung mit dem Extraversionsgrad kombinieren, den Andresen (2015a) in ihrer eigenen Untersuchung als massgebendes Kriterium in Bezug auf die Persönlichkeit wählt: Der Akkommodationstyp mit *interpersonal orientation* bzw. der holistische Informationsverarbeitungsstil weise vergleichbare Merkmale auf wie extravertierte Personen, *noble selves* bzw. analytische Informationsverarbeiter:innen entsprächen hingegen introvertierten Personen. Am Beispiel von Christens (2000a) Unterteilung in die Sprechertypen «Chamäleon» und «Fossil» illustriert Andresen (2015b: 279) die Zuordnung weiter:[99]

> Da analytische Lerner zu einer konsistenten Aussprache von Wörtern neigen (sogar wenn diese falsch ist und korrigiert wird, vergleiche Szagun 2013, 176), wäre es möglich, dass sich der analytische Informationsverarbeitungsstil auch im Erwachsenenalter unter anderem im unflexiblen Dialektgebrauch zeigt. Holistische Lerner verbringen mehr Zeit in sozialer Interaktion und lernen vor allem durch Imitation, weshalb sie zu einer variablen Aussprache von Wörtern neigen. Nach Abschluss der Spracherwerbsphase könnte dies in einen eher flexiblen Dialektgebrauch münden. (Andresen 2015b: 279)

Letzteres gelte auch für Extravertierte, die zum Ausprobieren von Varianten tendieren würden, während analytische Informationsverarbeiter:innen wie auch Introvertierte eher vorsichtig vorgingen, um Fehler und Missverständnisse zu vermeiden. Für «Fossilien» könne das Beibehalten des Dialektes eine sichere, unverfängliche Kommunikationsstrategie darstellen, während «Chamäleons» vor allem ihrer sozialen Orientierung Ausdruck verleihen würden, indem sie mittels flexiblen Dialektgebrauches auf ihr Gegenüber bzw. die gemeinsame Kommunikationssituation reagieren und sich anpassen würden (ebd.).

Diese Erkenntnisse sind für die vorliegende Arbeit in Bezug auf das individuelle Akkommodationsverhalten der Gewährspersonen – den Wechsel der Varietät – neben den verschiedenen in Kapitel 5 beschriebenen Theorien zur Variation und Akkommodation ebenfalls von Interesse. Entsprechend ist eine ‹doppelte Fokussierung› sowohl auf überindividuelle

---

98 Schubert (2008) wiederum greift dabei auf Ergebnisse aus der Spracherwerbsforschung zurück (vgl. Bates et al. 1995).

99 Es werden Bezüge zu weiteren Sprechertyptheorien gemacht, die hier nicht miteinbezogen werden (vgl. Andresen 2015b: 279).

Varietätenverwendungsmuster[100] als auch individuelle Merkmale der Varietätenverwendung wegleitend für das Vorgehen.

Während die Gesprächsdaten als objektive Sprachdaten gelten, gehören die Interviewdaten zu den subjektiven Sprachdaten. Im nächsten Teil wird daher auf Methoden und Konzepte der subjektiven Sprachforschung eingegangen.

6. Sprechen über Sprache

Die Sprachwissenschaft interessiert sich in den letzten Jahrzehnten verstärkt für subjektive Sprachforschung, also perzeptionslinguistische Fragestellungen, Laientheorien und Spracheinstellungen von Lai:innen (vgl. dazu u. a. Niedzielski/Preston 2010/2000, Preston 2010, Purschke/Stoeckle 2019), auch im Deutschschweizer Kontext (vgl. Berthele 2010a, Schiesser 2020), sowie Fragen der Identitätsbildung durch Sprache (vgl. Janich/Thim-Mabrey 2003), wobei oft die sprachliche Aushandlung bestimmter Identitätsaspekte in den Fokus genommen werden (vgl. Kresić 2016: 123).

Die vorliegende Arbeit wird ebenfalls von Fragestellungen zur subjektiven Sprachwahrnehmung und -bewertung sowie Sprachidentität(sbildung) geleitet, sodass ein Rückgriff und Bezug auf verschiedene Modellierungen und Konzeptionen aus der subjektiven Sprachforschung von Interesse sind. Im Folgenden werden daher zentrale Begriffe, Konzepte und Methoden aus dem Bereich der subjektiven Sprachforschung aufgegriffen und umrissen.

6.1 Laienlinguistik und subjektive Theorien

Preston (2011: 15) versteht unter *folk linguistics*, im deutschsprachigen Raum als Laienlinguistik etabliert (vgl. Studler 2017: 277), nicht nur Kommentare von Nichtlinguist:innen[101] zu sprachlichen Themen, sondern auch die Reaktionen, die sie auf Sprachvarietäten und Sprachverwendung zeigen – sowohl offene als auch unbewusste Reaktionen. Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie, aus Einstellungsstudien, werden als Teil der Laienlinguistik betrachtet, zusammen mit Daten aus dem bewussten Diskurs oder aus operativen Aufgaben. Der konzeptuelle Rahmen der kognitiven Wissenschaften hilft gemäss Berthele (2010a: 264), «besser zu verstehen, wie Laienmodelle gleichermaßen inkonsistent, widersprüchlich und doch systematisch sein können». Als Beispiel nennt er das besonders geartete Prestige von Dialekten (romantisches Prestige) und das von Standardsprachen (rationalistisches Prestige). Während in der Soziolinguistik oft eindimensionale H-L-Schemata von prestigearmen und prestigereichen Varietäten

[100] Mit (Varietäten-)Verwendungsmuster ist hier die Art und Weise gemeint, wie ein Individuum oder eine Gruppe von Individuen die beiden Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch einsetzt und zwischen diesen wechselt. Während gewisse Varietätenverwendungsmuster von einer Einzelperson, beispielsweise durch sich wiederholende diskursinduzierte CS zustande kommt, sind andere durch das Wechselspiel zweier oder mehrerer Personen charakterisiert, wobei auch die Frage der Akkommodation eine Rolle spielt. So wird beispielsweise auch die Tatsache, dass ein:e Meetingteilnehmer:in ausschliesslich eine der beiden Varietäten verwendet, als Varietätenverwendungsmuster verstanden, ebenso das frequente Wechseln zwischen den Varietäten einer Gewährsperson aufgrund von Akkommodation an die jeweiligen Gesprächspartner:innen (vgl. Kapitel 12).

[101] Hoffmeister (2019) kritisiert die Termini des «Experten» und «Laien», da diese in der Linguistik nicht zielführend seien, da alle Teilnehmer:innen einer Sprachgemeinschaft über sowohl prozessuales als auch prozedurales Wissen zu Sprache verfügen würden. Er schlägt als Alternative die Bezeichnungen «Profi» und «Amateur» vor, da bei Amateur:innen Professionalisierungstendenzen festzustellen seien, die bei gänzlich unprofessionalisierten Lai:innen fehlen würden.

dominierten, erlaube es eine kognitiv realistischere Perspektive, dieser Sichtweise einen mehrdimensionalen Begriff von sprachbezogenen mentalen Modellen gegenüberzustellen. Auch kann mit der Erforschung von Laienwissen gezeigt werden, «dass Spracheinstellungen das sprachliche Handeln beeinflussen und somit ein möglicher Steuerungsfaktor für Sprachwandel sind» (Schmidlin 2011: 180). So wird laut Schmidlin (ebd.: 187) beispielsweise auch die Varietätenwahl durch individuelle und kollektive Spracheinstellungen beeinflusst (auf Spracheinstellungen wird in Kapitel 6.3 spezifisch eingegangen). Während kognitive Spracheinstellungsdaten daher in der Regel mit potenziellen Handlungsintentionen in ein interdependentes Verhältnis gebracht würden, werden Anders (2010: 69) zufolge bei subjektiven Strukturen des Alltagswissens primär die Beschaffenheit sowie die Inhalte beschrieben und erst in zweiter Linie die Funktionen und Auswirkungen dieser Strukturen.

Im Gegensatz zur Erhebung objektiver Sprachdaten stellen sich bei der Erhebung subjektiver Wissensbestände, die als kognitive Strukturen des sprachbezogenen Alltagswissens als «laienlinguistische Repräsentationen» bezeichnet werden (vgl. Anders 2010: 69), gewisse spezifische Probleme, die von Niedzielski/Preston (2010/2000) als «impoverishment» und «inaccessibility of data» bezeichnet werden. Die «Unzulänglichkeit» bezieht sich gemäss Schiesser (2020: 16) auf den Status, der laienlinguistischen Wissensbeständen lange zukam, da es als oberflächlich oder weniger umfassend als wissenschaftlich generiertes Wissen wahrgenommen wurde. «Unzugänglichkeit» hingegen meine die Tatsache, «dass man auf die Repräsentationen von Laien zu sprachlichen Sachverhalten nicht einfach so zugreifen kann, da es sich dabei um mentale Dispositionen handelt» (ebd.: 17). Folglich müssen Erhebungsmethoden gewählt werden, die einen Zugang zu diesen mentalen Dispositionen ermöglichen (vgl. dazu Kapitel 9.3).[102]

Unter laienlinguistischem Alltagswissen wird sowohl die Ebene des individuellen auch jene des kollektiven Wissens verstanden (vgl. Anders 2010: 72). Sprachwissen bei Laien ist in seiner Detailtiefe individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt und, wie Hundt et al. (2017) am Thema der regionalsprachlichen Gliederung zeigen, nicht immer deckungsgleich mit fachwissenschaftlichen Befunden. Adler/Plewnia (2020: 16) zufolge sollte dieses Wissen nicht überschätzt werden. Mit der Wahrnehmungsdialektologie hat sich ein Forschungsfeld etabliert, das sich mit Fragen der Wahrnehmung und des Wissens von Lai:innen zu regionalen Spracherscheinungsformen befasst. Für einen Überblick über rezente Forschungsprojekte vgl. z. B. Anders et al. (2010), Hundt et al. (2017) sowie Hundt (2018), mit Fokus auf die Untersuchung laikaler Sichtweisen auf Variation vgl. Hoffmeister (2021). Von Interesse sind laienlinguistische Wissensbestände, weil sie unabhängig von Stabilität oder Validität «als Ankerpunkte zur kognitiven Selbstorganisation genutzt werden» können, «indem sie zu Trägern von Meinungen und Einstellungen werden» (Adler/Plewnia 2020: 16).

Gemäss Berthele (2010a: 245) muss die perzeptuelle Dialektologie mindestens drei Typen von Wissensbeständen berücksichtigen: 1. Perzepte: sprachliche Merkmale, die Menschen bei sich selbst oder bei anderen Sprecher:innen wahrnehmen und die sie potenziell der Konstruktion

[102] Überdies können unterschiedliche methodische Settings qualitativ und quantitativ je unterschiedlich geartetes Laienwissen zu Tage fördern, wie Hundt (2017: 125) vermutet und von Christen/Schiesser (2021: 363) bestätigt wurde.

von mentalen Modellen zuführen können; 2. Konzeptualisierungen: metonymische, metaphorische und propositionale kognitive Strukturen, Kategorisierungen von Elementen der realen oder vorgestellten Welt; 3. Ideologien, kulturelle Modelle: Einstellungen und Überzeugungen zu kausalen, finalen und ästhetischen Zusammenhängen. Dabei würden alle drei Typen von Wissensbeständen zur Konstruktion von mentalen Modellen beitragen, über die genauso wie Lai:innen auch Expert:innen, also Linguist:innen, verfügen würden (ebd.).

In der vorliegenden Arbeit können alle drei Typen von Wissensbeständen eine Rolle spielen. Die Befragten müssen sich bei der Beurteilung der Varietäten auf ihre inneren Ressourcen besinnen, wobei sich Perzeptionen und Konzepte nie gegenseitig vollständig ausschliessen lassen (vgl. Preston 2010: 1). Als Oberbegriff für all das, was Nichtlinguist:innen über Sprachen und Sprachvarietäten glauben und wie sie diese bewerten, also Laienlinguistik, Sprachideologien sowie Spracheinstellungen, die alle miteinander zusammenhängen würden, verwendet Preston (2010: 4) den Begriff *language regard*. Bei Cuonz (2014a) findet sich als deutsche Entsprechung für *language regard* der Begriff «Sprachbetrachtung». Neben der Unterscheidung nach Produktionsquellen – externen Perzepten und internen Konzepten – können Wissensbestände auch nach bewussten und unbewussten Sprachbetrachtungen unterschieden werden (vgl. Preston 2010). Während die Befragten sich bei bewussten Sprachbetrachtungen im Klaren darüber sind, worum es in der Befragung geht (ihre Einstellungen und Werturteile), wissen die Gewährspersonen bei unbewussten Sprachbetrachtungen nicht um das Erkenntnisinteresse und den Fokus der Datenerhebung. Die methodischen Implikationen der jeweiligen Ansätze werden in Kapitel 9.3 erläutert.

Hettler (2017: 32f.) führt aus, dass in der Forschung verschiedene Termini verwendet werden, um auf Wissen über Sprache zu referieren, darunter «Sprachwissen», «metasprachliches[103] Wissen», «Sprachbewusstsein» sowie «Sprachbewusstheit», wobei vor allem die letzten beiden oft synonym verwendet würden oder «Sprachbewusstsein» als übergeordneter Begriff verstanden würde, sodass «Sprachbewusstsein» ohne «Sprachbewusstheit» funktionieren könne, «Sprachbewusstheit» hingegen «Sprachbewusstsein» voraussetze. Für die vorliegende Untersuchung ist die Ausführung relevant, dass «Sprachbewusstheit» sowohl implizite als auch explizite auf Sprache bezogene Wissensbestände umfasst, während sich «metasprachliches Wissen» auf explizite, deklarative sprachbezogene Wissensbestände bezieht, die den Sprecher:innen (bzw. Hörer:innen) bewusst sind und grundsätzlich kommuniziert werden können. Es sind diese Verbalisierungen, die bei einer Analyse zugänglich sind, implizite Wissensbestände hingegen sind nicht beobachtbar und können bestenfalls vermutet werden (ebd.: 33f.).[104]
Wie Schiesser (2020: 50) ausführt, kann über die Art und Weise, wie Sprecher:innen über Sprache sprechen, ein Einblick gewonnen werden, wie sie Sprache und Sprachverwendung wahrnehmen, Sprache und ihre Sprecher:innen bewerten und welche Vorstellungen sie mit Sprache

[103] Zum Konzept der laienlinguistischen Metasprache vgl. Preston (2004), Cuonz (2014a: 35f.) oder Schiesser (2020: 55ff.).

[104] Deshalb wird an dieser Stelle auch nicht weiter auf die Ausgestaltung der Sprachbewusstheit eingegangen, sondern auf die Ausführungen von Schiesser (2020: 57ff.) verwiesen, die auch auf den Zusammenhang von Sprachbewusstheit und Salienz eingeht.

verbinden.[105] Zu den metasprachlichen Wissensbeständen kann beispielsweise das «Alltagswissen» bezüglich eines Nord-Süd-Gefälles in der dialektalen Kompetenz innerhalb Deutschlands gezählt werden, das Adler/Plewnia (2020: 19) beschreiben. So würde aus ihren Daten ersichtlich, dass der Süden Deutschlands gemeinhin als dialektstärker wahrgenommen werde. Oder die Feststellung, dass trotz der grossen Beliebtheit von Dialektbewertungen im gesamten deutschen Sprachraum (vgl. Schmidlin 2011: 195) das Wissen, z. B. in Form arealer Raumkonzepte von Dialekten, nur für den eigenen Nähebereich als stabil abrufbar bezeichnet werden kann (Adler/Plewnia 2019: 143, Christen/Schiesser 2021: 364f.).[106]

Hoffmeister (2017: 256), der das Dialektwissen von Personen aus zwölf verschiedenen Orten des gesamten deutschen Sprachraums untersuchte, fand bezüglich Komplexität und Differenziertheit im bundesdeutschen Kontext ein «Zentrum» laienlinguistischer Wissensbestände im süddeutschen Raum vor. Für die Gegenüberstellung der Wissensbestände von deutschen Gewährspersonen und solchen aus anderen Ländern stellt Hundt (2017: 147) fest, dass die Konzeptualisierung sensitiv für nationale Grenzen ist: «Was jenseits der jeweils eigenen Landesgrenze liegt, ist für die GPn konzeptionell eher fern und fremd.» Hoffmeister (2017: 255) differenziert bezüglich der Schweizer Befragten desselben Projekts, dass deren Wissen zum (binnen)deutschen Sprachraum sich auf Merkmale der allgemeinen Ebene beschränke, während spezifische Merkmale kaum genannt worden seien.

Generell können Schiesser (2020: 66) zufolge nur sprachliche Aspekte auch versprachlicht werden, die kognitiv repräsentiert sind: «Wahrnehmung und Repräsentation sprachlicher Phänomene bilden also die Voraussetzung für deren Metakommunikation […]». Umgekehrt könne aus den versprachlichten Äusserungen zwar abgeleitet werden, was bei den Sprecher:innen mental repräsentiert sei, es müsse jedoch bedacht werden, dass dies wohl nicht allem entspreche, was auch tatsächlich kognitiv repräsentiert sei. Diese mentalen Repräsentationen entsprechen dem, was Hundt (2017: 124ff.) als «positives Varietätenwissen» bezeichnet. Dieses kann eine unterschiedliche Granularität aufweisen – von «unspezifischer Ahnung» bis zu spezifischem Wissen von «Einzelmerkmalen». Das «negative Varietätenwissen» meint hingegen das Fehlen von Konzeptualisierungen, also von mentalen Repräsentationen. Dazu könne auch ein Wissenstyp gehören, «bei dem die GPn zwar auch keine näheren Angaben zu den Sprechweisen oder deren Sprecher machen können, bei denen sie aber immerhin über Bezeichnungen für die Dialektregion verfügen» (ebd.: 125f.). Die Feststellung von Hundt (2017: 126), dass bei einer reinen geografisch getriggerten Regionenbildung ohne Dialektbezeichnung bzw. einer Dialektbezeichnung ohne weitere Charakterisierung des jeweiligen Dialekts nicht von «gänzlichem Unwissen» gesprochen werden könne, unterstreichen Christen/Schiesser (2021: 340), «da diese Bezeichnungen Indizien dafür sind, dass – über Analogieschlüsse – von gebietsspezifischer Sprachverwendung ausgegangen wird». Zudem liessen Dialektbezeichnungen selbst ein sprachräumliches Organisationsprinzip erkennen.

---

[105] Schiesser (2020: 50) weist auf die Überschneidungen von metasprachlichen Analysen mit der Wahrnehmungsdialektologie sowie der Einstellungsforschung hin.

[106] Gemäss Schiesser (2020: 95) greifen Menschen im Umgang mit nicht direkt erfahrbaren, abstrakten Räumen auf ihre Erfahrungen mit konkret erlebten Räumen zurück, was einem Generalisierungsprozess gleichkommt.

Im vorliegenden Kontext ist das Varietätenwissen der Gewährspersonen hinsichtlich verschiedener Dimensionen von Interesse: Einerseits intragruppal, wenn danach gefragt wird, welche laienlinguistischen Konzeptualisierungen der Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch in der Gruppe der Deutschschweizer Gewährspersonen bzw. jener der deutschen Gewährspersonen aktiviert und geäussert werden. Andererseits soll der intergruppale Vergleich der beiden Gruppen vorgenommen werden, da durch die unterschiedliche sprachliche Sozialisierung auch grosse Unterschiede in der Ausgestaltung der Wissensbestände der autochthonen und der allochthonen Sprecher:innen bzw. Hörer:innen vermutet werden.[107] Überdies wird das Varietätenwissen vor dem Hintergrund des alltäglichen Kontakts der verschiedenen Varietäten, bedingt durch den Zuzug der Deutschen in die Deutschschweiz, untersucht, sodass auch der Zusammenhang dieser Migrationssituation mit der Ausgestaltung der Wissensbestände betrachtet werden soll.

Eine Untersuchung, die das laienlinguistische Sprachwissen in den Fokus der Betrachtung stellte und deren Ansatz ebenfalls auf der Mikroebene arbeitete, ist jene von Ziegler (1996) zu einer dialektgeprägten Dreigenerationenfamilie. Dabei wurde nicht nur das Wissen über verschiedene Bereiche ihrer Sprache bzw. ihres Dialekts «vor dem Hintergrund des Phänomens der Sprachvariation» Ziegler (ebd.: 7), sondern auch ihre Sprachverwendung untersucht. Interessant sind beispielsweise ihre Ergebnisse zu den Bezeichnungskonventionen für die einzelnen Varietäten. So verfügten die Gewährspersonen über ein umfangreiches Repertoire für die Bezeichnung dialektaler Ausdruckweisen, während die Bezeichnungsvielfalt für die Standardsprache deutlich geringer ausgefallen ist und das Phänomen Umgangssprache überhaupt nicht begrifflich umfasst wurde. Aus den Beschreibungen und Erklärungen der Gewährspersonen liess sich gemäss Ziegler ein bidialektales Sprachwissen herauslesen, nach dem das Sprachverhalten in konkreten Kommunikationssituationen ausgerichtet worden sei und welches die Spracheinstellungen sowie die Sprachgebrauchsregeln steuere (ebd.: 239).

Aktuelle laienlinguistische Forschung findet sich unter anderem im Sammelband von Hoffmeister et al. (2021), beispielsweise von Christen/Schiesser (2021), die untersuchten, inwiefern die Mundart in der Deutschschweiz (spontan) thematisiert wird. Da Schweizer:innen im Alltag laufend mit unterschiedlichen Sprachen und Dialekten in Kontakt kämen, werde daraus laienlinguistisches Wissen generiert, das individuell je unterschiedlich ausgestaltet sein könne, jedoch insgesamt als verhältnismässig differenziert gelten könne (ebd.: 337).

Mit den Termini subjektive Theorie, Alltagstheorie bzw. Laientheorie schliesslich wird umschrieben, dass Individuen über Beschreibungs- und Erklärungsmuster für ihr alltägliches Handeln verfügen (vgl. Werlen 1998a: 93). Der Begriff *beliefs* wiederum kann laut Cuonz (2014a: 56) verwendet werden, «wenn es um die Wahrnehmung eines Zusammenhangs zwischen zwei Aspekten geht». Die Modellierung und Rekodierung laienlinguistischen Wissens ist nicht der zentrale Fokus der vorliegenden Arbeit, sodass für detailliertere Ausführungen dazu z. B. auf Schiesser (2020: 21ff.) verwiesen wird.

---

[107] Auch Christen/Schiesser (2021: 341) gehen hypothetisch davon aus, «dass das sprach-/dialektbezogene Alltagswissen in unterschiedlichen Regionen des deutschsprachigen Raumes in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Relevanzen ungleich ausgebildet ist».

6.2 Sprache und Identität

> Über sprachliche Kommunikation werden Identitäten entworfen, dargestellt, ausgehandelt, zurückgewiesen, bestätigt. Die sprachliche Kommunikation ermöglicht uns auch den Zugang zu den kulturellen Sinnstiftungsangeboten unserer Lebenwelt [sic!], die für unsere Identitätsarbeit als Ressourcen dienen und mit denen wir unsere Erfahrungen von uns selbst uns und anderen begreifbar machen können. (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 49)

In der vorliegenden Untersuchung spielt der Themenkomplex der Identität[108] und deren Konstruktion auf mehreren Ebenen eine Rolle. Wie bereits erwähnt, attestiert beispielsweise Koller der Varietätenwahl im Umgang von Deutschen und Deutschschweizer:innen miteinander eine grosse identitätsstiftende Bedeutung (vgl. Koller 1992: 221). Auf der einen Seite fokussiert die vorliegende Arbeit also die Frage, ob Deutsche bei einem Zuzug in die Deutschschweiz die Varietät der Ansässigen auch sprechen und ob die Entscheidung, bei der bundesdeutschen Sprechvarietät zu verbleiben, mit dem von Koller festgestellten Identitätsverlust (vgl. ebd.) in Zusammenhang steht, bzw. ein aktives Annehmen des Schweizerdeutschen als Teil einer transnationalen, durch die Migration entstandenen hybriden Identität (vgl. König 2014: 1, Petkova 2016b) verstanden wird. Dabei bezieht sich das Konzept der Identität sowohl auf Individuen im Sinne der personalen Identität (vgl. Schröder 2019: 106) – also auf das «je spezifische Selbst- und Weltverhältnis sozialer Subjekte», auf «ihr Selbstbild und Selbstverständnis» (Rosa 2007: 47) – als auch auf Kollektive. Mit Werlen (1998a: 83) gesprochen geht es um die Identität einer Person und die Identität einer Gruppe, beispielsweise die Identität der in der Schweiz lebenden Deutschen oder die Identität der Deutschschweizer:innen. Sprachidentität[109] ist Teil der personalen Identität (vgl. Thim-Mabrey 2003: 2), und wie Schröder (2019: 107) feststellt, kann die Haltung gegenüber einer Sprache als Teil der sozialen Identität gefasst werden, wenn Sprache als Gruppenabzeichen wahrgenommen wird. Unter Umständen wird ausgehend von der Sprache eines Individuums oder einer Gruppe auf (andere) konstitutive Persönlichkeitsmerkmale geschlossen, da Einstellungen zu Sprachen und Varietäten laut Thim-Mabrey (2003: 2) gerade aus der Aussenperspektive oft stereotype positive oder negative Vorstellungen von bestimmten charakteristischen Eigenschaften ihrer Sprecher:innen beinhalten. Sowohl die soziale als auch die personale Identität sind gemäss Schiesser (2020: 92) an Räume gebunden, zu denen Menschen sich zugehörig fühlen.[110]

Identität oder gewisse Teile von ihr werden durch die Symptomfunktion der Sprache aktiv hervorgehoben. So interessiert bezüglich der Deutschschweizer:innen das Verhältnis zum eigenen Dialekt sowie die Frage, ob die oft beschriebene zentrale Bedeutung der schweizerdeutschen Varietät als Identitätsmarker auch im betrieblichen Alltag der Gewährspersonen, der durch internationalen Austausch geprägt ist,[111] ausgedrückt wird. Diese Fragestellungen beziehen sich

---

[108] Eine knappe Übersicht zum Begriff Identität, der Geschichte der Identitätstheorien sowie zum Zusammenhang von Identität und interkultureller Kommunikation findet sich bei Rosa (2007). Zur Schwierigkeit der Beschreibung von Identität und der Mehrdeutigkeit des Begriffs vgl. Krappmann (2008). Verschiedene Beiträge zu Sprachidentität und deren Bedeutung im Alltag finden sich z. B. bei Janich/Thim-Mabrey (2003).

[109] Bei der Sprachidentität handelt es sich um die Identität einer Person in Bezug auf ihre oder eine Sprache, die sowohl nach innen als auch nach aussen wirkt (vgl. Thim-Mabrey 2003: 1, Cuonz 2014a: 90).

[110] Ausführungen zu entsprechenden Theorien zur personalen und sozialen Identität finden sich bei Schiesser (2020: 90f.).

[111] Was vor allem mit einem grossen Anwendungsspektrum der Lingua franca Englisch einhergeht.

auf die von Thim-Mabrey (2003) ebenso als «Sprachidentität» bezeichnete Komponente, die Cuonz (2014a: 77) zur besseren Unterscheidbarkeit «Identität der Sprache»[112] nennt.

Im Gegensatz zur eher statisch anmutenden Konzeption von Identität, die beispielsweise bei Werlen (1998a: 84) vermittelt wird, plädieren z. B. Bucholtz/Hall (2010) für ein Verständnis von Identität als ein relationales und soziokulturelles Phänomen, das in lokalen diskursiven Interaktionskontexten entsteht und zirkuliert. Sie schlagen eine bewusst offen und breit angelegte Definition von Identität vor: «*Identity is the social positioning of self and other*» (Bucholtz/Hall 2005: 586, hervorgehoben im Original). Im empirischen Konstrukt der narrativen Identität (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a) werden der Handlungscharakter der Wirklichkeitskonstruktion im Erzählen und die Wirkung von Positionierungen innerhalb solcher Narrationen noch stärker betont.[113] Im vorliegenden Kontext wird diese Verknüpfung von Sprache und Identität – bei Thim-Mabrey (2003) «Identität durch Sprache» genannt – vor allem im Zusammenhang mit den Interviewdaten fokussiert. Ein Überblick über verschiedene Identitätstheorien und -modelle findet sich beispielsweise bei Kresić (2016).

Gemäss Thim-Mabrey (2003: 3f.) ergeben sich Identitätsmerkmale sowohl aus dem Selbstverständnis einer Person als auch in der Aussensicht auf diese Person. Diese seien in unterschiedlichem Masse der persönlichen Einflussnahme sowie der Darstellung nach aussen zugänglich. Auch sprachliche Ausdrucksformen, die im Hinblick auf eine Person vorübergehend und äusserlich erscheinen, seien identitätsrelevant, sofern sie in der Wahrnehmung dieser Person ihre Identität nach aussen oder nach innen mitprägen oder dies in der Sicht anderer tun. Schmidlin (2011: 188f.) zeigt die Verbindung von Sprach- bzw. Variantenwahl mit der Repräsentation sozialer Identitäten auf und zitiert dazu Löfffler:

> Identität und Identifikation, die mit Sprache verknüpft sind, beziehen sich immer auf eine Gruppen-Identität, auf mehrere Menschen also, welche gemeinsame Merkmale besitzen und die sich auf Grund dieser gemeinsamen Merkmale als zusammengehörig, als Gruppe fühlen. Ein solches Merkmal kann eben auch die Sprache sein. Nach dieser Auffassung hat jeder von uns mehrere Identitäten und manche davon – nicht alle – sind sprachlich markiert und symbolisiert. (Löffler 1998: 19)

Der Tatsache, dass jeder Mensch Teil verschiedener Gruppen ist, verschiedene Sprachen und/oder Varietäten spricht und demnach auch verschiedene (Teil-)Identitäten hat, trägt Kresić (2007) mit dem «Modell der multiplen Sprachidentität» Rechnung. Dieses begreift Identität als komplexe Struktur und betont deren Dynamik, sprachliche Konstruiertheit und Multiplizität. Durch die Verwendung verschiedener Varietäten innerhalb einer Sprache oder auch mehrerer (Fremd-)Sprachen kommt die Multiplizität der verschiedenen Teilidentitäten einer Person nach diesem Modell überhaupt zustande. Die verschiedenen Wechselwirkungen und Beeinflussungen zwischen den Teilidentitäten würden dabei durch Sprach- oder Varietätenwechsel oder -mischungen geäussert. Somit oszilliert, wie Franz/Wildfeuer (2021: 8) es beschreiben, die Identität eines Individuums «auf einem Kontinuum zwischen p e r s o n a l e r und s o z i a l e r Identität». Durch individualsprachliche Parameter, die zur personalen Identität zu zählen sind, und

---

[112] Bei der «Identität der Sprache» werde die Frage gestellt, wie Sprachen voneinander abgrenzbar und unterscheidbar sind, wozu auch linguistische Werturteile und Sprachideologien gehörten (vgl. Cuonz 2014a: 90).

[113] Cuonz (2014a: 78) beschreibt dieses dynamische Verständnis von Identität als geprägt von der poststrukturalistischen Perspektive, die wiederum Ähnlichkeit mit dem soziolinguistisch-interaktionalen Ansatz habe.

gruppenspezifische Sprachverwendung, die Teil der sozialen Identität ist, werde dabei die Identität mitdeterminiert.

Bei König (2014: 45ff.) erfolgt eine Beschreibung der verschiedenen Wellen[114] der soziolinguistischen Forschung bzw. Untersuchung variationslinguistischer Phänomene über die letzten Jahrzehnte im Hinblick auf deren Betrachtung von Identität und Identitätsbildung. Soziolinguistische Konzepte der sogenannten ‹dritten Welle› variationslinguistischer Studien würden davon ausgehen, dass die Wahl eines bestimmten sprachlichen Mittels in einer konkreten Interaktion die Identität von Sprecher:innen konstruiere und anzeige – beispielsweise in Form eines (Gruppen-)Stils. Dabei gehe man jedoch nicht von einem direkten Verweisprozess aus: «Erst vermittels eines semiotischen Prozesses, der die Nutzung bestimmter sprachlicher Mittel eines Stils mit Sprechhaltungen (*stances*)[115] in Verbindung setzt, wird mit den jeweiligen sprachlichen Mitteln in konkreten Interaktionen auf soziale Kategorien verwiesen» (ebd.: 46). In einem nächsten Schritt folge im Sinne einer Verfestigung die Zuschreibung einer Haltung zu einer sozialen Kategorie. Erst in der konkreten Interaktion werde Identität also durch die Ausformung und Nutzung indexikalischer Sprachzeichen hervorgebracht:

> Diese somit erzeugten und mit sprachlichen Praktiken verbundenen sozialen Kategorien bzw. «social stereotypes based on language» (Bucholtz/Hall 2004: 379) können in einem weiteren Schritt von fremden SprecherInnen im Sinne eines *crossing* aufgegriffen werden, wie dies etwa bei (scherzhaften) Stilisierungen der Fall ist. (König 2014: 47)[116]

Dieses Hervorbringen von Identität in der Interaktion kann wiederum mit dem Begriff des *act of identity* von Le Page/Tabouret-Keller (1985) gefasst und beschrieben werden (vgl. Kapitel 5.10).

Eine aktuelle Arbeit, die sich mit Fragen der Indexikalität einer deutschen Varietät und deren Bedeutung für die Identitätskonstruktion ihrer Sprecher:innen beschäftigt, ist jene von Niehaus (2022), am Beispiel des Bairischen in Bayern. Der Begriff des *Enregisterment* (Agha 2003) bezeichnet dabei die metasprachlichen Prozesse, in welchen Sprecher:innen ein künstliches Register aus sprachlich-sozialen Stereotypen erstellen, das für die Identität ihrer eigenen Gruppe steht (ebd.: 362). Zu verschiedenen Modellen der Indexikalität sprachlicher Varianten vgl. Schiesser (2020: 73ff.).

Gerade auch in der diglossischen Deutschschweiz ist die Identität als Mitglied der Deutschschweizer (Sprach-)Gemeinschaft stark mit der Verwendung des Dialekts verbunden, und der Wechsel zur Standardvarietät kann nicht nur einen Wechsel des Settings oder der Domäne, sondern auch den Übergang zu einer anderen Teilidentität der sprechenden Person darstellen. Identität wird im Rahmen dieser Arbeit im konstruktivistisch-interaktionalen Sinne als sozial sowie sprachlich konstruiert verstanden – narrativ und diskursiv – sowie als multidimensional und dynamisch. Weiter ist für die Konstruktion von Identität Alterität konstitutiv (vgl. Cuonz

---

114 Vgl. Fussnote 95.
115 Vgl. Kapitel 6.2.4.
116 Vgl. Kapitel 5.8.

2014a: 94, Schiesser 2020: 90). Im Folgenden werden daher zentrale Konzepte der Konstruktion, Kategorisierung und Beschreibung von Identität und Alterität umrissen.

6.2.1 Konzeptionalisierungen von Identität und Alterität

Identitäten werden Bucholtz/Hall (2005: 599ff.) zufolge taktisch aufgebaut, was entlang dreier Strategien passieren könne: Die erste Strategie wird mit dem Begriffspaar «adequation and distinction» gefasst, was die Tatsache unterstreiche, dass Gruppen oder Einzelpersonen nicht tatsächlich besonders ähnlich sein müssten, um als ähnlich oder gleich positioniert zu werden, sondern nur ähnlich genug, um als hinreichend ähnlich für die aktuellen Interaktionszwecke verstanden zu werden. So würden Unterschiede heruntergespielt, während Ähnlichkeiten, die für den Interaktionszweck dienlich sind, hervorgehoben würden. Die zweite Strategie wird mit «authentication and denaturalization» beschrieben und meint die Prozesse, durch die Sprecher:innen Anspruch auf Echtheit bzw. Künstlichkeit erheben, also um die Frage nach Authentizität von Sprecher:innen. Bei der dritten Strategie sprechen Bucholtz und Hall von «authorization and illegitimation» und beschreiben damit strukturelle und institutionelle Aspekte der Identitätsbildung.

Ein spezifisch für die Beschreibung des deutsch-deutschschweizerischen (Sprach-)Kontakts geeignetes Modell in Zusammenhang mit Identität findet sich gemäss Werlen (1998a: 42) im Konzept der Kommunikationskultur. Dieses sei in der Lage, zahlreiche Probleme und Missverständnisse zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen zu erklären. Die Kommunikationskultur umfasst dabei «die Gesamtheit von Regeln, Kommunikationskonventionen und Interpretationsweisen […];» (Werlen 1995: 67). Dabei handle es sich um Regeln, die festlegten, wer was wann wo wie zu wem sagt, die das Zusammenwirken von Sagen und Meinen organisieren und die das Funktionieren soziopolitischer Konnotationen von Varietäten prägen würden. Auch Erklärungsmuster seien als Bestandteile der Kommunikationskultur aufzufassen. Werlen (1998a: 43) spezifiziert, dass eine gemeinsame Kommunikationskultur nicht dafür sorge, dass alle Mitglieder einer Gruppe oder Sprachgemeinschaft gleich handeln würden, sondern dass ein Konsens bezüglich zentraler identitätsstiftender Regeln bestehe. Im Falle eines Zuzugs von Personen mit einer anderen Kommunikationskultur – wie nach Werlens Definition die zugezogenen Deutschen der vorliegenden Untersuchung – komme es zu Kontaktprozessen zwischen diesen unterschiedlichen Kommunikationskulturen, wobei sich die Kontaktierenden der Wirkungsweise kommunikationskultureller Regelungen in der Regel nicht bewusst seien (ebd.: 46). Die deutschschweizerische Kommunikationskultur fasst Werlen (ebd.: 220f.) mit vier Kommunikationsmaximen zusammen, die in ihrem Absolutheitsanspruch sicherlich kritisch zu hinterfragen sind, jedoch einer Zuspitzung entsprechen, die Einblick in Denkkategorien und vorherrschende Stereotype geben. Für Migrationssituationen und die daraus entstehenden Kontaktsituationen sei entscheidend, «ob Einheimische und Zugezogene das sprachlich-kommunikative

Zusammenleben auf einer gemeinsamen kommunikativen Basis erleben und gestalten können» (ebd.: 46).[117]

Pfeiffer/Auer (2019: 152ff.) beispielsweise beschreiben ein kulturelles Missverständnis (vgl. Gumperz 1982) in Kontaktsituationen zwischen Deutschen und Elsässer:innen, «bei dem kulturelle Unterschiede (unterschiedliche Sprachgebrauchsnormen) und die daraus resultierenden Probleme als persönliche Entscheidungen einzelner Interaktionspartner oder sogar als prinzipielle Ablehnung der Anderen [sic!] interpretiert werden». Die Rede ist vom Sprachwechsel ins Französische, das von vielen badischen Gewährspersonen fälschlicherweise als Zeichen der Ausgrenzung gedeutet würde, weil ein Bewusstsein für die Akkommodationsleistung, die das Deutschsprechen aufseiten der Elsässer:innen darstelle, sowie die Sprachgebrauchskonvention, die für Gespräche mit Fremden das Französische vorsehe, bei den Deutschen fehle. Folgt man Werlens Argumentation, liegt im Fall von deutsch-deutschschweizerischem Sprachkontakt eine vergleichbare Situation vor. Inwiefern sich solche Missverständnisse und unterschiedliche Ausprägungen der Kommunikationskultur auch bei den Gewährspersonen der vorliegenden Arbeit zeigen, gilt es zu untersuchen.

Der Begriff der Kommunikationskultur wird von jenem der Mentalität insofern abgegrenzt, als dass Kommunikationskultur Werte und Regeln sprachlich kommunikativer Interaktion erfasse und Mentalität ein System von Überzeugungen, die Lebenspraxis, strukturieren würde und umfassender sei. Kommunikationskulturelle Regelungen seien in der Mentalität verankert und funktionierten ihrem Charakter nach wie institutionelle Regelungen (vgl. Werlen 1998a: 60). Auf den Begriff der Mentalität wird im Kontext von interkulturellen oder auch vermeintlich intrakulturellen Kontaktsituationen immer wieder referiert, beispielsweise von Großkopf/Barden (1998), die von «Mentalitäten der Ost- und Westdeutschen» sprechen, oder Lameli et al. (2015: 150), die die französisch-deutsche Staatsgrenze als Sprach- und Mentalitätsgrenze beschreiben.[118]

Der Begriff Mentalität beinhalte das Gemeinsame je spezifischer Gewohnheiten, Verhaltensweisen, Bewusstseinsstrukturen, die wesentlich das Leben, Denken und Verhalten einer gesellschaftlichen Gruppe konstituieren und die in jedem Glied dieser Gesellschaft bzw. einer Kultur mehr oder weniger ausgeprägt vorhanden seien (vgl. Werlen 1995: 70). Schmidlin (2011: 185ff.) illustriert an mehreren Beispielen, wie Sprachen und Varietäten mit Gruppenmentalitäten in Verbindung gesetzt werden, und stellt dabei nicht die Existenz von Mentalitäten, die sich mit erhöhter Wahrscheinlichkeit an einen bestimmten Nationalcharakter binden, infrage, weist aber auf das Risiko hin, «dass man sich auf die Sprachinhärenz von Nationalmentalitäten kapriziert» (ebd.). Werlen (1995: 69) bezeichnet die Mentalität als in der Soziologie etablierte Kategorie, in der sich die Gesamtheit der Lebenserfahrungen und Milieueindrücke niederschlage. Hermanns (2012: 8f.) hingegen betont in Bezug auf den Begriff der Mentalität die Unterschiede zwischen

[117] Dafür spielen Werlen (1998a: 69) zufolge die Migrationsbedingungen eine entscheidende Rolle. Im vorliegenden Fall handelt es sich diesbezüglich um «freiwillige» (im Gegensatz zu «erzwungener») Migration sowie «Einzelwanderung» da die deutschen Zuzüger:innen im Regelfall als Einzelpersonen in die Schweiz migrieren.

[118] Eine Übersicht über mehrere Beiträge zu sprachlichem Handeln und Mentalitäten findet sich bei Arendt/Kiesendahl (2013).

fachsprachlichem und nichtfachsprachlichem Gebrauch. Im Deutschen habe Mentalität im Alltagsgebrauch «die Funktion, bezüglich Geistes- und Gemüts- und Wesensart auf allgemein verbreitete Stereotypen zu verweisen, die wir alle kennen» (ebd.: 9). Zum Begriff des Stereotyps vgl. Kapitel 6.2.2.

Bei der Untersuchung von Kommunikationssituationen im Kontakt von Menschen unterschiedlicher Nationalitäten ist weiter die Konstellation der Kontaktsituation nach Kategorisierung der beteiligten Personen oder Gruppen interessant: Auf dem Spektrum mit den beiden Polen ‹Individuum› und ‹Gesellschaft› ergeben sich die folgenden Begriffspaare in Bezug auf Kontaktkommunikation: interpersonale vs. intergruppale Kommunikation, intragruppale vs. intergruppale Kommunikation, intrakulturelle vs. interkulturelle Kommunikation (vgl. Werlen 1998a: 24). Je nach Selbstverständnis der Zugehörigkeit kann gemäss Werlen (ebd.: 184) eine Kontaktsituation von den beteiligten Personen unterschiedlich beurteilt werden; wie im Fall von Deutschen, die sich als Teil der Sprachgemeinschaft in der Deutschschweiz verstehen und demnach von interpersonaler Kommunikation ausgehen würden, während Deutschschweizer:innen diese als intergruppal bewerten würden. Abhängig von diesen Beurteilungen der Kommunikation und der Zugehörigkeit zur gleichen Gruppe oder nicht, dürften auch die Beschreibungs- und Erklärungsmuster für das sprachliche Verhalten anderer Personen abhängen. Es könne zwischen Individualisierung bzw. Psychologisierung, Ethnisierung bzw. Regionalisierung bzw. Tribalisierung, Soziosierung, Historisierung bzw. Politisierung sowie Ökonomisierung unterschieden werden, je nachdem, wo die Gründe für das Verhalten gesucht (und gefunden) würden[119] (vgl. Werlen ebd.: 118f.). Das sprachliche Verhalten einer Person, die als Teil derselben Gruppe wie man selbst identifiziert wird, dürfte eher mit individualisierenden Mustern beschrieben und erklärt werden als jenes einer Person, die nicht als Teil der In-Group betrachtet wird.

Gemäss Werlen (1995: 60) kommen bei intra- und internationalen Sprachkontakten zwar häufig Ethnisierungen als Erklärungsmuster vor, also die Zugehörigkeit zu einer Gruppe wie einer Nation als Grund für ihr Verhalten. Diese seien jedoch häufig rein instrumentell, eine Folge eines Erklärungsnotstands. Trotzdem beurteilt sie diese an anderer Stelle kritisch und schreibt, gegen Ethnisierung als Erklärungsmuster müsse man angehen. Dies, da damit die Tendenz verbunden sei, abweichendes, fremdes Verhalten, Kommunikationskonflikte und Krisen so zu behandeln, als seien sie dem Charakter einer Gruppe zuzuschreiben (Werlen 1995: 66). Für das konkrete Beispiel von Sprachkontakt zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen scheinen solche Ethnisierungen von grosser Bedeutung zu sein. Löffler (1989) z. B. gewährt Einblicke in das Gesprächsverhalten von Sprecher:innen aus der Deutschschweiz und aus Deutschland und hält dazu fest, dass die Staatszugehörigkeit bei Gesprächsregeln wichtiger sei als die Sprachzugehörigkeit (Löffler, 1989: 209). Und Koller (1992) führt zur Gleichzeitigkeit von Kontakten auf der Mikro- sowie der Makroebene aus:

> Sprachwahl und Sprachgebrauch haben es nicht nur mit Ermöglichung oder Erleichterung von Verständigung und Informationsaustausch zu tun, sondern definieren menschliche Beziehungen auf der Basis kollektiven und individuellen Wissens, bewußter und unbewußter oder verdrängter (Vor-)Urteilsstrukturen. Man spricht als Schweizer nicht mit dem einen Deutschen; man verhält sich als

[119] Beispielsweise Charakterzüge als Erklärungsmuster im Fall der Psychologisierung, Begründung über soziale Gründe und Zwänge bei der Soziosierung usw.

> Deutscher nicht bloß zu dem einen Schweizer, sondern gleichzeitig zu allen Schweizern – und zum Verhalten dieser Schweizer gegenüber Deutschen. In einem konkreten Kommunikationsakt spielen nicht nur die sozialen und sprachlichen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem deutsch-schweizerischen Kommunikationspartner eine Rolle, sondern immer auch Hetero- und Autostereotypen sowie vermutete Heterostereotypen […]. (Koller 1992: 227)

Werlen (1998a: 215) sieht die Tendenz zur Ethnisierung vor allem bei den Deutschschweizer:innen als sehr stark ausgeprägt und konstatiert gar eine Form des Ethnizismus – ein Begriff, der sich vom Konzept der Ethnizität ableitet, von der Fähigkeit einer Gruppe, sich positiv als Gruppe zu begreifen, ein «Wir-Gefühl» zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit Identität bringt auch die Frage nach Gleich- bzw. Verschiedenheit[120] auf. Schwarz (2019: 243) stellt sowohl bei den Deutschschweizer als auch den deutschen Befragten seiner Untersuchung eine deutliche Konstruktion von Alterität fest, was den Gebrauch von Stereotypen über die jeweils andere Seite betrifft. Ein Unterschied zeige sich jedoch auf Inhaltsebene, da nur die von Schweizer:innen genannten Stereotype einen Bezug zu Sprachgebrauch oder Kommunikation aufweisen würden.

Cuonz (2014a: 83ff.) unterscheidet bei der Konstruktion von Identität (und Alterität) drei Raumtypen bzw. topografische Identitäten: die regionale/lokale Identität[121], die nationale Identität und die globale/supranationale Identität. Bezüglich der regionalen Identität stellt Werlen im Vergleich von nach Südwestdeutschland ausgewanderten Deutschschweizer:innen mit in die Schweiz zugezogenen Deutschen Unterschiede bei der Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls fest:

> Die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer im bundesdeutschen Südwesten wollen keine neue regionale (und schon gar nicht eine neue ‹ethnische›) Identität entwickeln. Für sie ist der Kommunikationskontakt ein interkultureller Kontakt. Deutsche in der Deutschschweiz hingegen wollen das sehr wohl; sie betrachten den Kontakt als intrakulturell. (Werlen 1998a: 183)

Diese unterschiedlichen Definitionen sieht Werlen als Grund für zahlreiche Missverständnisse, was das Erlernen des Schweizerdeutschen und die Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft betrifft. Aus diesem Grund werden die diesbezüglichen Ausführungen als relevant für die vorliegende Untersuchung betrachtet, auch wenn sie in ihrer tendenziell eindimensionalen und wenig dynamischen Beschreibung von Identitätsaspekten aus heutiger Sicht kritisch zu betrachten sind.

Staatsgrenzen definieren laut Pfeiffer/Auer (2019: 145) «Räume, in denen Kontrastmaximierung erfolgt, also Alteritäten profiliert werden». Während sie für postnationale Ordnungsgefüge wie das heutige Europa feststellen, dass Nationalgrenzen im Diskurs oft zumindest oberflächlich irrelevant gesetzt würden und auf die ausgeprägte Beschäftigung mit dem anderen als Opposition zum Eigenen gegenseitiges Desinteresse oder sogar gegenseitige Ignoranz folge, kann dies im Fall der Deutschschweiz und der Auseinandersetzung mit Deutschland nicht feststellt werden. Auch König (2014: 350) weist auf die Verschränkung von Identität und Raum hin und stellt in ihrer Untersuchung von Spracheinstellungen mehrsprachiger Personen fest, dass nicht

---

[120] Zu den Bedeutungsdimensionen des Differenzbegriffs sowie der Unterscheidung des Begriffs der Verschiedenheit von jenem der Alterität (Andersheit) bzw. Alienität (Fremdheit) vgl. Ricken/Balzer (2007).

[121] Vgl. Pfeiffer (2019: 336), der als Beispiel einer regionalen Identität das Oberrheingebiet skizziert.

nur Migrationserlebnisse, sondern auch die Beschreibungen mehrsprachiger Praktiken in sprachbiografischen Erzählungen verortet werden können. In der Interaktion werde eine mehrsprachige Identität konstruiert, indem sich die Personen innerhalb gewisser Räume verorteten oder sich mit sprachbezogenen Erwartungen in verschiedenen Sprachräumen auseinandersetzten.

Die Konstruktion von Gleichheit einerseits und Differenz andererseits kann auch mit dem Begriff des Othering gefasst werden. Othering wird bei Holliday (2011: 69) als Prozess beschrieben, bei dem zwei Images konstruiert werden – ein dämonisiertes Bild von den oder dem Anderen, das ein idealisiertes Bild vom Eigenen, dem Selbst unterstützt. Othering und Differenzdiskurse bieten dabei gemäss Angouri (2018: 130) gerade auch am Arbeitsplatz eine reichhaltige Ressource für vielfältige Praktiken – Behauptung einer Teamidentität, Feststellung von Ablehnung oder Zustimmung zu etablierten Praktiken und Vorgehensweisen, Widerstand gegen Autorität usw. Diese Differenzdiskurse blieben im politischen und ideologischen Bereich eines jeden Arbeitsplatzes oft unhinterfragt und resistent gegenüber alternativen Erzählungen. In allochthon-autochthon gemischten Teamkonstellationen innerhalb internationaler Unternehmen wie jene der vorliegenden Untersuchung ist die Frage der Identitätskonstruktion und der dafür verwendeten Referenzgrössen also von besonderem Interesse.

Für die Untersuchung sprachlicher Identitätskonstruktionen werden verschiedene – oft inhaltlich ähnliche bzw. überlappende – Termini und Konzepte vorgeschlagen und verwendet. In den folgenden Abschnitten erfolgt daher ein Überblick über Konzepte mit Relevanz für den vorliegenden Kontext.

6.2.2 Stereotyp

Eine linguistisch ausgerichtete Definition von Stereotyp findet sich bei Quasthoff:

> Ein Stereotyp ist der verbale Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung. Es hat die logische Form eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Verhaltensweisen zu- oder abspricht. Linguistisch ist es als Satz beschreibbar. (Quasthoff 1973: 28)

Stereotype, also Merkmale, die Mitgliedern sozialer Gruppen zugeschrieben werden (und zwar lediglich aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit) sind verwandt mit Vorurteilen, unterscheiden sich von diesen durchwegs negativen Bewertungen von Gruppen gemäss Jonas/Schmid Mast (2007: 69) jedoch insofern, als dass sie sich auf die Kognitionen gegenüber einer Gruppe beziehen, während Vorurteile den affektiven Aspekt beschreiben würden. Bei Vorurteilen handelt es sich laut Quasthoff (1987/2020: 787) im Gegensatz zu Stereotypen, die für den Zweck eines sprachlichen Zugangs als verbaler Ausdruck einer bestimmten Art von Überzeugung definiert wurden, eindeutig um einen mentalen Zustand, der aus – normalerweise negativen – Einstellungen gegenüber sozialen Gruppen und entsprechenden stereotypen Überzeugungen besteht.

Cuonz (2014a: 53) unterscheidet wiederum Prototypen von Stereotypen aufgrund ihres sozialen Aspekts, der bei der Prototypentheorie, bei der ebenfalls Kategorisierungsmechanismen untersucht und beschrieben werden, grösstenteils wegfalle. Die Prototypentheorie frage nach der genauen Beschaffenheit und Organisation von natürlichen Kategorien und danach, welche Elemente zentral sind. Bei der Untersuchung von Kategorisierungsobjekten wie Varietäten kann

die Prototypentheorie gemäss Cuonz (ebd.: 50) jedoch auch von Interesse sein, wenn es darum geht, wie Varietäten von Lai:innen benannt und kategorisiert werden, wie diese Kategorien beschaffen sind und welche Merkmale in den Beschreibungen salient sind.

Für linguistisch ausgerichtete Untersuchungen im interkulturellen Kontext (vgl. Thomas 2006), zu denen die vorliegende je nach Betrachtungsweise gezählt werden kann, sind jedoch vor allem auch die sprachlich ausgedrückten Stereotype und deren verschiedenartige Ausgestaltung von Interesse. Denn wie Schnurr/Zayts (2017: 39) für die Erforschung von interkulturellen Konstellationen am Arbeitsplatz feststellen, sollten stereotypische Aussagen von Gewährspersonen nicht einfach als solche abgetan, sondern als ein wichtiger Aspekt der Arbeitskultur verstanden werden, da sie die Annahmen und Erwartungen der Teilnehmenden widerspiegeln würden und somit potenziell relevant seien, um zu verstehen, was während einer Interaktion vor sich gehe. Auch Werlen (1998a: 99) plädiert dafür, Laientheorien nicht aufgrund ihrer stereotypen Form zu diskreditieren, da eine solche Pauschalisierung keinen angemessen Zugang ermögliche und im Grunde alle Konstrukte und Urteile subjektiver Theorien aus Vor-Urteilen, Halbinformation und Halbwissen bestünden. McGarty et al. (2002) beschreiben die Stereotypisierung als Prozess der Komplexitätsreduzierung von Verhaltensweisen. Bei Stereotypen handelt es sich in dieser Sichtweise um geteilte Überzeugungen (*shared beliefs*) zwischen Gruppen, Hilfsmittel (*aids*) zur Erklärung von Verhalten, also somit energiesparende (*energy-saving*) Mechanismen zum Verständnis einer komplexen Welt. Lippmann (1922), der den Begriff Stereotyp einführte, wollte damit jedoch auch den schablonenhaften Charakter dieser Art Meinungen über Gruppen, die dem Einzelfall wenig Rechnung tragen, zum Ausdruck bringen (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007: 69).

Gemäss Quasthoff (1987/2020: 785f.) lassen sich Stereotype aufgrund folgender Merkmale von anderen mentalen Repräsentationen unterscheiden: Stereotype sind übergeneralisierte und stark vereinfachte Kategorien, die im Gegensatz zu Tatsachen stehen können oder höchstens ein «Körnchen Wahrheit» enthalten, emotional bewertend sind und sich durch Persistenz und Starrheit auszeichnen. Weiter seien Stereotype typischerweise Elemente des Allgemeinwissens, die in einer bestimmten Kultur geteilt würden und dieser Aspekt des geteilten Wissens damit ein weiteres wichtiges Definitionsmerkmal (ebd.: 786).

Ein stereotypes Bild von Vertreter:innen bestimmter regionaler Gruppen äussert sich beispielsweise in Aussagen wie «ein typischer Schwabe» (Riehl 2000: 142). Soziale Kategorisierungen und damit Stereotype sind gemäss Pfeiffer/Auer (2019: 144) ein Ergebnis sozialen Lernens, die durch Narrativierungen persönlicher Erfahrungen mit «den Anderen» (ebd.) innerhalb der eigenen Gruppe in ihrer Gültigkeit bestätigt und selten infrage gestellt würden. Manchmal könne eine dissonante Erfahrung im Zuge ihrer Narrativierung jedoch auch einen unaufgelösten Rest hinterlassen, der für Verwunderung oder Irritation sorge, in seltenen Fällen gar zur fallweisen Einschränkung des Stereotyps. Gemäss Riehl (2000: 143) sind Stereotype auch veränderbar, jedoch nur langsam. Dies hänge damit zusammen, dass Stereotype als kognitive Schemata chronologisch aufgebaut seien und jede Veränderung zum Gesamtschema in der Reihenfolge ihres Auftretens beitrage. Neue Eigenschaften kämen hinzu, aber die dominanten würden sich zunächst nicht ändern. Selbst Leute, die sich explizit von Zuschreibungen aufgrund von Stereotypen distanzieren, hätten diese als solche präsent und könnten sie jederzeit abrufen.

In der Schweiz sind Stereotype über Migrant:innen gemäss Green (2012: 55) sehr verbreitet, wie das in multilingualen und multikulturellen Kontexten oft der Fall sei. Binggeli et al. (2014b) untersuchten die Stereotype über die verschiedenen Migrantengruppen in der Schweiz anhand des Stereotyp-Inhaltsmodells (*Stereotype content model*) (vgl. Fiske et al. 2002), das besagt, dass Gruppenstereotype und zwischenmenschliche Eindrücke auf der Grundlage der beiden grundlegenden Dimensionen Herzlichkeit und Kompetenz gebildet werden. Bezogen auf die Schweiz stellen Binggeli et al. (2014b) fest, dass Immigrant:innen aus Deutschland[122] mit reichen Menschen assoziiert werden, das bedeutet, mit einer prototypischen Gruppe mit geringer Herzlichkeit und hoher Kompetenz. Binggeli et al. (2014a) untersuchten diese regionalen Unterschiede im Detail. Dies basierend auf der Idee, dass deutsche Einwander:innen aufgrund der sprachlichen Ähnlichkeiten mit der Deutschschweizer In-Group einen Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Zuwanderergruppen hätten und daher von den Ansässigen eher als hochkompetitiv wahrgenommen würden. Im Vergleich zu Immigrant:innen aus dem Balkan z. B., die gemäss Binggeli et al. (2014b: 131) sowohl als wenig herzlich als auch wenig kompetent eingeschätzt werden, deutsche Arbeitnehmer:innen in der Schweiz eine subtilere Art der Feindlichkeit erfahren. Die Ergebnisse für die Schweiz ähneln jenen aus anderen Untersuchungen, die zeigen, dass Einwohner:innen kleiner Länder wie der Schweiz zwar die ökonomische Stärke und den Status von grossen Nationen mit der gleichen Landessprache anerkennen, jedoch oft eine Abneigung gegenüber deren Einwohner:innen hegen (vgl. Matser et al. 2010).

Ammon (1995) widmet in seiner Arbeit über die Varietäten des Deutschen jeweils ein ganzes Kapitel jenen Stereotypen, die in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland über die jeweils anderen deutschsprachigen Länder vorherrschen. Als Begründung nennt er, dass diese «Bestandteil der Konnotationen der nationalen Varietäten» seien, unter Umständen also von ihnen evoziert würden. Das vorherrschende Deutschenstereotyp in der Schweiz umfasse die Beschreibungen «vorlaut», «arrogant», «rücksichtslos» und «mit der Schnauze immer vorneweg» (ebd.: 314). Vgl. dazu auch die Untersuchungen von Luginbühl/Locher (2019) sowie Ackermann (2021).

In der vorliegenden Arbeit bietet sich die Möglichkeit, sowohl Auskünfte von Deutschschweizer:innen als auch von Deutschen zu vorherrschenden Autostereotypen (Stereotyp einer Person oder Gruppe von sich selbst), Heterostereotypen (Stereotyp, das andere von jemandem haben) sowie vermuteten Heterostereotypen miteinander zu kontrastieren, denn wie Ammon (1995: 215) schreibt, können diese durchaus divergieren. Auch soll im Interview das Spannungsfeld zwischen Erfahrung und Stereotyp bei den Befragten eruiert werden. Durch den tagtäglichen Austausch am Arbeitsplatz dürfte dies anders ausgestaltet sein als bei Personen, die selten persönlichen Kontakt zu Angehörigen der jeweils anderen Gruppe haben, was zumindest potenziell

[122] Die Ergebnisse beziehen sich auf die Deutschschweiz; die Ergebnisse aus der Westschweiz mit Bezug auf Frankreich sind in auffallend ähnlicher Form vorliegend. Interessanterweise wurden im Gegensatz dazu französische Zuzüger:innen in der deutschsprachigen Region und deutsche Zuzüger:innen in der französischsprachigen Region jeweils eng mit der In-Group assoziiert, d. h. mit einer prototypischen Gruppe mit hohen Werten für Wärme sowie Kompetenz (vgl. ebd.).

differenziertere und individuellere Erfahrungen ermöglicht, die im Widerspruch zu tradierten Stereotypen stehen können.

6.2.3 Soziale Repräsentation

Das Konzept der sozialen Repräsentation stammt ursprünglich aus der französischen Sozialpsychologie. Soziale Repräsentationen können verstanden werden als:

> [E]in System von Werten, Ideen und Handlungsweisen mit zweifacher Funktion; erstens eine Ordnung zu schaffen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu meistern; und zweitens Kommunikation unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft zu ermöglichen, indem es diesen einen Kode für sozialen Austausch und einen Kode zur Benennung und zur eindeutigen Klassifikation der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und ihrer individuellen Geschichte und der ihrer Gruppe liefert. (Moscovici 1973: XVII)

Zentral ist beim Konzept der sozialen Repräsentationen gemäss Flick (1991: 28) die Annahme, dass diese gruppenspezifisch ausgebildet und vermittelt werden und dass «sich andererseits soziale Gruppen über die gemeinsam geteilten sozialen Repräsentationen konstituieren bzw. über deren Unterschiedlichkeit im Vergleich zu anderen Gruppen sozial abgrenzen». Eine Definition, die diese sozialen Funktionen stärker betont, stammt von Jodelet (1993: 36, zit. nach. Pfeiffer 2019): Soziale Repräsentationen können als «Interpretationssysteme», definiert werden, «die unsere Beziehung zur Welt und zu Anderen bestimmen» und «das Sozialverhalten und die soziale Kommunikation ausrichten und organisieren». Bei sozialen Repräsentationen handelt es sich um sozial erlernte Wissensbestände, «die auch unabhängig von persönlichen Erfahrungen tradiert und von den Mitgliedern der Gemeinschaft gewusst, wenn auch nicht notwendigerweise verwendet oder gar geglaubt werden» (Auer 2018: 7). Die Nähe zu Stereotypen ist dabei offensichtlich, auch wenn die sozialen Repräsentationen als Konzept offener funktionieren. Gemäss Anders (2010: 71) ist «unmittelbare Wahrnehmung dialektisch an soziale Kategorisierung geknüpft, da das wahrgenommene Objekt als Teil der Wirklichkeit bereits durch die Intersubjektivität der Individuen konstituiert wird». Daher könne Wahrnehmung in Form von sozialen Repräsentationen verstanden und «als kognitive Verarbeitung sozialer Informationen über Personen und Situationen in Aspekten der sozialen Urteilsbildung und Stereotypisierung untersucht werden» (ebd.). Flick weist darauf hin, dass mit dem Konzept der sozialen Repräsentation die Konstruktion und Differenzierung von Wissen eingeschlossen werde: «Über soziale Repräsentationen wird nicht einfach eine objektiv gegebene Wirklichkeit abgebildet, sondern über den Prozeß der Repräsentation diese Wirklichkeit erst sozial konstruiert.» (Flick 1996: 108).

Ausführungen zur strukturellen Ausgestaltung von sozialen Repräsentationen sowie dem Zusammenhang von sozialen und soziolinguistischen Repräsentationen *(représentations sociales, représentations sociolinguistiques)* finden sich bei Erhart (2019: 309ff.). Diese sind für die vorliegende Arbeit jedoch nicht von zentraler Bedeutung, weshalb sie hier nicht detaillierter ausdifferenziert werden. Für eine anschauliche Unterscheidung von sozialen Repräsentationen und subjektiven Theorien (bzw. «Folkmodels») sei auf Flick (1996: 95), für Weiteres zur Definition und Funktion von sozialen Repräsentationen auf Flick (1995) verwiesen.

Erhart (2019: 312) zeichnet den dynamischen Übergang von soziolinguistischen Praktiken zu Repräsentationen[123] nach, sowie von Repräsentationen zu Einstellungen, die die Praktiken wiederum beeinflussen würden. Die Einstellungen würden dabei als Scharnier zwischen den Praktiken und den Repräsentationen fungieren. Auf (Sprach-)Einstellungen wird in Kapitel 6.3 genauer eingegangen.

Pfeiffer (2019: 357f.) stellt in seiner Untersuchung zur Identitätsbildung entlang der deutsch-französischen Staatsgrenze im Oberrheingebiet fest, dass die Informant:innen sich in ihren Identitätskonstruktionen stark auf die ihnen zur Verfügung stehenden sozialen Repräsentationen stützen, also auf die Vorstellungen, die von den Mitgliedern ihrer sozialen Gemeinschaft geteilt werden. Die sozialen Repräsentationen würden dadurch erfassbar, dass bestimmte Aussagen innerhalb einer Gruppe über zahlreiche Interviews hinweg in ähnlicher Form auftreten. Die gehäufte diskursive Aktivierung gewisser Topoi von Gewährspersonen, die gleichzeitig angeben, kaum über persönliche Erfahrungen im beschriebenen Bereich zu verfügen, spreche für den Status der sozialen Repräsentation. Weiter würden Probleme bei der Versprachlichung darauf hindeuten, dass ein Ausschnitt aus dem gesellschaftlich verfügbaren Wissensvorrat von den Informant:innen angesteuert wird, wenn es sich um soziale Repräsentationen handle, die nicht explizit versprachlicht seien, wie das bei gewissen Stereotypen der Fall sei. Die Erhebung von sozialen Repräsentationen ist eng mit der Methode des episodischen Interviews (vgl. Flick 2011) verknüpft, das in Kapitel 9.1 genauer ausgeführt wird.

6.2.4 Positionierungen und Kategorisierungen

Identität ist der Analyse nicht direkt zugänglich, sondern tritt ausschliesslich in Form von Verhaltensweisen zutage, beispielsweise in Form von Erzählungen, was mit dem Begriff der narrativen Identität gefasst wird – oder wie Schröder (2019: 108) vorschlägt, der narrativ konstruierten Identität.[124] In diesem Paradigma geht man gemäss König (2014) entsprechend davon aus, «dass identitätsrelevante (gesellschaftlich-kulturelle) Erinnerungen vornehmlich in Erzählzusammenhängen abgespeichert und wiedergegeben werden[:]» (König 2014: 49). Bei der Untersuchung von narrativer Identität hat sich das Konzept der Positionierung als fruchtbar erwiesen. Gemäss Lucius-Hoene/Deppermann handelt es sich dabei um eine Meta-Perspektive auf erzählerische Darstellungen, die für die Analysearbeit erkenntnisleitend ist und als heuristische Suchhaltung eingesetzt wird, indem sie sich erzähl- wie konversationsanalytischer Konzepte bedient, «um zu einem empirisch fundierten Konzept der narrativen Identität zu gelangen» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a: 168). Den Ursprung hat der Begriff Positionierung (*positioning*) in der angelsächsischen *Discursive Psychology,* und die Definition einer Positionierung ist weit gefasst:

> Als Positionierung werden diskursive Praktiken bezeichnet, «mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen auf einander [sic!] bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen

[123] Erhart (2019) verwendet den französischen Terminus *représentation* und übersetzt diesen mit «Vorstellung», während andere Publikationen aus demselben Projekt (vgl. Pfeiffer/Auer 2019, Pfeiffer 2019) auch von sozialen Repräsentationen sprechen.

[124] Narrativ konstruierte Sprachbiografien von mehrsprachigen Interviewten untersuchte z. B. Franceschini (2002).

> und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind.» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a: 168)

Das Konzept der Positionierung kann als eine Alternative zum statischen Rollenkonzept verstanden werden, das den dynamischen Aspekten der Sprachverwendung in konkreten sprachlichen Interaktionen besser gerecht wird (vgl. van Langenhove/Harré 1999: 14). Laut Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 61) beschreibt die soziale Positionierung die qualitative Dimension der Identität – also die Frage, welche Art Mensch man ist –, während die biografische Betrachtungsweise sich mit der Frage auseinandersetze, wie man geworden ist durch das, was geschehen ist. In der Interaktion und im Sprachhandeln geben Sprecher:innen durch Erzählungen, Berichte, Beschreibungen und Argumentationen laufend kund, was sie wovon halten und wie sie worüber denken. Damit zeigen sie auch, welche Normen sie als allgemeingültig erachten und welche als erklärungsbedürftig (vgl. Wiesner 2014: 90).

Dabei wird mit Selbstpositionierungen dem Gegenüber in der Interaktion zu verstehen gegeben, wie man gesehen werden möchte; mit einer solchen Selbstpositionierung sowie der Adressierung von Interaktionspartner:innen und den auf diese bezogenen Handlungen weist man jenen ebenso eine soziale Position zu und zeigt dem Gegenüber mit dieser Fremdpositionierung, wie man ihn bzw. sie sieht (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 62). Mit der Thematisierung der eigenen Person wird ein bestimmter Selbstentwurf und Anspruch, ein *identity claim* mit selbstvergewissernder Wirkung erhoben (ebd.: 68). Gemäss Lucius-Hoene/Deppermann (2004a: 171) kann eine Position innerhalb einer Interaktion persönliche, soziale Identitäten,[125] rollenbedingte Rechte oder moralische Attribute und Ansprüche einer sprechenden Person umfassen. Die persönliche Identität beziehe sich dabei auf Persönlichkeitsmerkmale wie Extraversion oder Kreativität, während die sozialen Identitäten beispielsweise mit einem Beruf zusammenhängen würden, womit wiederum die rollenbedingten Rechte verbunden sein könnten. Als Beispiel eines moralischen Attributs oder Anspruchs könne Ehrlichkeit genannt werden. Positionierungen könnten weiter direkt und explizit ausgedrückt werden, indem Rollenzuweisen oder moralische Kategorisierungen sehr eindeutig ausgedrückt würden; dies könne jedoch auch indirekt und implizit erfolgen, also durch Andeutungen:

> Für den an Fragestellungen der Identitätskonstitution interessierten Analytiker sind Positionierungsaktivitäten deshalb besonders fruchtbar für die Herausarbeitung latenter identitätsrelevanter Aspekte, weil sie sich nicht nur in intentional gesteuerten Gesprächsbeiträgen vollziehen, in denen die sprechende Person ein Ziel der Selbstdarstellung und Identitätsanerkennung vor Augen hat. Positionierungen werden gerade auch dann vorgenommen, wenn Aufmerksamkeit und Absicht des Sprechers vorrangig auf andere interaktive Ziele ausgerichtet sind (z.B. ein Geschehen rekapitulieren, Strittiges begründen, ein Problem klären), und die Positionierungen quasi nebenbei vollzogen werden. (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a: 171)

Bei der Perspektive der Positionierung geht es also um die Selbstdarstellung[126] und die Frage nach der Identität, wer man ist und wie man vom Gegenüber betrachtet und behandelt werden möchte. Identität wird gemäss Wiesner (2014: 95) geschaffen, indem sich ein Individuum mit

---

[125] Neben der persönlichen und der sozialen Dimension narrativer Identität definieren Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 55ff.) weiter die temporale Dimension, auf die die biografische Betrachtungsweise der Erfahrungsbildung zielt. Scharioth (2015: 39) fügt den drei Dimensionen die regionale Dimension hinzu, da Sprache immer in einem spezifischen Raum stattfinde.

[126] Vgl. *Impression Management* in Kapitel 6.3.1.

etwas, anderen oder einer Gruppe identifiziert, also Ähnliches oder Gleiches betont wird und Unterschiede vernachlässigt werden. Umgekehrt könne durch die Betonung von Unterschieden und dem Ignorieren von Ähnlichkeiten eine Abgrenzung von etwas erfolgen, das man ablehnt oder dem man sich nicht zugehörig fühlt. Selbstpositionierungen würden jedoch verhandelt und müssten in der Interaktion vom Gegenüber durch entsprechende Fremdpositionierungen ratifiziert werden, um Geltung zu erlangen. Geschehe dies jedoch nicht, werde die Selbstpositionierung des:der Sprecher:in in ihrem Geltungsbereich herausgefordert, eingeschränkt oder umgedeutet, durch in der Interaktion relevant gemachte Zuschreibungen oder durch das Nicht-Ratifizieren von Positionierungen, was einer potenziell *face*-bedrohenden Interaktion (vgl. Goffman 1971) für den:die Sprecher:in entspreche.

Die Positionierungsanalyse verfolgt einen offenen Ansatz, was die Ausgestaltung der als Positionierung konzeptualisierten sprachlichen Aktivitäten betrifft: «Positionierungen können durch praktisch alle Formen von sprachlichen Handlungen hergestellt werden» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 199). Ziegler (2021: 471) z. B. beschreibt auch Spracheinstellungsäusserungen als «sozial-interaktiv motivierte und funktionalisierte Positionierungshandlungen»; in Günthner/Bücker (2009) finden sich Beiträge zu unterschiedlichen grammatischen Konstruktionen, die im Funktionsbereich von Selbst- und Fremdpositionierungen verwendet werden, und Schwitalla (2008) zeigt, wie durch Erzählen, Zitieren und Vergleichen soziale Selbstpositionierungen vorgenommen werden.

Wiesner (2014: 90) arbeitet mit einer erweiterten Konzeption des Positionierungsbegriffs, bei dem nicht nur Handelnde und Handlungen, sondern auch Gegenstände und Sachverhalte positioniert werden können. Für alles Verhandelte, also auch Situationen oder konkrete sowie abstrakte Dinge seien Positionierungen möglich. In dieser Sichtweise ist also beispielsweise auch die Positionierung einer sprachlichen Varietät denkbar. Gemäss König (2014: 56) wurde die Offenheit der Definitionen von Positionierungen zum Teil als «zu unklar» kritisiert, sie betont jedoch den Vorteil, dass eine vorschnelle Festlegung auf bestimmte Positionierungsverfahren damit vermieden werde. Eine Übersicht der Referenzräume, auf die sich Positionierungen beziehen können, findet sich z. B. bei Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 209).

Die Positionierungsforschung befasst sich hauptsächlich mit Äusserungen aus narrativen Passagen in Interaktionen, typischerweise erhoben durch narrative Interviews, bei denen eine Doppelung des Ichs durch das Erzählen zustande kommt – in ein erzähltes und ein erzählendes Ich (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 202). Diese Zweiteilung des Ichs gibt es laut Wiesner (2014: 93) jedoch auch in anderen Erzählarten wie dem Beschreiben oder dem Argumentieren, wie sie in den Interviews der vorliegenden Untersuchung zahlreicher vorkommen; beispielsweise, wenn die Gewährspersonen das Habituelle ihrer Handlungen und Haltungen beschreiben und argumentieren, wenn sie erklären, weshalb sie etwas tun oder nicht tun. Zu den drei Textsorten Erzählen, Beschreiben und Argumentieren und wie sie miteinander in Beziehung stehen – wenn auch in Bezug auf das narrative Interview – vgl. Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 141ff.).

Im Zusammenhang mit Positionierungen wird oft auch von *stance* gesprochen – ein Begriff, der gemäss König (2014: 47) nicht einheitlich definiert ist, da es unterschiedliche Konzeptualisierungen davon gebe. Bucholtz/Hall (2005: 595) beispielsweise definieren *stance* als «the display

of evaluative, affective, and epistemic orientations in discourse – has made explicit the ways in which other dimensions of interaction can be resources for the construction of identity». Übersetzt wird *stance* unter anderem als «Standpunkt» (Günthner 2009: 154) oder «Sprechereinstellungen» (Stoltenburg 2009: 255). Durch bestimmtes sprachliches Handeln kann gleichzeitig eine Positionierungshandlung vorgenommen und *stance* ausgedrückt werden (vgl. z. B. Günthner 2009: 177). Im Sinne eines *stance taking* können Identitätspraktiken «als kommunikative Aufgaben begriffen werden, die je nach Interaktionskontext durch verschiedene Techniken der Selbst- oder Fremdzuschreibung von Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit bearbeitet werden» (König 2010: 33f.).

Positionierungen stehen in enger Verbindung mit sogenannten Kategorisierungen (vgl. König 2014: 54), mit denen sich die Konversationsanalyse auseinandersetzt – prominent in der Arbeit von Harvey Sacks und seiner *membership categorization analysis* (vgl. Sacks 1972). Die soziale Kategorisierung ist Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 214) zufolge «die Kernoperation der Deskription überhaupt». Es gehe dabei um die Frage, wie Personen oder Dinge bezeichnet werden, welcher allgemeineren Kategorie sie zugeordnet werden. Dabei kämen vor allem Inhaltswörter einer Sprache zum Einsatz, also Substantive, Verben und Adjektive. Mit Personenkategorisierungen würden den Erzählakteur:innen Eigenschaften wie Status oder soziale Rollen, die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen oder Milieus sowie psychologische Merkmale zugeschrieben, wobei ein Bild der Person gezeichnet werden könne, «das unter Umständen sehr weitreichende Schlussfolgerungen umfasst» (ebd.). Gemäss König (2014: 60) werden Kategorisierungen in der Forschung mittlerweile vor allem als Möglichkeit der sozialen Positionierung begriffen. Zum Zusammenhang von Positionierungen und Kategorisierungen vgl. Wilkinson et al. (2003), zum Zusammenspiel von Positionierungen und Typisierungen vgl. Steen (2011). Typisierungen können mit Hausendorf (2000: 43) als «Spezialfall von Kategorisierung» gesehen werden, «bei dem die (eigene oder fremde) Zugehörigkeit durch spezielle sprachliche Formen besonders auffällig hervorgehoben wird […]». Zur Abgrenzung von Kategorisierungen, Klassifikationen und Typisierungen vgl. Zifonun (2018).

Die Betrachtung von Positionierungen sowie Kategorisierungen bzw. Typisierungen spielt in der vorliegenden Arbeit also einerseits in den subjektiven Sprachdaten der Interviews eine Rolle, in denen die Gewährspersonen Aussagen zu den Varietäten und deren Verwendung sowie zu den Arbeitskolleg:innen aus der Deutschschweiz bzw. aus Deutschland machen und wo narrative Identitätskonstruktionen anhand von Positionierungsanalysen untersucht werden können. Dabei werden die Kategorisierungen und Positionierungen sowohl in Bezug auf Personen als auch hinsichtlich der Varietäten fokussiert. Andererseits sind auch Positionierungshandlungen in den aufgezeichneten Gesprächsdaten von Interesse, insbesondere im Zusammenhang mit der Verwendung der Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch, die in der konkreten Interaktionssituation als *act of identity* (vgl. Le Page/Tabouret-Keller 1985) beschrieben und gedeutet werden kann (vgl. Kapitel 5.10). Denn auch Variation innerhalb der Varietäten kann als Teil sogenannter Positionierungsverfahren betrachtet werden (vgl. Lanwer 2019: 803), vgl. dazu auch Auer (2007b) sowie Galliker (2017).

Im folgenden Abschnitt werden Spracheinstellungen genauer beleuchtet, denen innerhalb der Deutschschweizer Dialektologie grosse Bedeutung beigemessen wird und die auch für die vorliegende Arbeit relevant sind.

6.3 Spracheinstellungen

In diesem Kapitel erfolgt ein knapper Überblick über die für die Sprachwissenschaft und vor allem für den Kontext der vorliegenden Untersuchung relevante Definition von Spracheinstellungen, bevor auf verschiedene Konzeptionalisierungen von Spracheinstellungen und daraus resultierende methodische Überlegungen eingegangen wird. Schliesslich wird ein Blick auf einzelne, für die vorliegenden Zwecke interessante, Untersuchungen zu Spracheinstellungen in Deutschland sowie der Deutschschweiz geworfen.

Spracheinstellungen können folgendermassen definiert werden:

> Unter Spracheinstellung versteht man gemeinhin die individuelle positive oder negative Bewertung einer Sprache durch eine Person. Dabei muss nicht die Sprache als Ganzes gemeint sein. Auch Einstellungen zu Sprachvariation, Dialekten, Minoritätensprachen, zur Lernbarkeit einer Sprache werden unter dem Überbegriff Spracheinstellung gefasst. (Schmidlin 2011: 179f., Baker 1992: 29)

Gemäss Quasthoff (1987/2020: 786) können Einstellungen von Stereotypen abgegrenzt werden durch eine gewisse dispositionelle Qualität der Einstellungen als Bereitschaftszustand, der auf die Reaktion eines Individuums auf seine Umgebung einen Einfluss hat, sowie eine evaluative Qualität, die eine Reduktion von Einstellungen auf einen Wert der eindimensionalen Skalen mit entgegengesetzten Polen (z. B. gut–schlecht) ermögliche; das unterscheide sie klar von Stereotypen, die Ausdruck von *beliefs* seien.[127] Cuonz (2014a: 53) beschreibt den Zusammenhang von Einstellungen, Stereotypen sowie Vorurteilen folgendermassen: «Einstellungen und Stereotype/Vorurteile stehen in einer wechselseitigen Beziehung: Stereotype und Vorurteile können bei der Entstehung von Einstellungen beteiligt sein, diese wiederum können zu Stereotypen und Vorurteilen gerinnen». Im Beitrag von Schröder (2019) beispielweise wird die Verschränkung von Spracheinstellungen und Stereotypen ersichtlich. Im Mittelpunkt steht ein Modell, das die Bedeutung von Spracheinstellungen und Sprachbiografie[128] im Verhältnis zu Identitätskonstruktionen fokussiert, dies am stereotyp ausgeprägten Themenkomplex «Niederdeutsch als Hafensprache». Dabei steht der sozialsymbolische Gehalt, der dieser Sprachform zugeschrieben wird, und dessen Bedeutung für die Sprecher:innen im Zentrum (ebd.: 100). Auch Tophinke/Ziegler (2006: 204) sprechen Spracheinstellungen eine strukturierende Funktion zu, sie würden Komplexität reduzieren und so die soziale Wirklichkeit für das Individuum erwartbar machen, dienten in einer konkreten Kommunikationssituation der sozialen Positionierung und trügen als sozial-erklärende oder sozial-differenzierende Sinnstrukturen zur Konstruktion von Identitäten und Alteritäten bei. Da sie an soziale Gruppen und Milieus gebunden seien, transportierten sie deren spezifische Relevanzsetzung in Bezug auf Sprache und/oder deren Sprecher:innen.

Arbeiten zu Spracheinstellungen sind gemäss König (2014: 24) von solchen zu Sprachideologien[129] dadurch abzugrenzen, dass sich Arbeiten zu Spracheinstellungen vornehmlich der

---

127 Zum Einstellungsbegriff (*attitudes*) vgl. auch Allport (1935).
128 Zu einer möglichen Unterscheidung von Sprach- und Sprecherbiografie vgl. Wirrer (2021: 99ff.).
129 Zu Sprachideologien vgl. beispielsweise Jaffe (2009), im Schweizer Kontext vgl. Watts (2010).

Beschreibung von Einstellungen einer bestimmten Untersuchungsgruppe zur Sprache, einem Dialekt oder anderen sprachlichen Merkmalen widmeten, während sprachideologische Ansätze weitreichender seien, da gesellschaftliche bzw. gruppenspezifische Prozesse der indexikalischen Aufladung sprachlicher Zeichen betrachtet würden. Die Konzepte seien jedoch in ihrer Methodologie unter anderem deshalb verwandt, «weil Einstellungen, die sehr homogen in einem Kollektiv vorhanden sind und sich auf soziale (Macht)Verhältnisse beziehen, als Sprachideologien gelten können» (ebd.: 64).

Einen Überblick über relevante Forschung und verschiedene Konzeptionalisierungen von Spracheinstellungen sowie dazugehörige Methoden findet sich beispielsweise bei Vandermeeren (2006), König (2014) oder Soukup (2019). Gemäss Schmidlin (2011: 188) hat die Inkongruenz von Einstellungen und Verhalten zu Kritik an Einstellungsuntersuchungen geführt. Bei Einstellungsuntersuchungen gehe es jedoch nicht um die indirekte Beobachtung sprachlichen Verhaltens, sondern um die Beobachtung des Evaluationssystems, in dem sich das Individuum mit der Verwendung bestimmter Variablen hinsichtlich der Norm platziert: «Die Sprach- oder Variantenwahl ist weniger eine persönliche Entscheidung oder Vorliebe als die Übernahme sozialer Praxis» (ebd.). So ist gemäss König (2014: 38) beispielsweise auch bei Draw-a-map-Aufgaben die Verschränkung subjektiver Sprachraumeinteilungen und -beschreibungen mit sozialen Urteilen belegt worden und allein die Information über den Herkunftsort einer sprechenden Person könne nachhaltig die Wahrnehmung phonetischer Variablen beeinflussen.

Zum Zusammenhang von Spracheinstellungen und Sprachverhalten stellt Hove (2002: 156) fest: «Jede Person beurteilt, ohne dies zu wollen, den Sprachstil ihrer GesprächspartnerInnen, und jede Person hat eine gewisse Vorstellung davon, wie die anderen auf ihre eigene Sprache reagieren. Diese Vorstellung beeinflusst das eigene Sprachverhalten.» Hettler (2017: 32) verweist zu dieser Frage zwar auf die Ergebnisse von Häcki Buhofer (2002), die zeigen, dass subjektives Sprachbewusstsein und objektive Sprachverwendung divergieren können. Demgegenüber stellt sie jedoch die Ergebnisse von Labov (2006/1966) zum bewussten Einsatz bzw. der bewussten Vermeidung von auffälligen Merkmalen der eigenen Sprache, wenn es sozio-situativ angezeigt erscheint, sowie auf die Funktion der Verwendung bestimmter regionaler Merkmale, um sich als Sprecher:in einer lokalen Varietät auszuweisen. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach der sprachlichen Authentizität bzw. deren Konstruktion (vgl. dazu Lacoste et al. 2014).

Sprachliches Wissen bzw. eine ausgeprägte Sprachbewusstheit können also Auswirkungen auf die Sprachwahrnehmung und die Sprachverwendung haben (vgl. Hettler 2017: 32). Trotzdem entspricht die simple Vorstellung eines direkten Kausalzusammenhangs von Einstellungen und Verhalten gemäss diverser Forschungsergebnisse nicht der Realität (vgl. Lenz 2003: 264) [130]. Umso mehr kam die Forderung auf, Einstellungen als solches zu analysieren: «Notwendig ist ein Perspektivenwechsel oder – wenn man so will – ein Paradigmenwechsel […] in der Einstellungsforschung, der die Spracheinstellung nicht nur als Explanans für Sprachverhalten

[130] Auch Hove (2002: 156) betont, dass bei der Untersuchung von Spracheinstellungen nie vergessen werden dürfe, dass diese zu komplex seien, als dass sie in ihrer Gesamtheit erfasst werden könnten. Aus diesem Grund wird im Folgenden von Spracheinstellungsäusserungen gesprochen.

betrachtet, sondern als Explanandum sui generis begreift.» (Tophinke/Ziegler 2006: 220). Neuere Ansätze zur Erforschung von Spracheinstellungen, die an Fragen der *Discursive Psychology* angelehnt sind, verstehen Einstellungen als von den jeweiligen Äusserungsbedingungen geprägte Produkte, «die in der Interaktion mit anderen hervorgebracht und aus diesem Grund auch in diesem Geneseprozess beobachtet und analysiert werden müssen» (König 2014: 5). Dafür müssen die soziokulturellen, situativen und interaktionalen Kontextbedingungen von Spracheinstellungsäusserungen bei der Analyse berücksichtigt werden (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 203). Traditionell werden Spracheinstellungen als «im Laufe der Sprachsozialisierung erworbene, aber mehrheitlich statische Konstrukte beschrieben, die aus den drei Komponenten kognitiv, affektiv und konativ bestehen» (Studler 2013: 205).[131] Ein dynamisches und im sozialen und kommunikativen Kontext generiertes Verständnis von Spracheinstellungen sei jedoch mittlerweile in der neueren Forschung verbreitet.[132]

Bei der Untersuchung von Einstellungen in diesem Paradigma ist demnach gemäss König (2014: 33) nicht die isolierte Beschreibung der inhaltlichen Komponente einer Einstellung von Interesse, sondern die funktionale Rückbindung an den Entstehungs- und Äusserungskontext der jeweiligen sprachlichen evaluativen Praktik, womit gleichzeitig Regelmässigkeiten und individuelle Variabilität erklärbar gemacht werden sollen. Damit werden auch Erhebungsmethoden notwendig, die dieser Konzeption gerecht werden (vgl. Kapitel 9). Riehl (2000: 141) weist auf die Schwierigkeit hin, Einstellungen gegenüber Sprachen und Sprechweisen von Einstellungen gegenüber den Sprecher:innen dieser Sprachen und Sprechweisen abzugrenzen (zu methodischen Versuchen, diese Unterscheidung herauszuarbeiten, vgl. Kapitel 11.2).

Einstellungen stellen gemäss Schröder (2019: 104) kognitive Konstrukte dar, die aus dem subjektiven Alltagswissen gespeist werden, welches sich wiederum aus situativem Erfahrungswissen und deklarativem Weltwissen zusammensetzt. Dabei bestehe situatives Erfahrungswissen aus Erinnerungen an konkrete biografische Erlebnisse, deklaratives Weltwissen hingegen sei gesellschaftlich vermitteltes Wissen. Die Schwierigkeit bei der Erhebung von Einstellungen ist offensichtlich: «Es ist davon auszugehen, daß Sprecher nur dann ihre Einstellungen kommunizieren, wenn sie damit keinen Imageverlust erfahren.» (Riehl 2000: 143). Daraus ergeben sich ebenfalls methodische Konsequenzen (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 204), auf die in den Kapiteln 9.3 sowie 11.2 genauer eingegangen wird. Neben diskursanalytischen Verfahren, bei dem aus dem Verhalten von Sprecher:innen im Umgang mit vorurteilsbehafteten Themen Haltungen der Sprecher:innen herausgefiltert werden, wie das z. B. Di Luzio/Auer (1986) am Beispiel von italienischen Migrantenkindern in Deutschland vorgenommen haben, können gemäss Riehl (2000: 144) auch direkte Befragungen zu aussagekräftigen Erkenntnissen führen, da die befragte Person auf die Problematik reagieren müsse, dass er oder sie die eigene Einstellung reflektieren und damit der Kognition zugänglich machen muss. Bei der Beurteilung von Sprecher:innen

[131] Dabei betrifft die kognitive Komponente von Spracheinstellungen die Wahrnehmung bestimmter Phänomene, die affektive Komponente die Bewertung davon und die konative Komponente betrifft die Tendenz, auf eine bestimmte Art zu handeln, die den Einstellungsmustern folgen kann (vgl. Schmidlin 2011: 181).

[132] Schröder (2019: 102) hingegen bezeichnet auch die Konzeptionalisierung von Einstellungen im Drei-Komponenten-Modell als dynamisch, da der jeweilige Anteil der Komponenten veränderlich sei und sich auch die Komponenten selbst im Laufe der Zeit verändern würden.

bestimmter Varietäten wisse die befragte Person, dass Vorurteile wiedergegeben würden, weil das Gesagte auf stereotypen Vorstellungen beruhe. Daher müssten bestimmte Strategien zur Anwendung kommen, um diese Verwendung zu rechtfertigen (vgl. Kapitel 11.2).

Weiter muss festgehalten werden, dass keine umfassende Erforschung von (Sprach-)Einstellungen als Ziel formuliert wird. Arendt (2011: 138) präzisiert diesbezüglich: «Ich schlage vor, die Spracheinstellungsäußerungen als e i n e Komponente der Spracheinstellung zu betrachten, die zwar mit ihr interagiert, jedoch nicht mit ihr gleichgesetzt werden darf.»[133]

Spracheinstellungsuntersuchungen, wie sie im vorliegenden Kapitel beschrieben werden, befassen sich also im eigentlichen Sinne mit Einstellungsäusserungen von Individuen. Solche metalinguistischen Äusserungen werden in Bezug auf ihren identitätskonstituierenden Gehalt untersucht (vgl. König 2014), was auf der Mikroebene in Form von Interaktionen geschieht, während auf der Makroebene die kulturelle Einbettung der Äusserung von Interesse ist (vgl. Studler 2013: 205). Tophinke/Ziegler (2006: 212f.) sprechen vom Mikro-, Meso- und Makrokontext, in den die Spracheinstellungsäusserung eingebettet ist, wobei die Meso-Ebene, die soziale Situation, zwischen der konkreten Interaktion und der Kultur angesiedelt ist. Arendt (2011: 157) fügt dem Modell eine weitere Ebene hinzu: den Nanokontext. Damit sind thematisch orientierte Gesprächsphasen als Bausteine der Interaktion gemeint. Diese vierte Ebene sei für die Beschreibung des Phänomens notwendig, dass sich Einstellungsäusserungen in verschiedenen Stadien des Gesprächs voneinander unterscheiden und auch innerhalb desselben Gesprächs von derselben Person sich widersprechende Reflexionen geäussert werden könnten. Die Spracheinstellungsäusserungen in der vorliegenden Untersuchung stammen aus semi-strukturierten Leitfadeninterviews (vgl. Kapitel 9). Diese metalinguistischen Äusserungen werden mit Hinblick auf ihren identitätskonstituierenden Gehalt untersucht, auf der Mikroebene in Form von Interaktionen. Der Mesokontext besteht aus der Interviewsituation zwischen Gewährsperson und Exploratorin. Der Makrokontext ist einerseits die Deutschschweiz mit ihrem diglossischen Sprachgefüge, im Fall der deutschen Gewährspersonen kommt der Kontext der Migrationserfahrung hinzu. Zu den Implikationen der Interviewkonstellation auf der Meso-Ebene vgl. Kapitel 9.2.

Studler (2014) plädiert dafür, die Genese von Einstellungen auf zweierlei Arten zu verstehen: einerseits als Genese in der Sprachsozialisierung, andererseits als Genese in der Interaktion. Einstellungen und Äusserungen könnten und müssten also jederzeit als Kombination von einerseits stabilen (und vielleicht unbewussten) und andererseits dynamischen (sowie bewussten) Einstellungen begriffen werden. Kritik am Dualismus in der Einstellungsforschung übt jedoch Soukup (2014). So sei die Gegenüberstellung einer positivistischen Epistemologie, die Spracheinstellungen als statisch und kontextunabhängig verstehe, und eines konstruktivistischen Ansatzes, bei dem Spracheinstellungsäusserungen als situationsbedingt konzipiert werden, zu hinterfragen:

> Die Crux des Problems besteht wohl darin, dass in der diskursanalytischen Einstellungsforschung einerseits die Einstellungsäußerung als Prozess der *evaluative practice* konzipiert und somit deren inhärente diskursive, pro-aktive «Handlungsqualität» (Tophinke/Ziegler 2006: 210) herausgestrichen

[133] Arendt (2011: 137f.) legt ein dreipoliges Modell von Spracheinstellungen vor, von dem die Spracheinstellungsäusserungen, also die metasprachliche Reflexion, neben dem Sprachverhalten und der Reaktion auf perzipierte Sprachproduktion eine Komponente darstellen. Für die Beschreibung von Spracheinstellungen als solches müssten nun alle drei Komponenten in den Blick genommen werden.

> wird […]; andererseits stellen aber auch *wiederkehrende Ausformungen* der Einstellungsäußerungen, welche über einzelne Evaluierungshandlungen gleicher und verschiedener Individuen (auch in verschiedenen Situationen) hinweg identifizierbar und generalisierbar sind, einen zentralen Forschungsfokus dar. (Soukup 2014: 146)

Eine mögliche Lösung sieht Soukup (ebd.: 147) in der Anwendung des von Scollon (2003) eingeführten Konzepts der *Human Epistemological Constructs* – kurz HECs. Der Dachbegriff beschreibt «in der sozialen Interaktion entwickelte, zu kognitiven Gebilden zusammengefügte und als solche auch speicherbare sprachreflexive Diskurse» (Soukup 2019: 96). Diese situations- und individuenübergreifenden sprachevaluierenden Konstrukte dienen als kommunikative «Orientierungshilfen, Bezugspunkte und Ordnungsstrukturen, die wir Menschen im Laufe der Auffassung und Exegese unserer Umgebung […] erlernen, erstellen, verwenden und anpassen» (Soukup 2014: 148). HECs umfassen sowohl laienlinguistisches Wissen, Positionierungen, Stereotype wie auch Einstellungen. Der Dualismus von Einstellungen und Einstellungsäusserungen als Handlung und als Gebilde kann nun gemäss Soukup (ebd.) dadurch überwunden werden, dass in lokal-konkreten Momenten der interaktionellen Evaluierungshandlung diskursive, sprachbezogene HECs ausgewählt, angewandt, aber auch weiterentwickelt werden. Diese Momente könnten wiederum selbst als HECs gespeichert und zum «Bestandteil des sozialen Wissens» (Tophinke/Ziegler 2006: 211) werden, das in folgenden Interaktionen erneut in den diskursiven Zyklus einfliessen könne.

Die vorliegende Arbeit teilt dieses Verständnis grundsätzlich und trägt der komplexen Beschaffenheit dieser HECs unter anderem durch eine Kombination von sowohl inhalts- als auch gesprächsanalytischen Methoden Rechnung (vgl. Kapitel 11). Für eine möglichst genaue Beschreibung der jeweiligen Sprachbetrachtungen wird einerseits auf die verschiedenen in den Kapiteln 6.2.1 bis 6.2.3 beschriebenen Konzepte zurückgegriffen. Andererseits werden die Spracheinstellungsäusserungen vor dem Hintergrund ihres Geneseprozesses innerhalb der Interaktion – des Interviews – untersucht, wie in Kapitel 6.3.1 erklärt wird.

6.3.1 *Recipient design*

Bei der Analyse von Spracheinstellungsäusserungen muss auch das Prinzip des *recipient design* (vgl. Sacks et al. 1974) berücksichtigt werden:

> Einstellungsäußerungen ergeben sich an einer bestimmten Stelle im dynamischen Geschehen der sprachlichen Interaktion, sind in ihrer Genese an diesen Kontext gebunden und selbst konstitutives Element dieses Kontextes. Die Äußerung einer Einstellung erfolgt in der Relevanzabwägung von persönlichen Intentionen und allgemeinen sowie situationsspezifischen Normerwartungen der Kommunikationspartner, unter Berücksichtigung der sozialen Situation, die konstruiert wird, und in Abstimmung auf das Selbstbild, das in der sozialen Situation vermittelt werden soll. (Tophinke/Ziegler 2006: 209)

Werden im Rahmen eines qualitativen Interviews geäusserte Einstellungsäusserungen untersucht, muss das *recipient design* insofern in die Analyse einbezogen werden, als die Gewährspersonen stets die Aufgabe des *Impression Management* zu bewältigen haben (vgl. König 2014: 35). Die Theorie des *Impression Management* (vgl. Goffman 1959, Tedeschi 1981, Mummendey 2006) besagt, dass Menschen unterschiedliche Verhaltensstrategien nutzen, mit denen sie sich anderen Personen gegenüber vorteilhaft darzustellen versuchen. Dabei stehen verschiedene assertive (einen Gefallen erweisen, Einstellungsähnlichkeit zeigen, um die soziale Beziehung zum Gegenüber zu bekräftigen) und defensive Strategien und Techniken (Rechtfertigung und

Entschuldigung, um einen negativen Eindruck zu vermeiden) zur Verfügung (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 205). In dieser Betrachtungsweise nimmt die Interaktion die Doppelrolle als ‹Schauplatz› von Spracheinstellungsäusserungen einerseits und Ort der Genese neuer Einstellungen andererseits ein: Einerseits würden nur solche Einstellungen, die auf positive Resonanz stossen, zu Bestandteilen des Selbstverständnisses und in der Folge zum Bestandteil des sozialen Wissens, andererseits sei es die soziale Interaktion, in der sich über Ablehnung und Zustimmung entscheide, ob Entscheidungen sich weitervermitteln, ob sie modifiziert würden oder an Relevanz verlören (vgl. ebd.: 209).

6.3.2 Spracheinstellungen in Deutschland

Für Deutschland sind auch bezüglich der Spracheinstellungsforschung die Ergebnisse zur Sprach- und Dialektbewertungen aus der sogenannten *Deutschland-Erhebung* des IDS (Adler/Plewnia 2020, Adler et al. 2023) zu nennen, die bereits in Kapitel 3.4 erwähnt wurde. Die Bewertung des Deutschen und anderer Sprachen steht bei der repräsentativen Befragung im Zentrum, wobei bei den verschiedenen Durchführungen jeweils andere Schwerpunkte gesetzt werden. Während die rezenteste Erhebung von 2022 das Thema Veränderung fokussierte, stand in jener von 2017/2018 unter anderem die Bewertung von Dialekten im Fokus. Über die Meinungen der Sprecher:innen gegenüber regionalen Varietäten gibt es gemäss Adler/Plewnia (2020: 16) nur wenig gesichertes Wissen, da es zwar eine ganze Reihe von Einzelstudien dazu gebe, diese jedoch nur bedingt aussagekräftig seien, weil sie in einer bestimmten Weise thematisch fokussiert oder durch die Grösse und das Format der zugrundeliegenden Samples in ihrer Aussagekraft begrenzt seien. Daher wird auch hier auf einen umfassenden Überblick über verschiedene Untersuchungen verzichtet und auf die knappe Übersicht über verschiedene Forschungsarbeiten zu Einstellungen gegenüber sprachlichen Entwicklungstendenzen und bestimmten Varietäten in Deutschland bei Schmidlin (2011: 194ff.) verwiesen.

Die Resultate der beiden Deutschland-Erhebungen von 2008 (vgl. Gärtig et al. 2010) und 2017 bezüglich der Sympathie von Dialekten unterscheiden sich kaum: «Offenbar haben sich die Relationen hier im letzten Jahrzehnt nicht wesentlich verschoben» (Adler/Plewnia 2020: 25). Bei der Bewertung wurden neben selbst zu nennenden auch ausdrücklich vorgegebene Dialektkategorien abgefragt, darunter auch die Kategorie «Schweizerdeutsch». Die Bewertungen bezüglich der Sympathie gegenüber den Dialekten lassen sich in fünf Gruppen einteilen, wobei Schweizerdeutsch im breiten Mittelfeld liegt, zusammen mit den Kategorien Österreichisch, Niederdeutsch/Plattdeutsch, Bayerisch sowie Kölsch/Rheinisches Platt. Beliebter sind demnach Standarddeutsch sowie Norddeutsch, weniger beliebt Schwäbisch, Berlinerisch und Hessisch sowie das Schlusslicht in der Befragung, Sächsisch. Dabei handelt es sich nur um Mittelwerte, die bestimmte Unterschiede im Sample verdecken. Gerade der Faktor Regionalität dürfte bei den mittleren Mittelwerten zutage treten (vgl. Adler/Plewnia 2020: 29f.). Aufschlussreich ist auch der Unterschied in der Bewertung von alemannischen Dialekten je nach Nationszugehörigkeit: Wie auch beim Bayerischen und Österreichischen erfährt die Kategorie Schweizerdeutsch eine gesamtdeutsch tendenziell positive Bewertung, während die Kategorie Schwäbisch hauptsächlich von positiven Eigennennungen aus Baden-Württemberg profitiert. Die als hauptsächlich exogene Varietät interpretierte Kategorie des Schweizerdeutschen ist laut

Adler/Plewnia (2020: 32) weniger behaftet mit sozialen Konstrukten und Stereotypen als die bundesdeutsche Variante aus demselben Sprachraum.

Die Einstellung von Dialektsprecher:innen ihrem eigenen Dialekt gegenüber teilt Hinderling (2003: 134f.) in drei Gruppen ein: a) Man identifiziere die eigene Sprechweise und sich hauptsächlich mit dem Standarddeutschen und ignoriere die Unterschiede; b) man distanziere sich vom eigenen Dialekt und identifiziere sich nicht mit der Gruppe von Sprecher:innen, für die der Dialekt kennzeichnend ist, sondern bezeichne jene vielmehr als «die anderen»; c) man bekenne sich zum eigenen Dialekt, was sich auch darin äussern könne, dass standardsprachliche Ausdrücke ohne Weiteres in die mundartliche Sprechweise integriert würden. Diese Haltungen erklärt Hinderling mit der Schwierigkeit, sich mit dem eigenen Dialekt zu identifizieren, während stets «die Verächtlichmachung und der Spott» lauerten (ebd.: 34).[134]

Neben der bereits erwähnten Studie von Großkopf/Barden (1998) zu sächsischen Übersiedler:innen nach Westdeutschland ist an dieser Stelle auch die Befragung von Siebenhaar (2012) zu nennen, die sich mit nach Sachsen ausgewanderten Deutschschweizer:innen befasst. Ein interessantes Ergebnis dieser Befragung war, «dass die in der primärsprachlichen Sozialisation erworbenen Attitüden wesentlich bleiben» (ebd.: 161). Offensichtlich sei dies durch die Tatsache geworden, dass die Sprecher:innen eine dem herrschenden Stereotyp diametral entgegengesetzte Position einnahmen, indem sie die positive Bewertung des Dialekts, wie sie in der Deutschschweiz verbreitet ist, auf die neue Sprachsituation am Aufnahmeort übertragen würden, die durch eine sehr viel weniger positive Einstellung dem Dialekt gegenüber geprägt ist, wie eben beschrieben wurde.

6.3.3 Spracheinstellungen in der Schweiz

In der Literatur wird bei Spracheinstellungsuntersuchungen in der Deutschschweiz verbreitet auf die Studien von Schläpfer et al. (1991), Burger/Häcki Buhofer (1994) sowie Scharloth (2005) verwiesen (vgl. Hove 2002: 157, Oberholzer 2018: 159ff.) Auf den angegebenen Seiten wird das Vorgehen der jeweiligen Untersuchungen genauer beschrieben. Da auf die jeweiligen Ergebnisse bereits an anderer Stelle eingegangen wurde (vgl. Kapitel 3.3) und die Erhebungsmethoden mit Fragebögen und Wahrnehmungsexperimenten lediglich auf den Gehalt der jeweiligen Spracheinstellungsäusserungen abzielten und nicht auf deren Genese, wird auf eine ausführlichere Beschreibung der Untersuchungen verzichtet. Das aus den verschiedenen Studien vielfach erhobene Stereotyp, dass Deutschschweizer:innen eine Abneigung gegenüber Standarddeutsch hegen würden, sowie die Widersprüchlichkeiten bei der Einschätzung der Standardkompetenz der Deutschschweizer:innen im Allgemeinen und von sich selbst im Besonderen kann mit den von Christen et al. (2010: 15) vorgeschlagenen verschiedenen mentalen Konzepten von Standarddeutsch («Hochdeutsch-Modelle») erklärt werden. Es würde dabei in einer Befragung keine einheitliche Grösse «Hochdeutsch» abgefragt, sondern je nach Fragestellung würde bei den Befragten ein unterschiedliches Modell aktiviert:

---

[134] Hier zeigt sich erneut der grosse Unterschied zur Deutschschweiz, da die Schweizerdeutschsprecher:innen allesamt der dritten Gruppe zuzuordnen wären. Die beschriebenen Haltungen a) und b) lassen sich hingegen in Bezug auf das Schweizerhochdeutsche durchaus feststellen (vgl. Kapitel 3.3 sowie 6.3.3).

> «Hochdeutsch-Modell A» für eine plurizentrische Sprache mit österreichischer, deutschländischer und schweizerischer Ausprägung, «Hochdeutsch-Modell B» für eine Sprachform, die in der Schule als normierte und kodifizierte Grösse gelernt wurde, «Hochdeutsch-Modell C» für eine Sprachform,in der man Zeitung liest, «Hochdeutsch-Modell D» für eine Sprachform, der man in den Medien Radio und Fernsehen begegnet usw. (Christen et al. 2010: 15)

Die verschiedenen aktivierten Modelle erklären dabei vermeintlich widersprüchliche Antworten, wenn es um die Einstellung der Deutschschweizer:innen zum Standarddeutschen geht (vgl. dazu Kapitel 3.3). Auch Oberholzer (2018: 420) sieht in diesem Ansatz einen gangbaren und lohnenswerten Weg für eine weitere Untersuchung von Deutschschweizer Spracheinstellungen, den Guntern (2023) mit ihrer Untersuchung weiter ausdifferenziert. Eine weitere Feststellung von Oberholzer (2018: 420) bezieht sich auf die grosse Heterogenität von Spracheinstellungen. So sei es falsch, pauschalisierend von den Einstellungen von Deutschschweizer:innen zu sprechen, da sich auch bei bezüglich Ausbildung und Beruf homogenen Gruppen bereits sehr grosse Unterschiede zeigen würden – sowohl intra- als auch interindividuell. Im vorliegenden Fall handelt es sich um so eine bezüglich Ausbildung, beruflicher Situation und Wohnort weitgehend homogene Gruppe.

Neben den Einstellungsuntersuchungen zur Diglossie in der Deutschschweiz und zu verschiedenen Sprachen (vgl. Cuonz 2014a) haben auch die Einstellungen gegenüber verschiedenen Schweizer Dialekten immer wieder zu Untersuchungen angeregt, beispielsweise bei Siebenhaar (2000) oder Berthele (2007). Eine aktuellere Untersuchung zu Spracheinstellungen in der Schweiz wird mit der Arbeit von Studler (in Vorb.) vorliegen, die eine Fragebogenuntersuchung mit Tiefeninterviews kombiniert. Zum Zeitpunkt der vorliegenden Arbeit liegt erst ein Teil dieser Fragebogenstudie mit Studler (2013) vor. Ziel des Gesamtprojekts ist, die Gründe zu eruieren, die für die Entstehung von Spracheinstellungen ursächlich sind. Thematisch bezieht sich die Arbeit auf die Einstellungen zu den Varietäten Standarddeutsch und Schweizerdeutsch. Dabei sollen auch die Parameter, die in früheren Untersuchungen als Ursache einer negativen Einstellung gegenüber dem Standard ermittelt wurden – Art des Erwerbs oder vermitteltes Prestige –, auf ihren Einfluss auf die Spracheinstellungen überprüft werden.

EMPIRISCHE DATENERHEBUNG

Bei Sprachdaten kann man gemäss Cuonz (2014a: 15ff.), die sich wiederum auf Preston 1999 bezieht, drei Typen unterscheiden, die sprachwissenschaftlich behandelt werden können: a) was Leute sagen, b) wie Leute auf das Gesagte reagieren und c) was Leute sagen über a) und b). Im vorliegenden Kontext sind vor allem a) und c) von Interesse, also die Sprachproduktion und -rezeption und ihre Variation sowie die direkten Reaktionen und Kommentare der Gewährspersonen (GWP), die sogenannte ‹Metasprache 1›. Dabei handelt es sich laut Cuonz (ebd.: 18) um bewusste Thematisierung von Sprache.[135] Die ‹Metasprache 3› hingegen bezeichne die Einstellungen und Strategien, die die direkten Kommentare des Typs 1 lenken. Während a) und Daten des Typs ‹Metasprache 1› direkt zu erforschen seien, gelte dies für Daten des Typs ‹Metasprache 3› nicht (ebd.). Auf die daraus resultierenden methodischen Implikationen und die notwendigen Limitationen wird in den folgenden Kapiteln eingegangen.

7. Methodisches Vorgehen

7.1 Verknüpfung der Zugänge – Triangulation

Ziel der Untersuchung ist die umfassende Beschreibung des Umgangs mit den Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch einer autochthon-allochthon gemischten Community of Practice in ihrem betrieblichen Alltag, bei der sowohl die Varietätenverwendung der Sprecher:innen als auch deren sprachliche Identifikation in Bezug auf diese Varietäten beleuchtet werden. Eine solche multiperspektivische Betrachtung des Themas und die damit verbundenen vielgestaltigen Fragerichtungen verlangen auch nach Datenerhebungsmethoden, die einen Zugang «von verschiedenen Seiten» ermöglichen. Ein Zugang dieser Art, bei dem sowohl objektive als auch subjektive Daten berücksichtigt werden, wurde bereits in diversen Arbeiten zu Regionaldialekten, Sprachverwendung, -wissen und -einstellungen in Deutschland in der einen oder anderen Ausprägung verfolgt (vgl. z. B. Macha 1991, Lausberg 1993, Andresen 2015a, Elmentaler et al. 2015, Stoeckle/Hansen-Morath 2015, Hettler 2017, Gärtner-Hohenstein 2021, Spiekermann 2021, Vergeiner 2021); oder für die Untersuchung spezifischer Varietätenverwendungssituationen im Schweizerdeutschen beispielsweise von Galliker (2014), Christen et al. (2010) oder Oberholzer (2018).[136]

Eine Möglichkeit, einen multiperspektivischen Zugang zu erreichen, ist die Triangulation. Dabei werden gemäss Werlen (2000: 101) Informationen verschiedener Art aus unterschiedlichen Perspektiven zusammengetragen,[137] um komplexe Phänomene der Alltagswelt angemessen zu erfassen. Man unterscheidet verschiedene Arten der Triangulation, wie Cuonz (2014b: 41) beschreibt. In der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine Methodentriangulation sowie eine methodeninterne Datentriangulation, da erstens authentische[138] Sprachdaten aus

---

135 Im Gegensatz dazu steht der Typ der ‹Metasprache 2›, also Äusserungen, die sich zwar auf Sprache beziehen, bei denen die Sprache selbst jedoch nicht das Thema der Äusserung ist (vgl. Cuonz 2014a: 18) Dieser Typ wird im vorliegenden Kontext nicht genauer betrachtet.

136 An dieser Stelle soll auch die studentische Arbeit von Späti (2020) erwähnt sein, die methodisch an jene von Oberholzer (2018) anlehnt.

137 Vgl. Elmentaler et al. (2015).

138 Zur Auseinandersetzung mit dem Begriff der Authentizität in der Sprachwissenschaft vgl. z. B. Lacoste et al. (2014) oder Kämper (2020).

aufgezeichneten Onlinemeetings mit Tiefeninterviews kombiniert werden,[139] welche zweitens mit unterschiedlichen Methoden analysiert werden (vgl. Flick 2011: 27). Für die Analyse der Gesprächsdaten kommen Methoden der Gesprächsanalyse zur Anwendung, während die Interviews sowohl mit inhaltsanalytischen als auch mit gesprächsanalytischen Methoden untersucht werden. Damit sollen einerseits die sozialen Gebrauchsnormen der Varietäten im Kontakt von Deutschen und Deutschschweizer:innen im betrieblichen Alltag, andererseits subjektive Wissensbestände bzw. Theorien zu den Varietäten und deren Verwendung rekonstruiert werden. Das Ziel dabei ist nicht die Falsifikation der subjektiven Theorien oder die wechselseitige Validierung der Ergebnisse beider Zugänge, sondern vielmehr, durch die Triangulation unterschiedlicher methodischer Zugänge qualitativer Art das interessierende Phänomen in seiner vielschichtigen Ausgestaltung aus verschiedenen Perspektiven zu erfassen (vgl. Flick 2011: 43). In der vorliegenden Untersuchung bestehen die verschiedenen Perspektiven aus dem Blick auf die objektsprachliche Varietätenverwendung einerseits und jenem auf die Bewertung dieser Varietätenverwendung sowie die Bedeutung der Varietäten für die untersuchten Individuen andererseits. Die Gesprächsdaten eröffnen dabei den Blick auf die individuellen Sprachverwendungsmuster der Gewährspersonen, während die Interviewdaten einen Einblick in ihre persönlichen *attitudes* und *beliefs* (vgl. Kapitel 6) ermöglichen. Dabei ist das Ziel, sowohl übergreifende Sprachverwendungsmuster als auch individuelles Sprachverhalten zu beschreiben und Einflussfaktoren auszumachen, die auf diese Sprachverwendung wirken.

Während die strukturell-interaktionistische Perspektive die strukturellen Aspekte des Phänomens – des Umgangs mit den Varietäten in allochthon-autochthon gemischten Arbeitsgruppen – fokussiert, analysiert die subjektiv-intentionalistische, rekonstruktive Perspektive die Bedeutung und den Sinn der Thematik für die Individuen (vgl. Flick 2011: 43). Gemäss Werlen (1998a: 6) ist die Sicht der Befragten für die Beschreibung von Erleben und Gestalten eine Datenquelle mit vorwiegend emischer, aber auch mit etischer Perspektive. Denn auch die Gewährspersonen würden eine etische Perspektive einnehmen, wenn sie über ihre Beobachtungen und Erfahrungen mit Dritten und mit der Sprachwelt überhaupt berichten. Diese Perspektiven würden durch jene der Forscher:innen ergänzt, indem sie einerseits die Informationen der GWP interpretieren und analysieren sowie andererseits Verhaltensbeobachtungen und Textanalysen ausserhalb der Informationen der GWP vornehmen. Dabei sei das Ziel der Integration von emischer und etischer Perspektive primär Authentizität und nicht Objektivität. Eine Verkürzung der Erkenntnis durch vermeintliche Objektivität soll vermieden und eine holistische Erfassung der Kommunikationssituation ermöglicht werden. Gerade im Kontext der Sprachkontakt- und Migrationsforschung ist es laut Werlen (1998a: 5) gar unabdingbar, die Vorstellungen und Positionen der Beteiligten miteinzubeziehen: «Was eine Kommunikationssituation zu einer Kontaktkommunikationssituation macht, können nur die Beteiligten selbst sagen: Ohne ‹subjektiven Faktor› sind Aussagen über Kontaktkommunikationen nicht möglich.» Wie Hove (2002: 156) ausführt, ist es weiter wichtig, die Einstellungen von Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft gegenüber einer

[139] Die Untersuchung geht im Vergleich zu Macha (1991) den umgekehrten Weg und beginnt bei den ‹in vivo›-Daten und geht von da aus auf die subjektiven Sprachdaten der Gewährspersonen ein. Diesbezüglich ist das Vorgehen – trotz der unterschiedlichen Ausgestaltung der objektiven Sprachdaten – mit jenem von Lausberg (1993) zu vergleichen.

Varietät bei der Untersuchung sprachlicher Varietäten zu berücksichtigen, da die Beurteilung des Sprachstils von Gesprächspartner:innen und die Vorstellung davon, wie die anderen auf die eigene Sprache reagieren, das Sprachverhalten beeinflussen würden. Jedoch divergieren faktische Verwendung und metalinguistische Intuition häufig (vgl. Deppermann/Knöbl 2018: 256) – eine Tatsache, die es bei der Untersuchung zu berücksichtigen und gegebenenfalls anhand konkreter Beispiele zu thematisieren gilt.

Die Ausweitung des Forschungsgegenstandes von rein objektiven Sprachdaten hin zu verstärkt auch subjektiven ist laut Studler (2014: 169) eine von drei Entwicklungen bei Forschungs- bzw. Methodengegensätzen, die in der soziolinguistischen Varietätenlinguistik in den letzten Jahrzehnten zu beobachten sind. Weiter würden in der Wahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung die etablierten indirekten Methoden ergänzt bzw. auch abgelöst durch direkte Methoden und es habe auch eine verstärkte Hinwendung zu so genannten Mixed-Methods-Ansätzen stattgefunden, in denen quantitative und qualitative Methoden kombiniert würden.

Während bei einem quantitativen Zugang mit einer Vielzahl an Gewährspersonen und Daten gearbeitet wird, um Muster zu erkennen und Vergleiche ziehen zu können (vgl. Adler/Plewnia 2020), können mit dem methodisch sehr aufwendigen qualitativen Ansatz viele und komplexe Einzeldaten untersucht und analysiert werden. Da sich die vorliegende Untersuchung für verschiedene Aspekte des Themas Varietätenverwendung von Deutschschweizer:innen und Deutschen in ihrer konkreten – und komplexen – individuellen Ausgestaltung interessiert und diese mit gebührender Tiefe untersuchen will, wird hierfür ein rein qualitativer Zugang gewählt. Die Triangulation, wie sie in der vorliegenden Arbeit erfolgt, ist gemäss Flick (1990) eine Strategie, die zur Geltungsbegründung in der qualitativen Forschung beiträgt. Des Weiteren ist dazu die Anwendung von Gütekriterien zentral, die in einem nächsten Schritt besprochen werden.

7.2 Gütekriterien

Die Frage um Gütekriterien in der qualitativen Forschung wird gemäss Kuckartz (2018: 202) seit den 1980er-Jahren rege diskutiert, da die klassischen Zielgrössen der quantitativen Forschung wie Standardisierung, Messbarkeit, Genauigkeit und Reproduzierbarkeit nicht eins zu eins auf qualitative Vorgehensweisen übertragbar seien. Auf diese Diskussion, die verschiedenen Standpunkte und Strömungen wird hier nicht im Detail eingegangen, siehe dazu beispielsweise Flick (2005) oder Döring et al. (2016: 106ff.). Mittlerweile finden sich in der Literatur diverse Kriterienkataloge, mit denen sich die Güte qualitativer Forschung messen lasse, wie beispielsweise von Mayring (2023: 122ff.) oder Kuckartz (2018: 204f.). Eine übersichtliche und für die vorliegenden Zwecke gut nachvollziehbare Darstellung solcher Gütekriterien findet sich überdies bei Steinke (2019), wo diese als «Kernkriterien qualitativer Forschung» (ebd.: 323) bezeichnet werden.

Die intersubjektive Nachvollziehbarkeit dient gemäss Steinke (2019: 324f.) dazu, die Forschungsergebnisse bewertbar zu machen, und wird in der vorliegenden Untersuchung gewährleistet durch eine saubere Dokumentation des Forschungsprozesses, indem die Transkriptionsregeln sowie die Daten und Informationsquellen ausgewiesen werden. Die Indikation des Forschungsprozesses befasse sich mit der Gegenstandsangemessenheit der Forschung, ist dabei jedoch weiter gefasst, «da nicht nur die Angemessenheit der Erhebungs- und Auswertungsmethoden, sondern der gesamte Forschungsprozess hinsichtlich seiner Angemessenheit

(Indikation) beurteilt wird» (ebd.: 326). Auf die Indikation des qualitativen Vorgehens wurde bereits in Kapitel 7.1 eingegangen, zur Indikation der Methodenwahl vgl. Kapitel 8.1, 9.1, 10.2, 10.3, 11.1 sowie 11.2. Weiter werden die jeweiligen Indikationen der Transkriptionsregeln (vgl. Kapitel 10.1 sowie 11.3), der Samplingstrategie (vgl. Kapitel 8.4, 8.5 und 9.6), der methodischen Einzelentscheidungen sowie der Bewertungskriterien (vgl. Kapitel 9.1, 10.3, 11.3) hinterfragt (vgl. Steinke 2019: 327). Die empirische Verankerung beschreibt laut Steinke (ebd.: 328) die Tatsache, dass die Bildung und Überprüfung von Hypothesen bzw. Theorien in der qualitativen Forschung empirisch, also in den Daten, begründet und verankert sein sollte. Es solle die Möglichkeit bestehen, bei der Theoriebildung Neues zu entdecken und theoretische Vorannahmen infrage zu stellen bzw. zu modifizieren. Der Einbezug einer hinreichenden Anzahl an Textbelegen oder die Verwendung von kodifizierten Methoden seien zentrale Elemente zur Überprüfung der empirischen Verankerung. Bei der Limitation gehe es darum, die Grenzen des Geltungsbereichs herauszufinden und zu prüfen. Im vorliegenden Fall wird der Forderung durch eine Analyse der weiteren Bedingungen, auf die die Forschungsergebnisse zutreffen, in Kapitel 16 nachgegangen. Weiter seien dabei Techniken der Fallkontrastierung sowie die Analyse abweichender, negativer und extremer Fälle hilfreich (vgl. ebd.: 329f.). Die Kohärenz meint gemäss Steinke (ebd.: 330f.), dass die im Forschungsprozess entwickelte Theorie in sich konsistent sein sollte. Die Relevanz der Untersuchung sei gemäss der Fragestellung und der entwickelten Theorie zu beleuchten (vgl. Kapitel 1, 2.2 sowie 16) und die reflektierte Subjektivität schliesslich prüfe, inwiefern die Rolle des:r Forscher:in als Subjekt Teil der erforschten sozialen Welt methodisch reflektiert in die Theoriebildung einbezogen wird. Insbesondere auf die Rolle der Exploratorin in der vorliegenden Untersuchung wird in Kapitel 8.1 sowie 8.2 vertiefter eingegangen.

Zur Qualität von Triangulationsstudien im Spezifischen schreibt Flick (2011: 110), dass sich einerseits fragen lasse, ob und inwieweit bei der Kombination verschiedener Methoden deren jeweiligem theoretischen bzw. methodologischen Hintergrund Rechnung getragen werde; andererseits, in welches Verhältnis die verschiedenen Methoden zueinander gesetzt würden, ob sie gleichberechtigen Stellenwert hätten oder eine Methode nur explorativ, die andere dagegen als zentrale Methode eingesetzt werde. Weiter sei zu fragen, «ob die jeweiligen Methoden in sich konsequent eingesetzt und behandelt wurden» (ebd.). Der zusätzliche Aufwand, der durch die Verwendung unterschiedlicher Methoden betrieben wurde, sollte schliesslich durch eine Zugänglichmachung unterschiedlicher Ebenen und Aspekte erklärbar und deutlich werden.

In der vorliegenden Untersuchung werden unterschiedliche Aspekte und Fragestellungen bezüglich des Varietätenkontakts von Deutschschweizer:innen und Deutschen fokussiert, weshalb die Verwendung verschiedener Methoden nicht nur als sinnvoll, sondern als notwendig erachtet wird, um auf die verschiedenen Ebenen der Sprachverwendungs- und Sprachbetrachtungsdaten zugreifen zu können.

8. Gesprächsdaten

Die Untersuchung fokussiert in einem ersten Schritt die Varietätenverwendung im betrieblichen Alltag. Dafür ist die Arbeit mit authentischen Gesprächsdaten aus dem Arbeitsalltag der untersuchten Personen gemäss Domke (2018: 16) unabdingbar.[140] In der vorliegenden Arbeit handelt es sich um online abgehaltene Arbeitsmeetings von verschiedenen Teams, bestehend aus Deutschen und Deutschschweizer:innen. Macha (1991: 83) bezeichnet die Modalitäten des Varietätenwechsels als eines jener soziolinguistischen «Probleme», die nur mit einer exakten Analyse tatsächlichen Sprachverhaltens gelöst werden könnten. Auch Denkler/Lanwer (2021a: 9) sehen in der Betrachtung authentischer Interaktionszusammenhänge einen Vorteil, da dieser «einen Zugriff auf handlungsbezogene Aspekte sprachlicher Variation, die in anderen Erhebungskonstellationen in der Regel weitgehend verdeckt bleiben» eröffne. Nun bringt dieser Anspruch der Authentizität an die Sprachdaten auch immer eine besondere Herausforderung mit sich:

> Die Suche nach dem ‹Königsweg› der empirischen Forschung konkretisiert sich für Sprachuntersuchungen dahingehend, daß man Textkorpora benötigt, die gar nicht oder nur am Rande mit einem strukturierenden Forschereinfluß in Zusammenhang stehen. Mit anderen Worten: Nicht der Explorator soll als Impulsgeber für Sprechen fungieren, sondern die Impulse haben den Anforderungen des normalen Alltags von Sprechern zu entspringen. So leicht diese einleuchtende Forderung zu erheben ist, so schwierig gestaltet sich indes ihre forschungspraktische Realisierung. (Macha 1991: 195)

Im vorliegenden Fall konnte dies mit der Aufzeichnung echter Meetings aus der alltäglichen Arbeitskommunikation jedoch gewährleistet werden.

Die gesprächsanalytischen Methoden dieser Untersuchung bewegen sich im Forschungsparadigma der Interaktionalen Linguistik[141] (vgl. Couper-Kuhlen/Selting 2018), die sich «für jede Art interaktionaler Sprachverwendung, also für Sprachverwendung, bei der ein sequenziell strukturierter, kollaborativer und situationsgebundener Bedeutungs- und Strukturaufbau die Grundlage bildet, [interessiert]» (Imo/Lanwer 2019: 2). Die untersuchte Art der Kommunikation – Arbeitsbesprechungen – entsprechen dieser Art der Sprachverwendung, die auch mit Hilfe von technischen Apparaten übertragen werden kann (ebd. 2019: 2), wie dies im vorliegenden Fall per Videokonferenz geschieht. Die Interaktionale Linguistik entspricht gemäss Selting/Couper-Kuhlen (2000: 76) einem neuen Ansatz als Interface zwischen Linguistik und Interaktionstheorie, mit dem Ziel der Beschreibung linguistischer Strukturen als Ressourcen der Organisation natürlicher Interaktion. Dabei gilt gemäss Imo/Lanwer (2019: 33ff.) sprachliche Kommunikation aus Sicht der Interaktionalen Linguistik dann als Interaktion, wenn sie die folgenden Merkmale aufweist: Prozess-, Kooperations-, Handlungs- sowie Situationsorientierung. Für die Herausbildung der Interaktionalen Linguistik waren neben den theoretischen und methodischen Annahmen der ethnomethodologischen Konversationsanalyse auch Arbeiten von Gumperz (1982)[142] zur Kontextualisierung zentral (vgl. Imo/Lanwer 2019: 59).[143] Das Ziel der

---

[140] Auch Riehl (2018: 49) bezeichnet Gespräche bei der Arbeit als eine der besten Quellen für authentische gesprochene Daten.

[141] Zur detaillierten Unterscheidung der verschiedenen Ansätze Interaktionale Linguistik, Interaktionslinguistik und Interaktionale Soziolinguistik vgl. Imo/Lanwer (2019: 31ff.).

[142] Für das Deutsche vgl. Auer (1986a).

[143] Zur Bedeutung von Kontextualisierungshinweisen für die Gesprächsanalyse vgl. Deppermann (2008: 66).

Interaktionalen Linguistik kann es sein, «das sprachliche Repertoire einer Sprechgemeinschaft in Bezug auf Struktur und Gebrauchsbedingungen (in Teilen) zu rekonstruieren» (Imo/Lanwer 2019: 269). Dabei seien gesprächsfunktionale Variationspraktiken, die Hinweise auf die für die untersuchte Sprechgemeinschaft interpretativ relevanten Unterschiede der Varietäten liefern, von besonderer Relevanz.

Imo/Lanwer (2019: 32f.) argumentieren, dass ein sehr enges Verständnis von Interaktion mit der Beschränkung auf face-to-face-Interaktion, wie es von Hausendorf (2015) propagiert wird, aus linguistischer Perspektive mit der Sprache im Mittelpunkt des Interesses zu viele Kommunikationssituationen ausschliesse, beispielsweise die Chatkommunikation.[144] Obwohl es sich bei den Onlinemeetings als einer Form der Videotelefonie um Kommunikation über das Internet handelt, sind die Kommunikationsbedingungen – anders als bei der Chatkommunikation – in vielen Belangen mit der face-to-face-Interaktion vergleichbar (zu den spezifischen Bedingungen und Herausforderungen von Onlinemeetings vgl. Kapitel 4.2), da insbesondere eine gegenseitige Wahrnehmbarkeit gegeben ist.[145] Diese bezeichnet Hausendorf (2015) als Konstitutionskriterium von Interaktion, indem «die Beteiligten wahrnehmen können, dass sie wahrgenommen werden» (ebd.: 46). Dafür brauche es sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen für die Demonstration von Anwesenheit, wie das bei einem Winken mit der Hand der Fall sei. In der untersuchten Kommunikationsform werden diese Erscheinungsformen durch die Funktionen des Mediums unterstützt: Die Teilnehmer:innen eines Meetings «betreten» einen Meetingraum, zeigen durch Farbsymbole ihren Anwesenheitsstatus an oder durch sichtbares Ein- bzw. Ausschalten des Mikrofons sowie der Kamera die Art der Anwesenheit (Zuhörer:innen oder Sprecher:innen). Durch diese Funktionen wird die Kommunikation in einem Onlinemeeting stark in die Nähe analoger face-to-face-Interaktion gerückt.

In der linguistisch orientierten Interaktionalen Linguistik wird laut Imo/Lanwer (2019: 35) im Gegensatz zur soziologisch orientierten Konversationsanalyse, die den Aspekt der Handlungen selbst betrachtet, der Fokus stärker auf die sprachlichen Mittel der Handlungsdurchführung gerichtet. Eine Aufgabe der Interaktionalen Linguistik sehen ihre Begründerinnen Elizabeth Couper-Kuhlen und Margret Selting in der Überwindung der zu stark vereinfachten Theorien über die Funktion von Sprache wie sie in der herkömmlichen Linguistik aufgestellt würden (vgl. Selting/Couper-Kuhlen 2000: 92). Imo/Lanwer (2019: 64) umreissen diese Aufgabe als fundierte Beschreibung der (interaktionalen) Funktionen sprachlicher Mittel. In der vorliegenden Arbeit sollen konkret die interaktionalen Funktionen der Verwendung der verschiedenen Varietäten genauer erforscht werden. Die von Brinker/Sager (2010: 19) erwähnte Relevanz «natürlicher» Gesprächskommunikation, also sprachlichen Handelns in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, ist bei den hier untersuchten Gesprächen gegeben, da sie allesamt aus der authentischen Arbeitskommunikation stammen.[146] Lanwer (2015 sowie 2019) betont denn auch den Status,

[144] Zur Eignung der Interaktionalen Linguistik für die Erforschung internetbasierter Kommunikation vgl. ebenfalls Imo (2017).

[145] Tietz et al. (2021) sprechen diesbezüglich von «sozialer Präsenz», dem subjektiven Erleben eines Zusammengehörigkeitsgefühls trotz physischer Distanz, das in der Interaktion zwischen den Nutzer:innen und der vorhandenen Technologie entstehe.

[146] Auf die Natürlichkeit der Daten wird in Kapitel 8.2 eingegangen.

den die Analyse (mündlicher) Alltagskommunikation habe, der über jenen einer ergänzenden Erkenntnisquelle deutlich hinausgehe. Vor allem im Hinblick auf die Untersuchung sprachlicher Variation im Spektrum zwischen Dialekt und Standard sei einem gesprächslinguistischen Zugriff eine besondere Relevanz zuzuschreiben.[147] Auf die verwendeten Methoden wird in Kapitel 10.2 genauer eingegangen.

8.1 Ethnografische Informationen

Im Sinne des methodologischen Grundprinzips der Gesprächsanalyse, dass nur Gespräche analysiert werden sollen, die der bzw. die Forschende nach der Untersuchung so oder so ähnlich auch selbst zu führen imstande wäre (vgl. Brinker/Sager 2010: 116), wurden die der Exploratorin verborgenen Wissensbestände der Gesprächsteilnehmer:innen systematisch mit Hilfe der Kontaktperson[148] aufgedeckt. Dadurch konnte Hintergrundwissen zu den Meetings, den verschiedenen Teams und ihren Aufgaben, den Rollen und Funktionen der Gesprächsteilnehmer:innen sowie zu Gesprächsinhalten, verwendeten Termini usw. erworben werden. In diesem Zusammenhang kann durch die Teilnahme der Exploratorin an den Onlinemeetings auch von einer Anreicherung der Untersuchung mit ethnografischen Informationen (vgl. Imo/Lanwer 2019: 79) bzw. von einer Erweiterung mit ethnografischen Verfahren (vgl. Domke 2018: 16) gesprochen werden, wenn auch in einem begrenzten Masse, da keine teilnehmende Beobachtung im engeren Sinne durchgeführt wurde, wie sie bei Anwesenheit im Unternehmen und allfälliger Mitarbeit (vgl. Häcki Buhofer 1985) gegeben wäre. Eine Kenntnis der Interaktionsereignisse im Feld ist gemäss Deppermann (2000: 105f.) wichtig, «um die Typikalität, die Repräsentativität und die Relevanz einer einzelnen Gesprächsaufnahme abzuschätzen». Diesen Kriterien entsprechende Interaktionsereignisse sollten anschliessend aufgesucht werden. Im vorliegenden Fall wurden Beobachtungen und Hypothesen, die während der Datenauswahl, -aufbereitung und -analyse entwickelt wurden, regelmässig mit der Kontaktperson rückbesprochen, um die Typikalität, Repräsentativität und Relevanz der behandelten Interaktionsereignisse im Feld zu überprüfen.

8.2 Zur Wahl der Videokonferenzen

Die Analyse der Kommunikationsform Meeting ermöglicht gemäss Angouri (2018: 145) einen Einblick in die Aushandlung von vorübergehenden Allianzen und Teambildungen, in Bezug auf das im Meeting besprochene Thema oder auch in Bezug auf dauerhaftere Strukturen. In Anbetracht der Relevanz und der Häufigkeit von Meetings sei die Eignung gegeben für die Untersuchung von Organisationspraktiken und -prozessen im Zeitverlauf sowie der «Kultur am Arbeitsplatz». Eine besonders grosse Herausforderung bei dieser Art der Erhebung im betrieblichen Alltag besteht im Datenschutz (vgl. Angouri 2018: 143).[149] Durch die Zusicherung der

[147] Eine Übersicht über verschiedene Beiträge im Rahmen des SiN-Projekts (vgl. Elmentaler et al. 2015), die gesprächslinguistische Ansätze nutzen, um die Variabilität der alltäglichen Sprachverwendung in Norddeutschland zu beleuchten, findet sich in Denkler/Lanwer (2021b).

[148] Dabei handelt es sich um einen ehemaligen Mitarbeiter der untersuchten Abteilung, der in der Untersuchung als ‹Gatekeeper› (vgl. Döring et al. 2016: 337) fungierte und der Exploratorin initial überhaupt den Feldzugang ermöglichte.

[149] Gemäss Angouri (2018: 143) sind Datenschutzthemen ein Hauptgrund, warum es zu gewissen Meetingtypen mehr Studien gibt als zu anderen.

vollständigen Anonymisierung aller Personen und unternehmensspezifischen Informationen konnte dieser im vorliegenden Fall jedoch gewährleistet werden.

Weiter gilt es, das sogenannte «Beobachterparadoxon» möglichst zu minimieren. Damit meint Labov (1972), dass Leute dabei beobachtet werden müssen, wie sie sprechen, wenn sie nicht beobachtet werden. Bei der vorliegenden Datenerhebung handelt es sich – abgesehen von der Teilnahme der Exploratorin an den Onlinemeetings – um das in der alltäglichen Arbeit der untersuchten Personen verwendete Setting; daher darf der Einfluss des Beobachterparadoxons als gering eingeschätzt werden. Die Anwesenheit der Exploratorin in den Meetings wurde nur zu Beginn der Konferenz im informellen Teil kurz thematisiert, bevor jeweils zur Tagesordnung bzw. den Themen der anstehenden Sitzung übergegangen wurde. Durch die technische Einrichtung des Präsentationsmodus, in dem der Bildschirm einer Person geteilt, also optisch vergrössert, wird und im Zentrum der Bildschirmansicht erscheint, rücken die optischen Repräsentationen der Meetingteilnehmenden generell stark in den Hintergrund. Dies blendete die Anwesenheit der Exploratorin an den Videokonferenzen zumindest optisch jeweils nach wenigen Minuten aus. Die thematische Fokussierung der Teilnehmer:innen innerhalb der Meetings dürfte weiter für ein über die Darstellung auf dem Bildschirm hinausgehendes Ausblenden gesorgt haben.[150] Ob und inwiefern dies bei den einzelnen Beteiligten (nicht) stattgefunden hat, lässt sich freilich genauso wenig überprüfen wie die Frage, wie konzentriert die einzelnen Teilnehmenden den Ausführungen ihrer Kolleg:innen jeweils gefolgt sind. Bezüge zur Exploratorin innerhalb der Meetings kamen vor, waren jedoch selten und konzentrierten sich auf die Randgespräche zu Beginn und gegen Ende der Meetings.

Für die Erhebung der Daten wäre es in diesem Setting auch denkbar gewesen, die Aufnahmen der Meetings ohne Teilnahme der Exploratorin durchzuführen, was zumindest vermeintlich die Natürlichkeit der Situation erhöht hätte (denn die Tatsache, dass die Meetings aufgenommen wurden, wäre trotzdem allen Beteiligten bewusst gewesen, da eine verdeckte Erhebung forschungsethisch nicht vertretbar gewesen wäre). Der Aufzeichnung im Beisein der Exploratorin wurde jedoch der Vorzug gegeben, da die Beobachtung der Aufnahmesituation in Echtzeit (gewissermassen eine ‹teilnehmende Beobachtung light›) als für das spätere Verständnis der Gesprächsmechanismen und -dynamiken zentral eingeschätzt wurde. Wie Schmidt/Herrgen (2011: 326) feststellen, lässt sich auch durch die Vertrautheit der Gesprächsteilnehmer:innen und die Regelmässigkeit ihrer Kommunikationsbeziehungen das Beobachterparadox minimieren. So konnte auch durch die wiederholte Anwesenheit und (stille) Teilnahme der Exploratorin an den Meetings eine gewisse Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit in der Aufnahmesituation erreicht werden.[151]

---

[150] Auch Labov et al. (1980: 20) sagen, dass die Einwirkung der Aufnahme zwar nie ganz verschwinde, bei einem allmählichen Rückzug der Forscher:innen aus der Situation aber «zum großen Teil von anderen Faktoren aufgehoben [wird] – von den gleichen, die im Alltag wirksam sind».

[151] Die Videokonferenz als Medium, das ein Aufzeichnen ohne sicht- oder spürbaren Einfluss durch platzierte Aufnahmegeräte oder Mikrofone ermöglicht, wirkt diesbezüglich ebenfalls förderlich. Aber auch von Settings in Präsenz mit physisch wahrnehmbaren Aufnahmegeräten wird berichtet, dass die Tatsache, aufgenommen zu werden, meist nach kurzer Zeit aus dem Bewusstsein der Sprechenden verschwunden sei (vgl. Galliker 2014, Wirrer 2021).

Bei authentischen Daten aus einer nichtstandardisierten Erhebung müssen immer Abstriche bezüglich der vermeintlichen Vollständigkeit eines Datensets gemacht werden, da nie vorausgesagt werden kann, welche Interaktions- und Diskurstypen realisiert werden und es gemäss Dittmar et al. (1986: 12) unvermeidlich ist, «daß die quantitative Ausbeute des Einzelphänomens geringer ausfällt als bei standardisierten Erhebungen». Angouri (2018: 83) betont jedoch, dass ein *hands-off*-Zugang zentral sei für die Datenerhebung am Arbeitsplatz: Die Teilnehmenden selbst sollten entscheiden, welche Ereignisse, in welchem Ausmass und wie genau zu erfassen sind. Dies widerspricht offensichtlich jeglicher Vorstellung eines systematisch zusammengestellten, ‹ausgeglichenen› Samples, mit der viele Forschende an die Arbeit gehen. Dafür wird der Einschätzung bzw. Bewertung seitens der Teilnehmer:innen mehr Gewicht verliehen, indem sie bestimmen können, welche Ereignisse oder Situationen sie als aussagekräftig oder relevant bezüglich ihrer Kommunikation am Arbeitsplatz empfinden. So wird auch in der vorliegenden Untersuchung die Tatsache, dass nur Meetings aufgezeichnet wurden, die von den Teilnehmenden selbst als für ihren Alltag typisch, aussagekräftig und/oder geeignet für eine Untersuchung betrachtet wurden, nicht als Nachteil erachtet.

Die wissenschaftliche Bearbeitung von Gesprächsdaten aus Videokonferenzen wurde bereits vor über 20 Jahren diskutiert, beispielsweise durch Körschen et al. (2002), zu damals neuen Techniken der qualitativen Gesprächsforschung, der computergestützten Transkription von Videokonferenzen, oder Schulte et al. (2001) zur Aufzeichnung technisch vermittelter Kommunikation am Beispiel der Videokonferenz. Aktuellere Beiträge dazu finden sich z. B. bei Heinze et al. (2022) oder Volmar (2023). Einen für die wissenschaftliche Behandlung wesentlichen und ‹seltenen Vorteil› umschreiben Schulte et al. (2001: 231) in der Tatsache, dass durch die technische Vermitteltheit das Audio- und Videomaterial für eine Aufzeichnung des kommunikativen Geschehens schon bereitgestellt werden. Dieser Vorteil konnte auch in der vorliegenden Untersuchung genutzt werden. So wurde ab dem Zeitpunkt der Transkription zwar hauptsächlich mit den Audioaufnahmen gearbeitet, jedoch konnten bei Unsicherheiten und schwer verständlichen Passagen jederzeit die Videoaufnahmen beigezogen werden, was in den meisten Fällen zur Klärung der offenen Fragen führte. Während die ganze Fülle der kommunikativen Aktivitäten in situ kaum zu erfassen wäre, liegen mit diesen Aufzeichnungen dauerhafte Belege mit hoher Informationsdichte vor (vgl. ebd.: 224).

8.3 Konstellation der Meetingteilnehmenden und Varietätenwahl

Die untersuchten Onlinemeetings haben keine einheitliche Form und Zusammensetzung, sondern weisen je nach Thematik, Zweck und Wochentag unterschiedliche Konstellationen von Teilnehmenden auf, die auch nicht alle die gesamte Dauer im Meeting verbleiben; einige kommen später dazu, andere verabschieden sich früher. Es ergeben sich also komplexe Konstellationen von Meetingteilnehmer:innen, im Idealfall überblickt und gesteuert durch eine:n Meeting-Leiter:in. Die Adressierung und Ausrichtung von ihr:ihm und auch allen anderen Teilnehmer:innen in den Meeting-Gesprächen ändern sich ständig bezüglich dessen, was Goffman (1979) als *footing*[152] bezeichnet.

[152] Im Vorwort der 12. Auflage der deutschen Übersetzung von Goffman (2005) wird der Begriff *footing* mit Rede-Status übersetzt. Hier wird der Originalbegriff *footing* verwendet.

Um die Sprachwahl der Meetingteilnehmenden auf ihre interaktionalen Wirkungsmechanismen zu untersuchen, wird zuerst der gesamte Interaktionsradius nach Goffmans Kategorisierung der verschiedenen Hörer- und Sprecherpositionen beschrieben. Goffman bricht die Hörer:innen- sowie Sprecher:innen-Rolle in ihre Bestandteile auf, um das Interaktionsgeschehen in Mehrparteieninteraktionen treffender beschreiben zu können. Das Verhältnis einer Person zu einer getätigten Äusserung im Moment bezeichnet er als *participation status,* jenes aller beteiligten Personen zu dieser Äusserung als *participation framework* (Goffman 1979: 11). Verschiedene Typen von *participation status* können sich innerhalb einer Interaktionsepisode ergeben, wobei die Konstitution eines Partizipationsrahmens gemäss Lanwer/König (2021: 58) immer das Resultat interaktiver Aushandlungsprozesse darstellt. Die Teilnehmenden werden laut Goffman (1979: 8) unterteilt nach ratifiziert und nicht ratifiziert, wobei die erste Gruppe aktiv am Interaktionsgeschehen beteiligt sei. Die zweite Gruppe wiederum werde unterteilt in *eavesdroppers* und *overhearers.* Der Unterschied beziehe sich auf die Umstände des Zuhörens und die Haltung dazu. So belauschten *eavesdroppers* das Gespräch gezielt, während *overhearers* unbeabsichtigt ins Hörfeld der Interaktion geraten seien. Diese nicht ratifizierten Teilnehmenden, die in einem für die ratifizierten Teilnehmenden wahrnehmbaren Radius stehen, nennt Goffman *bystanders* (ebd.). Die Interagierenden zeigen sich gemäss Lanwer/König (2021: 57) gegenseitig mit ihrem – verbalen oder non-verbalen – Verhalten an, welche Partizipationsrolle sie aktuell selbst einnehmen (wollen) und die Einnahme welcher Rolle sie vom Gegenüber erwarten.

Im Kontext der Videokonferenzen sind als nicht ratifiziert geltende Teilnehmende nicht zu erwarten, da mit der Besprechungsplattform ein virtueller (Besprechungs-)Raum entsteht, in dem sich durch den Mechanismus der Einladung nur ratifizierte Teilnehmer:innen befinden.[153] Von grösserem Gewicht ist hingegen die Feststellung von Goffman (2005: 8), dass nicht nur nicht ratifizierte Teilnehmende zuhören können, sondern auch ratifizierte Teilnehmende nicht zuhören können. Gerade bei Videokonferenzen mit ausgeschalteter Kamera muss jederzeit davon ausgegangen werden, dass nicht alle virtuell aktiven Meetingteilnehmer:innen auch aktive Zuhörer:innen des Gesprächs sind. Der genaue *participation status* der jeweiligen Teilnehmer:innen kann innerhalb von verschiedenen Gesprächsabschnitten jedoch unterschieden werden, je nachdem, wer spricht und an wen das Wort gerichtet wird: die adressierten ratifizierten Hörer:innen, während alle anderen Teilnehmenden in diesen Sequenzen zu unadressierten ratifizierten Teilnehmer:innen werden (vgl. Goffman 1979: 9). Bei mehreren unadressierten Teilnehmer:innen kann laut Goffman (ebd.) *subordinated communication* neben der *dominating communication* entstehen. Diese könne in Form von *byplay* auftreten, wenn ratifizierte Teilnehmer:innen miteinander kommunizieren, *crossplay*, wenn ratifizierte Teilnehmer:innen und *bystanders* über die Grenzen der offiziellen Begegnung hinweg kommunizieren, und *sideplay*, wenn unter den *bystanders* getuschelt wird. Wenn diese *subordinated communication* verborgen wird, kann es zu sogenannter *collusion* kommen, wozu auch *Innuendo* gehört (vgl. Goffman 1979: 9f.). Auch hierbei wirken die spezifischen Bedingungen des Onlinemeetings restringierend, da vor allem der Einsatz von

[153] Dies unterscheidet die hier untersuchten Meetings enorm von anderen virtuellen Kommunikationsformen, beispielsweise auf Social-Media-Kanälen.

(versteckten) Gesten – laut Goffman (1979: 9) wichtige, regelnde Bestandteile dieser Nebenkommunikation – im Onlinemeeting erschwert ist.

Im Setting der Onlinemeetings sind zu Beginn also jeweils alle Teilnehmenden ratifizierte Teilnehmer:innen. Je nach angesprochenem Thema und dazugehörigen Verantwortlichkeiten verschieben sich die Status jedoch bereits nach wenigen Sätzen, wenn z. B. die leitende oder eine andere Person eine direkte Frage an eine ausgewählte Person stellt und im Nachgang ein (oft längeres) Zweiergespräch entsteht und die anderen Teilnehmenden dabei zu nicht adressierten Teilnehmer:innen werden. Die in der vorliegenden Untersuchung thematisierte Varietätenwahl ist auch in diesem Zusammenhang einzuordnen und zu beurteilen.

Die Verteilung der Varietäten in den Onlinemeetings unterliegt keiner festen Norm. Wie in der Schweiz üblich, finden Gespräche zwischen Deutschschweizer:innen auf Schweizerdeutsch statt, unabhängig von der Thematik oder der Art des Gesprächs – *topical talk* (vgl. Maynard/Zimmerman 1984) oder Small Talk – innerhalb des Meetings. Dies ist auch in den aufgezeichneten Gesprächen nicht anders, solange Deutschschweizer Teilnehmer:innen unter sich sind. Durch die Anwesenheit von Deutschen oder Fremdsprachigen wird die Standardsprache zu einer möglichen Wahl für die Interaktion mit einer der betreffenden Personen oder auch unter Deutschschweizer:innen. Im zweiten Fall – wenn Autochthone untereinander auch Standarddeutsch sprechen – wird der Status der Nichtdeutschschweizer:innen als *unadressierte ratifizierte* Teilnehmer:innen gewürdigt und stärker gewichtet als die nach Sprachgebrauchskonvention in der Deutschschweiz übliche Varietätenverwendung. «Die basalen Ausgangsbedingungen» der «Grundkonstellation» (Denkler/Lanwer 2021a: 16) haben sich in diesem Fall in der Wahrnehmung der Teilnehmer:innen verändert. Für das Niederdeutsche beschreiben Lanwer/König (2021: 71), dass sprachliche Kontraste zwischen den Varietäten das Potenzial bieten würden, «Grenzlinien zwischen Teilgruppen in Analogie zu den vorhandenen sprachlichen Kompetenzdifferenzen zu ziehen». Im vorliegenden Kontext dürfte es sich ähnlich verhalten. Die Allochthonen weisen insgesamt heterogene Schweizerdeutschkompetenzen auf, sodass die Verständigung im Dialekt – zumindest theoretisch – nicht a priori als gesichert gelten kann. Im Gesprächsdatenkorpus der vorliegenden Untersuchung überwiegen jedoch Konstellationen mit ausschliesslich dialektkompetenten (mindestens passiv) Deutschen – ungeachtet ihres eigenen bundesdeutschen Idiolekts, sodass eine gänzliche oder stark überwiegende Verwendung des Schweizerdeutschen als Interaktions- bzw. Meetingsprache kein Problem darstellen würde. Die Interaktionsvarietät entscheidet in der vorliegenden Konstellation also nicht per se über Teilhabe und Ausschluss (vgl. Lanwer/König 2021: 71). Die Tatsache, dass auch in diesen Konstellation zahlreiche Varietätenwechsel seitens der Deutschschweizer:innen im Gesprächsdatenkorpus zu finden sind, bringt die Frage nach der Kontextualisierungsarbeit (vgl. Gumperz 1982) auf, die durch solche Code-Wechsel erfolgt.

In den untersuchten Meetings finden sich unterschiedliche Verteilungen der Varietäten, da diese innerhalb der verschiedenen Konstellationen stark von einzelnen Personen gesteuert werden, wie sich in der Auswertung der Gesprächsdaten zeigt (vgl. Kapitel 12).

8.4 Das Gesprächsdatenkorpus

Zwischen dem 1. Oktober und dem 13. Dezember 2021 konnten 43 Meetings aufgezeichnet werden. Vier der Aufzeichnungen gingen im Prozess von Speichern, Sammeln und Senden an die Exploratorin verloren, sodass schliesslich 39 Aufnahmen mit einer Gesamtlänge von rund 30,5 Stunden gesichert werden konnten. Das kürzeste Meeting hat eine Dauer von ca. 30 Minuten, das längste von ca. 3 Stunden. Alle Onlinemeetings entstammen einer Abteilung, jedoch entstanden je nach Inhalt und Zweck des Meetings unterschiedliche Konstellationen, und die Gruppengrössen in den Onlinemeetings variierten von nur zwei bis zu 13 Teilnehmer:innen. Da es sich um echte Meetings handelte, die nicht dem Forschungsinteresse nach zusammengestellt wurden, finden sich auch sehr unterschiedliche Zusammensetzungen, was die Sprachen und Nationalitäten der Teilnehmenden betrifft. Während in gewissen, wenn auch wenigen Sitzungen ausschliesslich Deutschschweizer Personen anwesend waren, sind andere Gruppen höchst heterogen. Die für die vorliegende Untersuchung relevante Konstellation von deutschen und Deutschschweizer Teilnehmenden fand sich in 28 der 39 aufgezeichneten Meetings (vgl. Tab. 1).[154] Zwei der Meetings wurden in hybrider Form abgehalten, sodass ein Teil der Arbeitsgruppe vor Ort im selben Raum war und der Rest (sowie die Exploratorin) per Microsoft Teams zugeschaltet wurde. In Bezug auf das *participation framework* ermöglicht dies komplexere Konstellationen von *participation status* als das rein virtuelle Setting.

Alle vorhandenen Meetings: 39		Alle Meetings mit Deutschen und Deutschschweizer Teilnehmenden: 28	
Meeting in St.-D.	7	Meeting in St.-D.:	7
Meeting in CH-De:	11	Meeting in CH-De:	7
Meeting mit Varietätenwechsel der Deutschschweizer:innen:	21	Meeting mit Varietätenwechsel der Deutschschweizer:innen:	14

Tabelle 1 Übersicht Meetings

Bei den Meetings, die komplett auf Standarddeutsch abgehalten wurden, handelt es sich in vier Fällen um eine Zweierbesprechung zwischen einem Mitarbeiter in der Schweiz und einer Mitarbeiterin in einem deutschen Firmenstandort.[155] Für eine bessere Verständlichkeit haben sich die beiden auf Standarddeutsch als Code der Wahl für ihre Besprechungen geeinigt. In einem weiteren Fall ist die Situation ähnlich, da die Teamsprache des Teams[156] auf Standarddeutsch festgelegt wurde, damit ein aus Hongkong stammendes Teammitglied erstens der Interaktion folgen kann und zweitens die Möglichkeit hat, selbst Deutsch zu lernen. In zwei weiteren Fällen

[154] Wichtig ist an dieser Stelle zu vermerken, dass durch das transparente Forschungsinteresse der Exploratorin in Absprache mit der Kontaktperson innerhalb der Firma bereits eine Vorauswahl an Meetings getroffen wurde, sodass jene Meetingtypen, die teilweise oder gänzlich in englischer Sprache abgehalten werden, gar nicht berücksichtigt wurden. Die Aussagen der allermeisten Gewährspersonen zeigen, dass diese in der Firma aber auch an der Tagesordnung sind, und zwar, sobald es um globale Fragen geht. Für die Kommunikation innerhalb der Schweizer und der deutschen Firmenstandorte gilt dies jedoch nicht, sodass die Auswahl der Meetings für die vorliegende Untersuchung keine seltene Randkonstellation abbildet, sondern exemplarisch für einen relevanten Teil des Arbeitsalltags – in einzelnen Fällen vielleicht gar den gesamten – der Gewährspersonen ist.

[155] Solche Teamkonstellationen mit festen Mitgliedern, die an einem anderen Firmenstandort sind, sind in diesem Unternehmen keine Seltenheit.

[156] Im betreffenden Fall handelt es sich um ein Team nach Unternehmensdefinition (vgl. Kapitel 12.1.5), weshalb an dieser Stelle auch der Begriff Team und nicht Arbeitsgruppe verwendet wird, obwohl es sich im Moment der Zusammenarbeit freilich auch um eine Arbeitsgruppe handelt.

handelt es sich jeweils um einen Austausch mit aus verschiedenen Firmenstandorten zugeschalteten Teilnehmenden, davon ein Grossteil Deutsche, weshalb als Meetingsprache[157] selbstverständlich Standarddeutsch gewählt wurde.

Interessanter für die vorliegende Untersuchung sind jedoch genau jene Meetings, in denen ein Wechsel von Schweizer- zu Standarddeutsch oder umgekehrt stattfindet. Für diese Wechsel gibt es verschiedene Erklärungsansätze: Im Fall des Wechsels von der Meetingsprache Standarddeutsch zu Dialekt geht dieser sehr stark von einzelnen Teammitgliedern aus, die sich nicht durchgehend an die vereinbarte Teamsprache Standarddeutsch halten, was teils zu einem Wechsel der Meetingsprache führt, wie in Kapitel 12.1.5 beschrieben wird. In einem weiteren Meeting können temporäre Wechsel der Meetingsprache vom Dialekt zum Standarddeutsch durch die Meetingteilnahme eines deutschen Kollegen an einem deutschen Firmenstandort erklärt werden.[158] In den restlichen elf Konstellationen jedoch ist eigentlich kein Standarddeutsch notwendig oder zu erwarten, da die beteiligten Deutschen alle in der Schweiz wohnen und Schweizerdeutsch verstehen (und in einem Fall sogar selbst sprechen). Die Bedingungen für eine in der Schweiz übliche Verwendung der Standardsprache sind also nicht gegeben, denn die Deutschschweizer:innen wissen um die Aufenthaltsdauer und die Verstehenskompetenz der Deutschen – gemäss Bürkli (1999: 334f.) der entscheidende Faktor für die Varietätenwahl im Gespräch mit Allochthonen. Trotzdem erfolgen Wechsel der Varietäten – vom Schweizerdeutschen ins Standarddeutsche und wieder zurück – in jedem dieser elf Meetings. Hier setzt der Zugang zur Beantwortung der ersten Forschungsfrage an.

8.5 Die untersuchten Personen

In allen aufgezeichneten Meetings zusammen liegen insgesamt Daten von 56 Personen vor, die alle entweder in der Beschaffungsabteilung der Firma arbeiten, in der die Untersuchung stattfindet, oder in anderen Abteilungen innerhalb der Firma.[159] Die Daten unterscheiden sich in Umfang und Qualität beträchtlich: Während von einzelnen Teilnehmer:innen Daten aus mehreren Meetings vorliegen, oft mit grossem Redeanteil der betreffenden Person, ist von anderen lediglich eine Begrüssung, ein kurzer Kommentar oder Vergleichbares dokumentiert. Eine ausführlichere Beschreibung der näher untersuchten Teilnehmer:innen, also der Gewährspersonen der vorliegenden Untersuchung, erfolgt in Kapitel 9.6.

---

[157] Wenn hier von Meetingsprache gesprochen wird, bezieht sich das auf jene Teilnehmenden, die zwischen Standard- und Schweizerdeutsch wechseln, also die Deutschschweizer:innen sowie VB, eine deutsche Teilnehmerin. Bei allen anderen deutschen Teilnehmenden versteht sich die Verwendung eines bundesdeutschen Idiolekts, hier vereinfachend unter dem Begriff ‹Standarddeutsch› zusammengefasst.

[158] Ob ein Wechsel zum Standarddeutsch für das Verstehen seitens dieses Mitarbeiters tatsächlich notwendig ist oder nicht, kann bezweifelt werden, da das sprachliche Verhalten der Deutschschweizer:innen mit ihm nicht einheitlich ist und keine Anzeigen des Nichtverstehens seinerseits im Falle von Schweizerdeutsch belegt sind (vgl. Kapitel 12.1.4). Für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung werden jedoch Fälle zugeschalteter Mitarbeiter:innen aus Deutschland als ‹normale› bzw. ‹erwartbare› teilnehmerinduzierte Standardverwendung kategorisiert.

[159] Die Planung und Terminsetzung bzw. Einladung erfolgte jeweils durch Personen aus der untersuchten Abteilung, teilweise waren jedoch einzelne Teilnehmer:innen aus anderen Abteilungen oder Firmenstandorten beteiligt.

9. Interviews

Interviews, also mündliche Einzelbefragungen, wie sie in dieser Untersuchung durchgeführt wurden, sind zeitintensiv, ermöglichen aber eine direkte Kommunikation zwischen der interviewenden und der interviewten Person. So können Missverständnisse unmittelbar aufgeklärt und Rückfragen gestellt werden, und der «Prüfungscharakter», der Großkopf/Barden (1998: 228) zufolge anderen Verfahren anhängt, fehlt hier grösstenteils. Zu den Zielen soziolinguistischer Interviews gehört laut Labov (1981: 8) unter anderem das Aufzeichnen offener (*overt*) Einstellungen gegenüber Sprachen, linguistischen Features und linguistischen Stereotypen. Obwohl Soziolinguist:innen oft kritisiert wurden, zu sehr auf Selbstauskünfte der Gewährspersonen zu vertrauen, beschreibt Angouri (2018: 104) Interviews neben Fokusgruppen als nach wie vor äusserst hilfreiche Methode für Untersuchungen des Arbeitsplatzes, zu denen die vorliegende in gewissem Masse auch gezählt werden kann.

Wie Arendt (2014: 12) erklärt, wird das metasprachliche Wissen, das im qualitativen Interview erhoben werden soll, im Gespräch interaktiv hergestellt. Somit sei es nur bedingt als subjektives Wissen der Interviewten erfassbar und in Relation zur jeweiligen Gesprächsphase bzw. -sequenz zu betrachten. Laut Lamnek/Krell (2016: 331) wird der Konstitutionsprozess von sozialer Realität durch das qualitative Interview hervorragend dokumentiert, rekonstruiert, interpretiert und letztlich auch erklärt. Analog zur Konstitution und Definition von Wirklichkeit im Alltag geschehe dieser Vorgang im Prozess des Interviews. Dabei seien die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebenen Antworten der Befragten nicht einfach als Produkt einer unabänderlichen Auffassung, Meinung oder Verhaltensweise zu verstehen, sondern als prozesshaft generierte Ausschnitte der Konstruktion und Reproduktion von sozialer Realität.[160] Damit sind die Interviews sowie ihre Analyse «als grundsätzlich rekonstruktive und hermeneutische Prozesse zur Beschreibung von Wissensstrukturen anzusehen» (Arendt 2014: 8). Bei der Auswertung des Interviews muss folglich stets bedacht werden, dass die forschungsrelevanten Wissensinhalte im Gesprächsprozess interaktiv hergestellt und ausgehandelt wurden – von den Interviewten sowie den Interviewenden gleichermassen. Denn ein Interview sei kein neutrales Erhebungsinstrument, «das lediglich individuell abrufbereites Wissen elizitiert» (Arendt 2014: 7). Für das qualitative Interview folgt daraus unter anderem, dass die Formulierungen des Fragetextes nicht vorab festgelegt sind, die Fragen also nicht standardisiert erfolgen. Laut Lamnek/Krell (2016: 333) ist diese Form der Befragung dem Postulat des Einzelfallapproachs verpflichtet und die interviewende Person müsse die Frageformulierung dem jeweils in der Befragungssituation verwendeten Sprachcode anpassen, sodass das verwendete Vokabular alltagssprachlich benutzt werde, wobei Bedeutungsgleichheit der Fragen erreicht werden solle. In einer Interviewsituation besteht gemäss Großkopf/Barden (1998: 238) überdies ein gewisses Ungleichgewicht, da der:die Interviewer:in stärker daran interessiert sei, Antworten zu erhalten, als die befragte Person daran, diese Antworten zu geben. Dieses Ungleichgewicht durch könne die Gestaltung des Gesprächsstils im Interview jedoch weitgehend aufgehoben werden. Es gelte dabei, eine möglichst hohe Gemeinsamkeit der Kommunikation zwischen Interviewer:in und Gewährsperson

[160] Laut König (2014: 95) blieb eine prozessorientierte Reflexion im Zugang zu Interviews als ein Instrument, in dem soziale Wirklichkeiten konstruiert werden, jedoch lange aus.

anzustreben. Auch sei es hilfreich, wenn die Kommunikation über die Interviewsituation hinaus beibehalten werde und ein Thema nicht dann beendet werde, wenn der:die Interviewer:in eine Antwort erhalten habe, sondern dann, wenn die Gewährsperson es für erschöpfend besprochen halte.

Gegenüber einer teilnehmenden Beobachtung spricht laut Lamnek/Krell (2016: 313) für das Erhebungsinstrument Interview, dass die Informationen im Entstehen aufgezeichnet werden können, unverzerrt-authentisch sind, intersubjektiv nachvollzogen und beliebig reproduziert werden können. Der Text (das Transkript) und seine Interpretation könnten verglichen werden, was eine Kontrollmöglichkeit darstelle, die dem qualitativen Interview einen methodisch und methodologisch hohen Status zuweise. Arendt (2014: 13) sieht jedoch in der ambivalenten asymmetrischen Situation eines Interviews ein Problem. Die Interviewenden positionierten sich durch ihre institutionelle Anbindung als statushoch, während die Interviewten als Expert:innen gleichzeitig statushoch positioniert würden bzw. sich durch ihre Äusserungen positionierten. Damit sei die Forderung nach der Zuweisung einer Expertenrolle an die Interviewten nicht nur fraglich, sondern zugleich unmöglich. Inwiefern diese Situation tatsächlich problematisch sein muss, dürfte massgeblich vom Inhalt des Interviews und dem genauen Forschungsinteresse abhängen. Solange die Teilnahme am Interview freiwillig erfolgt und die Kommunikation des Forschungsinteresses verständlich und an das Alltagswissen der Befragten anknüpfend vermittelt werden kann, wird die Rollenfrage in der vorliegenden Untersuchung nicht als entscheidende Schwierigkeit für den Interviewverlauf eingeschätzt.

Im Folgenden wird in einem ersten Schritt eine Beschreibung der gewählten Interviewform und des Leitfadens vorgenommen, es erfolgt eine Verortung innerhalb verschiedener Interviewarten und -stile. Anschliessend wird das Sample beschrieben, bevor schliesslich die Durchführung der Interviews nachskizziert wird.

9.1 Interviewformen

Eine Übersicht über die zahlreichen Möglichkeiten, ein Interview aufzubauen und zu gestalten, findet sich bei Lamnek/Krell (2016: 338ff.) oder Kruse (2015: 147ff.) sowie bei Helfferich (2011: 36ff.). Für die vorliegende Untersuchung konnte keine der bestehenden Formen eins zu eins übernommen werden, da die Komplexität des Forschungsgegenstands sowie die unterschiedlich ausgerichteten Forschungsfragen nach einer Kombination verschiedener Ansätze verlangten.

Auf dem Kontinuum zwischen Offenheit und Standardisierung (vgl. Cuonz 2014a: 190f.) liegt die Untersuchung eher in der Nähe des Pols ‹offen›, da sowohl die Fragenreihenfolge als auch -formulierung nicht gleich gehalten, sondern der Erzählstruktur der interviewten Person jeweils angepasst wurde und es keine vorgegebenen Antwortkategorien gab. Trotzdem kann von einer Teilstandardisierung gesprochen werden, die laut Arendt (2014: 14) meist nötig ist, da ein singulärer Erzählimpuls oftmals nicht ausreiche, um forschungsrelevante Wissensinhalte zu erarbeiten. Daher wurde mit einem semi-strukturierten Interviewleitfaden gearbeitet (s. Anhang). Im Gegensatz zu einem strukturierten Interview, bei dem zentral ist, dass alle Befragten die gleichen Fragen mit einer gleichgehaltenen Fragenformulierung in einer bestimmten Reihenfolge gestellt bekommen, wird im semi-strukturierten Interview ein thematischer Leitfaden verwendet, der zwar in allen Interviews die gleichen Schwerpunkte abfragt, jedoch mit an den

Gesprächsverlauf angepasster Formulierung und Fragereihenfolge (vgl. König 2014: 71). Teil- oder nicht-strukturierte Interviewformen dienen gemäss König (2021: 169) insbesondere der Erhebung subjektiver Sinnwelten der interviewten Sprecher:innen. Laut Helfferich (2011: 179f.) eignen sich Leitfadeninterviews immer dann, wenn einerseits subjektive Theorien und Formen des Alltagswissens zu rekonstruieren sind, was maximaler Offenheit bedürfe, und andererseits Themen von den Interviewenden eingeführten werden sollen, womit in den offenen Erzählraum strukturierend eingegriffen werde. Solche Eingriffe seien in jenen Fällen sinnvoll, in denen eine selbständige Generierung von Texten, die für die Interpretation für das Forschungsinteresse wichtig sind, nicht erwartet werden könne.

Mit Einbezug von Erzählstimuli als Alternative zu Fragen ähnelt die gewählte Interviewform dem episodischen Interview (vgl. Flick 2011). Dieses erfasst auf der Basis von gemachten Erfahrungen der Interviewten das narrativ-episodische Wissen und daraus abgeleitet das semantische Wissen, also Wissen zu Regelmässigkeiten und Regeln. Die Kombination aus Narration und Befragung entspricht laut Lamnek/Krell (2016: 344) weitgehend der Alltagskommunikation. Wie Flick (2011: 27ff.) ausführt, handelt es sich bei dieser Kombination zweier methodischer Zugänge um eine Form der methodeninternen Triangulation. Während semantisches Wissen durch Fragestellen angesprochen und stimuliert werde, lasse sich episodisches Wissen am besten durch narrative Stimuli, also Erzählaufforderungen, erfragen (vgl. Flick 2022: 221). Dabei solle der Interviewleitfaden offengehalten werden und dem:der Interviewten die selbständige Wahl der erzählten Episode oder Situation sowie die Art deren Präsentation ermöglichen, da der Referenzpunkt stets die subjektive Relevanz einer Situation für die:den Befragte:n sein solle (ebd.: 222). Im Hinblick auf die Datenauswertung zeigt sich bereits in dieser Forderung eine der zentralen Schwierigkeiten dieser Art der Befragung, nämlich die Heterogenität der durch die Interviews generierten Daten:

> Im episodischen Interview werden durch die unterschiedlichen Fragetypen von vornherein unterschiedliche Datensorten (Erzählungen, Argumentationen, Begriffsexplikationen etc.) angestrebt. Ähnlich wie in vergleichbaren Interviewtypen entsprechen die Daten, die bei seiner Anwendung entstehen, nicht in jedem Fall und immer der idealtypisch mit den jeweiligen Fragen bzw. Aufforderungen angestrebten. (Flick 1996: 154)

Die Interviews können auch als semi-narrativ bezeichnet werden (vgl. Cuonz 2014a: 190f.). Im Unterschied zum narrativen Interview (vgl. Schütze 1977), das explizit die subjektive Sichtweise des Individuums erfassen will und bei dem daher ein Wechsel aus der Erzählung in die Argumentation als eine Art der Abwehrstrategie gegen zu starken Selbstbezug des zu Erzählenden gesehen wird, zielt das episodische Interview auf soziale Repräsentationen ab (vgl. Kapitel 6.2.3), also eine Mischform zwischen individuellem und sozialem Denken und Wissen. Wechsel zwischen Erzählungen selbst erlebter Situationen und allgemeineren Beispielen und Illustrationen werden laut Flick (2011: 37) nicht als Verlust an Authentizität oder Validität gewertet, weshalb verschiedene Datensorten auf unterschiedlichen Niveaus der Konkretheit und des Bezugs zum interviewten Individuum entstünden. Durch ein gezieltes Hinterfragen des Selbstverständlichen sollen gemäss Pfeiffer (2019: 358) im Interview Topoi aufgespürt werden, die von den Gewährspersonen verwendete Ordnungskategorien in Form von sozialen Repräsentationen nachvollziehbar machen.

Bezüglich einzelner Aspekte gleichen die durchgeführten Interviews auch anderen Interviewformen, beispielsweise jener des fokussierten Interviews (Reiter/Witzel 2021, Witzel 2000); da es sich bei den Interviews um den zweiten Teil der zweiteiligen Datenerhebung handelt und alle GWP an den aufgezeichneten Teammeetings – dem ersten Teil – mindestens einmal teilgenommen haben. Die Onlinemeetings im Beisein der Exploratorin entsprechen dabei der realen Feldsituation, welche die Befragten erlebt haben, die typischerweise in fokussierten Interviews thematisiert wird (vgl. Lamnek/Krell 2016: 351). Der Interviewleitfaden wurde auch auf Basis der dabei beobachteten Situationen und Verhaltensweisen entworfen. Somit dienen die Befragungen der GWP nicht nur der reinen Hypothesenbildung, sondern auch deren Überprüfung. Diese dialektische Verortung auf dem Kontinuum zwischen induktivem und deduktivem Ansatz entspricht jedoch auch jenem des problemzentrierten Interviews von Witzel (2000). Die Fokussierung auf ein bestimmtes Thema, ein Problem, rückt die gewählte Interviewform in dessen Nähe. Beim problemzentrierten Interview (PZI) handelt es sich Witzel (ebd.: 6) zufolge um ein diskursiv-dialogisches Verfahren, das die Interviewten als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen versteht.

Die GWP der vorliegenden Untersuchung und ihre Sichtweise auf die alltägliche Kommunikation in den Arbeitsgruppen werden in ihrer Doppelrolle nicht nur als Forschungsobjekte, sondern auch als Forschungssubjekte ernst genommen (vgl. Witzel/Reiter 2022: 85), indem ihnen immer wieder die Möglichkeit übertragen wird, das Gespräch zu steuern und thematische Schwerpunkte zu setzen. So sollen die GWP mit einer Einstiegsfrage zur Verwendung von Sprachen und Varietäten im Berufsalltag zu einer Erzählsequenz angeregt werden, deren thematische Aspekte durch die Exploratorin aufgegriffen werden, um so «den roten Faden weiterzuspinnen und zu detaillieren, den die Befragten in dieser Sequenz angeboten haben» (Witzel 2000: 7).

Im Interviewleitfaden wurden verschiedene Arten der Fragen kombiniert, da Fakten- oder Einstellungsfragen gemäss Helfferich (2011: 106) bei der interviewten Person andere Prozesse in Gang bringen als die Aufforderung zu einer Stegreiferzählung. Punktuell wurden auch Äusserungen in Form von Satzanfängen eingesetzt, die von den Interviewten zu vervollständigen waren. Dies mit dem Ziel, die Bandbreite der möglichen Denkkategorien der GWP exemplarisch abzubilden und gleichzeitig nicht durch eine vorgegebene Frage- oder Aussagerichtung von Anfang an zu steuern. Der Leitfaden diente mit seinen Schwerpunkten als Orientierungshilfe, er wurde aber je nach Antwort- und Erzählverhalten der GWP stärker oder weniger stark befolgt. Dies hatte den Vorteil, dass ein natürlicherer Gesprächsfluss entstehen konnte, als dies bei einem strikten Verbleiben bei einer vorgegebenen Fragereihenfolge der Fall wäre. Ein Nachteil besteht hingegen darin, dass die Interviews sehr heterogen ausfielen und die Vergleichbarkeit zwischen den GWP nicht bei allen Themenbereichen bzw. Antworten in gleichem Masse gegeben ist.

9.2 Zur Varietätenwahl im Interview

Die Exploratorin stammt selbst aus der Zentralschweiz, kann von den befragten Deutschschweizer:innen also als Mitglied der eigenen In-Group kategorisiert werden. Als Interviewsprache wurde Schweizerdeutsch gewählt. Da alle GWP im Rahmen der ersten Datenerhebung bereits Kontakt mit der Exploratorin hatten und die Umgangssprache in diesen Situationen seitens der Deutschschweizer:innen der Dialekt war, stellt dieser für Folgesituationen die unmarkierte

Wahl dar. Das bezüglich der Varietäten asymmetrische Interviewgespräch mit den (meisten) deutschen GWP dient denn auch als erste Grundlage für eine Einschätzung deren Dialektkompetenz (vgl. Kapitel 9.5 sowie 13.3). Trotzdem muss die Tatsache kritisch reflektiert werden, dass die asymmetrische Varietätenwahl die Exploratorin unverkennbar als Teil der Deutschschweizer In-Group kennzeichnet. Denn wie Riehl (2000: 144) feststellt, spielt «die Frage, ob alle Gesprächspartner der gleichen oder verschiedenen Sprach- oder Dialektgruppen angehören», eine Rolle für den Verlauf des Interviews. Insbesondere bezüglich der Äusserung von sprachlichen Werturteilen und Spracheinstellungen muss dieser potenzielle Bias bedacht werden (vgl. Kapitel 9.3). Die Verwendung der für die mündliche Kommunikation unmarkierten Varietät des Schweizerdeutschen seitens der Exploratorin wird trotz der erwähnten Gefahr als die richtige Wahl eingeschätzt, vor allem auch im Hinblick auf den Aufbau eines Vertrauensverhältnisses (vgl. Flick 2011, Steinke 2019, Witzel/Reiter 2022) zwischen Exploratorin und GWP, für den ein authentisches und natürliches Sprachverhalten sowie die Gleichbehandlung aller Teilnehmer:innen als Grundlage gesehen wird.

9.3 Erhebung von Spracheinstellungen

Wie in Kapitel 6.3 bereits ausgeführt wurde, handelt es sich bei der Erhebung von subjektiven Sprachdaten und insbesondere Spracheinstellungen, oder korrekter Spracheinstellungsäusserungen, um ein komplexes Unterfangen mit zahlreichen methodischen Herausforderungen. Die erwähnte «Unzugänglichkeit» laienlinguistischer Daten (vgl. Niedzielski/Preston 2010/2000) macht den Einsatz von Methoden notwendig, die einem den Zugang zu diesen mentalen Dispositionen, um die es sich bei den mentalen Repräsentationen von Lai:innen handelt, ermöglichen (vgl. dazu auch Wirrer 2021: 119ff.). Lange wurden in der Sprachwissenschaft sogenannt indirekte Methoden verwendet, um die Einstellungen gegenüber verschiedenen Varietäten zu erheben (vgl. Schiesser 2020: 17). Zu erwähnen wäre diesbezüglich beispielsweise die Matched-Guide-Methode (Lambert et al. 1960), bei der den Gewährspersonen mehrere Sprachstimuli von ein und derselben Einzelperson vorgespielt werden, während die GWP glauben, mehrere Sprecher:innen zu hören. Auf diese Weise soll laut Großkopf/Barden (1998: 224f.) eine Korrelation zwischen Sprache und sozialen und kulturellen Wertvorstellungen ermittelt werden, indem die Gewährspersonen eine Varietät beurteilen, ohne dass sie wissen, dass sie sie beurteilen. Die Methode ist nicht unumstritten, da gemäss Cuonz (2014b: 33) die Frage offenbleibt, ob die unter Laborbedingungen im Experiment erhaltenen Resultate auf reale Situationen generalisierbar sind, und überdies die Verwendung von semantischen Differenzialien und Likert-Skalen wenig Raum für den Ausdruck individueller Reaktionen in den Antworten ermöglichen würde. Während Methoden wie Matched-Guise auf die Erhebung von Perzepten abzielen, kommen für die Beforschung bewusster Konzepte andere, direkte Methoden zu Anwendung (vgl. Cuonz 2014a: 28).

Die Vor- und Nachteile direkter bzw. indirekter Einstellungserhebungsmethoden werden lebhaft diskutiert (vgl. Cuonz/Studler 2014b). Direkte Methoden haben laut Schiesser (2020: 17) in den letzten Jahren vermehrt Zuspruch erfahren. Im Gegensatz zu indirekten Erhebungsmethoden wie der Matched-Guise-Methode untersuche die direkte Einstellungsforschung die Genese von Einstellungen in ihrem komplexen (Äusserungs-)Kontext, wie auch die Variabilität von evaluativen Äusserungen und die Konstruktion des evaluierten Objekts, wie Cuonz/Studler (2014a: 2) ausführen. Dabei wird davon ausgegangen, dass es sich bei Einstellungen um

dynamische Einheiten handelt, die im jeweiligen Kontext erst konstruiert werden (vgl. Arendt 2014, Purschke 2014). Tophinke/Ziegler (2006) propagieren daher einen qualitativen Zugang, der diese kontextuellen Besonderheiten berücksichtigt.

In der vorliegenden Arbeit kommen direkte Methoden zur Anwendung. Auch wenn in einer Reihe von Studien, die für die vorliegende Untersuchung in einzelnen Aspekten durchaus relevant sind, die Matched-Guise-Methode angewandt wurde (z. B. Hundt 1992, Großkopf/Barden 1998, Guntern 2011a), kam deren Einsatz für die Untersuchung selbst nicht infrage. Einerseits ist ein transparenter Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand und dem Forschungsinteresse gegenüber den GWP und dem Verständnis ebenjener als kompetente Auskunftgeber:innen zentraler Bestandteil der Arbeit, sodass ein Verschleiern des eigentlichen Forschungsinteresses nicht denkbar und auch nicht möglich wäre. Die Mündigkeit der Informant:innen soll ins Zentrum gerückt werden, die GWP sollen nach ihrem Gutdünken und innerhalb ihres eigenen Referenzrahmens Auskunft geben können. Dadurch werden der dialektsoziologischen Forschung gemäss Studler (2014: 170) «wichtige Erkenntnisse in Bezug auf konkrete Stimmungsbilder der Bevölkerung, die wiederum konkrete (sprach-)politische Konsequenzen aufzeigen und erklären können» dargeboten, «wie sie durch objektive, indirekte und rein quantitative Studien nur unzureichend erzielt werden können». Dementsprechend wurde der direkte Weg der offenen Befragung zur Einstellung gegenüber den Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch sowie verschiedenen Standarddeutschvarianten bzw. zu deren Bewertung gewählt. Durch eine offene Frageform und möglichst wenig Steuerung seitens der Exploratorin wurde versucht, den GWP den grösstmöglichen Raum zur eigenen Formulierungsfindung und sprachlichen Gestaltung ihrer Aussagen zu lassen. Großkopf/Barden (1998: 230) betonen den Vorteil von Interviews gegenüber Techniken wie Matched-Guise und der Bewertung mit Skalen, gerade dann, wenn sie narrativen Charakter hätten; sie könnten vielschichtiger die persönliche Wahrnehmung der befragten Person nachzeichnen.

Im vorliegenden Kontext soll vorwiegend auf Wissensbestände der Form Konzeptualisierung zugegriffen werden, wobei die Gewährspersonen gemäss Cuonz (2014a: 189) auf innere Ressourcen und mentale Konzepte zurückgreifen und diese bewusst explizieren. Trotzdem muss ein gewisser Einfluss der sozialen Erwünschtheit bei der Formulierung der Antworten seitens der GWP sowie die Möglichkeit, dass die echte Meinung nicht geäussert wird, freilich zu jedem Zeitpunkt berücksichtigt werden. Vor allem bei der Bewertung von Varietäten sowie Aussagen zu den verschiedenen Nationalitäten muss davon ausgegangen werden, dass stereotype Aussagen und Konzeptualisierungen allenfalls bewusst vermieden werden, da diese möglicherweise als heikel eingeschätzt werden. Durch die Tatsache, dass es sich bei der Exploratorin um eine Angehörige der gleichen «sozialen Gruppe» (vgl. Pfeiffer/Auer 2019: 147) wie ein Teil der Befragten handelt, nämlich den Deutschschweizer GWP, muss überdies insbesondere bei den deutschen Befragten von einer gewissen Befangenheit ausgegangen werden, was die Fragen bezüglich der schweizerischen Varietät sowie der Deutschschweizer:innen betrifft. Im Sinne des *Impression Management* (vgl. Kapitel 6.3.1) versuchen Individuen mit Beschreibungen und Bewertungen auch im Interview stets, ein bestimmtes Selbstbild zu entwerfen (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 206), und gemäss Riehl (2000: 143) haben Gesprächspartner:innen, Situation und andere Kontextfaktoren einen entscheidenden Einfluss darauf, was an Bewertungen geäussert wird. Beispielsweise König (2014) stellt denn auch die Frage in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung,

inwiefern Proband:innen die Formulierung von Einstellungsäusserungen an die jeweiligen Interaktionsbedingungen anpassen. Für die Auswertung kamen Methoden der Gesprächsanalyse zum Einsatz, wie sie auch in der vorliegenden Untersuchung eingesetzt werden.

Beim Thema Schweizer- und Standarddeutsch sowie dem Verhältnis von Deutschen und Deutschschweizer:innen muss gar von einem doppelten Bias ausgegangen werden: Einerseits der erwähnte Mesokontext mit einer Exploratorin, die Teil der einen beteiligten sozialen Gruppe ist, andererseits handelt es sich bzgl. des Makrokontextes beim Gegenstand der Befragung um ein gesellschaftlich und medial vielfach und nicht selten auch emotional verhandeltes Thema (vgl. Kapitel 2.2). Die Befragung der GWP findet somit nicht in einem Vakuum statt und bei der Auswertung der Interviewdaten muss stets bedacht werden, dass auch gesellschaftliche Diskurse die jeweiligen Antworten beeinflussen können.[161] Entsprechend bietet gemäss Riehl (2000: 144) die Diskursanalyse eine Möglichkeit, um trotz dieser Herausforderungen Spracheinstellungen und Stereotype erheben zu können, indem sie indirekt aus dem sprachlichen Verhalten von Sprecher:innen im Umgang mit vorurteilsbehafteten Themen Haltungen herausfiltere. Doch auch direkte Befragungen könnten zu aufschlussreichen Beobachtungen führen, da die Frage nach bestimmten Bewertungen von Sprachvarietäten die Sprecher:innen vor die Problematik stelle, ihre Einstellungen bewusst zu reflektieren und damit der Kognition zugänglich zu machen. Die Befragten wüssten zwar, dass das, was sie sagen, auf einer stereotypen Vorstellung beruht und damit ein Vorurteil wiedergibt, aber sie müssten bestimmte Strategien anwenden, um dies zu rechtfertigen. Der Einsatz von Zögerungspartikeln und sprachlichen Vorsichtsmassnahmen wie der Einsatz von *Hedges, Disclaimers* usw. kann auf eine solche Beeinflussung hinweisen (vgl. Großkopf/Barden 1998: 238ff., Pfeiffer/Auer 2019: 147). Dies wird in der gesprächsanalytischen Betrachtung der Interviewdaten (vgl. Kapitel 11.2) daher auch genauer beleuchtet (vgl. Kapitel 14.).

Die Anwendung solcher Strategien wird laut Riehl (2000: 144) umso wahrscheinlicher, je grösser die Distanz zwischen den Gesprächspartner:innen und je reflektierter das Gespräch ist. Faktoren wie Aufnahmeort, Bekanntheitsgrad und hierarchisches Verhältnis spielten dabei eine Rolle, wobei der entscheidende Einfluss von der Zugehörigkeit der Gesprächspartner:innen zu einer bestimmten wir-Gruppe ausgehe (ebd.: 145), wie im Fall der Deutschschweizer GWP und der Exploratorin und der Gruppe der Deutschschweizer:innen. Die Bekanntschaft von Exploratorin und GWP ist in der vorliegenden Untersuchung eine oberflächliche, aber flächendeckende, die vom ersten Teil der Datenerhebung herrührt. Das hierarchische Verhältnis wird wie erwähnt durch die Tatsache geprägt, dass die GWP als kompetente Auskunftgeber:innen bezüglich ihres sprachlichen Alltags angesprochen werden, sodass ein markanter Statusunterschied zwischen der Exploratorin als Expertin und den Befragten als Lai:innen weitgehend vermieden werden soll.

Ganz grundsätzlich müssen gemäss Tophinke/Ziegler (2006: 216) Spracheinstellungsäusserungen, die in einem Interview erfolgen, von spontanen, in Small-Talk-Situationen geäusserten

[161] Insbesondere bei der Befragung der deutschen GWP zum Schweizerdeutschen und der Thematik des covert/overt prestige (vgl. Trudgill 1972) von Varietäten. Auch negative ästhetische Sprachurteile können gemäss König (2014: 39) als dispräferiert beschrieben werden.

unterschieden werden. Während beim Small Talk eher gruppenkonstitutive Momente eine Rolle spielten und die Positionierung innerhalb der sozialen Gruppe im Vordergrund stehe, würden in der Interviewsituation allfällige Erwartungen der interviewenden Person zu erfüllen versucht, gleichzeitig werde aber auch Raum für die narrative Entfaltung von Spracheinstellungen geboten. Auch Koller (1992: 187) sprach sich dafür aus, das Verhältnis von Deutschschweizer:innen zur deutschen Standardsprache und ihren subjektiven Dialekt-Standardsprache-Sprachwelten in weiteren empirischen, sozial- und sprachpsychologischen Studien zu untersuchen. Dabei müssten solche Arbeiten mit einem feinen Frage-Instrumentarium arbeiten, die es ermöglichen würden, die subjektiven Sprachwelten der Deutschen mit den subjektiven Sprachwelten der Deutschschweizer:innen zu vergleichen. Auch er empfiehlt dafür die Verwendung von Tiefeninterviews, wie sie in der vorliegenden Untersuchung durchgeführt werden.

9.4 Interviewleitfaden

Unter Berücksichtigung der zahlreichen Anforderungen, denen ein Interviewleitfaden gerecht werden muss – Berücksichtigung der Grundprinzipien qualitativer Sozialforschung, insbesondere des Prinzips der Offenheit, begrenzte Anzahl von Fragen, formale Übersichtlichkeit und gute Handhabbarkeit, Orientierung am «natürlichen» Erinnerungs- und Argumentationsfluss, kein Ablesen von Fragen und Priorisierung von spontan produzierter Erzählung (vgl. Helfferich 2011: 180) – wurde ein Leitfaden mit Erzählaufforderungen und Fragen zu den verschiedenen für die Forschungsfragen wichtigen Themen zusammengestellt. Dabei wurden nach dem SPSS-Prinzip, welches Helfferich (ebd.: 182ff.) beschreibt, in vier Schritten zuerst möglichst viele Fragen gesammelt (S), diese wurden geprüft (P), sortiert (S) und schliesslich unter einfachen Erzählaufforderungen subsumiert (S). Das Vorgehen soll gemäss Helfferich (ebd.: 182) einerseits das Grundprinzip der Offenheit wahren und andererseits die für das Forschungsinteresse notwendige Strukturierung schaffen. Ebenfalls diene es gleichzeitig der Vergegenwärtigung und dem Explizieren des eigenen theoretischen Vorwissens sowie der impliziten Erwartungen an die Erzählungen, die von den Interviewten zu produzieren seien. Es wurde darauf geachtet, einen Erzählfluss zu ermöglichen, indem der Reihenfolge der Fragen eine gewisse Flexibilität zugestanden wurde. So sollten zu Beginn eher offene Erzählaufforderungen stehen, die es den Gewährspersonen erlauben, in ihren eigenen Worten auf jene Themenbereiche einzugehen, die sie als relevant oder interessant erachten. Konkretere Nachfragen sollten dann eingesetzt werden, wenn ein Thema von der GWP nicht bereits von selbst angesprochen wurde oder wenn Unklarheiten bestanden.

Da zwei Gruppen von GWP zu befragen waren – Deutsche und Deutschschweizer:innen –, wurden zwei Versionen des Leitfadens entwickelt, wobei der ‹Schweizer Leitfaden› Fragen zur Verwendung des Schweizerdeutschen enthält, während die ‹deutsche Version› auf die Migrationserfahrung eingeht.[162] In beiden Versionen werden die GWP zu ihrer Einschätzung der jeweils anderen Nationalität und deren Sprachverhalten befragt. Für die deutschen GWP wurden

[162] In einem einzigen Fall wurden Fragen aus dem ‹Schweizer Leitfaden› auch an eine deutsche GWP, VB, gerichtet, vgl. Kapitel 9.6.

schliesslich die zehn Dialektsätze für den Verständnistest in der zweiten Hälfte des Leitfadens platziert (vgl. Kapitel 9.5).

Flick (2022: 175) weist auf die Herausforderung hin, aus Forschungsfragen einen Interviewleitfaden zu erstellen, da wissenschaftliche Konzepte und Begriffe in Interviewfragen übersetzt werden müssten, indem Termini und Formulierungen gefunden würden, die Bezug zur Lebenswelt und zur Sprache der Interviewten aufweisen. Patton (2015: 445) nennt sechs Arten von Fragen, die in einem Interview gestellt werden können. Jede Art von Frage, die man stellen möchte, könne unter eine dieser Kategorien subsumiert werden: Fragen, die sich auf a) Erfahrungen und Verhaltensweisen, b) Meinungen und Werte, c) Gefühle, d) Wissen, e) Sinneswahrnehmungen, f) den persönlichen Hintergrund und die demografische Situation der Befragten beziehen. Während Fragen des Typs a), b) und d) im vorliegenden Fall im Interview selbst enthalten sind, wurden einige für das Forschungsinteresse zentrale Daten des Typs f) in einem Kurzfragebogen erhoben, den die Interviewten im Vorfeld des Interviews ausfüllten. Dies mit dem Ziel, das Interview vom Frage-Antwort-Schema zu entlasten, nach welchem das Abfragen dieser Daten verlangt.

Der Interviewleitfaden wurde aufbauend auf Leitfragen konzipiert, die sich aus der Bearbeitung der Gesprächsdaten – der Onlinemeetings – als relevant erwiesen: [163]

- Welche Sprachen/Varietäten verwenden die Gewährspersonen am Arbeitsplatz?
- Wann und von/mit wem wird Schweizerdeutsch gesprochen?
- Wann kommt Standarddeutsch zum Einsatz?
- Wie bewerten die GWP die eigene (Nicht-)Akkommodation bzw. jene der Kolleg:innen?
- Wie steht es um die Dialektkompetenz der deutschen GWP?
- Wie kategorisieren und bewerten die GWP die Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch?
- Wie ist die Haltung der GWP gegenüber Personen der eigenen/anderen Nationalität?

In Anlehnung an die Methode des episodischen Interviews wurde der Einstieg in das Interview mit einer Erzählaufforderung gestaltet, nämlich jener, zu erzählen, welche Sprachen (und Varietäten) die GWP am Arbeitsplatz wie häufig verwenden würden. Dabei wird nicht direkt nach der subjektiven Definition des besprochenen Themas gefragt, jedoch kann durch die Nennungen und die Wahl der Bezeichnungen durch die GWP implizit ein Eindruck der Konzeptualisierungen von Sprachen und Varietäten seitens der Befragten gewonnen werden. Wie es beim methodischen Ansatz des sprachbiografischen Tiefeninterviews Usus ist, wurde auch in den Interviews dieser Untersuchung weitmöglichst versucht, keine linguistischen Termini für

[163] Basierend auf den Ergebnissen anderer Untersuchungen (vgl. Großkopf/Barden 1998) wurde auch der Aspekt des sozialen Netzwerks in die Befragung miteinbezogen. Dieser Themenbereich erwies sich jedoch als wenig ergiebig bzw. aussagekräftig, was sicherlich auch an der oberflächlichen Fragestruktur lag. Dementsprechend werden die dazugehörigen Äusserungen nicht systematisch ausgewertet.

Sprachlagen oder Varietäten vorzugeben.[164] Die Einstiegssequenz ermöglichte, im weiteren Gespräch die von den GWP genannten Varietäten- und Sprachlagen-Bezeichnungen zu verwenden, «um die Gewährspersonen so wenig wie möglich zu beeinflussen und ihnen Raum zu eingehender Metakommunikation individuell-sprachlicher Ansichten und Evaluationen zu geben» (Koppensteiner/Lenz 2021: 399). Diese Anpassung an den von den Befragten praktizierten Sprachcode (vgl. Lamnek/Krell 2016: 333) entspricht auch der Forderung von Sacks der Bezugnahme auf die Kategorien durch die Handelnden selbst (vgl. Thimm 2003: 75).

Im Anschluss an die Ankerfrage (ebd.: 400) folgten ausgehend von der Sprachverwendung am Arbeitsplatz Fragen, Vervollständigungssätze und Erzählaufforderungen zu den Themenbereichen *Sprachverwendung, Fragen zu den Varietäten, Fragen zur Varietätenkompetenz, (Dialekttest), Frage/n zum Netzwerk, Frage/n zu Mentalitäten/Nationalitäten* (Leitfaden s. Anhang). Dabei zielen vor allem die Fragen zu den Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch (sowie der Dialekttest) auf die Erhebung semantischen Wissens ab, indem subjektive Konzeptualisierungen der jeweiligen Varietäten fokussiert werden. Die Fragen zur Sprachverwendung hingegen regen tendenziell die Äusserung episodischen Wissens an. Mit der Einteilung von Patton (2015) gesprochen, handelt es sich im ersten Fall um Fragen, die sich auf Wissen beziehen, während mit den Fragen zur Sprachverwendung nach Erfahrungen und Verhaltensweisen gefragt wird. Die Fragen zu Mentalitäten/Nationalitäten sprechen vermehrt Meinungen und Werte an, wie auch im Fall der Varietäten und in Bezug auf Spracheinstellungsäusserungen.

In drei Pre-Tests wurden die Leitfäden getestet, um die Verständlichkeit der Fragen zu prüfen sowie die ideale Reihenfolge der Themenblöcke festzulegen. Diese Tests stellten sich als äusserst gewinnbringend heraus, da sie nicht nur aufzeigten, welche Frage- oder Erzählaufforderungsarten wie verstanden werden konnten, sondern auch der Exploratorin ein Gefühl dafür gaben, welche Formulierungen geeignet waren, um bei den Befragten narrative Sequenzen zu generieren, ohne die Interviewten zu früh in eine bestimmte Richtung zu lenken. Im gleichen Rahmen wurden auch die Kurzfragebogen getestet, welche mit LimeSurvey erstellt wurden, wiederum in zwei Ausführungen, einer mit 17 Fragen für die deutschen und einer mit 13 Fragen für die Deutschschweizer Gewährspersonen (s. Anhang).

9.5 Dialekt-Verständnistest

Für eine Beurteilung der Dialektkompetenz der deutschen Gewährspersonen – neben ihren Selbstauskünften – kann einerseits das Interviewgespräch selbst als Grundlage genommen werden (vgl. Scharioth 2015), das seitens der Exploratorin auf Schweizerdeutsch geführt wurde. Dabei handelt es sich um einen Luzerner Dialekt, wie ihn die GWP in ihrem Arbeitsalltag in einem in der Zentralschweiz angesiedelten Unternehmen regelmässig antreffen, und den alle interviewten Personen gemäss Selbstauskünften sowie den Angaben der *Gatekeeper* durchwegs verstehen. Fehlende rezeptive Dialektkompetenz würden sich in der Interviewsituation also zweifelsfrei erkennen und nachweisen lassen.

[164] Durch die thematische Fokussierung des Interviews konnte die explizite Thematisierung jedoch nicht gänzlich umgangen werden. So wurde die Exploratorin auch mehrfach nach der in der Sprachwissenschaft verwendeten Bezeichnung für eine Varietät oder ein anderes sprachliches Phänomen gefragt.

Für eine gezielte Überprüfung der Dialektkompetenz wurde mit sechs der sieben bundesdeutschen GWP ein Dialekt-Verständnistest durchgeführt. Bei der GWP VB, die als Einzige selbst Schweizerdeutsch spricht, wurde darauf verzichtet, da die rezeptiven Kenntnisse als gegeben betrachtet und als Grundlage angenommen werden können, auf der die produktiven Kompetenzen fussen (vgl. Faistauer 2010: 962). Es wurden zehn schweizerdeutsche Sätze zusammengestellt mit jeweils einem bis vier spezifischen Dialektbegriffen oder Helvetismen, die als schwer bis nicht verständlich für Personen ohne Dialektkenntnisse eingeschätzt wurden (s. Anhang). Die Auswahl der Begriffe und Sätze erfolgte durch die Exploratorin unter Zuhilfenahme eines Lehrmittels für Schweizerdeutsch (vgl. Fink et al. 2009). Vergleichbar mit Lenz (2003: 59) wurden die Sätze für die Durchführung vorgelesen. Dies nicht durch die Exploratorin selbst, sondern von einer Dialektsprecherin ebenfalls aus der Zentralschweiz, wobei eine Aufnahme vorbereitet wurde, sodass alle GWP dieselbe Version vorgespielt bekamen. Koller (1992: 251f.) schätzt die Verwendung eines Sprachtests aufgrund von Vortests als legitim ein, vor allem, wenn dieser in der zweiten Hälfte der Befragung stattfindet, wenn bereits ein Vertrauensverhältnis zwischen GWP und interviewender Person bestehe.[165]

Um negativen bzw. abwehrenden Reaktionen seitens der GWP vorzubeugen, muss eine Einbettung der Testsequenz in das Gesamtinterview also wohlüberlegt sein. Im Fall der vorliegenden Untersuchung wurde die Sequenz entsprechend in der zweiten Hälfte des Interviews eingeplant. Weiter wurde auf ein typisches Testsetting verzichtet und die Aufgabe des Übersetzens wurde mit dem Hinweis eingeführt, dass die GWP die folgenden Sätze so wiedergeben sollten, wie sie diese selbst formulieren würden. Diesem Umstand ist denn auch die Tatsache geschuldet, dass nicht alle GWP die Aufgabe ganz identisch verstanden und umgesetzt haben. So liegen von einigen GWP zum Teil nicht Wort für Wort übersetzte Sätze vor, wobei – aus den oben erörterten Gründen – nicht auf eine lückenlose Übersetzung bestanden wurde, weshalb in Einzelfällen das effektive Verständnis eines Begriffs nicht abschliessend eruiert werden konnte. Entsprechend erfolgte die Auswertung des Tests mit einer stärkeren Gewichtung eines globalen Verständnisses gegenüber singulärem Detailwissen zu bestimmten Dialektbegriffen oder -wendungen. Dies entspricht auch dem Anspruch, die rezeptiven Kompetenzen der GWP zu testen, wie sie in ihrem (betrieblichen) Alltag relevant sind. Es wurde für die Auswertung mit einem Punktesystem gearbeitet, bei dem pro Satz zwei Punkte gewertet wurden, die bei vollständiger und korrekter Übersetzung des Satzes erreicht werden konnten. Wurde nur ein Teil des Satzes korrekt übersetzt oder kam eine klare Fehlübersetzung vor, wurde ein Punkt vergeben. Bei Nichtverstehen eines Satzes oder dem Vorkommen von mehreren Fehlübersetzungen wurden 0 Punkte gewertet – dieser Fall kam im Test jedoch nicht vor. Die Ergebnisse des Tests werden in den Kapiteln 13.3 sowie 14 genauer erläutert.

[165] Bezüglich der effektiven Durchführung berichtet er von der eigenen Befragung jedoch von sehr unterschiedlichen Reaktionen seitens der deutschen Gewährspersonen – von solchen, die den Test mit Freude absolvierten bis zur kompletten Verweigerung von jenen, die angegeben hatten, kein Schweizerdeutsch zu sprechen. Insgesamt beurteilte Koller den eigenen Test bzw. die Resultate daraus als wenig brauchbar (vgl. ebd.).

9.6 Die Gewährspersonen

Die Zusammensetzung der Gewährspersonen ergab sich aus dem Zusammenspiel von Interesse seitens der Forscherin an Interviews mit Personen, von denen aus der ersten Datenerhebung Belege vorlagen und/oder die sich als interessante Fälle herausgestellt hatten, einerseits, und der Bereitschaft der GWP, an der Befragung teilzunehmen, andererseits. Die Zusammenstellung des Samples bzw. die Verteilung von deutschen und Deutschschweizer GWP resultierte folglich aus diesen Bedingungen. Für die Ergebnisse werden daher keine Repräsentativitätsansprüche erhoben; vielmehr sollen «punktuelle sprachliche Tiefenbohrungen» (Bürkli 1999: 55) zu einer bestimmten Konstellation innerhalb eines konkreten Settings vorgenommen werden, das wiederum in seiner internationalen Ausgestaltung als exemplarisch für die Lebensrealität eines relevanten Teils der Bevölkerung in der Deutschschweiz gelten kann. Schliesslich konnten zehn Deutschschweizer und sieben deutsche GWP für ein Interview gewonnen werden. Hinsichtlich der Bewältigbarkeit des Material- und damit entstehenden Arbeitsvolumens schien diese Anzahl passend,[166] während sie auch einen aussagekräftigen Querschnitt durch die erforschte Gruppe ermöglichen sollte.

[166] Vgl. Kvale (2007: 44), der die übliche Anzahl Interviewte mit 15 ± 10 angibt und auf das Phänomen verweist, dass bei diversen Studien mit Quantität statt Qualität operiert würde, weil man dem Eindruck erlegen sei, dass grössere Wissenschaftlichkeit durch eine grosse Anzahl Interviews erreicht werde.

9.6.1 Soziobiografische Daten

Die im Kurzfragebogen erhobenen soziodemografischen Daten sind in Tab. 2 ersichtlich.

GWP (Kürzel)	Geschlecht	Nationalität	Aufgewachsen in	In der Schweiz seit __ Jahren	Alter	Berufliche Funktion	Im Unternehmen seit __ Jahren
Reto Hugentobler (RH)	M	CH	Ebikon		50–60	Teamleiter	>25
Raphael Baumann (RB)	M	CH	Zürich/ Hildisrieden		40–50	Teamleiter	15–25
Alexander Schmidt (AS)	M	D	Rheinland/ Oberbayern	7	40–50	Teamleiter	15–25
Stephan Weber (SW)	M	D	Erlangen	10	40–50	Teamleiter	10–15
Thomas Aellen (TA)	M	CH	Kriens		50–60	Abteilungsleiter	15–25
Tamara Zimmermann-Meier (TZM)	W	CH	Egliswil AG		50–60	Assistentin	6–9
Borislav Novak (BN)	M	CH	Emmen		40–50	Teamleiter	10–15
Massimo Rolla (MR)	M	CH	Freienbach SZ		50–60	Teamleiter	15–25
Julian Peter (JP)	M	D	10 Jahre Saarland und Nähe München, dann Zug CH	22	30–40	Angestellter	10–15
René Eckstein (RE)	M	D	Rendsburg	3	20–30	Angestellter	1–2
Verena Binder (VB)	W	D	Nähe Leipzig	14	40–50	Angestellte	10–15
Martin Kowalczyk (MKo)	M	D	Neufahrn	12	40–50	Teamleiter	10–15
Marianne Schmidt (MS)	W	D	Sauerland	4	40–50	Angestellte	<1
Mike Keller (MK)	M	CH	Rapperswil		60–70	Angestellter	15–25
David Fehr (DF)	M	CH	Schweiz		50–60	Angestellter	10–15
Roland Siegenthaler (RS)	M	CH	Emmenbrücke		50–60	Teamleiter	15–25
Sandro Juric (SJ)	M	CH	Emmenbrücke		30–40	Angestellter	6–9

Tabelle 2 Soziobiografische Daten der GWP

Das Sample weist eine für die technische Branche, zu der das untersuchte Unternehmen gehört, typische Verteilung der Geschlechter auf – mit drei weiblichen Teilnehmerinnen gegenüber 14 männlichen. Rund die Hälfte Deutschschweizer Gewährspersonen ist in der Zentralschweiz aufgewachsen, die andere Hälfte stammt aus nordöstlicher gelegenen (angrenzenden) Kantonen. Die Herkunftsorte der deutschen GWP sind über grosse Gebiete Deutschlands verteilt. Die (sprachliche) Herkunft der deutschen GWP wurde bereits in Kapitel 3.4 beleuchtet. Diese ist für das Forschungsinteresse insbesondere relevant und damit zusammenhängend die Frage nach der eigenen sprachlichen Sozialisation, sprich Dialektnähe am Herkunftsort und deren

Einfluss auf den Umgang mit dem Schweizerdeutschen. Gemäss Schröder (2019: 103) sind solche biografischen Daten «insbesondere im Zusammenhang mit dem Spracherwerb, mit dem sich wandelnden Sprachgebrauch und insgesamt mit den persönlichen Erfahrungen mit Sprache von Interesse», da mit den Spracherfahrungen immer auch Einstellungen und Bewertungen einhergingen. Die weiteren sprachbiografischen Daten sind in Tabelle 3 in Kapitel 9.6.2 ersichtlich.

Die Heterogenität in der geografischen Bezugsgrösse bei der Herkunft erklärt sich dadurch, dass die GWP den Fragebogen zu den soziobiografischen Angaben selbständig ausfüllten und die Fragen zum Teil unterschiedlich interpretierten. Die kürzeste Aufenthaltsdauer einer deutschen GWP in der Schweiz beträgt drei, die längste 22 Jahre. Fünf der sieben GWP sind aufgrund einer Anstellung in die Schweiz gezogen, zwei geben an, aufgrund der Liebe in die Schweiz migriert zu sein. Eine Mehrheit der GWP ist zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 40 und 60 Jahren alt, also im mittleren Alter. Der Vorgesetzte ist TA als Abteilungsleiter, TZM fungiert als seine Assistentin, und acht GWP stehen einem eigenen Team vor. Die übrigen GWP sind als Angestellte ohne Leitungsfunktion tätig. Die Jahre im Unternehmen beziehen sich im Einzelfall – bei der GWP AS – auf den Konzern, zu dem das untersuchte Unternehmen gehört und der aufgrund seines deutschen Ursprungs auch Niederlassungen in Deutschland hat. Ein Wechsel zwischen den verschiedenen Niederlassungen des Konzerns ist ein häufiger Grund für den Zuzug in die Schweiz. Mit RE und MS sind zwei Personen des Samples sowohl erst wenige Jahre im Unternehmen tätig als auch in der Schweiz wohnhaft. Bei den anderen GWP kann von einer mittleren bis langjährigen Ansässigkeit und Zugehörigkeit in der Firma gesprochen werden. Eine Ausnahme in der Migrationsgeschichte stellt der biografische Hintergrund der GWP JP dar, die bereits während der Adoleszenz mit der Familie in die Schweiz gezogen ist. Eine weitere Besonderheit des Samples ist das Verhältnis der GWP AS und MS, die ein Ehepaar sind und gemeinsame Kinder haben.

9.6.2 Sprachbiografische Daten

GWP (Kürzel)	Sprachen, die gesprochen werden	Gleiche Muttersprache wie Partner:in	Muttersprache Eltern	Mit Dialekt aufgewachsen
Reto Hugentobler (RH)	Deutsch, Englisch	Ja	Deutsch	
Raphael Baumann (RB)	Deutsch, Englisch	Nein (Englisch, Koreanisch)	Deutsch	
Alexander Schmidt (AS)	Deutsch, Englisch, Tschechisch, Französisch, Mandarin	Ja	Deutsch	in der Kernfamilie nicht, bei Grosseltern Ja
Stephan Weber (SW)	Deutsch, Englisch	Ja		Ja, aber nicht zu stark
Thomas Aellen (TA)	Deutsch, Englisch, etwas Spanisch	Ja	Vater Deutsch / Mutter Spanisch	
Tamara Zimmermann-Meier (TZM)	Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch	Ja	Deutsch	
Borislav Novak (BN)	Deutsch, Englisch, Serbisch	Ja	Serbisch	
Massimo Rolla (MR)	Deutsch Englisch, Italienisch, ein bisschen Französisch	Ja	Italienisch	
Julian Peter (JP)	Deutsch, Englisch, wenig Französisch, wenig Spanisch	Ja	Deutsch	Nein
René Eckstein (RE)	Deutsch, Englisch, ein wenig Italienisch	-	Deutsch	Grosseltern Plattdeutsch
Verena Binder (VB)	Englisch, Deutsch, Spanisch, Französisch	-	Deutsch	Ja, Sächsisch
Martin Kowalczyk (MKo)	Deutsch, Englisch, ein bisschen Französisch, Italienisch und Russisch	Nein	Deutsch	Ja, Bayerisch
Marianne Schmidt (MS)	Deutsch, Englisch	Ja	Deutsch	Nein
Mike Keller (MK)	Deutsch, Englisch, etwas Französisch, Italienisch, Spanisch	Ja	Deutsch	
David Fehr (DF)	Deutsch, Englisch	Nein	Deutsch	
Roland Siegenthaler (RS)	Schweizerdeutsch, Deutsch, Französisch, Englisch, etwas Spanisch	Ja	Deutsch	
Sandro Juric (SJ)	Deutsch, Serbisch, Englisch	Ja	Serbisch, Kroatisch, Bosnisch	

Tabelle 3 Sprachbiografische Daten der GWP

Als sprachbiografische Daten werden Angaben zum sprachlichen Umfeld der GWP gefasst, wobei sowohl die sprachliche Sozialisation in der Herkunftsfamilie als auch jene von (Ehe-) Partner:innen erhoben wurde, um einen Eindruck der sprachlichen Einflüsse zu erhalten, die die GWP ausserhalb des untersuchten Firmenkontextes erfahren (haben) (vgl. Tab. 3).

Alle 17 Gewährspersonen geben an, mindestens zwei Sprachen zu sprechen, als erste Fremdsprache wird mehrheitlich Englisch angegeben. Dies dürfte Voraussetzung für die Arbeit im untersuchten Unternehmen sein, in dem Englisch neben Deutsch alltägliche Verkehrssprache ist. Zwölf GWP geben an, mehr als zwei Sprachen zu sprechen und drei GWP leben in einer bilingualen Partnerschaft, in der der:die Partner:in nicht dieselbe Muttersprache hat. Die beiden GWP JP und VB unterscheiden (in VBs Fall bezüglich ihres Ex-Partners) zwischen Schweizer- und Standarddeutsch, was für diese Tabelle unter der Kategorie ‹Deutsch› gefasst wird, aber bereits einen ersten Einblick in die vorherrschenden Konzeptualisierungen der beiden Varietäten ermöglicht. Bezüglich der Mehrsprachigkeit sind weder zwischen den Nationalitätsgruppen – also zwischen Deutschen und Schweizer:innen – Unterschiede auszumachen noch in Bezug auf das Alter der GWP. Bei vier Schweizer GWP sind die Eltern (unter anderem) nicht deutscher Muttersprache. Die Frage, ob die GWP in der Familie mit Dialekt aufgewachsen sind, wurde den Schweizer GWP nicht gestellt, da im Schweizer Kontext davon ausgegangen wurde, dass dies der Fall war, da Kinder in der Deutschschweiz spätestens bei Schuleintritt mit Schweizerdeutsch konfrontiert sind. Einige gaben denn auch im Fragebogen konkret «Schweizerdeutsch» als Muttersprache der Eltern bzw. ihre Erstsprache an. Von den deutschen GWP sind drei selbst mit Dialekt aufgewachsen (wenn auch in einem Fall nicht ausgeprägt), zwei kamen mit Dialekt in der erweiterten Familie in Kontakt und zwei gaben an, dass in ihrer Familie kein Dialekt gesprochen wurde.

Zusammenfassend lässt sich im Sample also eine grosse Heterogenität bezüglich der sprachbiografischen Hintergründe konstatieren. Inwiefern der individuelle Hintergrund als Einflussfaktor thematisiert wird, soll unter anderem in der Analyse der Interviews beleuchtet werden (vgl. Kapitel 14).

9.7 Durchführung der Interviews

Die Interviews mit den 17 Gewährspersonen fanden von Juni bis Juli 2022 statt und wurden der Einfachheit halber über das gleiche Tool geführt, mit dem auch die Videokonferenzen der Datenerhebung Teil 1 erfolgte, über Microsoft Teams. Die Entscheidung, die Interviews online durchzuführen, geht auf die Regelungen während der Coronazeit zurück, die Präsenztreffen innerhalb der untersuchten Firma erschwerten, sodass mit der Durchführung im Onlinesetting eine flexible und unkomplizierte Alternative gefunden war. Auch Rick (2023) betont in ihrem Vergleich von offline, also in Präsenzform, und online durchgeführten problemzentrierten Interviews die grosse Flexibilität, die mit der Onlinedurchführung gewonnen wird. Ausserdem wurde eine Konstanz in der Anwendung erreicht, da bereits die erste Datenerhebung mit diesem Tool erfolgte, welches gleichzeitig dem alltäglichen Arbeitswerkzeug der GWP entspricht. Auch konnte eine Vergleichbarkeit der Interviews durch das gleichbleibende Setting erhöht werden. Bezüglich der von Mayring (2023: 124) geforderten «Nähe zum Gegenstand» erwies sich die Onlinedurchführung der Interviews als unproblematisch, obwohl durch die Verlegung ins Digitale das Eintauchen ins Feld seitens der Exploratorin vermeintlich fehlte. Durch den

beschriebenen Status der Onlinemeetings im Arbeitsalltag der Interviewten wurde mit den Online-Interviews ein Eintauchen in einen Teil der Lebenswelt der GWP ermöglicht. Weiter wurde «die Zentrierung auf das zu untersuchende Problem» (Witzel 2000: 7) durch die unkomplizierte Möglichkeit unterstützt, sich ohne speziell zu arrangierende räumliche Installation online zum Gespräch zu treffen. Auch Störungen durch Stimuli wie Umgebungsgeräusche, wie sie bei Präsenztreffen oft einberechnet werden müssen, konnten in den Onlinemeetings vermieden werden, was sehr fokussierte Gespräche ermöglichte und die Problemzentrierung weiter unterstützte.

Der Ablauf der Interviews wurde stets ähnlich gehalten. Nach einer kurzen Begrüssungsphase,[167] die meist mit den typischen dem Onlinesetting geschuldeten technischen Fragen und Kommentaren durchzogen war, holte die Exploratorin noch einmal die Erlaubnis ein, das Interview aufzeichnen zu dürfen, und startete anschliessend die Aufnahme. Das eigentliche Interviewgespräch wurde durch die Erklärung eröffnet, dass die GWP im Folgenden zu drei Themenbereichen befragt würden, womit ihre Rolle als Forschungssubjekt (vgl. Witzel/Reiter 2022: 85) geklärt wurde. Als Erstes wurden die GWP im Anschluss aufgefordert, die Sprachen und Varietäten zu nennen, die sie am Arbeitsplatz nutzen, sowie deren ungefähre prozentuale Verteilung. Bereits bei der Einstiegsphase wurde eine produktive Interviewatmosphäre angestrebt, damit «auf der Beziehungsebene ein Vertrauensverhältnis für ein ‹temporäres Arbeitsbündnis› zwischen den beiden Gesprächsbeteiligten» (Witzel/Reiter 2022: 25) etabliert werden konnte. Eine Herausforderung der Online-Interviews ist das aktive Zuhören, das als Kommunikationsstrategie im Interview zentral ist (ebd.: 33). Jene nonverbalen und verbalen Signale, die auch in der digitalen Durchführungsform vermittelbar sind, gewinnen in diesem Zusammenhang an Bedeutung (vgl. Rick 2023: 15).

Den Link zum Fragebogen fanden die GWP jeweils in der Termineinladung mit der Bitte, diese vor dem Interview bereits auszufüllen, was in etwa der Hälfte der Fälle auch funktionierte. Die anderen GWP wurden im Interview noch einmal dazu aufgefordert. Bei der Onlinedurchführung der Interviews konnte von der Möglichkeit, das Gespräch direkt im Programm aufzuzeichnen, profitiert werden. Weiter konnte die Exploratorin in dieser Form der Onlinekommunikation ihre Notizen unauffällig im Hintergrund halten und den Fokus ganz auf die Gesprächspartner:innen richten. Während der Interviews wurden nur spärlich strukturierende Notizen gemacht. Dafür wurden die auffälligsten Punkte und aufgetauchten Fragen jeweils nach jedem Interview in einem Interviewprotokoll[168] schriftlich festgehalten. Laut Helfferich (2011: 193) besteht die wichtigste Funktion solcher Protokolle darin, Stichworte zur Interviewatmosphäre und zur besonderen personalen Beziehung zwischen interviewender Person und Erzählperson festzuhalten. Bei den sechs deutschen GWP, mit denen auch die Dialekttest-Sequenz durchgeführt wurde, teilte die Exploratorin für diesen Abschnitt des Interviews ihren Bildschirm und spielte die zehn aufgenommenen Testsätze ab, jeweils mit einer Pause dazwischen, in der die GWP das Gehörte in ihrem Idiom wiederholten. Durch die Formulierung der Bitte, das Gehörte

[167] Ein Vorabgespräch mit Vorstellung der Exploratorin sowie Erläuterung der Studie (vgl. Witzel/Reiter 2022: 24) war aufgrund der bereits erfolgten ersten Datenerhebung nicht mehr nötig.

[168] Vgl. Postskript bei Witzel (2000).

so wiederzugeben, wie man es selbst ausdrücken würde, konnte der potenziell unangenehme Übergang von einem Gespräch auf Augenhöhe zur Testsituation organisch gestaltet werden, sodass keine der GWP durch die Testsituation irritiert schien. Der Abschluss jedes Interviews bestand aus der Frage der Exploratorin, ob die Befragten noch etwas zum Thema ergänzen, fragen oder anmerken möchten, was den Übergang in den Bereich des Small Talks darstellte. Dies ist gemäss Flick (2022: 225) in episodischen Interviews angeraten und gibt den Interviewten die Möglichkeit, relevante Themen ausserhalb des expliziten Interviewrahmens anzusprechen.

Auf die weitere Bearbeitung der Interviewdaten wird in Kapitel 11 eingegangen. Im folgenden Kapitel wird die Auswertung der Gesprächsdaten aus dem ersten Teil der Datenerhebung erläutert.

10. Qualitative Analyse der Onlinemeetings

Die Wahl der Varietät im Kontakt von Autochthonen und Allochthonen hängt gemäss Bürkli (1999: 334f.) davon ab, wie die Dialektkompetenzen der Allochthonen von den Autochthonen eingeschätzt werden. Bereits bei Petkova (2016) findet sich jedoch ein Verwendungsmuster, das nicht dieser Logik folgt, sondern durch andere Wirkfaktoren zustande kommt. Und auch in der vorliegenden Untersuchung sind jene Phänomene von Interesse, die nicht dieser nachvollziehbaren Verwendung der Varietäten folgen. Obwohl die konkreten Schweizerdeutschkompetenzen aufgrund unterschiedlicher Herkunftsregionen und verschiedener Aufenthaltsdauer in der Schweiz bei den deutschen Mitarbeiter:innen insgesamt heterogen ausgestaltet sein dürften, kann bei allen in den Aufnahmen des Korpus beteiligten, in der Schweiz wohnhaften Deutschen von guten bis sehr guten Passivkenntnissen des Schweizerdeutschen ausgegangen werden. Dies wird auch in den kurzen Dialektverständnistests innerhalb dieser Untersuchung (vgl. Kapitel 9.5) sowie den Interviews sowohl von deutscher als auch Deutschschweizer Seite (vgl. Kapitel 13.3) bestätigt. Weiter handelt es sich bei allen betreffenden Personen um feste Mitarbeiter:innen und Teammitglieder, sodass nach Bürklis Erklärung mit ihnen durchwegs Dialekt gesprochen werden müsste. Doch dies ist nicht der Fall, wie die zahlreichen Wechsel in die Standardsprache seitens der Deutschschweizer:innen belegen. Bei der Analyse wurden die Faktoren, welche die Varietätenwahl der Meetingteilnehmer:innen beeinflussen, herausgearbeitet.

10.1 Auswahl, Aufbereitung und Transkription des Datenmaterials

Aufgrund des grossen Umfangs war es nicht möglich, das Gesprächsdatenmaterial vollständig zu transkribieren. Dies erschien in Anbetracht der oft sehr langen monologisch gehaltenen Sequenzen einzelner GWP bzw. der teilweise aufgrund der monolingualen Teilnehmerkonstellation komplett auf Schweizerdeutsch gehaltenen Meetings auch wenig sinnvoll. Daher wurden für die Meetings in einem ersten Schritt Orientierungsprotokolle[169] (vgl. Brinker/Sager 2010: 53) angelegt, mit Angaben zu den jeweiligen Teilnehmer:innen pro Sequenz, den besprochenen Themen, der verwendeten Varietäten (seitens der Deutschschweizer:innen) und dem Vermerk von Ereignissen wie Varietätenwechseln (durch eine oder mehrere Personen), insertionalem Code-Switching, Metakommentar zur Sprachverwendung usw. In einem zweiten Schritt wurden

[169] Vgl. Gesprächsinventar bei Deppermann (2008: 32ff.).

die Orientierungsprotokolle nach thematischen Punkten strukturiert, was gemäss Imo/Lanwer (2019: 102) «eine wichtige Grundlage für die Analyse eines Gesprächs» darstellt, da auf dieser ersten Gliederung des Gesprächsverlaufs weiterführende Untersuchungen aufbauen können. Der dritte Schritt bestand aus einer erneuten Protokollierung der Meetings anhand von Sprechhandlungssequenzen (vgl. Wunderlich 1972). Dies entspricht der Vorgehensweise der Interaktionalen Linguistik, da eine Analyse sprachlicher Interaktion laut Imo/Lanwer (2019: 7) bedeutet, «dass über Sprache vermittelte, kooperative, reflexiv mit dem Kontext verschränkte, intersubjektive, sequenziell strukturierte und sich im zeitlichen Prozess entwickelnde sprachliche Handlungen beschrieben und erklärt werden müssen».

Die Strukturierung ermöglichte, die Meetings nach Vorkommen von für die Untersuchung relevanten bzw. interessanten Gesprächseinheiten und -abschnitten zu sortieren und ein Ereigniskorpus (vgl. Brinker/Sager 2010: 53) bzw. eine Kollektion (vgl. Deppermann 2008: 37) der für die Fragestellung relevanten Abschnitte zu erstellen. Jene Abschnitte wurden anschliessend nach GAT2 (vgl. Selting et al. 2009) und mit Hilfe des Programms EXMARaLDA transkribiert, welches den Vorteil bietet, die verschiedenen Redebeiträge in Partiturnotation zu erfassen, sodass die sequenzielle Abfolge sowie Überlappungen direkt ersichtlich werden (zur Verschriftlichung der Sprechvarietäten vgl. die Ausführungen auf Seite iii). Nonverbale Handlungen oder Ereignisse (vgl. Selting et al. 2009: 368) wurden soweit möglich mittranskribiert. Durch das Medium der Videokonferenz sind diese nicht immer eindeutig identifizier- oder einer Person zuordenbar, da sich die Teilnehmer:innen oft gegenseitig nicht sehen können, wenn z. B. die Kamera einer Person ausgeschaltet ist oder im oft verwendeten Screen-Sharing-Modus, in dem der gemeinsame visuelle Fokus auf einer Präsentation und nicht auf einem jeweiligen Gegenüber liegt (vgl. Kapitel 4.2 zum Medium Videokonferenz).

Alle Namens- und Ortsreferenzen wurden anonymisiert. Auf Beteiligte der Untersuchung wird mit Pseudonymen bzw. den dazugehörigen Initialen referiert, die einen Bezug zur Struktur sowie Herkunft der eigentlichen Namen aufweisen. Referenzen auf weitere, nicht an der Untersuchung beteiligte Personen im Text wurden mit XXX anonymisiert. Ortsbezeichnungen sowie firmeninterne Verweise beispielsweise auf Produkte, Standorte oder Lieferant:innen wurden mit der Bezeichnung der Art der Referenz (z. B. Firmenstandort, Bauteil) versehen, damit ein Verständnis des Inhalts gewährleistet werden konnte, ohne die Anonymisierung aufzugeben. Zur besseren Unterscheidbarkeit beispielsweise von als (xxx) dargestellten unverständlichen Silben wurden die anonymisierten Elemente im Transkript jeweils kursiv gesetzt.

Das Ereigniskorpus wurde einerseits nach Meetingtypen strukturiert und analysiert, andererseits wurden Phänomenklassen (vgl. Imo/Lanwer 2019: 134f.) bezüglich der Funktion eines Varietätenwechsels erstellt. Diese bildeten die Grundlage für die erarbeiteten interindividuellen Faktoren der Varietätenwahl (vgl. Kapitel 12.2) sowie individuellen Phänomene (vgl. Kapitel 12.3). Die Auswahl der Einheiten bzw. Abschnitte, die analysiert werden sollten, bestimmten auch das Sample des zweiten Teils der Datenerhebung, den Interviews (vgl. Kapitel 9).

10.2 Gesprächsanalyse

Unter dem Begriff Gesprächsanalyse werden gemäss Imo/Lanwer (2019: 18) unterschiedliche Konzepte, Ansätze und Methoden verstanden. Einerseits würden darunter schlicht alle Ansätze gefasst, die gesprochensprachliche Daten analysieren. In einem sehr engen Sinne könne er als

sinngemässe Übersetzung von *Conversational Analysis*[170] dienen und damit auf eine bestimmte Theorie verweisen. Und schliesslich bezeichne der Begriff einen Forschungsansatz, der die Konversationsanalyse als Ausgangspunkt nimmt, sie aber mit Ansätzen aus der Sprechakttheorie und der Textlinguistik verbinde, wie bei Brinker/Sager 2010. Die unterschiedlichen Verfahren werden hier nicht im Einzelnen diskutiert, eine Beschreibung verschiedener gesprächsanalytischer Begriffe und Methoden findet sich in Deppermann (2008) sowie Brinker/Sager (2010), einen Überblick über die verschiedenen Forschungstraditionen bietet Auer (2013). In der vorliegenden Untersuchung wird auf verschiedene gesprächsanalytische Methoden zurückgegriffen, da die Interaktionale Linguistik auch in vielen ihrer methodischen und theoretischen Annahmen auf der ethnomethodologischen Konversationsanalyse aufbaut und laut Imo/Lanwer (2019: 59) auch prinzipiell alle konversationsanalytischen Arbeiten, die mehr auf linguistische als auf soziologische Fragen fokussieren, als Vorläufer der Interaktionalen Linguistik genannt werden können. Hausendorf (2007: 403) beschreibt den Ansatz der Gesprächsanalyse zudem als unmittelbar anschlussfähige und attraktive Methodik, um interkulturelle Kommunikation, beispielsweise die Kommunikation von Zugehörigkeit, zu untersuchen. Bei der Verwendung der in dieser Untersuchung fokussierten Varietäten soll insbesondere dieser Aspekt der Zugehörigkeit und deren Herstellung untersucht werden.

Deppermann (2008: 8f.) nennt folgende Eigenschaften, die für Gespräche ganz allgemein gelten: Konstitutivität (Gesprächsereignisse werden von den Gesprächsteilnehmer:innen aktiv hergestellt), Prozessualität (Gespräche sind zeitliche Gebilde, die durch die Abfolge von Aktivitäten entstehen), Interaktivität (Gespräche bestehen aus wechselseitig aufeinander bezogenen Beiträgen von Gesprächsteilnehmer:innen), Methodizität (Gesprächsteilnehmer:innen benutzen typische, kulturell – mehr oder weniger – verbreitete, d. h. für andere erkennbare und verständliche, Methoden, mit denen sie Beiträge konstruieren und interpretieren sowie ihren Austausch miteinander organisieren) sowie Pragmatizität (Teilnehmer:innen verfolgen in Gesprächen gemeinsame und individuelle Zwecke, und sie bearbeiten Probleme und Aufgaben, die unter anderem bei der Organisation des Gesprächs selbst entstehen).

Die zentrale Methode für die Interaktionale Linguistik, um Äusserungsfunktionen begründet postulieren zu können, ist gemäss Imo/Lanwer (2019: 137) der Fokus auf Aufzeigepraktiken, sogenannte *displays*. Diese bezeichnen das beobachtbare Signalisieren durch die Gesprächspartner:innen, dass sie eine Äusserung auf eine bestimmte Art verstanden haben. Es gehe darum, Belege dafür zu finden, dass die Gesprächspartner:innen in einer gewissen Weise reagiert haben. Da dies in den folgenden Turns geschieht, nenne man dieses Verfahren *next turn proof procedure* (Imo/Lanwer 2019: 137, Denkler/Lanwer 2021a: 17). Ein solches Verfahren bietet sich für die Untersuchung von Varietätenwechseln laut Denkler/Lanwer (2021a: 17) unter anderem deshalb an, «weil das Vorgehen es ermöglicht, typische sequenzielle Umgebungen von Varietätenwechseln zu ermitteln, die sich im Gegensatz zur Rekonstruktion möglicher sozialsymbolischer Konnotationen stets methodisch sauber aufdecken lassen».

---

[170] Auch der Begriff der Konversationsanalyse geht auf die amerikanische *Conversational Analysis* zurück. Imo/Lanwer (2019: 18) zufolge wurde die Gesprächsanalyse dabei schon früh weiter gefasst, «insofern sie sich auch der Konzepte anderer linguistischer Ansätze und nicht nur der Konversationsanalyse bediente».

Deppermann (2008: 17) beschreibt als einheitlichen formalen Kern aller noch so unterschiedlichen Untersuchungsperspektiven im Rahmen der Gesprächsanalyse die Tatsache, dass es bei jeder Untersuchung in irgendeiner Weise um die Erforschung von Gesprächspraktiken gehe, die sequenziell, also zeitlich-prozessual, organisiert und aus einem Zusammenhang von Formen und Funktionen bezüglich eines Bereichs bestimmt sind. So erklären sich auch die Brinker/Sager (2010: 19) zufolge zwei grundlegenden Perspektiven in der linguistischen Gesprächsanalyse: die strukturbezogene und die prozedurale. Bei der ersten werde versucht, die gesprächskonstitutiven Einheiten zu ermitteln und als Elemente der Gesprächsstruktur auf verschiedenen sprachtheoretischen Ebenen zu beschreiben. Dabei werde das Gespräch primär als Resultat eines interaktiven Prozesses gesehen, das eine bestimmte Struktur aufweist. Aus der zweiten Perspektive hingegen gehe es «um die Rekonstruktion der interaktiven Verfahren und der ihnen zu Grunde liegenden kommunikativen Prinzipien bei der Herausbildung dieser Struktur im Gesprächsverlauf» (ebd.). Bei dieser «prozeduralen» Betrachtungsweise werde besonders der dynamische Charakter von Gesprächen fokussiert.

Bei der Form, deren typologische Beschreibung laut Deppermann (2008: 48) Ziel jeder gesprächsanalytischen Untersuchung ist, handelt es sich in der vorliegenden Untersuchung um die Varietäten Standarddeutsch und Schweizerdeutsch. Die Untersuchung fragt danach, welche Funktionen die Varietäten für die Interagierenden im Gespräch für «Aufgaben, Probleme und Zwecke haben, mit denen Interaktanten in Gesprächen befaßt sind» (ebd.). Kontrastierungsverfahren, die durch den Einsatz von Variation – beispielsweise einem Code-Wechsel – erfolgen, können gemäss Denkler/Lanwer (2021a: 10) durch kleinschrittige Analysen mit einem gesprächsanalytischen Ansatz offengelegt werden. Der sequenzanalytische Ansatz sei dabei zentral, indem danach gefragt werde, «wie Gesprächsteilnehmer ein Gespräch als soziales Ereignis Schritt für Schritt gemeinsam herstellen» (ebd.). Ausgehend von der Annahme einer *order at all points* (vgl. Sacks 1984) stellt sich beim Blick auf solche Code-Wechsel die von Schegloff/Sacks (1973: 299) eingebrachte Frage «*Why that now?*». Die Rolle eines Wechsels für den Aufbau des Interaktionsgeschehens soll geklärt werden, wobei es laut Denkler/Lanwer (2021a: 17) methodisch entscheidend ist, diese Frage aus der prozessualen Erlebnisperspektive der Interaktionsteilnehmer:innen zu beantworten.

Im Folgenden werden einige für die vorliegende Untersuchung bedeutsame Begriffe der Gesprächsanalyse eingeführt und kurz umrissen.

10.2.1 Gesprächseinheiten

Die Gesprächssituation wird Denkler/Lanwer (2021a: 15f.) zufolge in der Gesprächslinguistik als relevanter interpretativer Rahmen betrachtet – sowohl für die Interagierenden selbst als auch für die linguistische Analyse. Für die Gesprächsanalyse, wie sie in der vorliegenden Arbeit erfolgt, sind weitere Gesprächseinheiten von Interesse, wie sie beispielsweise von Brinker/Sager (2010: 58) definiert werden: Der Gesprächsschritt oder Turn gilt allgemein als die Grundeinheit des Dialogs. Selting et al. (2009: 364) beschreiben ihn als «Gesamtheit aller auditiven und visuellen Ereignisse, die direkt aufeinander folgen und dem jeweiligen Sprecher zugeordnet werden». Gemäss Brinker/Sager (2010: 69) können Turns initiierend oder respondierend (reaktiv, reagierend) sein. Durch den initiierenden Turn fordere die sprechende Person das Gegenüber zu einer bestimmten Reaktion auf, wovon es drei mögliche Arten gebe: Akzeptieren, Zurückweisen,

Selektion. Bei respondierenden Turns in Form beispielsweise einer Zwischenfrage handle es sich um einen gemischten, reaktivierenden Turn (ebd.: 71). Die Einheit des Turns ist im Zusammenhang insbesondere mit dem Wechsel zwischen den Varietäten von Relevanz, wie die Ausführungen in Kapitel 5.6 deutlich machen.

Beim Wechsel des:r Sprecher:in wird gemäss Brinker/Sager (2010: 61) zwischen Fremd- und Selbstzuweisung unterschieden: Im ersten Fall kommt der Wechsel durch Aufforderung zustande, beim zweiten durch Selbstwahl der sprechenden Person. Turns würden von sogenannten Hörersignalen begleitet, von kurzen, sprachlichen oder nichtsprachlichen Äusserungen der zuhörenden Person, die nicht auf die Übernahme der Sprecherrolle abzielten (ebd.: 59).[171] Werde hingegen eine Übernahme der Sprecherrolle beabsichtigt, aber nicht erreicht, sprechen Brinker/Sager (ebd.) von sogenannten *claiming-of-the-turn-signals*. Ein bestimmendes Merkmal von Turns sind Gliederungssignale; prosodische oder lexikalische Mittel dienen der Strukturierung (z. B. der Eröffnung oder Beendigung) des Gesprächsbeitrags (ebd.: 67).

Einzelne Turns werden verknüpft zu Gesprächssequenzen, die ausschliesslich kommunikativfunktional definiert sind; dabei konstituiert eine Folge von mindestens zwei Turns verschiedener Sprecher:innen einen spezifischen Handlungszusammenhang (vgl. Brinker/Sager 2010: 77). Verknüpfungsmittel können Brinker/Sager (ebd.: 72f.) zufolge beispielsweise Wiederaufnahmen sein, bei denen ein sprachlicher Ausdruck in den nachfolgenden Turn wieder aufgenommen wird, was implizit oder explizit geschehen kann. Eine gesprächsspezifische Ausprägung einer solchen Wiederaufnahme stelle schliesslich die sogenannte Konstruktionsübernahme dar, bei der zwei Turns dadurch miteinander verknüpft würden, dass der Folgeschritt die syntaktische Struktur des Vorgängerschritts ganz oder teilweise bewahre, sie sozusagen wiederhole (ebd.: 74). Solche Konstruktionsübernahmen hätten meist eine Bestätigungsfunktion und signalisierten noch intensiver als entsprechende Hörersignale die Übereinstimmung mit dem vorausgehenden Turn.

Die Einheit der Äusserung kann mit Deppermann (2008: 56) als «allgemeinster Terminus für vokale Aktivitäten von Gesprächsteilnehmern» verwendet werden. Dabei gebe die Analyse des sogenannten Dreischritts von erster Position (fokale Äusserung), zweiter Position (Reaktion des:r Gesprächspartner:in) sowie dritter Position (Reaktion des:r Produzent:in der fokalen Äusserung auf die Reaktion des:r Gesprächspartner:in) Aufschluss darüber, wie die fokale Äusserung interpretiert wurde (ebd.: 73). Im Zusammenhang mit der Varietätenwahl sind die drei Positionen ebenfalls von Interesse, da mit der gewählten Varietät auf der ersten Position gewissermassen ein Vorschlag für die Interaktionsvarietät gemacht wird. Durch die Reaktion des Gegenübers auf der zweiten Position erfolgt entweder eine symmetrische oder asymmetrische Varietätenwahl – abhängig von Möglichkeiten, Präferenzen sowie diversen weiteren Faktoren (vgl. Kapitel 12.2). Auf diese wiederum kann auf der dritten Position reagiert werden, durch Akkommodation oder durch Verbleiben bei der initiierend gewählten Varietät.

---

[171] Bei den Sprecher- und Hörersignalen handelt es sich gemäss Brinker/Sager (2010: 66) in der Regel um illokutive Akte ohne propositionalen Gehalt im Sinne der Sprechakttheorie (Austin 1962), deren kommunikative Bedeutung darin besteht, dass sie eine Kontaktfunktion erfüllen.

Diesbezüglich sind auch die beiden Klassen von Gesprächssequenzen zentral, die Brinker/Sager (2010: 82) auf der Inhaltsebene beschreiben, insbesondere unter dem Aspekt des *face-work*. Bei einer bestätigenden Sequenz folgt auf einen bestätigenden Turn einer interagierenden Person ein weiterer bestätigender Turn einer anderen interagierenden Person (Sympathie- bzw. Interessebekundungen, höfliche Angebote, Ratifizierungen, Zugänglichkeitsbekundungen) (ebd.: 82f). Im Gespräch haben bestätigende Sequenzen «die Aufgabe, durch Aufrechterhaltung der Imagebalance eine harmonische Beziehung zu konstituieren» (Brinker/Sager 2010: 85). Bei den korrektiven Gesprächssequenzen hingegen wurde das Gleichgewicht durch irgendwelche Verhaltensweisen gestört, sodass Ausgleichshandlungen notwendig sind, um den Ausgangszustand wiederherzustellen (ebd.). Ein Verhalten werde dabei als Zwischenfall markiert, indem vom Gegenüber eine Veranlassung geäussert werde – ein Vorwurf, eine Vorhaltung, Beschwerde o. Ä. –, was die Sequenz eröffne. Der zweite Schritt einer solchen Sequenz ist der sogenannte Korrektivschritt, wobei die angegriffene Person mit der Äusserung eines Korrektivs eine Umdeutung bezüglich der negativen Interpretation ihres Verhaltens vornimmt (vgl. Holly 2001: 1388). Der dritte Schritt, eine (positive oder negative) Honorierung, stellt den Abschluss dieser Sequenz dar. Insgesamt handelt es sich Holly (ebd.: 1387) zufolge bei diesen Interaktionen um potenziell *face*-bedrohende Akte.

Die Abfolge von sich aufeinander beziehenden Turns bezeichnet Deppermann (2008: 75) als «Sequenzmuster». Innerhalb solcher Sequenzmuster können sich die in der vorliegenden Untersuchung fokussierten Varietätenverwendungsmuster entfalten.

10.2.2 Terminologisches

Analog zu Petkova (2016b: 119) und in Abgrenzung zur in Kapitel 10.2.1 definierten ‹Gesprächssequenz› wird im Folgenden mit ‹Gesprächseinheit› auf Gespräche und Gesprächsabschnitte referiert, die innerhalb eines Meetings von anderen Abschnitten abgegrenzt werden können – in der Regel thematisch, in gewissen Fällen auch durch die sprachliche Handlung (vgl. Deppermann 2008: 55) – und die oft dialogisch zwischen zwei oder drei Teilnehmer:innen, seltener auch mit aktiver Beteiligung von mehr Teilnehmer:innen strukturiert sind. Je nach Inhalt und Ausgestaltung kann eine Gesprächseinheit nur wenige Turns umfassen, aus mehreren Gesprächssequenzen zusammengesetzt sein oder den Grossteil eines ganzen Meetings einnehmen. Ein Gespräch als Ganzes lässt sich laut Brinker/Sager (2010: 91) prinzipiell in drei Phasen gliedern: eine Eröffnungs-, eine Kern- und eine Beendigungsphase. Im Fall der vorliegenden Untersuchung lässt sich mit der Einheit Meeting eine weitere, umfassendere Einheit definieren. Innerhalb eines Meetings finden ein oder mehrere Gespräche statt, die jeweils wieder in verschiedene Phasen, Gesprächseinheiten, Sequenzen und Turns unterteilt werden können. Für die Analyse werden je nachdem, welche Ebene oder welches Phänomen fokussiert wird, andere Einheiten relevant. So kann für die Untersuchung von Code-Switching- oder *mixed-code*-Phänomenen ein einzelner Turn interessant sein, während für die Frage, welche Varietät in einem Meeting wie oft zum Einsatz kommt, die gesamte Einheit des Meetings betrachtet werden muss.

10.2.3 Reparaturen

Eine Reparatur bezeichnet Pfeiffer (2015: 1) zufolge die Bearbeitung potenzieller interaktionaler Probleme, die in Konversationen auftreten, wobei darunter nicht ausschliesslich die Korrektur tatsächlicher Fehler verstanden wird. Es werden also Problemstellen behoben, ohne dass

zwingend etwas Fehlerhaftes verbessert wird. Diese Problemstellen können gemäss Imo/Lanwer (2019: 176) durch unterschiedliche Gründe wie Unaufmerksamkeit, Planungsprobleme oder auch eine externe Störung entstehen.[172] Durch «sprachbewertungsanzeigende Handlungen in Interaktionen», zu denen Reparaturen gezählt werden, verdeutlichen Interaktionsteilnehmer:innen Deppermann/Helmer (2013: 117) zufolge ihre Orientierung an einer Norm. Butterworth et al. (2018: 21) sehen Selbstreparaturen als symptomatisch dafür an, dass die damit bearbeiteten Phänomene prestigerelevant seien und ihre korrekte Verwendung symbolisches Kapital im Sinne Bourdieus versprächen. Demgegenüber steht die sicherlich richtige Feststellung von Deppermann/Helmer (2013: 121), dass ein Grossteil der Reparaturen nicht durch sprachliche Normorientierung, sondern durch verständigungsbezogene Motive und Funktionen motiviert sei.

Ausgehend von der Frage, wer auf eine Problemstelle – das Reparandum – aufmerksam macht, also die Reparatur initiiert, und wer diese Reparatur durchführt, haben Schegloff et al. (1977) vier Reparaturtypen beschrieben: die selbstinitiierte Reparatur, bei der diejenige Person, welche die Problemstelle produziert, auch darauf hinweist, oder die fremdinitiierte, bei der diejenige Person, die eine Problemstelle bei einem:r Gesprächspartner:in hört, darauf hinweist und entsprechend dann entweder die selbstdurchgeführte Reparatur, wenn die produzierende Person die eigene Äusserung selbst repariert, oder die fremddurchgeführte, wenn der:die Rezipient:in der Problemstelle eine fremde Äusserung repariert, also das Reparans durchführt (vgl. Imo/Lanwer 2019: 176). Bei der Selbstreparatur handelt es sich Pfeiffer (2015: 37) zufolge um eine Reaktion auf ein bereits bestehendes oder potenziell entstehendes Problem in der Interaktion zwischen den Gesprächsteilnehmenden. Dabei könnten die Probleme, auf welche die sprechende Person reagiert, die unterschiedlichsten Bereiche betreffen, wie die Gewinnung der Aufmerksamkeit des:r Gesprächspartner:in, den Wechsel des:r Sprecher:in, die Adäquatheit der sozialen Handlung, die durch den Redebeitrag ausgeführt wird, oder die Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik der Äusserung. Selbstreparaturen weisen drei Phasen auf: die ursprüngliche Äusserung, die Initiierungs- und die Reparaturphase (ebd.: 9). In der Konversationsanalyse gelten laut Pfeiffer (2015: 4) beispielsweise Verzögerungen wie Pausen, Dehnungen, Zögerungspartikeln oder metakommunikative Problemsignalisierungen auch als selbstinitiierte Selbstreparaturen. Es handle sich bei Selbstreparaturen um ein spezifisch gesprochensprachliches Phänomen, da die Reformulierungen in schriftlichen Texten den Lesenden des Endprodukts verborgen blieben (ebd.: 6).

Das Reparatursystem – die Gesamtheit der Reparaturverfahren – kann Pfeiffer (ebd.: 1) zufolge als zentraler Bestandteil der Infrastruktur der sozialen Interaktion betrachtet werden, da es den Teilnehmenden Mittel zur Verfügung stelle, um das wechselseitige Verständnis zu sichern und dadurch die Intersubjektivität aufrechtzuerhalten, und zudem könnten Reparaturen als soziale Praktiken des *face-work* eingesetzt werden. Selbstreparaturen im Hinblick auf die Standardvarietät sind gemäss Deppermann/Knöbl (2018: 258) vor allem von Sprecher:innen zu erwarten, die mit der Verwendung der betreffenden Standardform weniger vertraut sind, sodass es eine

[172] Zu den verschiedenen Typen der Reparatur in Bezug darauf, was damit ‹korrigiert› wird (vgl. Deppermann/Knöbl: 259f.).

höhere Sprachaufmerksamkeit erfordert – beispielsweise bei Deutschschweizer:innen, die die Standardsprache selten mündlich verwenden.[173] Wie Imo/Lanwer (2019) ausführen, sind die vier Reparaturtypen nicht gleichmässig und willkürlich verteilt, sondern vielmehr nach Präferenzen geordnet, wobei die selbstinitiierte Selbstreparatur die präferierteste sei. Dies habe mit der gesichtswahrenden Eigenschaft dieser Art Reparatur zu tun, bei der die produzierende Person eine Problemstelle selbst bemerkt und in der Lage ist, diese zu beheben. Weniger präferiert seien die Fremdinitiierung sowie die Fremdreparatur und sehr stark dispräferiert die fremdinitiierte Fremdreparatur, «da auf diese Weise die Gesprächspartnerin einem sozusagen ‹das Heft aus der Hand› nehmen würde» (Imo/Lanwer 2019: 176).

In der vorliegenden Untersuchung sind insbesondere Selbstreparaturen von Interesse, und darunter jene, welche die Wahl der Varietät betreffen, bei denen also eine Person einen Turn in der einen Varietät zu formulieren beginnt, dann abbricht und die Varietät wechselt. Solche Veränderungen der eigenen Äusserung zeigen gemäss Pfeiffer (2015: 37), dass die sprechende Person sich von der ursprünglichen Gestaltung ihres Redebeitrags distanziert und eine neue Version zur Durchführung der jeweiligen Handlung als geeigneter betrachtet. Damit offenbaren solche Momente des CS durch Selbstreparatur die Wahrnehmung der Markiertheit bzw. Unmarkiertheit der jeweiligen Varietät (vgl. *Markedness*-Modell von Myers-Scotton) durch die sprechende Person und können somit auch als Positionierungshandlung interpretiert werden (vgl. Kapitel 6.2.4). Dies bietet Einblicke in die Einschätzung und Bewertung der Varietäten durch die Sprecher:innen, die als Ergänzung zu den Interviewaussagen beigezogen werden können.

10.2.4 Unterscheidung der Varietäten

Für die Beantwortung der Fragestellung in der vorliegenden Untersuchung müssen die Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch unterschieden werden (können). Auch Petkova (2016b) sah sich für ihre Untersuchung des Phänomens von multiplem Code-Switching mit der Schwierigkeit konfrontiert, die beiden Varietäten durchgehend eindeutig voneinander abgrenzen zu können. Sie beschreibt ausführlich, inwiefern Kriterien für die eindeutige Abgrenzung von Schweizerdeutsch und Schweizerhochdeutsch fehlen bzw. in der wissenschaftlichen Diskussion unterschiedlich definiert werden und häufig Ermessensfrage bleiben (ebd.: 15f.). Trotzdem finden sich Sammlungen konstituierender Merkmale der jeweiligen Varietät, der Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie Verweise auf weitere Literatur, beispielsweise in Arbeiten von Siebenhaar/Vögeli (1994), Rash (2002: 118ff.), Hove (2008) oder Tufekovic (2008: 34ff.). Eine Zusammenfassung der dialektalen Merkmale, die Hove (2008) in ihrem Beitrag «Zur Unterscheidung des Schweizerdeutschen und der (schweizerischen) Standardsprache» kontrastiv zur Standardsprache beschreibt, findet sich bereits bei Petkova (2016b: 33f.), weshalb auf eine erneute Auflistung an dieser Stelle verzichtet und auf die angegebenen Quellen verwiesen wird.

[173] Ausserdem fördert die strikte Trennung der Varietäten in der Schweiz laut Deppermann/Knöbl (2018: 276) eine restriktive Vorstellung von Standardsprache, was sich in stärkerem Reparaturverhalten im Vergleich zu den anderen deutschsprachigen Ländern niederschlage, wo «dialekt- und schwachformbezogene Reparaturinitiativen dagegen meist verständnissichernd eingesetzt» würden.

Petkova (ebd.: 22ff.) bewertet die Eignung der «beiden wichtigsten lexikografischen Kodizes» – des Rechtschreib-Dudens (Der Duden «Die deutsche Rechtschreibung») sowie des «Variantenwörterbuch des Deutschen» (VWB) – für eine Definition der Unterscheidungskriterien zwischen Schweizerdeutsch und Schweizerhochdeutsch als unzureichend:

> Nach dem Einblick in die zwei wichtigsten lexikalischen Kodizes muss festgehalten werden, dass keines von ihnen Unterscheidungskriterien zwischen Dialekt und Standardsprache postulieren kann. Zudem setzt jedes der beiden Wörterbücher – nebst den unterschiedlichen Zielen – eine unterschiedliche Strategie bei der Aufnahme von Lemmata in den Beständen ein. Während der Duden «Die deutsche Rechtschreibung» auf die Sprachkompetenz seiner Experten setzt, steht beim «Variantenwörterbuch des Deutschen» der empirische Nachweis im Vordergrund. (Petkova 2016b: 27)

Es sei anzunehmen, dass der Duden tendenziell zu wenige, das Variantenwörterbuch dafür tendenziell zu viele Lemmata enthalten würden, die als Schweizer Standardsprache klassifiziert werden, weshalb beide Wörterbücher nicht als eindeutige Referenz, sondern lediglich als Vergleichsnachschlagewerke dienen könnten (ebd.: 28). Mit Bezug auf die Arbeiten von Christen (2000b), Berthele (2004) sowie Haas (2004) betrachtet Petkova (2016b: 28ff.) die Frage, ob es zwischen Schweizer- und Standarddeutsch eine Trennlinie oder eine Grauzone gibt; und formuliert als Fazit:

> (1) Strukturell ist mit einer Grauzone zwischen Dialekt und Standard zu rechnen. (2) Bei Übernahmen von der einen in die andere Varietät gehört die strukturelle, v. a. lautliche und morphologische Anpassung zur sprachlichen Routine der Schweizerinnen und Schweizer; sie ist Teil ihres täglichen Umgangs mit den zwei diglossischen Varietäten. In Fällen, in denen keine Anpassung vorgenommen wurde, kann davon ausgegangen werden, dass diesem Umstand eine stilistische bzw. kommunikative Bedeutung zukommt. (Petkova 2016b: 27)

Die Trennung der Varietäten funktioniert gemäss Hove (2008), da sich die Sprecher:innen im Klaren seien, welche Varietät sie benutzen, und die Hörer:innen damit übereinstimmend die jeweilige Äusserung derselben Varietät zuordnen könnten.

> Dieser Umstand lässt darauf schliessen, dass es sich bei den schweizerdeutschen Dialekten und der schweizerischen Standardsprache nicht nur um sozialpsychologische Einheiten handelt, sondern dass die beiden Varietäten / Varietätengruppen tatsächlich anhand formaler Grössen auseinander gehalten [sic!] werden können. (Hove 2008: 63)

Diese Klassifizierung als Dialekt oder als Standardsprache sei für Aussenstehende, also Allochthone, nicht immer nachvollziehbar. Für die Autochthonen jedoch gäbe es Variablen, bei denen für jede Varietät eine oder mehrere zulässige Varianten existierten, gleichzeitig gebe es «verbotene» Varianten (vgl. Hove 2008: 64). Die Varianten, die beiden Varietäten angehören, bezeichnet Hove (ebd.) als «ambig».

Um sich der Wahrnehmung der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft zu nähern, was die kommunikative Funktion und der stilistische Wert der von ihr untersuchten sprachlichen Formen betrifft, führte Petkova (2016b) einen Beurteilungstest mit 48 Studierenden durch. Darin musste eine Reihe von Lemmata jeweils dem Dialekt oder dem Standard zugeordnet werden. Der Test zeigte, dass bei der Zuweisung von Lexemen zur einen oder anderen Varietät die lautlichen und morphologischen Kriterien massgeblich sind (vgl. ebd.41). Im Gegensatz zur Autorin der besagten Untersuchung, die durch den Beurteilungstest auch die eigene Sprachkompetenz als nicht-autochthone Schweizerdeutschsprecherin überprüfte, handelt es sich bei der Exploratorin der vorliegenden Untersuchung um eine autochthone Schweizerdeutschsprecherin, weshalb von einer grundlegenden Unterscheidungskompetenz bezüglich der für die

Untersuchung relevanten Varietäten ausgegangen werden kann bzw. von einer weitgehenden Deckung der Perzeption der Exploratorin und jener der Deutschschweizer Gewährspersonen. Trotzdem ist zu erwarten, dass im Datenmaterial zahlreiche Fälle bezüglich der Varietätenfrage als ‹nicht zuweisbar› kategorisiert werden müssen. Dies einerseits aufgrund der beschriebenen strukturellen Grauzone, mit Uneindeutigkeiten sowie isomorphen Formen (vgl. ebd.: 42). Andererseits ist die lautliche und morphologische Markierung der Elemente, die Aufschluss über die in der Sprachproduktion intendierte Varietät gibt, auch nicht in jedem Fall eindeutig erkennbar. Dies ist beispielsweise der Fall, weil eine GWP undeutlich spricht, aufgrund schlechter Tonqualität der Aufnahme oder weil eine sehr kurze Äusserung in ihrer Ausgestaltung sowohl dem Dialekt als auch dem Standard zugeordnet werden kann.

Aus struktureller Sicht können Standarddeutsch und Schweizerdeutsch also nicht immer eindeutig unterschieden werden. Petkova (2016b: 42) beschreibt mit Bezug auf Lakoff (1987), es handle sich sowohl beim Dialekt als auch der Standardsprache um «radiale Kategorien», die im Zentrum «prototypische Beispiele» enthalten würden und an deren Rändern eine graue Zone zur nächsten Varietät bestehe, inklusive «fuzzy boundaries» und «suboptimalen» Elementen (vgl. Christen 2000b) oder Ausprägungen. In der vorliegenden Untersuchung wird daher eine Auswahl möglichst eindeutig identifizierbarer Fälle angestrebt. Da jedoch (wie in Kapitel 5.5 bereits ausgeführt) nicht die strukturelle Ausgestaltung von CS-Sequenzen auf Satzebene im Zentrum dieser Arbeit stehen, sondern grössere Einheiten in Form von individuellen oder interindividuellen Varietätenverwendungsmustern, wird das Thema der Uneindeutigkeit einzelner Elemente als grösstenteils unproblematisch eingeschätzt. In den Fällen, in denen eine Analyse durch ambige Elemente nicht (eindeutig) erfolgen kann, wird dies markiert und kommentiert.

10.3 Vorgehen in der vorliegenden Untersuchung

Eine erste Kategorisierung der Meetings wurde anhand der Meetingsprache vorgenommen, also anhand der Varietät, in der das Meeting (auf Deutschschweizer Seite) eröffnet wird, und die von den Teilnehmer:innen auch übernommen wird. Dabei konnten drei (tendenzielle) Gruppen ausgemacht werden: Meetingsprache (tendenziell) Schweizerdeutsch, Meetingsprache (tendenziell) Standarddeutsch und Meetingsprache unklar oder undefiniert. Gerade bei langen Meetings, teilweise mit Pause, ergibt sich eine mehrteilige Struktur, bei der sich die einzelnen Meetingteile auch sprachlich unterscheiden können. So kann es vorkommen, dass ein Meeting zu Beginn offiziell auf Schweizerdeutsch eröffnet wird, aber sich nach einer längeren Redesequenz von einer deutschen Person oder mehreren Deutschen miteinander Standarddeutsch qua Übernahme bzw. Akkommodation seitens einer oder mehrerer Deutschschweizer:innen als Meetingsprache (temporär) etabliert. Dieses Muster ist im Gesprächsdatenkorpus in grosser Zahl zu finden.

Um die verschiedenen Varietätenverwendungsmuster genauer betrachten und analysieren zu können, wurden die Meetings bzw. Meetingteile nach Sprechhandlungssequenzen (vgl. Wunderlich 1972) untersucht. Onlinemeetings als Kommunikationsform generell und der jeweilige Meetingtyp im Spezifischen (eine Beschreibung der verschiedenen Meetingtypen erfolgt in Kapitel 12.1) prägen das Vorkommen und die Ausgestaltung der verschiedenen Sequenzen

massgeblich.[174] So finden sich in Teammeetings beispielsweise oft Sequenzen, in denen eine Person – meist der:die Teamleiter:in – den anderen Teilnehmer:innen über längere Einheiten hinweg etwas präsentiert, allenfalls gefolgt von einer interaktiven Frage-Antwort-Sequenz. Entsprechend handelt es sich bei den untersuchten Einheiten genau genommen nicht nur um Sprechhandlungssequenzen, sondern auch um Sprechhandlungsverkettungen, bei denen der Wechsel des:r Sprechenden nicht «systematisch mit dazugehört» (Ehlich 2019: 311).

Für die Analyse der betreffenden Varietätenwechsel-Phänomene ist eine Betrachtung der Einbettung in jeweilige übergeordnete Gesprächseinheit bzw. das Gesamtgespräch im Sinne der Gesprächsanalyse notwendig (vgl. Prozessorientierung bei Imo/Lanwer 2019: 33). Für die Bewertung eines Phänomens im sprachlichen Alltag der untersuchten Community of Practice ist es beispielsweise entscheidend, ob dieses innerhalb eines Meetings einmalig erfolgt, nur von einer Person umgesetzt, oder ob diese Wechsel von verschiedenen Teilnehmenden frequent vorgenommen werden. Die strukturelle Beschreibung der jeweiligen Meetingtypen (vgl. Deppermann 2008: 52) erfolgt jeweils zu Beginn der Analyse. Die Feinanalyse wird über einen mikroskopischen Zugang mit einer Detailanalyse einer Gesprächssequenz begonnen. Anschliessend folgt die Einbettung in das Gesamtgespräch und dessen Verlaufsdynamik. Die Ausschnitte sind dabei so gewählt, dass die beschriebenen Phänomene möglichst im Transkript ersichtlich sind.

In der vorliegenden Untersuchung wird der Begriff Varietätenwechsel auch verwendet für jene Wechsel, bei denen eine Person innerhalb einer grösseren Einheit – eines Gesprächs oder ganzen Meetings – mehr als eine Varietät benutzt, also ein Code-Wechsel in Relation zu vorhergehenden Gesprächssequenzen oder Gesprächen besteht. Das Prinzip der lokalen Kohärenz (vgl. Deppermann 2008: 64), also die unmittelbar vorangehende Äusserung als Bezugsrahmen für die gegenwärtige Äusserung, ist nur ein relevanter Aspekt bei der Beschreibung der Varietätenverwendung. Wertvoll erweist sich diesbezüglich auch der Vergleich mehrerer Daten mit gleichbleibender Teilnehmerkonstellation zu verschiedenen Zeitpunkten. Diese Beobachtung über einen längeren Zeitraum «öffnet den Blick für die Prozesshaftigkeit und Veränderbarkeit des sprachlichen Verhaltens bei gleichbleibenden Parametern» (Bürkli 1999: 344).

Im Gesprächsdatenkorpus der vorliegenden Untersuchung finden Varietätenwechsel sowohl unter Autochthonen als auch in Gesprächen von Autochthonen mit Allochthonen statt. Der Fokus der Untersuchung liegt auf jenen Konstellationen, in denen sich durch den Umgang mit den Varietäten frequente Wechsel zeigen, was bei einer sehr hohen Frequenz in die Richtung des von Petkova (2016b) als multiples Code-Switching bezeichneten Phänomens geht. Dafür gelten die von ihr beschriebenen Charakteristika (ebd.: 238f.), also dass sowohl alternationales als auch insertionales CS vorkommt und der sozialsymbolische und interaktionale Wert der jeweiligen Varietäten bei einem Wechsel des Codes aktiviert wird. Gemäss Petkova (2016b: 315) ist multiples CS in der Sprechgemeinschaft der Deutschschweizer:innen «kaum in grossem Umfang verbreitet» und verbleibe jeweils auf der Ebene des:r einzelnen Sprecher:in, werde also nicht von anderen Gesprächsteilnehmenden übernommen. Die Frage, wer innerhalb einer

[174] Die verschiedenen Meetingtypen weisen verfestigte Handlungsmuster auf; sie können als eine Art kommunikative Gattung betrachtet werden, «die in der Kommunikation konstruierten Handlungsmuster, die den Beteiligten eine Orientierung [gibt]» (Dürscheid 2005: 9).

bestimmten Gesprächskonstellation die Varietät in welcher Form wechselt, wer sich diesbezüglich anpasst und wer nicht, ist in der vorliegenden Untersuchung von besonderem Interesse, da sowohl die Ebene der CoP, der jeweiligen Arbeitsgruppe pro Meeting, als auch jene des Individuums berücksichtigt wird.

Weiter stellte Petkova (2016b: 142) in den von ihr untersuchten Gesprächen einer Fernsehsendung mit Beteiligung sowohl autochthoner als auch allochthoner Teilnehmer:innen eine Code-Switching-Strategie mit globaler Ausrichtung fest, nämlich, dass immer wieder ein Wechsel zum Dialekt vollzogen werde, der «einzig dazu dient, die Grundvarietät der Sendung und der Gespräche wiederherzustellen». Dies sei Teil des *face-work* und verhindere, dass Gespräche ganz in Standardsprache geführt würden, was die allochthonen Teilnehmer:innen ausserhalb des sprachlichen Arrangements der für ein Deutschschweizer Publikum konzipierten Sendung stellen und deren Andersartigkeit unterstreichen würde. Im Gesprächsdatenkorpus der vorliegenden Untersuchung sind solche Code-Wechsel auch mehrfach belegt. Es gibt jedoch auch Einheiten, in denen lange auf Standarddeutsch gesprochen wird, und zwar auch von den Deutschschweizer Teilnehmer:innen untereinander, bevor irgendwann der Wechsel in den Dialekt vollzogen wird; und in einem Fall erfolgt innerhalb der Einheit Meeting keine Rückkehr zum Dialekt, sodass dieses auf Standarddeutsch beendet wird. Es liegt also eine grosse Heterogenität im Umgang mit den beiden Varietäten vor, was auf ein nicht für alle Teilnehmer:innen in jeder Konstellation einheitliches Verständnis der (Un-)Markiertheit der Varietäten schliessen lässt. Dies führt zur Frage nach den Faktoren, welche die jeweilige Wahl der Varietät beeinflussen und deren Zusammenspiel, was in Kapitel 12.2 erläutert wird.

11. Qualitative Analyse der Interviews

11.1 Inhaltsanalytische Interviewanalyse

Zur qualitativen Inhaltsanalyse findet sich heute eine Vielzahl von Publikationen mit je eigenen Methoden und Ansätzen. Neben dem im deutschsprachigen Gebiet besonders oft zitierten Vorgehen nach Mayring (2022) wäre da beispielsweise Witzel (1996) zu nennen, der einen Ansatz für eine bestimmte Form des Interviews, das problemzentrierte, entwirft. Gläser/Laudel (2010) oder Steigleder (2008) wiederum beziehen sich direkt auf die Methode Mayrings und stellen Anpassungen insbesondere des Kategoriensystems vor. Die Liste liesse sich weiter ergänzen; da die qualitative Inhaltsanalyse nicht zentraler Bestandteil der vorliegenden Arbeit, sondern nur eines unter mehreren Arbeitsinstrumenten ist, sei an dieser Stelle auf Schreier (2014) verwiesen, wo sich eine Übersicht über die verschiedenen methodischen Ansätze und Begrifflichkeiten findet. Eine sehr kompakte Übersicht über die verschiedenen Anwendungsbereiche qualitativer Inhaltsanalyse bietet Mayring (2022: 26ff.).

Das Ziel der Inhaltsanalyse ist laut Mayring (2022: 13), fixierte Kommunikation zu analysieren, dabei systematisch, also regelgeleitet sowie theoriegeleitet vorzugehen, um Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation ziehen zu können. Der thematische Schwerpunkt inhaltsanalytischer Arbeiten bildet laut Tophinke/Ziegler (2006: 215) «der Zusammenhang von Sprache und Identität, der sich aufgrund seiner soziokulturellen Perspektivierung mit den binären Antwortvorgaben und Einstellungsskalen der experimentellen Ansatzes [sic!] kaum erfassen lässt». Arbeiten zur Varietätenverwendung, die unter anderem inhaltsanalytische Verfahren anwendeten, sind beispielsweise jene von Scharioth (2015), Wirrer (2021) oder Vergeiner (2021).

Wichtig bei der qualitativen Inhaltsanalyse ist das regelgeleitete Vorgehen, das vor allem von Mayring (2022) mit Nachdruck postuliert wird. Eine dieser Regeln ist die Forderung, das gesamte Material gleichberechtigt in die Analyse einzubeziehen. Durch ihre Verfahrensregeln erzwinge die qualitative Inhaltsanalyse ein systematisches Vorgehen, bei dem das gesamte Material gleichbehandelt wird, indem jeder Text gelesen und für jeden Absatz entschieden wird, ob er relevante Informationen enthält. Damit wird gemäss Gläser/Laudel (2010: 203) auch verunmöglicht, dass Informationen ausgeschlossen werden, weil sie nicht ins Bild der Forschenden passen. Gleichzeitig beschreiben Gläser/Laudel (ebd.) den Umstand, dass die Informationen bei der qualitativen Inhaltsanalyse extrahiert werden, als massgebend für die Definition ihres Anwendungsbereichs. Die Struktur von Texten und der Gesamtgehalt von Erzählungen könnten mit dieser Methode nicht erfasst werden. Dass dies nicht für alle Varianten der qualitativen Inhaltsanalyse so absolut gilt, zeigt das Vorgehen nach Kuckartz/Rädiker (2021), das die Fälle stärker als Ganzes, mitsamt der Vieldeutigkeiten und Widersprüche, betrachtet (vgl. Pehl 2021). Beim inhaltsanalytischen Vorgehen sind Vergeiner (2021: 127) zufolge vor allem zwei Fälle von Interesse: typische Fälle sowie extreme bzw. abweichende Fälle. Um ein möglichst breites Spektrum abzudecken, sollten bei der Fallauswahl beide Arten berücksichtigt werden.

Ein zentraler Begriff der qualitativen Inhaltsanalyse ist das Codieren. Dabei handelt es sich, wie Kelle/Kluge (2010: 59) ausführen, um ein Verfahren, bei dem Textpassagen indiziert bzw. codiert werden, indem ihnen bestimmte Kategorien zugeordnet werden, um folgend Textpassagen mit gemeinsamen Kategorien oder weiteren Merkmalen synoptisch zu vergleichen und auf der Grundlage dieses Vergleichs Strukturen und Muster im Datenmaterial zu identifizieren, die dann etwa zur Bildung neuer Kategorien bzw. Subkategorien führen können. Kuckartz/Rädiker (2021: 24ff.) liefern eine Übersicht verschiedener Verwendungen der Begriffe Code, Konzept sowie Kategorie, da diese in der Methodenliteratur unterschiedlich verwendet werden. Es bestehe jedoch Einigkeit darüber, dass die Daten mit Hilfe von analytischen Werkzeugen codiert würden, wobei die Werkzeuge mit unterschiedlichen Begriffen bezeichnet würden, sowie darüber, dass diese Werkzeuge im Verlaufe des qualitativen Analyseprozesses weiterentwickelt würden. Kuckartz/Rädiker selbst verwenden überwiegend den Begriff Kategorie; und auch im vorliegenden Kontext wird inhaltsbezogen von Kategorien gesprochen, während der Begriff Code nur im Zusammenhang mit dem Codierungsvorgang (‹Code setzen›) verwendet wird.[175]

Im Folgenden soll jene Methode genauer beschrieben werden, die für die Inhaltsanalyse der Interviews zum Einsatz kam, jene von Kuckartz/Rädiker (2022). Nach der Durchsicht der verschiedenen Ansätze der qualitativen Inhaltsanalyse wurde dieser Variante der Vorzug gegeben, da sie durch ihre Zugänglichkeit und die starke Orientierung am Material gerade im Vergleich zum äusserst komplex wirkenden Vorgehen Mayrings als passender für die vorliegende Untersuchung eingeschätzt wurde (vgl. Pehl 2021).

Gemeinsamer Kern verschiedener Arten der qualitativen Inhaltanalyse sind die Phasen ‹Textarbeit›, ‹Daten explorieren›, ‹Kategorien bilden›, ‹Daten codieren›, ‹Codierte Daten analysieren› und ‹Ergebnisse darstellen›. Diese Phasen laufen Kuckartz/Rädiker (2022: 106) zufolge

[175] Auf der Oberfläche der verwendeten QDA-Software MAXQDA erfolgt keine Unterscheidung zwischen Kategorien und Codes.

prinzipiell sequenziell ab, könnten aber auch zirkulär erfolgen, über die Forschungsfrage vermittelte Abläufe. Der erste Schritt besteht in der initiierenden Textarbeit. Bei dieser Exploration der Interviewtranskripte geht es laut Kuckartz/Rädiker (2021: 13) darum, mit den Texten vertraut zu werden, Auffälligkeiten und Muster zu entdecken und gleichzeitig die Fälle als Ganzes zu betrachten, ohne bereits in eine kategorisierende Sichtweise auf einzelne Themen abzugleiten. Eine solche Exploration erhöhe das Verständnis für den Sinn, den die Forschungsteilnehmenden den im Interview besprochenen Themen beimessen. Ferner sei es nach dem ersten Durcharbeiten des Textes sehr hilfreich, eine erste Fallzusammenfassung, Case Summary genannt, zu schreiben (Kuckartz/Rädiker 2022: 124). Diese Fallzusammenfassungen, die mit den Fallanalysen von Flick (1996: 161f.) zu vergleichen sind, wurden im vorliegenden Fall sehr knapp gestaltet, da verhindert werden sollte, dass die Komplexität eines Falls bereits zu diesem frühen Zeitpunkt der Analyse zu stark reduziert wird; diese Gefahr räumen auch Kuckartz/Rädiker (2021: 20) selbst ein.

Die Datengrundlage basiert auf einem semi-strukturierten Leitfaden, in dessen Erarbeitung gemäss Kuckartz/Rädiker (2021: 30) bereits viel Vorarbeit einfliesst. Deshalb sei der Leitfaden nicht blosses Erhebungsinstrument und diene als Ausgangspunkt für die in der Inhaltsanalyse gebildeten Kategorien – so auch im vorliegenden Fall. Diese Art der Kategorien, die an eine existierende Theorie anknüpft oder anlehnt (ebd.: 66), bildet einen Teil des Kategoriensystems der vorliegenden Untersuchung; dazu gehören die Grobkategorien*: Sprachverwendung, Akkommodation, Varietäten, Spracheinstellungen, Sprachkompetenz, Sprachwissen, Identität/Alterität, Netzwerk.*[176] Die Subkategorien hingegen wurden induktiv am Material gebildet. Dafür wurde der Text sequenziell durchgearbeitet und in Form von offenem Codieren wurden beschriebene Phänomene und Sachverhalte mit neuen, dicht am Material liegenden Codes codiert (vgl. Rädiker/Kuckartz 2019: 70). Die Kombination der Vorgehensweisen bei der Entwicklung des Kategoriensystems mit einer A-priori-Kategorienbildung im ersten und der Bildung von Subkategorien am Material im zweiten Schritt entspricht einer deduktiv-induktiven Kategorienbildung (ebd.). Die gebildeten Kategorien werden in einem nächsten Schritt geordnet, indem ähnliche Kategorien zusammengefasst und gegebenenfalls zu einer allgemeineren Kategorie gebündelt werden. Laut Kuckartz/Rädiker (2022: 99) haben sich hierarchische Kategorien bewährt, weil sie die Möglichkeiten bieten, bei der Analyse auch auf die jeweils höhere Ebene zu aggregieren.

Dabei sei auch die Anzahl gebildeter Kategorien im Auge zu behalten; sie hänge von der Anzahl Befragten ab:

> Es macht wenig Sinn, bei relativ wenigen Fällen […] sehr viele Subkategorien bzw. Merkmalsausprägungen zu unterscheiden. Das gilt besonders dann, wenn im Anschluss an die Themenanalyse im nächsten Schritt eine Typenbildung erfolgen soll, denn bei der Bildung von Typen geht es um Ähnlichkeiten und Differenzen von Forschungsteilnehmenden – und dies macht zwingend erforderlich, dass nicht jeder Einzelfall ein Sonderfall ist, sondern sich die definierten Merkmalsdimensionen auch bei mehreren Fällen des Samples finden lassen. (Kuckartz/Rädiker 2022: 142)

[176] Vgl. Fussnote 163.

Weiter sei die Bildung von vielen eher spezifischen Kategorien, wie sie in der quantitativ orientierten Inhaltsanalyse eingeschlagen werde, für die qualitative Forschung nicht adäquat (ebd.: 101f.).

Um die Materialfülle bewältigen zu können, empfehlen Kuckartz/Rädiker (2021: 85f.) einen Zwischenschritt, der für die vorliegende Untersuchung berücksichtigt und für sinnvoll befunden wurde: die Formulierung fallbezogener thematischer Zusammenfassungen. Damit seien Analysen wesentlich leichter durchzuführen, da mit der Essenz der Interviewaussagen anstelle der Originalaussagen gearbeitet werde. Diese thematischen Zusammenfassungen basieren dabei auf den vorgenommenen Codierungen. Neben dem Vorteil, dass sich der Materialumfang auf diese Weise erheblich reduzieren lasse, sei auch die Verdichtung des Materials aus der Perspektive der Forschungsfragen und in den Worten der Forschenden bedeutsam. Damit finde eine Bewegung von der Ebene der Alltagssprache hin zur Ebene der Wissenschaftssprache statt und es werde zwischen den umfangreichen codierten Segmenten und der kurzen Bezeichnung einer Kategorie eine mittlere analytische Ebene eingefügt (ebd.). Dies kann von Vorteil sein, da eine Schwierigkeit bei der Analyse von Äusserungen bzw. Kommunikation von Lai:innen (vgl. Schiesser 2020: 54) darin besteht, dass diese sich terminologisch und bezüglich der zugrundeliegenden Konzepte von wissenschaftlichen Beschreibungen und Kategorien unterscheiden (vgl. Anders 2010), sodass die Frage aufkomme, «was genau Laien mit ihren Äusserungen meinen und worauf sie sich mit ihren Metakommunikaten beziehen» (Schiesser 2020: 66). Die Gegenüberstellung von wissenschaftlichen Beschreibungen und Metakommunikaten von Lai:innen ist jedoch laut Schiesser (2020: 67) «unabdingbar, will man etwa Aussagen machen darüber, ob Laien alle sprachlichen Systemebenen gleich häufig thematisieren oder ob sie gewisse Systemebenen bevorzugen». Wichtig sei, stets Rechenschaft über den tentativen Charakter der Klassifikationen abzulegen. Dabei ist gemäss Kuckartz/Rädiker (2022: 86) jedoch eine Selektion legitim, also das Hauptaugenmerk auf jene Themen zu richten, die sich im Verlauf des Auswertungsprozesses als zentral erwiesen haben.

Die vergleichende Analyse, die durch die Aufbereitung des Materials möglich wird, zielt auf die Rekonstruktion sozialer Repräsentationen ab, indem Gemeinsamkeiten und Differenzen innerhalb der Untersuchungsgruppe herausgearbeitet werden. Dabei handelt es sich um einen gruppenspezifischen Zugang (vgl. Flick 1996: 163). Im vorliegenden Kontext sind insbesondere Vergleiche zwischen den beiden Subsamples der deutschen und der Deutschschweizer GWP von Interesse. Aber auch der Querschnitt durch das gesamte Sample und die Verteilung von Aussagen zu den Varietäten, deren Verwendung sowie deren Sprecher:innen innerhalb dieser Community of Practice und die dabei referierten sozialen Repräsentationen wird fokussiert. Die Ergebnisse aus der inhaltsanalytischen Bearbeitung der Interviewdaten werden in Kapitel 13 besprochen.

Die Kombination von inhaltsanalytisch ausgewerteten Interviews mit einem anderen Datenset im Rahmen einer multimethodischen Arbeit stellt ein gängiges Verfahren in der soziolinguistischen Untersuchung des Arbeitsplatzes (vgl. Angouri 2018: 105) dar. Da die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse aufgrund ihres zusammenfassenden Charakters und der Tatsache, dass das interaktive Wesen von Interviewdaten nicht berücksichtigt wird, auch Kritik erfährt (vgl. König 2014: 68), erfolgt eine Kombination von inhaltsanalytischem und

gesprächsanalytischem Zugang. Im folgenden Abschnitt wird auf die gesprächsanalytische Auswertung der Interviews eingegangen.

11.2 Gesprächsanalytische Zugänge

In Kapitel 6.1 wurde auf das Wesen von subjektiven Daten und insbesondere Einstellungsäusserungen bereits eingegangen. Die Gesprächs- und Konversationsanalyse bietet einen Zugang zu subjektiven Theorien und Spracheinstellungen, der dieser Sichtweise aus der diskursiven Psychologie gerecht wird.[177] Eine dynamische Konzeptualisierung von Einstellungsäusserungen verlangt nach einer Methode, die die Untersuchung im dynamischen Gesprächsgeschehen erlaubt: «Es interessiert, welche Verfahren und Techniken die Spracheinstellungsäußerung begleiten, an welchen Stellen im Gesprächsverlauf es zu Einstellungsäußerungen kommt und aus welchen Gründen dies geschieht.» (Tophinke/Ziegler 2006: 212). Während dies in der Inhaltsanalyse nicht geschehe, da der Fokus auf dem Individuum und nicht auf der Interaktion liege, werde dies durch den konstruktivistisch-interaktionistischen Ansatz ermöglicht (ebd.: 215f.).

Beispielsweise die Arbeit von Dailey-O'Cain/Liebscher (2011) zu Deutsch-Kanadier:innen mit dem Fokus auf Spracheinstellungen, Identität und Raum verfolgt einen solchen diskursiven Zugang. Ihre Methodik der Analyse von Spracheinstellungen umfasst drei Analyseebenen: die des Inhalts von Aussagen über Spracheinstellungen, die der turninternen sprachlichen Details und jene der Interaktion zwischen den Turns. Dabei wird der Kontext auf allen Ebenen als Teil der Spracheinstellungen miteinbezogen (ebd.: 93). Mit gesprächsanalytischen Methoden werden Positionierungen und Identitätskonstruktionen in den Interaktionen zu den Varietäten sowie zum Code-Mixing untersucht. König (2014: 350) wiederum setzte die Methode der Positionierungs- und Kategorisierungsanalyse ein, um der Frage nachzugehen, mit welchen sprachlichen Mitteln die von ihr Interviewten eine mehrsprachige narrative Identität in verschiedenen Sprachräumen konstruieren und verhandeln.

Dailey-O'Cain/Liebscher (2011: 130) weisen auf die Relevanz von Bezeichnungen für Sprachen oder Varietäten bei der Konstruktion von Einstellungen (sowie des lokalen Raums) hin. Die Benennung einer Varietät fungiere als eine zentrale sprachliche Praxis bei der Konstruktion von Spracheinstellungen. Weiter seien sogenannte *small stories* für die Konstruktion von Haltungen (und damit Identität) bedeutend. Das Erzählen von persönlichen Erfahrungen in Geschichten – ob erlebt oder imaginiert – erfordere von den Interagierenden die Konstruktion von Bewertungen und Positionierungen, also auch Einstellungen. Für die Analyse von narrativen Strukturen individueller Erlebnisse können gesprächsanalytische Verfahren eingesetzt werden (vgl. Pfeiffer/Auer 2019: 147), aber auch die Referenz auf soziale Repräsentationen in der Erzählung können damit fokussiert werden (vgl. Pfeiffer 2019: 357). Autobiografische Erzählungen stellen gemäss Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 53) ein Substrat narrativer Identitäten dar, wobei sie nicht identisch mit autobiografischen Erinnerungen seien, sondern darüber hinausgingen und als sprachliche Produkte pragmatischen und syntaktischen Regeln unterliegen würden, zeitlich und situativ bestimmt seien. Die narrative Identität könne «aus der minutiösen sprachlichen Analyse von Textmaterial entwickelt werden» (Lucius-Hoene/Deppermann

[177] Arendt (2021: 8) spricht entsprechend von einer Kombination von diskurs- und gesprächsanalytischen Methoden.

(2004b: 55). Durch Erzählungen werden «besondere sprachliche Verfahren eingesetzt, um Zustimmung zu erheischen, Selbstpositionierungen abzusichern und Thesen oder Bewertungen zu plausibilisieren» (Schröder 2019: 106). Wird Erzähltes analysiert, gilt es daher, das Augenmerk nicht nur auf interne Merkmale der Erzählung zu richten, sondern zugleich auf den Gesprächszusammenhang und damit auf die Interaktion zwischen den am Gespräch Beteiligten (vgl. Tophinke/Ziegler 2006, König 2014). Im Fall der Interviewsituation sind dies die Gewährsperson sowie die Exploratorin. Als Adressatin der Erzählung erscheint sie durch «die Hörerorientierung des Erzählens und durch ihre Rückmeldungen während des Darstellungsprozesses […] als soziale Instanz» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 177). Die Exploratorin kann damit «vom Erzähler positioniert werden und seinerseits gegenüber den identitätsrelevanten Darstellungen des Erzählers eine bestimmte Position einnehmen» (ebd.). Dabei seien sowohl indirekte als auch explizite Positionierungsakte möglich.

Auch für Kategorisierungen gilt, dass diese situativ produziert werden; ein *recipient design* ist Zifonun (2018: 82) zufolge «notwendig, da interaktiv Verstehen durch den anderen angestrebt wird». Neben Moralisierungsstrategien und Gesprächsrollen sind gemäss König (2014: 57) auf sprachlicher Ebene bei der Analyse vor allem Verfahren personenbezogener Kategorisierungen zu untersuchen. Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 214) erachten neben der Kategorisierung von Personen auch jene von Handlungen und Ereignissen als relevant für die Erzählanalyse. Im vorliegenden Kontext sind insbesondere auch die Kategorisierungen der Varietäten von Interesse, wozu sowohl die von den Befragten gewählten Bezeichnungen zählen als auch narrativ-deskriptive Charakterisierung, szenische Vorführungen (beispielsweise durch einen Code-Wechsel von der einen Varietät in die andere) oder formelhaftes Sprechen (vgl. Keim 1995).

Weiter soll die sprachliche Herstellung von Zugehörigkeit untersucht werden (vgl. Hausendorf 2000) – insbesondere in Bezug auf die zugezogenen Deutschen. Dafür kann man sich gemäss König (2011: 150f.) zunächst an der Analyse des Inventars von sozialen Kategorien (vgl. Sacks 1972) orientieren. Die Einführung, Benennung (mit sogenannten *membership categorization devices)* sowie die Relevantsetzung der Kategorien passiere dabei durch die Interagierenden selbst im Gespräch. Da die inhaltliche Füllung der Kategorien von den Sprechenden an den jeweiligen Interaktionskontext angepasst werde, müsse dieser nicht immer logisch konsequent erfolgen (vgl. König 2011: 151). Zu den Kategorisierungsverfahren zählen jedoch nicht nur explizite Kategorisierungen wie direkte Nennungen von Kategorien und damit verbundene Eigenschaften und Wertungen. Es werden vielmehr auch implizite Kategorisierungsverfahren wie Verbalphrasen untersucht, die für die Kategorie typische Einstellungen, Handlungen oder Eigenschaften benennen, Personalpronomina, Ortsbestimmungen oder auch die Zuschreibung von Identitätsaspekten, die aus der Schilderung von Handlungen zu folgern sind (vgl. König 2014: 62). Letztere seien oft in Narrationssequenzen zu finden, in denen beispielsweise wiederkehrende typische Verhaltensweisen dargestellt würden.

Haltungen in Erzählungen (oder in der Interaktion im Allgemeinen) werden Dailey-O'Cain/Liebscher (2011: 130) zufolge oft konstruiert, indem man sich auf Autorität und Wissen beruft oder sich dahinter versteckt. Eine solche vorsichtige Sprechweise ist gemäss Großkopf/Barden (1998: 238f.) oft durch einen häufigen Gebrauch von *Disclaimers* (vgl. Hewitt/Stokes 1975) geprägt. Damit sind pragmatische Vagheitsmarker gemeint, «durch die

angezeigt werden kann, dass eine Äußerung potentiell gesichtsbedrohend oder nicht zustimmungsfähig ist» (Imo/Lanwer 2019: 239). Dabei werden verschiedene Arten von *Disclaimers* unterschieden: Neben dem Mittel des Verweisens auf etwaige Referenzen (*Credentialing*) oder der Vorwegnahme eigener Schwachstellen in der Argumentation oder Handlungsweise (*Sin licenses*) gehören Großkopf/Barden (1998: 238f.) zufolge insbesondere auch *Hedges* bzw. Heckenausdrücke dazu. Die Bezeichnung geht auf Lakoff (1973) zurück, der vage umreisst, welche Ausdrücke damit gemeint sind, nämlich «words whose job is to make things fuzzier or less fuzzy» (ebd.: 471). Während mit dieser Definition sowohl abschwächende als auch verstärkende sprachliche Mittel gemeint sind, werden gemäss König (2014: 173) in aktuellen Arbeiten oft nur abschwächende sprachliche Mittel betrachtet. Heckenausdrücke können sowohl durch die Verwendung einzelner Vokabeln als auch durch Einschränkungen im ganzen Satz expliziert werden (vgl. Großkopf/Barden 1998: 238f.). Diewald (2006: 297) zufolge gehören zu den typischen Realisierungsmitteln im Deutschen Skalarpartikel, adverbielle Elemente, Adjektive, Wortbildungsmittel und nominale Syntagmen. Trotz der grossen Varianz in den Realisierungsmöglichkeiten könne für Heckenausdrücke als gemeinsamer semantisch-funktionaler Kern jedoch festgestellt werden, dass es immer um einen bestimmten Typus von Modifikation bzw. Gradierung nominaler Einheiten gehe: «Durch die Verwendung einer Hecke relativiert der Sprecher die Angemessenheit der Verwendung des nominalen Ausdrucks.» (ebd.). Für die Untersuchung von Spracheinstellungsäusserungen ist vor allem die kommunikative Funktion solcher Ausdrücke von Interesse. Diese besteht gemäss Diewald (2006: 298) darin, den:die Sprecher:in vor eventuellen negativen Folgen einer zu eindeutigen Festlegung zu schützen, oder wie König (2014: 264) es beschreibt, «zur Reduzierung der Angreifbarkeit ihrer sprachbezogenen Bewertungen». Dies geschehe hauptsächlich im Kontext von potenziell gesichtsbedrohenden oder heiklen Positionierungen wie der Vermeidung von Eigenlob oder der Abschwächung negativer Aussagen über Sprachkompetenz. Eine ähnliche Funktion können auch andere Gesprächsstrategien erfüllen, wie beispielsweise Generalisieren oder Vermeiden. Eine Übersicht solcher Strategien, die vor allem im Umgang mit Vorurteilen Anwendung finden, listet van Dijk (1984: 130ff.) auf. Mit einem qualitativ-rekonstruktiven Zugang (vgl. Pfeiffer/Auer 2019: 148) können Äusserungen dieser Art analysiert werden.

Schliesslich spielen im Zusammenhang mit vorsichtiger Sprechweise auch die sogenannten Implikaturen eine Rolle. Der von Grice (1975) geprägte Begriff beschreibt eine Schlussfolgerung, «die ein Sprecher beim Hörer auslösen möchte» (Linke/Nussbaumer 2000: 444). Dabei sei nicht jede hörerseitige Inferenz eine Implikatur, sondern nur die intendierten, die kommunizierten.

11.3 Vorgehen in der vorliegenden Arbeit

Die Interviews wurden wie die Gesprächsdaten mit GAT2 (vgl. Selting et al. 2009) transkribiert, jeweils zur Gänze, mit Ausnahme der für die Form der Onlinebesprechung typischen technischen Fragen zu Beginn und am Ende der Aufnahme,[178] welche mit dem eigentlichen Inhalt des Interviews keinen Zusammenhang hatten. Das komplette Transkribieren des gesamten Interviews ist Gläser/Laudel (2010: 193) zufolge für die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse unumgänglich, da das Abhören und Zusammenfassen eine methodisch nicht kontrollierte

[178] Die Nachfrage, ob das Gegenüber einen hört bzw. sieht, oder der Hinweis, dass die Aufnahme gestartet wurde.

Reduktion von Informationen darstellen würde. Eine gesprächsanalytische Bearbeitung der Daten wiederum setzt eine Transkriptionskonvention voraus, die Zugriff auf Analyseebenen jenseits der inhaltlichen ermöglicht. Deshalb wurde für die Transkription analog zu den Schlüsselszenen aus der ersten Datenerhebung das Programm EXMARaLDA genutzt sowie das Transkript nach GAT2 erstellt. Auch wurde die Anonymisierung in derselben Weise wie bei den Gesprächsdaten vorgenommen (vgl. Kapitel 10.1).

Gemäss Tophinke/Ziegler (2006: 207) sind inhalts- und gesprächsanalytische Verfahren geeignet, um «Spracheinstellungen, wie sie in Texten und Diskursen sichtbar werden, als Elemente sozialer Semantik herauszuarbeiten und in ihren Funktionen zu bestimmen» sowie «Strategien und Techniken der Nutzung von Spracheinstellungsäußerungen, etwa als Mittel der Stilisierung oder Kontextualisierung, sowie ihre interaktive Hervorbringung und Bearbeitung zu thematisieren». In der vorliegenden Arbeit wird daher eine Kombination beider Analysetechniken verfolgt. Inhaltsanalytische Verfahren spielen dabei eine Rolle, um die verschiedenen Themen *(Varietätenverwendung, Wissen zu und Bewertung der Varietäten, Frage/n zu Mentalitäten/Nationalitäten*) querschnittartig auszuwerten und einen Überblick über das in der Untersuchungsgruppe vertretene Spektrum an Gebrauchsnormen sowie einen Eindruck der subjektiven Relevanz der Themen seitens der Gewährspersonen zu erhalten. Es soll auch ein Fokus auf innerhalb der Untersuchungsgruppe geteilte Überzeugungssysteme und subjektive Theorien zu den Varietäten gelegt werden.

Die Interviewdaten werden als Produkt einer spezifischen Form sozialer Interaktion und kommunikativer Praxis verstanden (vgl. König 2021: 172). Gesprächsanalytische Verfahren (vgl. Tophinke/Ziegler 2006) werden eingesetzt, um die Spracheinstellungsäusserungen und die darin aktivierten sozialen Repräsentationen sowie Positionierungen in den Interviewdaten genauer zu untersuchen. Bei der Analyse wurden sowohl Kategorisierungen der Varietäten, Sprechgemeinschaften sowie der sprachlichen Situation berücksichtigt, wie auch die damit verbundenen – expliziten und impliziten – Zuschreibungen. Weiter spielen von den Befragten verwendete Vertextungsmuster auf äusserungsübergreifender Ebene (vgl. Schröder 2019: 111) sowie semantisch-pragmatische Operationen wie Subjektivierungen oder Formulierungsmuster wie Beispiele oder Vergleiche für die Untersuchung eine Rolle.

Im Sinne eines dynamischen Verständnisses von Spracheinstellungsäusserungen wird dabei auch der ko-konstruktive Charakter des Interviews und damit die Interaktion zwischen Befragten und Exploratorin berücksichtigt. Die Ergebnisse der gesprächsanalytischen Betrachtung fokussieren – einem konstruktivistisch-interaktionistischen Ansatz folgend – die aktive Herstellung von Identität und Zugehörigkeit im Gespräch. Dieser wird in einer Interaktion zwischen der Gewährsperson und der Exploratorin dadurch konstruiert, dass sich die Gewährspersonen im Gespräch mit der Exploratorin auf eine bestimmte Weise positionieren (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a).

Entsprechend handelt es sich bei der Analyse von sprachlichen Identitäten aus gesprächsanalytischer Perspektive um die Untersuchung interaktionaler Positionierungen zu den entsprechenden Themenbereichen. Dabei werden sowohl das Gesagte als auch dessen Hervorbringung innerhalb des Gesprächskontexts sowie die Art und Weise der Versprachlichung detailliert beleuchtet.

Über die Rekonstruktion individueller Identitäten hinaus wird auch der Frage nachgegangen, auf welche geteilten Identitätskonstruktionen die Gewährspersonen referieren. Die Untersuchung all dieser Teilaspekte verfolgt das Ziel, die Rolle der Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch für die Identität innerhalb dieser allochthon-autochthon gemischten CoP zu beschreiben. Die Ergebnisse aus der gesprächsanalytischen Bearbeitung der Interviewdaten werden in Kapitel 14 besprochen.

ERGEBNISSE

12. Varietätenverwendung in den Onlinemeetings

In Kapitel 12 werden verschiedene Phänomene der Varietätenverwendung sowie Varietätenverwendungsmuster bezüglich ihrer Form, Funktionalität sowie der Verteilung besprochen, die innerhalb der untersuchten CoP zu beobachten sind. In einem ersten Schritt erfolgt dafür eine Betrachtung der einzelnen Meetingtypen und der darin auftretenden Varietätenverwendungsmuster. Anschliessend werden als zentral erachtete Faktoren der Varietätenwahl mit Belegen aus dem Gesprächsdatenkorpus illustriert und erläutert. Schliesslich folgt ein Blick auf individuelle Varietätenverwendungsmuster mit einer (punktuellen) individuenzentrierten intersituativen Besprechung.

12.1 Varietätenverwendung nach Meetingtyp

Im Folgenden werden diejenigen Meetingtypen vorgestellt, die nach den in Kapitel 8.4 beschriebenen Kriterien als bzgl. die Fragestellungen der vorliegenden Untersuchung besonders aussagekräftig beurteilt wurden – bezüglich ihres Zwecks, der Gruppenkonstellation sowie der jeweiligen Datenlage. An konkreten Beispielen wird die Varietätenverwendung innerhalb des jeweiligen Meetingtyps beschrieben. Dabei wird der Fokus auch auf die Sequenzialität gelegt, indem ausgewählte Gesprächssequenzen veranschaulicht und in den Gesamtzusammenhang des jeweiligen Gesprächs (und Meetings) gestellt werden. Dies, da Hintergrundwissen und ein Blick auf den Interaktionsverlauf notwendig sind, um die Verhältnisse innerhalb einer konkreten Interaktionsepisode zu beurteilen, wie Petkova (2017: 229) feststellt. Während die Vorstellung von der Existenz unterschiedlicher sozialer Kategorien der Interaktion vorausgehe und in diese eingebracht werde, könnten solche Kategorien durchaus uminterpretiert und neu ausgehandelt werden – die Makroperspektive allein greife zu kurz und besitze beschränkte Erklärungskraft. Der Prozessualität des Gesprächsverlaufs innerhalb der Einheit Meeting sowie der jeweiligen Gesprächseinheiten soll damit Rechnung getragen werden. Die in das Korpus einbezogenen Meetings jedes Meetingtyps sind jeweils zu Beginn als tabellarische Übersicht mit Angabe der Dauer sowie der Teilnehmer:innen des Meetings, der Meetingsprache zu Beginn sowie zum Ende des Meetings dargestellt (vgl. Tab. 4).

Meeting Nr.	Meetingdauer	Teilnehmer:innen (Nationalität)	Meetingsprache Anfang	Meetingsprache Ende
9	32 Min. 33 Sek.	AS (D); RH (CH); RB (CH); SW (D)	Schweizer-deutsch	Schweizer-deutsch
12	37 Min. 11 Sek.	AS (D); RH (CH); RB (CH); SW (D)	Standard-deutsch	Schweizer-deutsch
21	33 Min. 07 Sek.	AS (D); RH (CH); RB (CH); SW (D)	Standard-deutsch	Schweizer-deutsch
29	31 Min. 30 Sek.	RH (CH); RB (CH); SW (D)	Schweizer-deutsch	Schweizer-deutsch
32	46 Min. 29 Sek.	AS (D); RH (CH); RB (CH); SW (D)	Schweizer-deutsch	Schweizer-deutsch
39	30 Min. 59 Sek.	AS (D); RH (CH); RB (CH)	Standard-deutsch	Schweizer-deutsch
42	44 Min. 07 Sek.	RH (CH); RB (CH); SW (D)	Standard-deutsch	Standard-deutsch

Tabelle 4 Meetings des Typs a)

12.1.1 Meetingtyp a) Shopfloor- bzw. Standup-Meeting – Teamleiter-Austausch

Dieser Meetingtyp ist im Gesprächsdatenkorpus am häufigsten vertreten und weist eine für das Forschungsinteresse äusserst interessante Teilnehmerkonstellation auf, da es sich um einen Austausch von vier Teamleitern[179] handelt, von denen zwei Deutsche sind und zwei Deutschschweizer. Bei den beiden Erscheinungsformen – Shopfloor- sowie Standup-Meeting (vgl. Ciszewski/Wyrwicka 2020 sowie Stray et al. 2016) – handelt es sich um kurze, wiederholte Austausche, bei denen aktuelle und relevante Ereignisse und Informationen aus den jeweiligen Teams oder Abteilungen geteilt werden. Hierarchisch stehen alle Teilnehmer auf derselben Stufe, innerhalb des Meetings hat jeweils eine Person die Leitung inne, im Normalfall ist das der Deutschschweizer RH.

Meeting 9

Zu Beginn der Aufnahme kommentiert RH während des Ausschaltens der automatischen Transkription in Microsoft Teams seine Handlungen. Diese empraktische Rede (vgl. Gerwinski 2018) erfolgt auf Standarddeutsch. Für die offizielle Eröffnung des Meetings wechselt er auf Schweizerdeutsch, was anschliessend ca. 13 Minuten lang die Meetingsprache bleibt. Das Beispiel G1/9 stammt aus einem Gespräch, in dem RH aus einer Besprechung zum Thema Preiserhöhungen berichtet, an der er zuvor teilgenommen hat; die Teilnehmer AS und RB stellen dazu (Rück-)Fragen und kommentieren das Gesagte. Der Deutschschweizer Teilnehmer RB stellt eine direkte Frage an den Kollegen AS und verwendet dafür Standarddeutsch. Statt AS antwortet ihm jedoch RH, der nicht auf Standarddeutsch wechselt, sondern bei Schweizerdeutsch bleibt für seine Behauptung bzw. seinen Bericht darüber, was er zum Thema erfahren hat:

[179] In gewissen Meetings sind nur drei anwesend.

Beispiel G1/9[180]: Tool (9_14:14–19:33):

```
001   RH:   ok DAS eifach mou de zwüschestand=he,
002   RB:   an DIEser stelle-
003         noch ne kurze frage von MEIner seite;
004         aleXANder wie weit ist denn das tool?
005         (2.0)
006   RH:   hh° das TUUL-
007         das het das he das het de julian e mir erKLÄÄRT,
008         hh° das tuul basiirt denn au weder irgendwo ufere eksel
            LISCHte-
009         =womer de Ufeladt=oder,
010         (-) aso-
011         <<lachend>hh°>
012   AS:   ja NE ne ne ne ne ne;
013   RH:   nid?
014   AS:   NEIN nein nein;
015   RH:   [hahahahaha (xxx) ]
016   AS:   [das tool basiert nicht auf einer EXcelliste;= ]
017         =aber wir HA:ben-
018         h° also-
019         ((atmet/seufzt 2.5 ein und aus)) äh::m-
020         hm:: ja das wird jetzt etwas ausFÜHRlicher=aber-
021         also di di di worauf du ja hiNAUSwillst ist-
022         (-) wird_s die situatiON-
023   RH:   [ischs BESser oder nid,]
024   AS:   [(xxx xxx xxx xxx)     ][mit dem mit dem s- ]
025   RB:                          [geNAU;             ]
026         jo (-) geNAU;
((…))[181]
```

Der Wechsel der Meetingsprache von RB ins Standarddeutsche in Z. 002 kann als teilnehmerbezogen interpretiert werden – es unterstreicht die Adressierung von AS, nach einer längeren Berichtsphase von RH. Die Turnübernahme von RH in Z. 006, der von RB an dieser Stelle ausdrücklich nicht angesprochen wurde, ist kombiniert mit der Nichtübernahme dessen Varietätenwechsels; RH spricht bei seiner Turnübernahme als Einziger Schweizerdeutsch. Dies entspricht einer innerhalb des Gesprächsdatenkorpus sehr seltenen Konstellation, da RH sonst äusserst oft und schnell ins Standarddeutsche wechselt, wie in den folgenden Ausschnitten ersichtlich werden wird. AS widerspricht in Z. 012 mit der fünffach wiederholten Negationspartikel der umgangssprachlichen bundesdeutschen Form «ne». RH fragt in Z. 013 noch einmal nach, auch auf Schweizerdeutsch, und beginnt auf die erneute Negation von AS in Z. 014 zu lachen (Z. 015). Daraufhin setzt AS zu einer längeren Erklärung an, die er mit der Bemerkung einführt, es werde nun ausführlicher. RH konkretisiert in Z. 023 die Frage von RB, woraufhin dieser in Z. 025/026 das Gesagte bestätigt. Dabei akkommodiert RB an RH und formuliert seine Bestätigung auf Schweizerdeutsch. Es folgt die Erklärung von AS, begleitet von bestätigenden Hörersignalen von RH sowie RB. Die Erklärung endet mit einem abschliessenden Fazit

[180] Für eine bessere Nachvollziehbarkeit werden die Beispiele bzw. Transkriptausschnitte aus dem Gesprächsdatenkorpus mit einem G gekennzeichnet, fortlaufend nummeriert und mit der jeweiligen Meetingnummer versehen (G1/9), während Ausschnitte aus den Interviewdaten an dem Buchstaben I, fortlaufender Nummerierung sowie dem Kürzel der interviewten Person zu erkennen sind (I1/VB).

[181] Wenn der Fokus in den Beispielausschnitten aus den Transkripten jeweils auf einzelnen Varietätenwechseln liegt, werden für eine bessere Übersichtlichkeit längere Redebeiträge und nicht fokussierte Teile von Redesequenzen zum Teil gemäss GAT-Konvention mit drei Punkten in Doppelklammern ((…)) dargestellt.

(Z. 074/075). Daraufhin kommentiert RB in Z. 076–080 bzw. Z. 082 das Gehörte und bringt sein eigenes Wissen zum besprochenen Tool und dessen Entstehung ein. Dafür verwendet er nun – anders als bei der Frage an AS zuvor – die Varietät Schweizerdeutsch. Da auch RH für seine weiteren Kommentare (Z. 084/089/093) den Dialekt verwendet, ist die Meetingsprache für diese Sequenz wieder Schweizerdeutsch, bis RB bei Z. 102 für die erneute Formulierung seiner Frage wieder ins Standarddeutsch wechselt:

```
((…))
074   AS:   also ich GLAUbe-
075         dass das einen GROssen vorteil in dieser dem zusammenhang
            bringen wird;
076   RB:   (-) guet wil i ICH weiss-
077         da:ss (.) s TARgetfeil hends wellen apasse,
078         und hend welle en spalten ifüere för komPEtitifness;
079         das wo de REto vorhär gseid hesch;=
080         =und das hed de julian nid CHÖnne oder nid welle,
081   AS:   [(xxx) ]
082   RB:   [(-)   ]wil das isch mit unternehmenseinheit nid kompatibel;
083   AS:   genau (-) und das [kannst ]du (-) also da können wir einfach
            flag seTZEN,
084   RH:                     [jo     ]
085   AS:   öh dann comPETitiveness und dann mit-
086         ist einfach das was aus dem gesamtteil raus kannst du da:
            WUNderbar ausleben;
087         wenn [der ein ]zel(ne) commodity manager oder strategische
            einkäufer für diese massnahme auch diesen FLAG setzt=ja;
088   RB:        [(xxx)   ]
089   RH:   öpis gmacht het=jo hm_hm;
090   RB:   dasch KLAR;
091   AS:   aber [das sind ][(und)][(aber) ]
092   RB:        [(xxx)    ]
093   RH:                  [aber das ][sind  ]zuekonftsTEEmene he,
094   AS:   aber das ist ALles: ja das ist aber,
095         (0.5) [also wenns da beDÜRFnisse gibt, ]
096   RB:         [(jo xxx)                        ]
097   AS:   das kann man alles relativ schnell dann (-) noch EINbringen,
098         wenn man das BRAUCHT,=
099         =dann wenn es dann noch zusätzliche beDÜRFnisse sind;
100         das ist halt der vorteil von dem TOOL an der stelle ne,
101   RH:   [(xxx)  ]
102   RB:   [(ja/jo) gut ]eben aber meine frage ist eigentlich DIE-
103         in ZUkunft-
104         ja zukunft SCHON,
105         aber seit zwei wochen sind wir im neuen geSCHÄFTSjahr-
106         die FRAge ist-
107         KOMMT das jetzt im neuen geschäftsjahr?
((…))
```

Die Varietätenwechsel von RB in diesem Ausschnitt lassen sich auf zwei Arten interpretieren. Einerseits fällt die zweifache Verwendung von Standarddeutsch bei RB für die Formulierung einer Frage an AS auf, dies im Gegensatz zur Formulierung des eigenen Wissensstandes in Z. 076–080. Das lässt auf eine kognitive Aktivierung der Varietät Standarddeutsch in Verbindung mit der sprachlichen Handlung des (Nach-)Fragens (bei einem deutschen Adressaten) vermuten, während für Berichte oder eigene Erklärungen eher das Schweizerdeutsche aktiviert wird. Andererseits handelt es sich um ein Gespräch zwischen drei Personen, und RH als dritter Gesprächspartner bleibt in der gesamten Sequenz beim Schweizerdeutschen, sodass durch die Varietätenwechsel von RB temporär eine Asymmetrie entsteht und sein Wechsel ins

Schweizerdeutsche auch als Akkommodation an RH unter dem Gesichtspunkt der *preference for same language talk* (vgl. Auer 1999) gesehen werden kann. Damit lässt sich jedoch der erneute Wechsel in die Standardsprache bei Z. 102 nicht erklären; dieser scheint wiederum teilnehmerbezogen sowie durch die sprachliche Handlung des Fragens motiviert zu sein. Das Gespräch geht weiter, indem RH und RB Fragen an AS stellen und dieser antwortet. Die beiden Deutschschweizer sprechen eigentlich Schweizerdeutsch, RH greift aber das Element «dieses jahr» aus der Rede von AS (Z. 142) auf, wiederholt es in Z. 145 und baut es in seine Rückfrage in Z. 147–149 ein, die er ebenfalls auf Standarddeutsch formuliert:

```
((…))
129   RH:   [aber mer hend doch jetzt] e piLOT gmacht,
130         oder ALeksander?
131   AS:   (--) ja wir haben (nen) piloten geMACHT,
132         [und ä::h ]
133   RH:   [aber do aber do isch  ]üs no nie öpis ZEIGT wurde:-
134         wo STÖMmer do?
135         was chammer jetzt met dem MAche?
136         was isch POsitiv-
137         was isch NEgativ?
138         das hemmer no NIE gse=oder,
139         (1.0) s git käs SÖMmeri us dem tuul use-
140         [(1.0) us dem piLOT- ]
141   AS:   ((…))
142         dass die dieses jahr dann schon damit ARbeiten-
143         soweit: (-) das äh: S:INN ergibt,
144         hh° und äh:: das ist soWEIT äh-
145   RH:   dieses JAHR-
146   AS:   [(das ist soweit klar); ]
147   RH:   [dieses jahr ischt[182] (WAS)? ]
148         dieses jahr heisst WAS?
149         [(-) dieses geSCHÄFTSjahr, ]
150   AS:   [(xxx xxx)                ]genau (-) ja
151   RH:   okay;
((…))
```

Nach einer weiteren Erklärung von AS und einem Kommentar von RB, der den Varietätenwechsel von RH nicht übernommen hat, teilt RH erneut seine Meinung zum besprochenen Tool und den Bedürfnissen der Mitarbeitenden mit. Diesmal wählt er dafür auch den Dialekt. Er wechselt jedoch turnintern die Varietät, über eine selbstinitiierte und -durchgeführte Selbstreparatur in Z. 173, durch eine Wiederholung des Pronomens «alle», das er zuerst auf Schweizerdeutsch formuliert. Die Reparatur folgt auf einen Unterbruch durch AS in Z. 172, was den Wechsel bei RH in die Varietät des Gegenübers ausgelöst haben könnte, da seine Aufmerksamkeit womöglich in diesem Moment auf asymmetrische Varietätenverwendung gerichtet wurde:

```
((…))
165   RH:   [jo set  ][set se ]se se setegi FIITschers-
166         ZUEsätzlechi fiitschers müesst mer de iebrenge,
167         und säge DAS müesste mer ou no ha de,
168         drum han ich jo mou dFROOG gha-
169         gids en (-) es sömmeri us dem use us dem piLOT use-
170         cha mer das jetzt BRUche:,
171         müemer no zuesatzFIITschers ha,
```

[182] Auf RHs Aussprache des Schweizerhochdeutschen wird in Kapitel 12.3.1 genauer eingegangen.

```
172   AS:   [(xxx xxx)  ]
173   RH:   [(oder) sind] all  alle be sind alle bedürfnisse jetzt ABged
            deckt oder nicht abgedeckt?
```

Bei der Beendigungssequenz dieser längeren Gesprächseinheit wechselt RH wieder ins Schweizerdeutsche, wie in Z. 006–009 in Beispiel G2/9 ersichtlich wird, und fragt RB, ob dessen Fragen geklärt seien:

Beispiel G2/9: Progress Meeting (9_21:47–22:14)

```
001   RH:   hm_hm (.) aber Eben d-
002         das deshalb müssten wir das vielleicht mit dem THOmas an
            einem progress meeting mal besprechen=oder?
003   AS:   ich hab_s ä:h VOR (.) das am:-
004   RH:   [okay SEER guet; ]
005   AS:   [progress meeting ANzu(gehn); ]
006   RH:   SEER guet (.) seer guet;
007         (.) okay,
008         (1.5) guet-
009         (1.0) isch guet ale äh RAfael=he?
010   RB:   jo jo wunderbar danke;
011   RH:   dann: dann wechsle ich jetzt grad zu unserem: äh sch
            PLANner=he?
012         (1.0) gibt_s news: vom HERsteller?
013         (1.5) ALexander?
```

Die Selbstreparatur bei der Namensnennung («ale äh RAfael») in Z. 009 ist dabei ein Hinweis auf die Komplexität der Sprechaufgabe von RH, der nicht nur zwischen zwei Varietäten, sondern auch zwei Adressaten hin- und herwechselt. Direkt im Anschluss in Z. 011 führt RH als Meetingleiter den nächsten Themenpunkt ein, was er verbalisiert und mit einem Code-Wechsel ins Standarddeutsche umsetzt. Hier kann von einer Verknüpfung einer diskursinduzierten Funktion des Code-Wechsels mit einer teilnehmerbezogenen ausgegangen werden, da RH nicht nur einen neuen Themenblock eröffnet, sondern eine direkte Ansprache an AS formuliert. Bemerkenswerterweise führt der Varietätenwechsel von RH zu einem Wechsel der Meetingsprache, da RB die Varietät übernimmt, sodass für eine Weile auch die beiden Deutschschweizer miteinander Standarddeutsch sprechen, bis dann bei Minute 28:40 RH das Wort direkt auf Schweizerdeutsch an RB richtet, was wiederum mit einem Varietätenwechsel einhergeht. Die restliche Meetingzeit ist von mehrfachem teilnehmerbezogenen Varietätenwechseln in beide Richtungen geprägt.

Zusammenfassung Meeting 9

Die Beispiele aus dem Meeting 9 zeigen in einem ersten Einblick, wie die beiden Deutschschweizer RH und RB zwischen den Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch wechseln. Teilnehmerbezogene Varietätenwechsel und diskursinduzierte fallen zum Teil zusammen, und die *preference for same language talk* scheint eine massgebende Rolle zu spielen. Ferner ist ein Zusammenspiel von sprachlicher Handlung und Varietätenwahl zu beobachten, und das Aufgreifen und Wiederholen eines Elements aus der Rede eines deutschen Kollegen kann einen Wechsel in den Standard auslösen. In kurzen Episoden ist die Meetingsprache Standarddeutsch, sodass es zur Situation kommt, dass die beiden Deutschschweizer untereinander im Standard sprechen – eine in der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention für diese Art Gespräche unübliche Situation.

Meeting 12

Am Anfang dieses Meetings entsteht eine längere Small-Talk-Phase, da erst RH und SW (sowie die Exploratorin) im Onlinemeeting anwesend sind. Den grössten Redeanteil hat SW, der von einem bestimmten Vorgang erzählt. RH spricht in diesem Teil Schweizerdeutsch, für die offizielle Meetingeröffnung wechselt er jedoch auf Standarddeutsch. RB löst mit seinem Hinzukommen einen Wechsel der Meetingsprache aus, da er Schweizerdeutsch spricht. Wie in Z. 001 des Beispiels G3/12 ersichtlich, übernimmt RH das zuerst, bis er bei einem an SW gerichteten Widerspruch in Z. 005 wiederum in den Standard wechselt:

Beispiel G3/12: Ferien (12_04:03–04:11)

```
001   RH:   also irgendöper vom Abteilungsname oder vom Abteilungsname
            muess SIcher [debi si;]
002   SW:    [ja die  ]XXX ist ja dabei=des-
003         aber die XXX ist die woche in die FErien-=
004         =wenn i mi recht entSINN,
005   RH:   NEIN die ist wieder da-
```

Dies kann sowohl als Akkommodation an den Gesprächspartner im Sinne der *preference for same language talk* interpretiert werden als auch in Zusammenhang mit der sprachlichen Handlung, da es sich um einen Widerspruch auf das von SW Gesagte handelt, also eine potenziell *face*-bedrohende Handlung. Es ist daher denkbar, dass das sprachlich konvergente Verhalten während einer inhaltlichen Divergenz auch ausgleichende Funktionalität aufweist (vgl. Bürkli 1999: 345). RH bleibt für das weitere Gespräch bei Standarddeutsch. Das Hinzukommen des zweiten deutschen Meetingteilnehmers AS sorgt anschliessend für die paradox anmutende Situation, dass es ein Deutscher ist, der in eine (temporär) standarddeutsche Sequenz Schweizerdeutsch einbringt: mit der schweizerdeutschen Begrüssung für die Ansprache einer Gruppe «sali zäme»:

Beispiel G4/12: Sali zäme (12_06:38–06:41)

```
001   AS:   [sali zäme-          ]
002   RH:   [wenn es dann (un i)] dann wenn_s dann unter IMpact geht-
003         sali ALeksander;
```

Die Verwendung gewisser Merkmale einer Varietät bezeichnet Johnstone (2007: 50) als «stance-taking»: Dieses könne bewusst erfolgen, um sich als Sprecher:in eines lokalen Dialektes auszuweisen, auch wenn im objektiven linguistischen Sinne nicht über produktive Dialektkompetenz verfügt werde. Die Realisierung weniger Merkmale reiche dabei aus, um sich als kompetent auszuweisen. Im vorliegenden Fall wird damit Zugehörigkeit zur Deutschschweizer Sprechgemeinschaft ausgedrückt. RH integriert die Erwiderung der Begrüssung in seine standarddeutsche Rede und wechselt nicht die Varietät. Ein später im Meeting erfolgender Wechsel ins Schweizerdeutsche scheint ebenfalls durch die beiden deutschen Teilnehmer ausgelöst zu sein:

Beispiel G5/12: Nüd (12_28:22–28:36)

```
001   RH:   sonst is da NIX drauf-
002         (-) dann mach ich die umfrage=STEPHan,
003   SW:   ich
004   RH:   ausser BA ausser bauteil,
005         nix,
006   SW:   NEE nüd;
007   RH:   SEHR gut;
008         de ALexander,
009   AS:   nüd;
```

```
010   RH:   nü:d-
011         RAFael,
012   RB:   h° gschnöu e frog a ALeksander-=
((…))
```

Während RH die zuvor etablierte Meetingsprache Standarddeutsch wählt und in Z. 005 eine in der bundesdeutschen bzw. österreichischen Umgangssprache übliche Variante des Indefinitpronomens ‹nichts›, nämlich «nix» (vgl. Ammon et al. 2016: 501) realisiert, antworten beide Deutschen mit der schweizerdeutschen Variante «nüd» (Z. 006 bzw. 009), also einer Entlehnung aus dem Schweizerdeutschen. Da es sich bei der Umfrage um ein festes Element dieser Art Meetings handelt, kann von einer Ritualisierung des Frage-Antwort-Schemas ausgegangen werden; und die deutschen Teilnehmer dürften die oft realisierte Entgegnung von Deutschschweizer Kolleg:innen als singuläres Element übernommen haben. In Fällen von Ritualia ist die pragmatische Bedeutung der Entlehnung oft klein (vgl. Christen et al. 2010: 97). In diesem Ausschnitt reagiert RH jedoch im folgenden Turn in Z. 010 mit der Wiederholung der schweizerdeutschen Antwort der beiden Deutschen, die er mit einer Dehnung versieht. Es kann sich hier um einen gesprächssteuernden Diskursmarker handeln oder aber um einen Verweis auf die Markiertheit der von den beiden Deutschen realisierten dialektalen Verneinung. Daraufhin spricht auch RB wieder Schweizerdeutsch, als er an der Reihe ist (Z. 012), obwohl der Deutsche AS der Adressat ist und obwohl vor dieser Umfragesequenz über längere Zeit Standarddeutsch die Meetingsprache war.

Das Beispiel G6/12 stammt ebenfalls aus dem Gespräch zwischen RB und AS, zu dem auch RH einzelne Redebeiträge beisteuert:

Beispiel G6/12: Aufs Tapet (12_31:29–32:16)

```
((…))
001   RB:   muess e SO säge-
002         ich has e so erWARtet;
003   AS:   hm:-
004   RB:   (-) genau-
005         [dass ENTweder (über) (xxx xxx); ]
006   AS:   [also ich hoffe ich hoffe        ]das thema HERsteller-
007         öh das mit ich hoffe das kommt mal aufs (.) taPET,
008         dass da: also nach wie vor das kapaziTÄTSthema ist dort;
009   RH:   [hm_hm ]
010   AS:   [also wir ]haben da [(xxx) und unzurREICHend ]unterstützung-
011   RB:                       [kommt aufs taPET (xxx), ]
012   AS:   h°° ähm um die dinge UMzusetzen,
013         die entweder allein nur schon alle nur gemacht werden
            MÜSSen,
014   RH:   hm_hm-
015   AS:   und geschweige denn von denen die gemacht werden KÖNNten,
016         um auch GELD zu sparen;
017   RB:   [äh:m   ]
018   AS:   [wo auch] teilweise schon entSCHIEden wurde-
019         dass das geMACHT wird-
020         und dann trotzdem DORT diskussionen laufen obs denn:-
021         (warum)-
022         [(xxx xxx)  ]
023   RH:   [dann wirds ]immer wieder RAUSgeschoben=oder?
024   RB:   (0.5) geNAU;
025         [das KOMMT-     ]
026   RH:   [weil sie keine ]resSOURcen haben;
027   RB:   (0.5) das KOMMT aufs tapet,
028         ich hatte am frei am MONtag diesbezüglich schon ein meeting
            mit XXX und XXX-
```

Während RHs Beiträge auf Standarddeutsch erfolgen (Z. 023/026), verbleibt RB im Schweizerdeutschen, bis ein Aufgreifen bzw. Zitieren einer von AS verwendeten Redewendung einen Code-Wechsel bei ihm auslöst: RB versucht zweimal, das Rederecht zu ergreifen (Z. 011 und 025) mit der aus der Rede von AS aufgegriffenen Redewendung «kommt aufs taPET», bis er beim dritten Versuch in Z. 027 das Rederecht übernehmen kann und in der Folge auf Standarddeutsch weiterspricht.

SW verabschiedet sich zwischenzeitlich aus dem Meeting. Nach zwei längeren monologischen Sequenzen von AS wechselt RB wieder zurück auf Schweizerdeutsch, was RH teilweise übernimmt, wobei er nach einem Turn von AS wiederum an diesen akkommodiert und seine abschliessende Frage an RB in Z. 001 ebenso auf Standarddeutsch stellt:

Beispiel G7/12: Gut so? (12_36:24–36:36)

```
001   RH:   (1.5) GUT so=raphael,
002   RB:   ja ja für mich isch GUet-
003         für mich isch [guet jo- ]
004   RH:                 [guet;    ]
005         (1.0) SONST noch was=raphael?
006   RB:   NEI (.) danke,
007   RH:   (0.5) ää das vo GEschter-
008         wo du mier no GSCHICKT hesch,
```

RB übernimmt dies jedoch nicht und antwortet ihm auf Schweizerdeutsch (Z. 002), nach der zweiten Replik von RB in Z. 006 wechselt RH in Z. 007 dann in die Varietät seines Kollegen. Dieser Ausschnitt ist eines von zahlreichen Beispielen von *language negotiation sequences* in dieser Konstellation. In der Mehrheit der Fälle ist es RH, der in der fokalen Äusserung Standarddeutsch spricht. Meist, da er oft vorhergehend akkommodierend an einen deutschen Kollegen die Varietät gewechselt hat, und dann den Deutschschweizer Kollegen anschliessend auch auf Standarddeutsch anspricht, was dieser jedoch auf zweiter Position nicht übernimmt, sodass RH auf dritter Position oder – wie im vorliegenden Beispiel – nach einem weiteren Turnwechsel an RB akkommodiert und auch die schweizerdeutsche Varietät wählt. Die dritte Position ist gemäss Deppermann (2008: 73) ein «Test für Hypothesen über Folgeerwartungen und die mit ihnen zusammenhängenden konditionellen Relevanzen und Präferenzen» ausgehend vom fokalen Element. So entscheide sich in der dritten Position, ob der Produzent des fokalen Elements – hier RH – die Art und Weise akzeptiere, wie der Gesprächspartner – hier RB – auf das fokale Element reagiert; ob er also die zugrunde gelegten Regeln teile und in Bezug auf welche Regeln er die erfolgte Reaktion interpretiere. RH akzeptiert also die von RB zugrunde gelegten Regeln (die Sprechvarietät zwischen zwei Deutschschweizern ist der Dialekt) und akkommodiert durch einen Varietätenwechsel an den Kollegen.

Zusammenfassung Meeting 12

In Meeting 12 weist RH in seiner Rede einen grossen Anteil Standarddeutsch auf; oft wird dies durch Akkommodation an einen deutschen Kollegen auf der dritten Position initiiert. Dabei kann die sprachliche Akkommodation auch mit inhaltlicher Divergenz zusammenfallen, was die Interpretation einer ausgleichenden Funktionalität nahelegt. Bei den deutschen Teilnehmern zeigen sich Beispiele von punktueller Schweizerdeutschverwendung im Rahmen von ritualisierten Gesprächsformen bzw. Routineformeln wie der Begrüssung oder der Umfrage. Diese Code-Wechsel dürften auf die Interaktion bezogen ohne pragmatische Bedeutung sein (vgl. Christen

et al. 2010: 97). Sie sind jedoch Beleg einer gemäss Werlen (1998a: 195) «Demonstrationsmischung» genannten Sprechweise, «bei der wie zur Demonstration der Zugehörigkeit oder des guten Willens Elemente der Umgebungsvarietät in die Herkunftsvarietät eingeflochten werden». Objektiv und/oder subjektiv typische Wörter sowie typische lautliche Erscheinungen würden von den Zugezogenen dabei in die eigene Sprechvarietät integriert, die Aussprache der Herkunftsvarietät werde dabei jedoch beibehalten. Wie in Meeting 12 ersichtlich, haben diese Erscheinungen von *mixed code* (vgl. Christen et al. 2010: 58f.) der deutschen Sprecher:innen das Potenzial, einen Code-Wechsel bei den Deutschschweizer Kolleg:innen auszulösen, was innerhalb einer Sequenz zu einer kontraintuitiven Verteilung der Varietäten führt. Wiederum zeigt sich in diesem Meeting weiter, wie der Wechsel in den Standard über das Aufgreifen und Zitieren, also eine Konstruktionsübernahme (vgl. Brinker/Sager 2010: 74), erfolgt. Zwischen den beiden Deutschschweizer Teilnehmern kommt es durch asymmetrische Varietätenwahl zu einer *language negotiation sequence*, aus der die Sprechvarietät Dialekt resultiert, der gemäss Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention in dieser Zweierkonstellation die unmarkierte Varietät darstellt.

Meeting 21

Die Aufnahme dieses Meetings beginnt mit einer Small-Talk-Phase, in der es um die Homeoffice-Regelung in den verschiedenen Firmenstandorten geht. RH, SW und AS führen das Gespräch auf Standarddeutsch. In dieser temporären Konstellation von zwei deutschen Teilnehmern und einem Deutschschweizer Teilnehmer kann diese Varietätenwahl durch die *preference for same language talk* seitens RH erklärt werden. Da beide deutschen Sprecher nicht Schweizerdeutsch sprechen, kann dieser Präferenz nur durch RH nachgegangen werden, indem er ebenfalls den Standard wählt. Die offizielle Meetingeröffnung nimmt RH in der Folge ebenfalls in dieser Varietät vor und er spricht auch seinen Deutschschweizer Kollegen RB in Z. 001 auf Standarddeutsch an:

Beispiel G8/21: Guter Job (21_04:51–06:06)

001 RH: äh übrigens da macht
002 äh:=RAphael (.) du bisch ja auch drin-
003 (-) (a es de I:) äh:-
004 (-) macht jetzt der äh: marTIN (1.0) einen guten job,
005 der ist sehr aktiv da drin unterstützt auch die *XXX* sehr stark-
006 äh (.) dass man da VORwärts kommt mit der beschaffung-=
007 =haben die LISte jetzt-
008 (-) sag jetzt mal VON:-
009 (-) von einer a VIER seite vielleicht noch auf zwei drei komponenten jetzt runtergebracht,=
010 die noch KRItisch sind-
011 (.) ä:h (.) da hat er (.) äh SEHR gut unterstützt;
012 (.) und hat auch aktiv dann den HERsteller telefoniert und den brokers wieder und-
013 also da hat er SEHR gut (.) unterstützt,
014 (-) im fall: mal das FEEDback dann ihm geben willst;
015 RB: (.) jo danke ääm ich bi mit iim ou im: im im konTAKT-
016 also unterSTÜTZT,
017 ha (-) är het jo alles SÄUber gmacht au mit anderne *firmenname* wärch ää woner dra isch-
018 ääm (.) klar (.) das isch jetz en USnaa:m,
019 do müemer d lessens lörnd nocher de drus ZIE,
020 (-) h° ä::m (.) es git[(xxx)-]

```
021   RH:                          [(xxx)  ]lessen lörns gits-
022         lessens lörnd gits nur-
023         (-) rafael (.) ää: mier müend GMEINsam dur das züg düre;
024         (.) nit (.) dä muess mache und dä hät SELle;
025         (-) do müemer gmeinsam ma gmeinsam düre-=
026         =wöu die schwiirigkeite wärde mer jetzt witerhin ha-
027         au bi nöie proJEKT;
```

Wie in Beispiel G7/12 übernimmt RB die Varietätenwahl des Kollegen auch hier nicht (Z. 015), woraufhin RH an ihn akkommodiert und auch ins Schweizerdeutsche wechselt. Beim schweizerdeutschen Turn von RH auf dritter Position ab Z. 021 handelt es sich um Zurückweisung dessen, was RB zuvor gesagt hat. RH fällt RB ins Wort, greift den Begriff der «lessens lörnd» von ihm auf und weist RB darauf hin, dass die Angelegenheit nur gemeinsam gelöst werden könne, was einer Belehrung entspricht. Dabei handelt es sich um einen potenziell *face*-bedrohenden Akt. Diese inhaltliche Divergenz fällt – wie in anderen Beispielen des Gesprächsdatenkorpus – hier mit sprachlich konvergentem Verhalten in Form der Akkommodation durch den Code-Wechsel zusammen.

Schweizerdeutsch wird in der Folge zur Meetingsprache, so lange, bis RH wieder an AS akkommodiert, wie in Z. 015–018 ersichtlich:

Beispiel G9/21: Status (21_09:03–09:51)

```
001   RH:   denn würdi gli (-) grad uf: üses DINGS cho,
002         (3.5) ää:: (.) hemmir do STAtus:?
003         ää:: sebenezwänzigschte zääte (.) das wär HÜT-
004   AS:   (--) ja äh::m ((räuspert sich)) [kann ich KURZ:? ]
005   RH:                                  [(xxx xxx) äh    ]
006   AS:   hh°[jaa ]
007   RH:      [do gods ]um dä XXX=he?
008   AS:   (-) ähm XXX unterlagen (.) sind RAUS-=
009         =hat er beKOMmen-=
010         =er ist jetzt in der <<rall>vorbereitung beSTELlung>-
011         öh:m muss er noch mal das Updaten-
012         weil die musterzahl sich geändert hat,
013         dass wir die:-
014         hhh° dass wir die öh:: die MUSterbestellungen los (.) treten
            können,
015   RH:   ((hustet 1,0)) [(--) (xxx) supPLIer package? ]
016   AS:                 [(--) äh: da haben wir uns involVIERT, ]
017   RH:   (xxx) also wurde dann ein supPLIer package erstellt (.)
            gemacht?
018         [RAUSgeschickt okay, ]
019   AS:   [geNAU (das suppli) ]er package und pipap unterLAgen is
            alles: is alles raus,
```

Dies hat wiederum den Wechsel der Meetingsprache auf Standarddeutsch zur Folge, d. h. auch RB übernimmt anschliessend zuerst den Standard, bevor er für einen erneuten, längeren Turn in Form eines Berichts wieder Schweizerdeutsch als Varietät wählt, woraufhin RH einmal mehr an ihn akkommodiert und in den Dialekt wechselt. Es folgen mehrere Turns der beiden Deutschschweizer, woraufhin RH auch den Deutschen AS auf Schweizerdeutsch anspricht, wie in Z. 001 von Beispiel G10/21 zu sehen ist. Wiederum akkommodiert RH dann aber wieder an das Gegenüber im zweiten Turn bzw. auf dritter Position (Z. 003) innerhalb dieser neuen Gesprächseinheit:

Beispiel G10/21: Die stehen gerade (21_13:36–13:41)

```
001   RH:   und die hen die hend im moMÄNT=ää:-
002         (0.5) ke teili däne i den u es a (.) Aleksander?
003   AS:   die steh die STEhen grade;
004   RH:   [die STEhen gra ]
005   AS:   [(xxx xxx)      ]für mehrere proDUKte=ja;
006   RH:   (.) ja (1.0) und wie siehts dann: von der (1.0) LIEferungen
            aus (.) von hersteller?
```

Durch die Wiederholung des von AS Gesagten und der damit zusammenhängenden Konstruktionsübernahme in Z. 004 erfolgt bei RH ein Wechsel in die Standardvarietät, wie in Z. 006 ersichtlich wird. Später im Meeting gestaltet RH auch einen neuen Programmpunkt auf Standarddeutsch und spricht in Z. 001–005 zuerst mit dem deutschen Kollegen SW:

Beispiel G11/21: Quality Plan (21_24:18–25:33)

```
001   RH:   dann gehen wir WEIter,
002         (-) äh quality plan=das haben wir geSAGT (.) (da) bauteil:/
            äh ku bauteil::-
003         <<lachend>bauteil (xxx xxx xxx xxx)>,
004         hh° bauteil (.) äh da hat der bori jetzt grade ein MAIL ge
            macht noch-
005         [(--) äh:]
006   SW:   [(--) (ja ich) ]hab_s noch ned GLESN;
007   RH:   (0.5) hä?
008         hascht noch NICHT [gelesen? ]
009   SW:                     [ich habs ](ne) HAB i no ned;
010   RH:   (.) okay (-) also er (will) es über den BAUteil ab abwälzen-
011         (.) diese hundertfünfzig k KA euro,
012         (-) dass man das über den BAUteil (.) gratislieferungen
            bekommen-
013         für diesen äh (-) für diesen CHIP vom (--) BAUteil,
014         äh vom BAUteil (.) nid bauteil tschuldigung (.) nicht
            bauteil vom bauteil-
015         (-) wo dann auch ins segMENT (--) automation oder-
016   SW:   [(-) (xxx xxx) ]
017   RH:   [(-) kei AHnung ](--) geht [(xxx xxx); ]
018   SW:                              [ze DE glaub ich- ]
019         geht_s am [(xxx xxx) ja (.) ja;    ]
020   RH:             [es ist glaub ich ZE de- ]
021         glaub ich=JA;
022   SW:   [(-) ja]
023   RH:   [(es ist) ZE de ]hersteller (.) ja bauteil ja;
024         (--) äh::
025   RB:   nei nei (.) dasch autoMEIschen,
026   RH:   [de BAUteil? ]
027   SW:   [automation ?]
028   RB:   [(und xxx)   ]bauteil isch alles autoMEIschen,
029         äh::m=genau-=
030         =u:nd das isch sgliche segMÄNT wie au s bauteil drufe lauft-
031         drum macht das scho SINN;
032   SW:   (1.0) ah ok (1.0) gut;
033   RB:   ((niest))
034   SW:   ja PASST für mich-
035         es ist (xxx xxx xxx xxx);
036  (2.5)
037   RH:   (-) ää::-
038         (1.0) aHA:,
039         isch sgliiche segmänt wo BAUteil lauft okei;
((…))
```

In Z. 025 nimmt RB eine Fremdreparatur vor, mit der er das von RH Gesagte für nicht korrekt erklärt; dies tut er auf Schweizerdeutsch. Daraufhin akkommodiert RH in Z. 026[183] bzw. 037–039 wiederum an ihn und wechselt die Varietät.

Die vier Beispiele G8 bis G11/21 illustrieren eine mit zahlreichen Beispielen im Gesprächsdatenkorpus auftretende Konstellation und Situation, in der die beiden Deutschschweizer Meetingteilnehmer RH und RB im Gespräch mit einem der deutschen Teilnehmer sind und der Sprecher RH jeweils im Wechsel an den Deutschschweizer Kollegen RB sowie die deutschen Kollegen akkommodiert. Wobei dies meist nicht im ersten an den jeweiligen Adressaten gerichteten Turn von RH passiert, sondern auf dritter Position, in seinem jeweils zweiten Turn, und teilweise mit einem direkten Aufgreifen und Wiederholen von Elementen aus der Rede des Gegenübers, das als Konstruktionsübernahme Auslöser für den Varietätenwechsel zu sein scheint. Bei RH kann damit eine ausgeprägte *preference for same language talk* bei gleichzeitiger Ambivalenz den beiden möglichen Varietäten gegenüber festgestellt werden.

Im letzten Ausschnitt aus diesem Meeting richtet RB eine Frage ausdrücklich an sowohl RH als auch AS (vgl. Z. 003) und formuliert diese auf Schweizerdeutsch. Die aktive Beteiligung von sowohl RB als auch AS sorgt bei RH für eine Vermischung der verschiedenen Akkommodationsprozesse und schliesslich in Z. 025–027 zu einer Vermischung von Standard- und Schweizerdeutsch in seiner Rede:

Beispiel G12/21: Komponenteneröffnungsprozess (21_27:42–28:50)

```
001   RB:   ää:m (-) ganz CHUrzi frog-
002         ich bi hüt MORge chli: ää stibelsinnig wurde-
003         ää:m dfrog god a vilich a reto ond a: a Aleksander-
004         hend iir UNderlage zum komponänteeröffnigsprozäss?
005         (2.0) also das [heisst ä:: ]
006   AS:                  [(xxx) sind ]gar nicht involVIERT;
007         [(--) (xxx) ]
008   RB:   [(--) (jo/do) (xxx xxx)  ]
009   RH:   (2.0) komponänteeröffnigsproZÄSS: vom WÄRK oder vom:-
010   RB:   jo vom wärch im ES a pe,=
011         =aso wie [(wie d date) ]vom wärch zo ÜS chömid nochetär-
012   AS:            [Aha          ]
013   RH:   (sone) WÖRKflou?
014   RB:   jo für de wörkflou zum starte geNAU;
015   RH:   jo de: de XXX hed dä gschrebe=jo;
016   RB:   (1.5) ää:: nid de proZÄSS vom eröffnigswörkflou im es a pe
            inne,
017         sondern dä: dä das EKsel wo do chunt=weisch,
018         es god um DAS;
019   RH:   det isch de:: (-) de XXX (-) im liid glaubs-
020         (.) DUNde;
021   RB:   (--) de XXX?
022   RH:   jo de XXX;
023         XXX NACHname oder wie heisster?
024   AS:   (--) ja XXX nachname;
025   RH:   ja (.) der isch im LEAD da mit dem:,
026         er is: au mit dem dings dra mitem MAIK dra bezüglich,
027         (--) bezüglich digitaliSIErig vo dene verschidene lischtene;
028   RB:   [(1.5) (aha) ]
```

[183] Ersichtlich am Artikel «de».

```
029   RH:   [(1.5) weisch=au ]tomatiSIEre-
030   RB:   (--) das isch no guet zum WÜSse-
```

Dabei reagiert RH auf die Bestätigung seitens AS in Z. 025, wobei er an diesen akkommodiert. Ursprünglich hatte aber RB nach der Information gefragt, sodass er die folgende Erklärung in Z. 026/027 an diesen richtet, was einen Turn in *mixed code* zur Folge hat. Dieser kann auch als Form des Code-Shifting betrachtet werden, das über die Wiederholung des standarddeutschen Elements «mit dem» in der schweizerdeutschen Variante «mitem» in Z. 026 zustande kommt. Anders als in anderen Beispielen im Korpus scheint die Wahl der Standardvarietät für RH an dieser Stelle turnintern reparaturbedürftig.

Zusammenfassung Meeting 21

In diesem Meeting finden sich mehrere Beispiele des Akkommodationsverhaltens von RH. Er wechselt häufig in die Sprechvarietät des Gegenübers (im Fall des Deutschschweizers RB in den Dialekt, wenn er diesen zuvor im Standard angesprochen hat, oder im Fall der deutschen Kollegen in den Standard), weist also eine ausgeprägte *preference for same language talk* auf. Der Wechsel erfolgt oft auf der dritten Position, im zweiten Turn von RH innerhalb der Gesprächssequenz. Die asymmetrische Varietätenverwendung scheint ihm bei der Replik des Gegenübers bewusst zu werden – insofern überhaupt von einem bewussten Vorgang gesprochen werden kann –, und der Wechsel wird ausgelöst. Teilweise wird dieser Vorgang fassbar durch Elemente aus der Rede des Gegenübers, die aufgegriffen und wiederholt, quasi zitiert werden. Während bei Beispiel G8/21 sprachliche Konvergenz mit inhaltlicher Divergenz zusammenfällt, ist dies bei den anderen Beispielen nicht der Fall. Das sprachlich komplexe Gefüge innerhalb dieser Gesprächsgruppe führt beim Teilnehmer RH zuweilen zu einer Vermischung der Varietäten, die in der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention nicht üblich ist.

Meeting 29

In diesem Meeting sind nur drei Teilnehmer anwesend, da AS fehlt. Auch kommt RH – der Leiter des Meetings – etwas später dazu, sodass SW und RB bereits im Gespräch sind, als die Runde vollzählig wird. Die Meetingsprache seitens der Schweizer ist Schweizerdeutsch, auch bei der thematischen Sitzungseröffnung. Bei der direkten Ansprache von SW folgt jedoch ein Varietätenwechsel: Während die namentliche Erwähnung von SW sowie der ihn betreffenden Themen in Z. 002–004 auf Schweizerdeutsch erfolgen, wechselt RH mit einem turninternen Code-Wechsel in Z. 005 auf Standarddeutsch. Der teilnehmerbezogene Wechsel erfolgt somit a priori auf der ersten Position und nicht, wie sonst oft bei RH, reaktiv auf der dritten Position:

Beispiel G13/29: Läuft das? (29_02:06–02:21)

```
001   RH:   (1.5) SEER guet-
002         (--) okei äbe LIEferant tümmer no chli USe-
003         (--) denn sind die zwee sache vom STEfan no denn,=
004         =pipap und TSCHÄSS-
005         (1.5) die sind dann auch irgendwo auf enDE:: november mal,
006         [(machsch xxx)- ]
007   SW:   [genau;         ]
008   RH:   (--) geht das LÄUFT das?
```

RH spricht anschliessend weiter Standarddeutsch, wird dabei jedoch von RB auf Schweizerdeutsch unterbrochen, wie in Z. 005/006 von Beispiel G14/29 ersichtlich. Daraufhin wechselt RH auch die Varietät (Z. 007). Der Unterbruch wirkt so nachhaltig auf RHs

Varietätenverwendung ein, dass er bei der Rückkehr zum vorherigen Thema und Adressaten SW vorerst nicht wieder zurück zum Standard wechselt (Z. 017/018); dieser Code-Wechsel erfolgt jedoch einige Turns später in Z. 053:

Beispiel G14/29: Sharepoint (29_02:54–04:24)

```
001   RH:   hhh° [äh- ]
002   RB:        [äh, ]
003   RH:   DA-
004         da hab ich was NEUes reinge reingeschrie [ben- ]
005   RB:                                            [(villich) ]
006         [(xxx) (-) (xxx xxx); ]
007   RH:   [(--) tschoudigung RAfael, ]
008   RB:   (-) nai wäg dem ABteilung-=
009         aa bisch du IMmer no bim abteilung?
010         sorri ich has nid GSE,=
011         =ich bi-
012         guet jo mach nur WIIter,
013         SOrri-
014         chumi noch [här wiider; ]
015   RH:              [jo-         ]
016         ich bi immer no bi abteilung TEEma-
017         ää STEfan (.) do han ich öpis ineto-
018         (-) ää:: mir hend letscht mou es MIIting gha bezüglìch
            schärpoint-
019   SW:   hm_hm,
020   RH:   (--) ää: de JOsip[184] het denn mier gseid gha-
021         wäg dem ordner (--) gruup FIRmenstandort-
022         wo du dine ABteilung dinne hesch,
023   SW:   hm_hm,
024   RH:   dass du dä abHÄNKSCH,
025   SW:   (--) h° ja weil ER-
026   RH:   [dass du en ei dass du en ei-]
027   SW:   [(xxx xxx xxx xxx);          ] (xxx) machen,
028   RH:   ja;
029   SW:   und (-) wir haben uns jetzt INtern-=
030         =wir machen auch sowas wie nen SHAREpoint=jetzt,
031         prüft die XXX noch mal obs es an den (abteilung) SHAREpoint,
032         oder an (.) nen andern SHAREpoint,
033         aber dass wir dann RAUSgehn;
034   RH:   (2.0) (.) JA genau;
035         das het er mier das het er mier GSEID,
036         dass mir eigentlich denn DO nochher dusse sind=he,
037         (--) also wenn ich jetzt do under dokuMENte go (-) und denn
            gruups-
038         (1.5) denn FIRmenstandort-
039         (2.0) und denn (--) ää::-
040         [(xxx xxx)- ]
041   SW:   [(xxx xxx)- ]
042         geht er WEG;
043   RH:   [dä do? ]
044   SW:   [genau; ]
045         (--) ja;
046   RH:   (--) DÄ ordner,
047   RH:   (1.0) genau;
048         DÄ ordner,
049         (--) dass IER eigentlich us dem usegönd,
```

[184] Beim Betreffenden handelt es sich zwar nicht um eine GWP, aber da er in den Ausschnitten der Analyse mehrfach vorkommt (vgl. Meetingtyp d), wird er ebenfalls mit einem Pseudonym versehen.

```
050   SW:   [genau; ]
051   RH:   [und ier ]ää und ier es EIGets (1.5) ää abteilung (.)
            schärpoint möchid=he,
052   SW:   (-) genau war der (wunsch ja) vom JOsip;
053   RH:   ja genau;
054         (--) weil wir hatten ja viele fehler drin:,
055         =u:nd und da wollen wir ja das risiko ein bisschen
            miniMIEren-
```

Während der Wechsel auf Schweizerdeutsch ausgelöst durch RBs Unterbrechung nachvollziehbar ist, erscheint der Varietätenwechsel in Z. 053 willkürlicher. Während RH in seinen Turns in den Z. 017–051 berichtet, was sein Deutschschweizer Kollege Josip ihm erklärt hat, und damit vornehmlich eine Redewiedergabe vornimmt, wird das Subjekt bei der Erklärung in Z. 054 mit dem Personalpronomen «wir» ausgedrückt. RH erklärt jetzt also die Beweggründe und Überlegungen einer bestimmten Gruppe, zu der er gehört. Ob der Varietätenwechsel diesen Wechsel in Bezug auf die eigene Involviertheit in irgendeiner Weise unterstreicht, oder ob es sich bei dieser Gleichzeitigkeit um einen Zufall handelt, kann jedoch nicht eruiert werden. Die deiktischen Verweise «dä» in Z. 043, 046 sowie 048 zeigen hingegen deutlich auf, wie RH seinen Fokus während seiner Rede auf den von ihm geteilten Bildschirm richtet. Die geteilte Aufmerksamkeit während des Sprechens könnte also der Ursprung der nicht stringenten Varietätenwahl sein.

Auch in Beispiel G15/29 spielt dieser Faktor eine Rolle. Dieser Ausschnitt stammt aus derselben Gesprächseinheit zwischen RH und SW zum Thema SharePoint wie Beispiel G14/29. In Z. 005–007 schaltet sich RB wieder ins Gespräch ein, mit einer direkten Ansprache an RH, wiederum auf Schweizerdeutsch. In seiner Antwort wechselt RH in Z. 008/009 erneut direkt teilnehmerbezogen auf Schweizerdeutsch:

Beispiel G15/29: Schulung (29_08:03–09:20)

```
001   SW:   ich kann dir am MITTwoch sagen=was:-
002         wie der STAtus is;
003   RH:   (3.0) okay machen wir da mal (2.0) SIEBzehnter=he,
004         guet [(-) (xxx)   ]
005   RB:        [(.) du REto,]
006         bi dem [(xxx) ](-) ää:m (.) git das schüsch no USwirkige,
007         wil ich bi nid Iglade gsi zumene miiting (.) schärpoint;
008   RH:          [(jo)  ]
009         (-) nei isch nur de JOsip ich bori rolla gsi;
010   RB:   [aha    ]
011   RH:   [und to ]mas;
012   RB:   (--) okei-
```

Es folgt ein längerer Turn von RH, in dem er ab Z. 021 eine Art *mixed code* produziert, der auf die verschiedenen auf seine Sprachverwendung einwirkenden Faktoren zurückzuführen sein dürfte: Einerseits ist sein Adressat RB, mit dem er im Normalfall Schweizerdeutsch spricht, wie auch in dieser Sequenz. Andererseits berichtet er über den Umgang mit dem SharePoint – Thema des besagten Meetings – und zeigt gleichzeitig auf seinem geteilten Bildschirm, wovon er spricht. Dies führt in den Z. 021/022 zu einer Mischung der Varietäten, die in einen Wechsel in die Standardvarietät mündet. Es kommt zu einer Selbstreparatur beim Verb «umGEhen» (Z. 031/032), das RH zuerst auf Schweizerdeutsch produziert («umGO:») und sich dann auf Standarddeutsch korrigiert. Diese Reparatur entspricht der Deutschschweizer

Sprachgebrauchskonvention, bei der sämtliche Variablen einer Varietät aus dem entsprechenden Pool genommen werden müssen, und die Kombination der Varianten beider Pools im Empfinden der Sprachgemeinschaft als verboten gilt (vgl. Hove 2008: 65ff.).

```
013   RH:   (-) är het das nur mou vorgstellt mit de taMAra-
014         (--) är het das nor mou VORgstöll:t,
015         was sini:: lessens LÖRNDS drus gsi sind,
016         wöu mer die viili FÄÄler gha het-=
017         =me het jo letscht-
018         aso me het jo: es grosses paKET gha wo:-
019         GANZ viil dokumänt glösche wurde sind-
020         über zwänzg drissg tusig dokuMÄNT glösche wurden isch-
021         (-) u:nd (.) de hemmer au GMERKT jetzt dass mer ää:-
022         de de ORDner (-) neu strukturieren soll,
023         (isch/dasch) e SCHÄRpoint-
024         (--) und zum andern (.) auch (.) noch mal eine SCHUlung gibt
            bezüglich-
025         (-) wie ist der umgang im sharepoint drin,
026         (-) äh::-
027         (--) aso zu zum einten mal HIER,
028         was darf man da LÖschen und was darf man nicht löschen,
029         und wo muss man aufpassen-
030         (-) dann auch verknüpft (--) verknüpft mit mit dem THEma
            onedrive,
031         (--) wie soll man mit dem umGO:?
032         umGEhen,
033         oder diese FIRmenname ag ordner-
034         (-) da haben wir noch firmenname ag das ist ja dann (das)
            SHAREpoint-
((…))
```

Interessant am Beispiel hier ist jedoch, dass sowohl der direkte Adressat RB als auch das Setting dieses Meetings generell, die beide nicht die Standardvarietät verlangen, in diesem Moment in den Hintergrund gerückt zu sein scheinen. Dies ist sicherlich der Form des Onlinemeetings mit geteiltem Bildschirm geschuldet, bei der die anderen Besprechungsteilnehmenden nur am Bildschirmrand in kleinen Kacheln sichtbar sind, sodass die Schriftlichkeit (der auf dem geteilten Bildschirm sichtbaren Anwendung SharePoint) sich als am stärksten wirksamer Faktor auf die Varietätenwahl von RH zeigt.

Der zweite Deutschschweizer in der Runde, RB, zeigt einen anderen Umgang mit den Varietäten, wie das Beispiel G16/29 illustriert. SW spricht ihn in Z. 001–007 namentlich an und stellt ihm eine Frage. RB beginnt die Formulierung seiner Antwort auf Standarddeutsch (Z. 008), nimmt dann aber in Z. 009 eine Selbstreparatur vor, die nach Zögerungssignalen in der Reformulierung auf Schweizerdeutsch resultiert:

Beispiel G16/29: Aussage (29_16:13–16:31)

```
001   SW:   [was ist deine aus ](SAge),
002         RAphael?
003         wa was is (.) also-
004         (--) wer kann (mit der) TASK?=
005         =und was was soll am schluss: oder was ist das ZIEL?
006         ich will_s bloss verstehn,
007         ob_s da REIN kommt oder nicht;
008   RB:   (2.0) hh° (xxx) die FRAge ka:m-
009         ä::hm hm dFROOG isch eigentlich vo de XXX cho-
010         SO muessi frooge;
```

RB scheint die sprachliche Akkommodation ans Gegenüber als reparaturbedürftig zu betrachten, was auf eine Vorstellung der Sprechvarietät Standarddeutsch als markiert hinweist. Nach einer rund neunminütigen Meetingphase ohne Varietätenwechsel, von den beiden Deutschschweizern auf Schweizerdeutsch geführt, folgt der in diesem Meetingtyp ritualisierte Programmpunkt der Umfrage. RH wechselt dafür in Z. 003 auf Standarddeutsch:

Beispiel G17/29: Umfrage (29_28:30–29:02)

```
001   RH:   (-) schüscht hemmer do nNÜme dinne=he,
002         (2.0)
003   RH:   machen wir noch kurz die umFRAge,
004         (1.0) äh:m (.) RAphael,
005   RB:   (2.0) nei-
006         (--) aso: mou aber do bruch ich de Aleksander dezue,
007         das TEEma woni letscht mäntig agsproche ha-=
008         =(ob) mer jetzt das chönd wiitertriibe mit dene
            teilprojektleiter ABteilung,
009         hh° für das choschteimprufmentproGRAMM-
010   RH:   (-) jo-
011   RB:   ää::m aber do muessi de Aleksander dezue ha;
012         wöu das trifft ZWE vo sine hauptlüt;
013   RH:   (1.5) JO de gröscht teil warschindli jo;
```

Dieser Varietätenwechsel kann nur diskursinduziert interpretiert werden, da ein teilnehmerbezogener Wechsel mit dem Adressaten RB nicht infrage kommt. Dies ist ein Beispiel dafür, wie die Varietäten und deren mentale Repräsentation bei RH einerseits nicht so eindeutig mit den jeweiligen Adressaten und deren Sprechvarietät verknüpft sind, wie dies Beispiel G17/29 oder andere Beispiele nahelegen. Es sind unterschiedliche Faktoren und Funktionen der Varietäten(wechsel), die auf die Sprachverwendung von RH einwirken. Die Nichtübernahme des Standards bei RB in Z. 005–009 bewirkt jedoch auch in diesem Beispiel den direkten Wechsel von RH zurück ins Schweizerdeutsche (Z. 010/013).

Zusammenfassung Meeting 29

In diesem Meeting mit den drei Teilnehmern RH, RB und SW akkommodiert RH mehrfach an sein Gegenüber, sowohl turnintern als auch sequenziell auf dritter Position. Auslöser für Wechsel sind dabei die anderen Gesprächsteilnehmer, die mit ihrem Turn in der jeweils anderen Varietät eine Akkommodation bei RH auslösen, aber auch der Fokus auf schriftliche Inhalte auf dem geteilten Bildschirm, die die Standardvarietät über die Verknüpfung zur Schriftlichkeit aktivieren. Der unterschiedliche Umgang mit den Varietäten von RH und RB wird in Meeting 29 sichtbar. Einerseits dadurch, dass RB allgemein seltener die Standardvarietät verwendet als RH, andererseits auch an einer Selbstreparatur, die zeigt, dass die Verwendung des Dialekts bei RB keine zufällige Wahl darstellt, sondern Folge einer Vorstellung der adäquaten Varietät für ein Gespräch im vorliegenden Rahmen ist. Schliesslich zeigt sich auch diskursinduzierte Standardverwendung unabhängig vom Adressaten, als RH für das wiederholende Element der Umfrage in die Standardvarietät wechselt.

Meeting 32

RH spricht zu Beginn des Meetings 32 Schweizerdeutsch und spricht den Anwesenheitsstatus des Teilnehmers AS an, der dem Meeting noch nicht beigetreten ist. Weiter kommentiert er empraktisch seine Handlung des Bildschirmteilens. SW weist RH in Z. 001 darauf hin, dass dieser auf seinem Desktop viele Programme geöffnet hat (die durch das Teilen des Bildschirms

für alle sichtbar sind). Es entsteht ein kurzer, humoristischer Austausch über diese Tatsache, für den seitens der Deutschschweizer weiterhin Schweizerdeutsch verwendet wird. RH gestaltet den Übergang zum *topical talk* (vgl. Maynard/Zimmerman 1984) in Form des ersten Programmpunktes des Planners[185] dann mit einem diskursinduzierten Code-Wechsel zum Standard in Z. 017/018:

Beispiel G18/32: Viele Fenster offen (32_01:12–01:49)

```
001   SW:   so viel fenster offen REto=he,
002   RB:   REto du hesch jetzt grad-
003         du TEILsch üs:-
004         sache wo NID (.) jo;
005   RH:   jo has grad GSE;
006   RB:   guet;
007   RH:   hehehehehe
008   RB:   (xxx) jo;
009         (1.0) mir sind jo alles under de:: gliiche PFÄrrer,
010         aber ää: isch GLIICH bitz-
011   RH:   jo geNAU-
012   RB:   ((lacht, 0.5))
013   RH:   ha do öpis müesse MAche-
014         (-) ich (cha) dä glaubs: (2.5) SCHLIEsse-
015         (3.0) so (.) jetzt machis nöi UF=he,
016         has GSPEIcheret gha ((lacht, 1.5)) hh° SO:-
017         (4.0) ALso-
018         dann gehe ich gleich auf den PLAner=ä:h-
```

Die Meetingsprache Standarddeutsch bleibt für eine längere Dialogsequenz zwischen RH und SW bestehen. RB schaltet sich für eine Bemerkung ein und verwendet dafür Schweizerdeutsch, wie Z. 001 des Beispiels 19/32 zeigt. SW scheint seinen Hinweis nicht verstanden zu haben (Z. 003), woraufhin RB diesen in Z. 007 auf Standarddeutsch wiederholt:

Beispiel G19/32: Zugriff (32_05:11–05:22)

```
001   RB:   d ABteilungen hend ömu ess aa pee zuegriff-
002         STEfan-
003   SW:   (--) hm?
004   RH:   [die ABteilung? ]
005   SW:   [(xxx xxx)      ]
006   RH:   schon
007   RB:   deine ABteilungen haben ja ess aa pee zugriff;
008   RH:   (.) ja aber die haben vielleicht das äh arbeitsTOOL cockpit
            nicht=weisch,
```

Standardverwendung zur Verständnissicherung im Umgang mit Allochthonen ist in der Deutschschweizer Sprachverwendung üblich. Da es sich bei SW jedoch um einen Gesprächspartner handelt, der nachweislich Schweizerdeutsch versteht und da die Verständnisschwierigkeit vermutlich eher dem Setting des Onlinemeetings sowie der plötzlichen Turnübernahme von RB geschuldet ist, ist dieses Verhalten von RB doch bemerkenswert. In der sequenziellen Betrachtung zeigt sich in diesem Ausschnitt noch eine weitere aufschlussreiche Dynamik: Durch die vorangehende Varietätenwahl von RH – dem Meetingleiter – ist als temporäre Meetingsprache der Standard installiert, was sich auch an seiner Rückfrage mit dem standarddeutschen

[185] Die unterschiedliche Schreibweise der Microsoft-Applikation ‹Planner› rührt daher, dass die Sprecher:innen die Bezeichnung zum Teil Englisch aussprechen und zum Teil die eingedeutschte Version ‹Planer› verwenden.

Artikel «die» in Z. 004 zeigt. Dies wird von RB durch seine erste Turnübernahme im Dialekt missachtet. Mit seiner Reformulierung im Standard auf das Nichtverstehen von SW folgend passt er sich dem zuvor etablierten sprachlichen Rahmen nun doch an. Wenn man die temporäre Konstellation in dieser Gesprächsphase bedenkt (ein Deutscher, zwei Deutschschweizer), kann dies als untypisch bezeichnet werden. Umso mehr, als dass RH in seinem nächsten Turn in Z. 008 RB direkt adressiert, auf Standarddeutsch, mit dem von ihm oft verwendeten dialektalen Nachlaufelement und Vergewisserungssignal (vgl. Imo/Lanwer 2019: 168) «weisch». Die folgenden Turns erfolgen alle im Standard. RH leitet entsprechend die Beendigungssequenz dieses thematischen Blocks auch auf Standarddeutsch ein. Für die Bestätigungsfrage in Z. 003 in Beispiel G20/32 wechselt er in den Dialekt und zeigt so seine Adressatenwahl an – RB ist angesprochen. Für den direkt folgenden nächsten Programmpunkt wechselt er jedoch in Z. 006 direkt zurück in den Standard. Der Wechsel in den Dialekt war insertional, die Varietät der Wahl für diese Sequenz ist bei RH offensichtlich Standarddeutsch. In der Zwischenzeit ist auch AS dem Meeting beigetreten, der in Z. 008 auch direkt angesprochen wird, da er für den neuen Programmpunkt zuständig ist:

Beispiel G20/32: Abgelöst (32_07:32–08:03)

```
001   RH:   eifach zur INfo-
002         dass DIE liste dann jetzt da langsam abgelöst wird=he,
003         (3.5) ischs guet so,
004   RB:   jo;
005   RH:   (3.5) (okay)-
006         (2.0) dann geh ich da in den PLAner rein,
007         (7.0) ääh (HERsteller),
008         alexander=gibt es da: irgend (-) gewisse news: da mit
            [diesen vertTRÄgen? ]
```

In der folgenden Sequenz, in der AS informiert und RH sowie RB Fragen dazu stellen, sprechen alle Beteiligten Standarddeutsch. RB formuliert drei standarddeutsche Turns, bevor er für seine Erörterung des Hintergrunds seiner Nachfragen turnintern über eine Selbstreparatur (Z. 004/005) in den Dialekt wechselt:

Beispiel G21/32: Competitiveness (32_11:18–11:34)

```
001   RB:   hm RICHtig aber-
002         ich meine nur so wir müssen verMEHRT (.) ähm-
003         (-) es ist LEIder ja nunmal so,
004         ä::hm die-
005         di IIsparige wo mir so als projekt möchid,
006         wo mir nid i de JOOresprisverhandlig inne hend-
007         hh° müesste mer uf dkomPEtitifness lischte nä;
((…))
```

RH übernimmt den Varietätenwechsel zuerst in seiner direkten Rückfrage an RB in Z. 001 des Beispiels G22/32,[186] da der nächste Turn jedoch nicht vom angesprochenen RB kommt, sondern vom Kollegen AS (Z. 002), wiederholt er seine Frage an RB im folgenden Turn in Z. 003 auf Standarddeutsch:

[186] An der Lautung des Verbs «lauft» ohne Umlaut zu erkennen.

Beispiel G22/32: CCB (32_11:56–13:18)

```
001   RH:   [lauft ]im TSE tse be=oder?
002   AS:   in DEN tse tse bes=ja;
003   RH:   ja in den TSE tse be laufen die raphael schon=oder
((…))
```

Die Fremdreparatur bezüglich des Begriffs CCB bzw. dessen Numerus durch AS in Z. 002 bewirkt einen Code-Wechsel bei RH, der unabhängig vom eigentlichen Adressaten seines Turns, dem Deutschschweizer RB, erfolgt. Es folgt eine einminütige Ausführung von RB auf Schweizerdeutsch, die durch eine erneute Fremdreparatur, diesmal von RH, in Z. 031 unterbrochen wird:

```
((…))
030   RB:   (-) was möche mer no ZUEsätzlich;
031   RH:   das isch nid zuesätzlich do RAfael-
032   RB:   (-) das isch doch ZUesätzlich-
033   RH:   (-) nei das-
034         das möche mer SCHO-
035         simmier scho siit (.) mne haube joor dra oder mne JOOR-
```

RH wählt für seinen Widerspruch den Dialekt. Diese Akkommodation an die von RB gewählte Varietät kann als simpler Ausdruck seiner *preference for same language talk* interpretiert werden, jedoch auch als konvergentes sprachliches Verhalten bei gleichzeitiger inhaltlicher Divergenz, also als Mittel des *face-work*. Dafür spricht auch, dass in den folgenden Turns kein erneuter Wechsel zum Standard erfolgt, obwohl AS sich am Gespräch beteiligt und dies bei RH sonst oft zu direkter Akkommodation an diesen Sprecher führt. Einige Turns später formuliert RH auch eine direkt an AS gerichtet Frage auf Schweizerdeutsch (Z. 001/002), akkommodiert aber im zweiten oder dritten Turn (spätestens in Z. 006; die Varietät in Z. 004 ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen) wieder auf Standarddeutsch. Bei der Replik auf den schweizerdeutschen Einwand von RB in Z. 010–012 akkommodiert er wiederum an den Schweizer Kollegen und wechselt in Z. 013/014 in den Dialekt:

Beispiel G23/32: Viertelstunde (32_18:53–19:15)

```
001   RH:   (1.0) wenn hemmer snöchschte arbeitsTOOL info?
002         ALeksander?
003   AS:   (-) (das sollt jetzt) zweiter ZWÖLFfter,
004   RH:   [das WÄR ja: das wär- ]
005   AS:   [(da hamwa das arbeitsTOOL)  ](team);
006   RH:   (-) aber das BRAUCHT j?-
007         brauchen wir eine STUNde für arbeitstool,
008         ALeksander?
009         könnte man da vielleicht noch eine viertelstunde für Raphael
            reintun;
010   RB:   (2.0) niää ich wet das nid übers arbeitsTOOL meeting-
011         (-) JO,
012         chö'-
013   RH:   wiiso,
014         [de sind alli IIchöifer debi-]
```

Schweizerdeutsch bleibt eine Viertelstunde lang die Meetingsprache, bevor RH wieder einen neuen Programmpunkt mit einem diskursinduzierten CS eröffnet:

Beispiel G24/32: Offene Stellen (32_35:00–35:09)

```
001   RH:   gehn wir weiter-
002         zu unserem THEma=he,
003         äh (--) (xxx) (.) DA=he,
004         (1.5) offene STEllen isch no eine-=
005         =gäu RAfael,
```

Wiederum ist der Fokus auf den geteilten Bildschirm mit den Besprechungspunkten des Meetings gerichtet – erkennbar am deiktischen Ausdruck «DA» in Z. 003. Dies kann ein zusätzlicher Faktor sein, der die Standardverwendung von RH bewirkt. In Z. 004 wechselt RH jedoch turnintern in den Dialekt. Das CS markiert die Fokusverschiebung vom Bildschirm auf den Adressaten RB, wie das Nachlaufelement «gäu» sowie die Namensnennung in Z. 005 zeigen.

Das folgende Beispiel G25/32 gibt einen Einblick in RHs Repräsentationen seiner Gesprächspartner. RH und RB sprechen nach wie vor Schweizerdeutsch, RH nimmt in Z. 024 ein CS zum Standard vor, über ein Pseudozitat (bzw. Quasizitat. vgl. Keim 1995: 480) von AS. RH formuliert eine imaginierte Redewiedergabe. Dies tut er im Standard, wobei er in Z. 025 direkt in die Matrixsprache Schweizerdeutsch zurückwechselt, obwohl er direkt mit AS spricht, was ihn sonst oft zu alternationalen Wechseln in den Standard veranlasst. Für die kommunikative Funktion dieses CS, das Markieren eines (Pseudo-)Zitats, ist die Rückkehr zum Dialekt jedoch notwendig:

Beispiel G25/32: Dossier (32_36:32–36:55)

```
001   RH:   [(xxx) also     ]also de XXX weiss demfau nüd,
002         dass dass de rafael am aluege isch=he,
003         =iin,
004         (-) DEMfau-
005   AS:   ne=ich hab [nur geSAGT- ]
006   RH:              [(xxx)       ]
007   AS:   äh also ICH hat-
008         ihm hatt ich nur gesacht-
009         wenn bei uns H° noch was KOMMT,
010         dann werden wir-
011         hhh° [würden wir SEHR gerne auf ihn]zukommen-
012   RH:        [(xxx xxx xxx xxx)-           ]
013         [(xxx) okei;]
014   AS:   [wenn da WAS ]PASSendes is=ja;
015   RH:   okei;
016         (3.5) oKEI-
017   AS:   (-) aber d-
018         (--) dem anderen kollegen haben wi hab ich ja geSAGT,
019         äh dass äh:m-
020   RH:   [bim rafael (xxx) ]
021   AS:   [dass es EHer nicht- ]
022         dass ER nicht da auf jemanden zukommen muss soll;
023         [(xxx) ja; ]
024   RH:   [hm_hm     ](-) weil das DOSSier liegt beim: be beim
            BAUmann;=
025         =hesch DU iim gseid=he,
```

Die Meetingsprache bleibt in dieser Gesprächssequenz Schweizerdeutsch, bis RH wiederum an AS akkommodiert und in den Standard wechselt.

Ein weiteres Beispiel, kurz vor Meetingende, belegt erneut den Einfluss der gleichzeitig mit der Rede ausgeführten Handlung auf die Sprechvarietät: RH spricht RB nach einer Pause von fünf Sekunden auf Schweizerdeutsch an (Z. 001/002), zuvor sprach er Standard. Die Namensnennung führt zum Wechsel in den Dialekt, aber der Verweis auf das Geschriebene «die na abklärungen LAUfen» (Z. 003) löst bei RH direkt einen erneuten Wechsel zurück in den Standard aus, was sich in Z. 006 zeigt:

Beispiel G26/32: Abklärungen laufen (32_43:51–44:00)

```
001   RH:   Rafael-
002         das hani au inegno-
003         eifach die na abklärungen LAUfen=he,
004         (--) BAUteil von hersteller=he,
005   RB:   (-) jo;
006   RH:   (-) eifach dass wir_s nicht verGESsen=he,
```

Zusammenfassung Meeting 32

In diesem Meeting finden sich mehrere Beispiele von diskursinduzierten Code-Wechseln in den Standard zur Gesprächssteuerung im Sinne einer Grenzmarkierung, die den Beginn oder Abschluss einer Interaktionsaufgabe anzeigen (vgl. Deppermann 2008: 76), sowie Varietätenwechsel zum «Anzeigen der Adressatenwahl» (vgl. Petkova 2016b: 56). Weiter kommt eine im Gesprächsdatenkorpus ansonsten kaum belegte Verwendung der Standardvarietät vor, nämlich jene zur Verständnissicherung. RB spricht vereinzelt auch Standard, wechselt aber turnintern wieder in den Dialekt. RH wechselt wie in den anderen Meetings mehrfach zwischen den Varietäten hin und her, auch turnintern in Form eines Pseudozitats, das er mit einem insertionalen CS umsetzt, oder ausgelöst durch die Handlung des Vorlesens.

Meeting 39

RH beginnt dieses Meeting, an dem neben ihm RB und AS teilnehmen, auf Standarddeutsch und führt auch den Programmpunkt ‹Delivery Meeting› in dieser Varietät ein. RB zeigt in Z. 001 eine divergente Varietätenwahl und stellt seine Frage im Dialekt:

Beispiel G27/39: Rückstand (39_01:51–02:07)

```
001   RB:   aber GÄU reto,
002         das isch RICHtig-
003         dLInie stönd jetz-
004   RH:   jo jo;
005         [jo:     ]
006   RB:   [mir cha ]NÜM produziere,
007         guet;
008   RH:   pro produktionssSTILLstand=jo;
009         (--) jo;
010         (ääm) smoll BAUteil smoll;
011   RB:   (-) hemmer dete: scho: ää: CHUNdeimpäkt?
012   RH:   JO jo;
013         jo jo=do sind wir in RÜCKstand;
```

Zuerst übernimmt RH bei seiner Antwort die Varietät von RB scheinbar – wie die dialektale Lautung der Partikel «jo» in Z. 004 vermuten lässt –, aber eigentlich handelt es sich vielmehr um eine Art *mixed code*, wie die folgenden Turns von RH (Z. 008/013) zeigen. Ein Erklärungsansatz für die nicht vorhandene bzw. nicht vollständige Akkommodation an seinen Gesprächspartner in dieser Situation kann wiederum im Fokus von RH gefunden werden, der auf die Inhalte auf

seinem geteilten Bildschirm gerichtet ist, über die er in seiner Rede berichtet. Die Termini «produktionssSTILLstand» und «RÜCKstand» verweisen auf die Schriftlichkeit dieser Informationen, wofür die Standardvarietät verwendet wird. Kurz danach findet sich jedoch eine identische Situation, in der RH diesmal an seinen Kollegen akkommodiert und die Varietät wechselt, wie Beispiel G28/39 zeigt. Der deiktische Verweis «DAS do» in Z. 009 zeigt zwar den bestehenden Fokus auf den geteilten Inhalten auf dem Bildschirm, nur scheint RH die Aufmerksamkeit nun stärker auf seinen Gesprächspartner bzw. dessen Einwurf als auf die am Bildschirm verschriftlichten Informationen zu richten:

Beispiel G28/39: Stop shipping (39_06:08–06:51)

```
001   RB:   (--) das wär aber ää: ää denn wenn_s es TREIN isch-
002         also trein FIRmenstandort,
003         SO gmeint?
004   RH:   (-) jo;
005   RB:   (xxx) vo FIRmenstandort gredt,
006   RH:   [(1.5) joo; ]
007   RB:   [(1.5) ä::- ]
008         ää de isch es aber ää:: BAUteil;
009   RH:   (1.0) äa:: (.) das isch DAS do;
((…))
```

Die Firmensprache in internationalen Belangen ist Englisch, sodass die betrachteten bzw. besprochenen Folien und Tabellen zu einem grossen Teil in englischer Sprache gehalten sind, was sich in der vorgelesenen Stelle in Z. 022 zeigt. Bemerkenswert ist, dass auch vorgelesenes Englisch bei RH zu einem Wechsel in den Standard führen kann (in Z. 023), wie dies wiederholt mit vorgelesenen deutschen Inhalten der Fall ist. Der Sequenzabschluss erfolgt denn auch auf Standarddeutsch, bei dem RH anschliessend bleibt, während RB seinerseits beim Dialekt verbleibt:

```
021   RH:   BAUteil (.) hm_hm-
022         (2.5) <<liest vor>produktionsstandort will stop shipping at
            the end of JAnuar>;=
023         =aso die haben da irgendwo noch the THEmen technische themen
            (-) drin-=
024         =und das projekt wurde jetzt da ein biss wird wurde
            verSCHOben
```

Das nächste Beispiel G29/39 zeigt die Eröffnung eines neuen Programmpunktes durch RH. Es geht um den Planner und ein damit verbundenes Meeting. RH adressiert diesbezüglich RB, was diesmal keinen teilnehmerbezogenen Code-Wechsel in den Dialekt mit sich bringt. Während die beiden Antworten von RB in Z. 004 und 007 aufgrund ihrer Kürze nicht eindeutig einer Varietät zuordenbar sind, ist in Z. 010 eine Akkommodation seitens RB an RH auszumachen, indem er wie sein Kollege auch den Standard als Sprechvarietät wählt. Dies ist konträr zu anderen Beispielen, in denen er bei asymmetrischer Varietätenwahl strikt beim Dialekt verbleibt. Bei diesem dritten Turn von RB handelt es sich um eine fremdinitiierte und -durchgeführte Reparatur, einen potenziell *face*-bedrohenden Akt, der durch das konvergente sprachliche Verhalten in diesem Moment entschärft wird; was ein möglicher Erklärungsansatz für das für ihn untypische Verhalten darstellt:

Beispiel G29/39: Meeting (39_09:16–09:39):

```
001   RH:   (--) dann würde ich übergehen zum:: PLANner=he,
002         (1.5) äh: dazu haben wir ja morgen ein MEEting-
003         a äh: (1.5) RAphael gell?
004   RB:   [(1.5) ja; ]
005   RH:   [(1.5) zum (xxx) ](xxx) THEma,
006         HAben wir morgen-
007   RB:   (ja);
008   RH:   haben wir morgen ein MEEting (a:m)-
009         mit dem ALexander noch=he,
010   RB:   (1.0) also FREItag;
011   RH:   (1.0) äh morgen also freit ich hab ja_a DRITTen-=
012         =ja GEnau;
```

RH geht anschliessend weiter die verschiedenen Punkte des Planners durch und fragt den jeweiligen Status bei den Kollegen ab, alles auf Standarddeutsch, wobei er immer wieder sehr dialektnahe Lautungen produziert, wie in Beispiel G30/39 ersichtlich wird:

Beispiel G30/39: Riesenbildschirm (39_11:42–11:58)

```
001   RH:   (2.0) SO wird das dann rausgschickt;
002         ischt das GUET?
003   RB:   (1.0) perfekt;
004   AS:   kann ich jetzt nich erKENNen,
005         abe:r wird scho guet sein;
006   RH:   (-) kannscht du nicht erKEnne?
007         [(xxx xxx), ]
008   AS:   [also also ich- ]
009         ne ist zu KLEIN;
010         (-) wenn reto wenn du deinen RIEsenbildschirm-
011   RH:   [aHA; ]
012   AS:   [hhh° ](-) teilst musst du vielleicht n_bisschen ZOOmen;
```

Während RB in Z. 003 affirmativ antwortet, weist AS den Kollegen RH in Z. 004 auf die Unleserlichkeit der Unterlagen auf dessen geteiltem Bildschirm hin, wobei er in Z. 005 mit «scho guet» die dialektale Lautung RHs aufgreift und durch diese Form des *Crossing* (vgl. Kapitel 5.8) eine Art Pseudozitat produziert. In dieser Situation drückt AS damit nicht Nähe, sondern Distanz aus, da er sich vom Inhalt der Aussage distanziert, indem er diesen in für ihn lautlich fremder Gestalt darbietet; damit rückt die Sprechweise in die Nähe des ‹Nachäffens›, was Keim (1995: 178) zufolge eine Möglichkeit darstellt, Kritik zu äussern. RH greift diese Strategie jedoch im nächsten Turn in Z. 006 selbst auf und zitiert gewissermassen wiederum AS, indem er dessen Aussage, er könne das Geschriebene nicht erkennen, partiell wiederholt. Dabei verwendet er eine Art *mixed code* bzw. eine betont dialektnahe Lautung, die in diesem Moment eine paradoxalpersiflierende Wirkung hat. Gemäss Schwitalla (2012: 183) entspricht es auch einer verbreiteten Strategie in Streitgesprächen, das lexikalische Material des:r Vorredner:in zu verwenden. Im vorliegenden Fall scheint es sich jedoch eher um einen Moment des Sprachspiels zu handeln, indem das Gesagtes durch das Aufgreifen eine Stilisierung erfährt, bei der die verschiedenen Sprechvarietäten gestalterisch zum Einsatz kommen.

Die Diskussion und der weitere Meetingverlauf verlaufen so, dass RH mehrfach an AS sowie an RB akkommodiert und deren Varietät übernimmt, wenn auch oft erst in seinem zweiten Turn. In einem weiteren Beispiel von spielerischem Umgang mit den Varietäten (des Gegenübers) setzt RH erneut einen *mixed code* für die Markierung einer Art Pseudozitat ein. Er führt in Z. 004 erst einen neuen Programmpunkt ein, diesmal auf Schweizerdeutsch. Auf einen

Hinweis von AS in Z. 010 reagiert RH wiederum mit sehr stark betont dialektaler Lautung in seinem standarddeutschen Turn («bischt», «machscht» Z. 012–014), was ähnlich wie im Beispiel G30/39 eine gewisse Distanzierung und humoristische Wirkung hat, wobei in diesem Fall mit dieser markierten Art des Sprechens auf eine abstrakte Grösse verwiesen wird und keine konkrete Zitatvorlage erkennbar ist:

Beispiel G31/39: Rausnehmen (39_18:24–18:48)

```
001   RH:   (-) hm hm
002         de übernim ich WIDer=he,
003   RB:   (-) jo hh°
004   RH:   (4.0) guet,
005         kwoliti PLÄN dä lömmer do inne-
006         füfzääte zwöufte-=
007         =do müemer no chli WIterluege,
008         wie mer das wänd genau MAche=he,
009         [(-) (xxx xxx) ]
010   AS:   [(-) da kannst ]MICH ja vielleicht schon mal rausnehmen;
011         ((lacht schnaufend, 2.0))
012   RH:   (wo BISCHT) du da?
013         bischt du AUCH da drin?
014         machscht du da AUCH was?
015   AS:   (--) hm:: (2.0) DANke;
016   RH:   (--) BItte hehehehe-
```

Der Wechsel in den Standard ist dadurch jedoch vollzogen, und RH wechselt in den folgenden Sequenzen zwar mehrfach – auf RB folgend – ins Schweizerdeutsche, aber auch immer wieder zurück in den Standard.

Zusammenfassung Meeting 39

In diesem Meeting, in dem sich erneut eine Dreierkonstellation aus zwei Deutschschweizern und einem Deutschen ergibt, findet sich wiederum in mehreren Sequenzen die folgende Verteilung der Varietäten: AS und RH sprechen Standarddeutsch, RB spricht Schweizerdeutsch, wobei auch er vereinzelt in den Standard wechselt. Je nachdem, worauf die Aufmerksamkeit von RH liegt, übernimmt er die Varietätenwahl des Kollegen und wechselt in den Dialekt, er verbleibt beim Standard oder produziert eine ihm eigene Form des *mixed code*. Das Beispiel G28/39 zeigt, dass nicht nur Schriftliches auf Standarddeutsch, sondern auch auf Englisch das Potenzial hat, seine Sprechvarietät Richtung Standard zu beeinflussen. Weiter zeigt sich ein humoristischer Umgang mit den Varietäten unter den Teilnehmern, das aus Aufgreifen, (Pseudo-)Zitieren und Stilisieren von Elementen aus der Rede des Gesprächspartners besteht. Dies ist ein Hinweis für die Vertrautheit der Teamleiter, die die Basis für einen kreativen Umgang mit den unterschiedlichen in dieser Community of Practice vertretenen Sprechweisen sowie deren Stilisierung in subtil-humoristischer Weise darstellt.

Meeting 42

RH eröffnet auch dieses Meeting auf Standarddeutsch, obwohl auch diesmal die Deutschschweizer in der Mehrheit sind, da AS fehlt. RH adressiert denn auch RB direkt auf Standarddeutsch (Z. 001–007), was dieser nicht übernimmt, da er auf Schweizerdeutsch antwortet:

Beispiel G32/42: Next Steps (42_01:30–03:42)

```
001   RH:   äh::: (-) (pi pi) si EM si pi projekte,
002         (.) RAphael äh::-
003         (2.5) ja;
```

```
004          (1.0) sind wir DRAN=he,=
005          =da haben wir auch noch MEEtings-
006          (--) (oder) wir hatten letztes mal ein MEEting?=
007          =oder RAphael?
008    RB:   (-) jo;
009    RH:   wo äh wo wir da gesagt haben wir schauen das mal AN,
010          (1.0) äh:-
011          (2.5) was HAben wir da next steps gesagt,
012          RAphael?
013    RB:   hhh° aso next steps isch es KICKoff miiting,
014    RH:   jo geNAU-
((…))
```

RH akkommodiert in seinem dritten Turn an RB und übernimmt dessen Varietät (Z. 014). Auch in diesem Meeting wird mit dem geteilten Bildschirm von RHs Computer gearbeitet, an dem er während des Sprechens Notizen macht, was sich auf seine Rede auswirkt, wie im folgenden Ausschnitt deutlich erkennbar ist. Das Verzögerungssignal «ää» inklusive Dehnung in Z. 023, die mehrfachen Sprechpausen und die Wiederholungen (vgl. Pfeiffer 2015: 99) weisen darauf hin, dass die Aufmerksamkeit des Sprechers im Moment seiner Rede nicht ungeteilt ebenjener gewidmet ist. Nach einer Pause von 10 Sekunden, in der nur Klickgeräusche zu hören sind, verweist RH auf die sichtbaren Inhalte mit dem deiktischen Verweis in Z. 032. Er liest in Z. 033 nach einer weiteren Pause vor, was er am Computer schreibt und gleichzeitig auf dem Bildschirm zu sehen ist, den Status «nach verFÜGbarkeit», der zu einem insertionalen CS führt,[187] wobei zwischen den einzelnen Elementen des intersententiellen CS jeweils Pausen von mehreren Sekunden Dauer liegen:

```
((…))
022    RH:   do=he,
023          (2.5) hemmir no gseid (.) ää::-
024          (1.0) DÄ monet no hemmir glaubs gseid,
025          =RAfael=gäll?
026          damit si: vor wienacht nöijoor no einisch öpis GHÖrit vo
             dem=he,
027    RB:   (-) hhh° mir hend gseid mi mier planit,
028          (2.0) genau;
029          hhh° (2.0)es sind jetzt (eigentlich) no zwe WUche-
030          DAS isch: (.) s wird-
031          ((schnaubt, 1.0))
032    RH:   (10.0) so he,
033          (4.5) nach verFÜGbarkeit=he,
034          mache mal SO=he?
035          (1.5) isch GUET?=
036          RAfael?
037    RB:   jo PASST;
038    RH:   (2.0) dann (HERsteller)-
039          (-)äh: (--) (da) (.) haben wir LEtztes mal gesagt,
040          dass alles beSTELLT ist (dezember)-
```

RH wechselt in seinem nächsten Turn (Z. 038) wieder in den Standard. Der Grund dafür kann erneut die Fokussierung auf die beschriebenen schriftlichen Inhalte auf dem Bildschirm sein, oder es handelt sich um eine Mischung aus diskurs- und adressateninduziertem Code-Wechsel,

[187] Wenn auch nicht direkt im Transkript ersichtlich, so entspricht die Aussprache von «mache mal SO» in Z. 034 doch hörbar der Standardvarietät.

da es sich um das nächste Bauteil handelt (an der Nennung des Herstellernamens in Z. 038 ersichtlich), das nun besprochen wird, also um einen neuen Programmpunkt, und gleichzeitig sind nun wieder alle Teammitglieder angesprochen, während die vorhergehenden Turns explizit an RB gerichtet waren.

Nach mehreren Code-Wechseln seitens RH etabliert sich die temporäre Meetingsprache Schweizerdeutsch in einer Gesprächssequenz, in der nur RH und RB sprechen. Der nächste Ausschnitt, Beispiel G33/42, schliesst daran an. RH informiert den zuhörenden SW über das Besprochene und verbleibt dafür erst im Dialekt, obwohl er den deutschen Adressaten mit Namen (Z. 002) anspricht. In seinem zweiten, an denselben Adressaten gerichteten Turn vollzieht er den Varietätenwechsel. Interessant ist, dass die Antwort von SW aus einem blossen Zuhörersignal «hm_hm» besteht, was für RH aber als Auslöser für das Aufrufen der Varietät auszureichen scheint, die in seiner Konzeptualisierung für das Gespräch mit dem Adressaten als adäquat erachtet wird:

Beispiel G33/42: Automatische Absage (42_11:44–12:40)

```
001   RH:   (wil) die sind au nid übers HA er (tuul) gloffe;=
002         =weisch STEfan,
003   SW:   hm_hm
004   RH:   und die bekommen keine automatische ABsage;
005         und das sind eigentlich ALles:-
006         (1.5) ja (.) deshalb macht er jetzt zuerst die ABsagen,
007         und dann (.) machen wir das anNOUNcement;
008   SW:   (-) ja ich SAG mal-
009         ich hab das IMmer mit denen die wo ich-
010         (-) wo ich persönlich mal telefoNIERT hab,
011         hab ich auch dann-
012         (1.0) MINdestens [(xxx) ](CHAT) ghabt-
013   RH:                    [geNAU; ]
014   SW:   (wenn) so ne sSTUNde mit denen telefoniert hast,
015         hab ich n_CHAT kurz danach ghabt,
016         und wenn_s bloss ZEHN minuten,=
017         =dann hab_i natürlich (-) (xxx xxx xxx xxx xxx);
018   RH:   hm_hm
019   SW:   (-) (mach_i geNAUso);
```

Beim Adressatenwechsel und der Adressierung von RB in Z. 020–024 verbleibt RH wieder im Standard und akkommodiert auch nicht im zweiten Turn in Z. 026:

```
020   RH:   (--) okay (2.0) gut-
021         dann SCHLIEssen wir das;
022         (2.0) ä:h (-) dann nur noch EIN thema=he,
023         (--) RAphael-
024         hast du da noch was geHÖRT von diesem hot ischju?
025   RB:   (-) nei(n);
026   RH:   immer noch (.) immer noch in KLÄrung=he,
027   RB:   in klärung-=
028         ich chönt schnöu NOcheluege-
029         öb scho wider öpis nöis ITreid wurden isch,
030   SW:   kannst du (neue xxx) aufmachen?
031         welchen MEINste?
032   RH:   (1.5) äh der (HERsteller);
```

Erst zum Abschluss der Gesprächssequenz akkommodiert RH nach zwei längeren schweizerdeutschen Turns von RB an den Kollegen und spricht Schweizerdeutsch. Im weiteren Verlauf des Meetings wechselt RH noch mehrfach die Varietät.

Der Programmpunkt der Umfrage wird von RH auf Standarddeutsch formuliert. Der erste Adressat ist SW; dieser antwortet knapp und mit einer Entlehnung aus dem Schweizerdeutschen, indem er die schweizerdeutsche Variante des Indefinitpronomens ‹nichts›, nämlich «nüd» verwendet, wie schon AS in Beispiel G5/12. RH verbleibt im Standard, als er die Frage in Z. 005 an RB richtet.[188] Dieser antwortet auf Schweizerdeutsch in Z. 006:

Beispiel G34/42: Dankschön (42_33:07–33:15)

```
001   RH:   (machen wir) UMfrage noch-
002         STEfan?
003   SW:   (-) ICH hab nüd;
004         dankschön;
005   RH:   (1.0) und RAphael?
006   RB:   hh° ich hätt e FROOG-
```

RH wechselt in der Antwort auf RBs Frage auch auf Schweizerdeutsch, woraufhin die beiden Deutschschweizer mehrere Turnwechsel auf Schweizerdeutsch realisieren.

Als RH das Wort wieder an SW richtet und RBs Frage an diesen weitergibt, wechselt er dafür wiederum adressateninduziert in den Standard. Sein Deutschschweizer Kollege RB hingegen verbleibt einmal mehr beim Dialekt, was ihn durch die asymmetrische Varietätenwahl sprachlich zur Minderheit in der Gruppe macht. Er unterscheidet nicht zwischen dem Adressaten RH oder den beiden Adressaten RH und SW, wie das Beispiel G35/42 aus demselben Gespräch zeigt, in dem er die Ansprache in Z. 001/002 mit einer Selbstreparatur von nur einem Adressaten auf beide wechselt:

Beispiel G35/42: Gefallen (42_35:08–35:15)

```
001   RB:   (1.5) chöntsch du MIR-
002         oder chönnid iir mir en GFAlle tue,=
003         =chöntid iir mir dä link i dä TSCHÄT ine schribe do,
004         dass ich DAS: (-) h° vilicht gschnöu gfinde,
```

Auf eine erneute schweizerdeutsche Ansprache durch RB wechselt RH auch in den Dialekt, aber wiederum kommt das gleichzeitige Arbeiten am Computer und der Verweis auf Dokumente zum Tragen und bewirkt, dass RH turnintern in den Standard wechselt, indem er erst in Z. 006 etwas auf dem Bildschirm Gezeigtes vorliest und dann anschliessend ab Z. 007 in einer Art *mixed code* weiterspricht, die wiederum aus standardsprachlichen Turns mit sehr dialektnaher Lautung besteht. Diese empraktische Rede dauert über mehrere Turns an und kann hauptsächlich dem Standard zugerechnet werden:

[188] Auch in diesem Fall ist die lautliche Realisierung in der Standardvarietät im Transkript nicht erkennbar, obwohl sie durch die Vokalqualität bei der Aussprache von «und» in Z. 005 ohrenphonetisch erkennbar ist – insbesondere im Vergleich mit anderen Sprechbeiträgen von RH. Da die vorliegende Untersuchung keine phonetische Ausrichtung hat, wird eine gewisse Restunsicherheit bei der Bestimmung der Varietät in Kauf genommen.

Beispiel G36/42: Schnittstellenbeschreibung (42_36:25–39:37)

```
001   RH:   WEISS nid;
002   RB:   (--) okei
003   RH:   (--) weiss NID wi vöu;
004         (8.0) DAS isch üsi do-=
005         =gseesch?
006         =SCHNITTstellenbeschreibung (procurement purchasing);
007         =das Isch DAS;
008         (--) wenn ich die AUFmache,
009         (1.5) RAphael-
010         (1.0) das isch die wo wir in FIRmenstandort gemacht haben,
011         (11.0) das ist die in FIRmenstandort,
((…))
```

Wiederum ist an den längeren Pausen in seiner Rede oder auch den deiktischen Verweisen wie «do» in Z. 004 erkennbar, wie sehr RHs Aufmerksamkeit auf seine Suchtätigkeit am Computer bzw. die schriftlichen Inhalte auf dem Bildschirm gerichtet ist. Mehrfach realisiert RH einzelne Elemente in seiner eigentlich standarddeutschen Rede im Dialekt, wie im folgenden Ausschnitt in Z. 020 mit der Frage «gseesch», die bereits in Z. 005, dort aber in einem schweizerdeutschen Turn, vorkommt:[189]

```
((…))
020   RH:   gseesch?=
021         =und da sind auch (.) ABweichungen bei anlieferungen,
023         wer für was ZUständig ist-
((…))
```

RB antwortet auf RHs Rede weiterhin im Dialekt, wie in Z. 033–036 ersichtlich; RH verbleibt hingegen im Standarddeutschen. Die asymmetrische Varietätenverwendung zwischen zwei Angehörigen der Deutschschweizer In-Group kann als unüblich bezeichnet werden:

```
((…))
033   RB:   (1.5) genau das han ich im CHOPF gha äbe,=
034         =die BÖUDli;
035         do mag ich mich no eRInnere;
036         =das hani [(schnöu)- ]
037   RH:             [ja_ja-    ]
038   RB:   (-) das hani schnöu GSUecht;
039         [ja (aber),  ]
040   RH:   [jetzt müsst ]jetzt müsst ich SCHAUen,
041         ob ich die irgendwie (1.5) (da) noch ENglisch hab=he,
042         we wür wäre für dich wahrSCHEINlich-
043   RB:   (1.0) du weisch-
044         me cha mi mit DÜÜTSCH dürego,
045         und iin iine das nochetäre erKLÄre,
046         und de chönd sii iiri chinesischä: kommenTÄR (.) deZUE
            schriibe-
047         und de SÄUber öpis mache-
048         die münd SÄUber lee-
049         also die münd SÄUber-
050 (3.0)
051   RB:   [(xxx)    ]
052   RH:   [ah link; ]
```

[189] RHs Umgang mit den Varietäten kann sowohl als eine Form von *mixed code* als auch als multiples CS zu betrachtet werden. Für die vorliegenden Zwecke ist hauptsächlich von Interesse, welche Faktoren diese Vermischung der Varietäten bei RH bewirken.

```
053          (-) adresse link koPIEren-
054          (1.0) das könnte wahrscheinlich FUNktioniere=he?
055          RAfael?
056          wenn ich das da REINschick-
057   RB:    hhh°
058   RH:    (3.5) (xxx xxx xxx) das grad das vom REgelwerk=oder?
059   RB:    (--) jo;
060   RH:    (1.5) jo;
061   RB:    su::per-
062   RH:    aber ich ich SUEche no schnell wägem:-
063          (2.5) ää:: ÄNGlisch wersion-
064          vilicht hani ÖPis;
065   RB:    und DENN-
066          (-) das isch (aber/afe) DA-
067          und de mag ich mich eRInnere-
068          gids doch au no sonen eskalaziONsbeschriibig-
069          eskalazion EIS zwöi und drüü-
070   RH:    (2.5) ja: da gibt es AUCH noch was,
071          und das haben wir im (--) SHOPfloor-
072   RB:    (-) ich ha äbe gmeint gha das isch irgendimene PLÄner inne
             gsi-
073   RH:    [das hemmir-]
074   RB:    [(wo mir das)- ]
075   RH:    (1.5) das hemmir im PLÄner gha,=
076          =jo (.) dasch korREKT-
077          (1,0) ää: (1.0) einkauf PLANner (-) (das is) das ist beim
             meeting mit dem XXX,
078          (-) das ist (XXX)-
079          (ist) DA drin-
```

RH findet schliesslich den gesuchten Link und liest vor, was er gerade am Computer ausführt (Z. 052/053). Auch seine beiden darauffolgenden Kommentare mit direkter Ansprache an RB erfolgen im Standard (Z. 054–056 und Z. 058), bevor er im nächsten Turn in Z. 060 in den Dialekt wechselt. Sein Fokus wechselt weg vom Bildschirm auf den Adressaten RB, die Rede ist nicht mehr empraktischer Art wie zuvor, als diese sein Handeln am Computer begleitete. In der Pause von 2,5 Sekunden (Z. 070) ist Mausklicken zu hören, RH hat seinen Fokus also wieder auf den Bildschirm gerichtet – was sich in seinem erneuten Code-Wechsel in den Standard ausdrückt. Auch der deiktische Verweis «DA drin» in Z. 079 zeigt, worauf das gemeinsame Augenmerk – und RHs Aufmerksamkeit – gerichtet ist.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs wechselt RH noch einmal vom Standard in den Dialekt mit Fokuswechsel vom Bildschirm hin zum Adressaten RB, wie am Anfang von Beispiel G37/42 ersichtlich wird. Für den Abschluss der Sequenz und gleichzeitig des Meetings mit dem Verweis auf die Mittagspause wechselt RH in Z. 010/011 jedoch wieder zurück in den Standard, was in Anbetracht der Sequenzialität als diskursinduziert motiviert interpretiert werden kann, als Grenzmarkierung, oder als teilnehmerbezogen, um zu unterstreichen, dass nun wieder alle Teilnehmer angesprochen sind, nach dem längeren Zweiergespräch zwischen ihm und RB. Ausserdem schliesst er so die Klammer zur Meetingeröffnung, die er ebenfalls auf Standarddeutsch gestaltet hat:

Beispiel G37/42: Auf die Schnelle (42_43:50–44:03)

```
001   RH:   jo=ich müss ich muess ich müessts (no) usesueche=RAfael-
002         (-) finds nid grad so uf di SCHNÖlli;
003   RB:   ISCH scho guet;
004         isch scho guet=REto;
005         (wenns) wenn-
006   RH:   [okei; ]
007   RB:   [(xxx) ][(-) (xxx) ](xxx xxx) jo;
008   RH:           [(-) guet; ]
009   RB:   guet-
010   RH:   also,
011         (-) dann machen wir glaub ich MITtag=he,
```

Zusammenfassung Meeting 42

Auch in Meeting 42 handelt es sich um eine Dreierkonstellation mit zwei Deutschschweizern und einem Deutschen. RH eröffnet (und schliesst) das Meeting trotzdem in der Standardvarietät und wechselt mehrfach zwischen den Varietäten. Seine Sprechweise ist also nicht konstellationsabhängig, sondern wird hauptsächlich von anderen Faktoren geprägt: Vorgelesenes, die Funktion des (Pseudo-)Zitierens sowie diskursinduziert jene der Gesprächssteuerung sind Gründe für den Wechsel in den Standard. Die initiative Standardverwendung bei der Meetingeröffnung ist durch keine beobachtbaren Faktoren zu erklären. Beim zweiten Deutschschweizer Teilnehmer RB zeigt sich eine gewisse Resistenz gegenüber asymmetrischer Varietätenwahl bzw. keine ausgeprägte *preference for same language talk* dadurch, dass er selten in den Standard wechselt. Beim deutschen Teilnehmer SW zeigt sich erneut die Verwendung einer Entlehnung aus dem Schweizerdeutschen im Rahmen des Programmpunktes der Umfrage zu beobachten. Die ritualisierte Frage-Antwort-Form scheint eine ideale Grundlage für die Verwendung lexikalischer Elemente der ansonsten nicht gesprochenen Varietät darzustellen. Gemäss Koller (1992: 302) stellen solche pragmatischen Formeln bei Allochthonen generell «eine erste Einbruchstelle des Schweizerdeutschen dar».

Zusammenfassung Meetingtyp a)

In diesem Teamleiter-Austausch mit vier Beteiligten ist das erste auffallende Phänomen die ausgeprägte *preference for same language talk* bei RH, der er meistens durch eine Akkommodation an den/die Gesprächspartner nachgeht, oftmals auf dritter Position. Die komplexe Kommunikationssituation mit mehreren Beteiligten und unterschiedlichen Varietäten führt bei RH, der gleichzeitig die Meetingleitung innehat und entsprechende Aufgaben zu erledigen hat, zum Teil zu einer Vermischung der Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch. Während die Möglichkeiten der Akkommodation im Austausch mit seinen deutschen Kollegen restringiert sind, wären diese bei den beiden Deutschschweizern grundsätzlich ausgeglichen; sie zeigen jedoch unterschiedliche Verhaltensweisen: Durch die häufige Nichtakkommodation von RB, was die Verwendung von Standarddeutsch angeht, entstehen kurze *language negotiation sequences*, aus denen RB mit der Akkommodation von RH an ihn, dessen *compliance* (vgl. Burt 1994), ‹als Sieger hervorgeht›. Diese Momente des sprachlichen Aushandelns einer verwendeten Varietät sind auch unter dem Aspekt des *face-work* aufschlussreich, da RB mit seinem oft sprachlich divergierenden Verhalten andere Ziele zu verfolgen scheint als RH, der sich durch stark konvergierendes Akkommodationsverhalten auszeichnet. Wie sich in den subjektiven Sprachdaten zeigt, können diese Sequenzen auch als Ausdruck der Haltungen der beiden Sprecher gegenüber den Varietäten interpretiert werden (vgl. Kapitel 14.1.1 sowie 14.1.2).

Ein Wechsel der Varietät kann im Rahmen des Teamleiter-Austauschs sowohl einen Themenwechsel anzeigen, beispielsweise beim neuen Programmpunkt der Umfrage, als auch in Zusammenhang mit Schriftlichkeit stehen; vornehmlich in Sequenzen der empraktischen Rede, während der schriftliche Inhalte am Bildschirm bearbeitet werden, auf die wiederum verwiesen wird – durch Vorlesen sowie Zitieren/Pseudozitieren (vgl. Christen et al. 2010: 95). Schliesslich können Selbstreparaturen, die die Wahl der Varietät betreffen, einen Einblick in die Konzeptualisierung und Vorstellung der Sprecher:innen bezüglich einer Varietät und deren Angemessenheit in einem bestimmten Moment, einer bestimmten Konstellation geben.

Die beiden deutschen Teamleiter schliesslich sprechen beide eine bundesdeutsche Varietät und verwenden nur punktuell Elemente aus dem Schweizerdeutschen – vornehmlich in ritualisierten Sequenzen. Da beide in je einem Meeting abwesend sind, kann ihr jeweiliger Einfluss auf die beiden Deutschschweizer separat betrachtet werden. Diesbezüglich lassen sich keine offensichtlichen Unterschiede feststellen. Zwar wird in Meeting 29, bei dem nur SW anwesend ist, etwas weniger Standarddeutsch gesprochen als in Meeting 39, bei dem SW fehlt und dafür AS anwesend ist. Um eine eindeutige Aussage über das ‹Standardaktivierungspotenzial› der beiden Deutschen machen zu können, müsste jedoch ein deutlicherer Unterschied im Verhalten der Deutschschweizer bestehen (wenn beispielsweise in einem der beiden Meetings Standarddeutsch der Deutschschweizer überhaupt nicht belegt wäre oder nur von einem der beiden Sprecher). So kann insgesamt festgehalten werden, dass beide deutschen Teamleiter regelmässig Auslöser von Varietätenwechseln bei den Deutschschweizer Kollegen sind.

12.1.2 Meetingtyp b) Procurement Meeting

Meeting Nr.	Meetingdauer	Teilnehmer:innen (Nationalität)[190]	Meetingsprache Anfang	Meetingsprache Ende
14	3 Std. 21 Min.	*AB (CH),* AS (D); BN (CH); *JL (CH);* JP (D); MK (CH); MR (CH); RB (CH); RH (CH); RE (D); SW (D); TA (CH); TZM(CH)	Standard-deutsch	Schweizer-deutsch
34	2 Std. 10 Min.	AS (D); BN (CH); *JL (CH);* JP (D); MK (CH); MR (CH); RB (CH); RH (CH); RE (D); SW (D); TA (CH); TZM(CH)	Schweizer-deutsch	Schweizer-deutsch

Tabelle Meetings des Typs b)

Bei diesem Meetingtyp sind mehr Teilnehmer:innen an den betreffenden Meetings beteiligt als bei den anderen Typen (einmal 13, einmal 12), und die Meetings sind mit jeweils rund drei Stunden (inklusive einer Viertelstunde Pause) die längsten im Gesprächsdatenkorpus. Teilnehmer:innen sind Mitarbeiter:innen, eine leitende Person sowie deren Assistenz; und es werden verschiedene Themen mit Relevanz für die gesamte Abteilung besprochen. Die vier deutschen Teilnehmenden machen zirka einen Drittel der Teilnehmerschaft aus. Alle vier Teamleiter aus Meetingtyp a) sind auch bei diesem Meetingtyp anwesend.

[190] Kursiv dargestellte Teilnehmer:innen sind nicht Teil der vorliegenden Untersuchung.

Meeting 14

Durch die Gruppengrösse von über zehn Personen[191] dauert die Einfindungsphase im virtuellen Meetingraum länger als bei kleineren Gruppen. Die Varietät in dieser Small-Talk-Phase ist jedoch durchgehend Standarddeutsch und die Eröffnung des Meetings durch die Assistentin TZM erfolgt auch in dieser Varietät (vgl. Z. 001–003). Diese hat nicht die thematische bzw. hierarchische Leitung inne, jedoch die organisatorische, da sie innerhalb des Meetings zuständig ist für die An- und Abwesenheiten, den Kalender sowie das Protokoll. Inhaltlich eröffnet ihr Vorgesetzter TA das Meeting; dieser ist der Leiter der Abteilung, zu der die Meetingteilnehmenden gehören. Er übernimmt das Wort sowie die Meetingleitung in Z. 004 mit einer Sprechhandlung und wählt dafür die Varietät Schweizerdeutsch:

Beispiel G38/14: Übernehmen (14_01:13–01:29)

```
001   TMZ:   hh° und äh (.) ja:-
002          (.) geNAU;
003          deshalb hab ich da auch nur wenig ZEIT eingeräumt;
004   TA:    (--) okei denn ää:: tuen ich do GÄRN übernää:-
005          (-) un:d ää:m (--) alli churz ABhole,
```

Dies ist ein erstes Beispiel für die Nichtakkommodation an die zuvor gewählte Meetingsprache seitens TA, die im Korpus mehrfach zu beobachten ist. Die Varietätenwahl des Vorgesetzten legt anschliessend auch die Meetingsprache fest und drei andere Deutschschweizer Sprecher:innen wählen ebenfalls Schweizerdeutsch für ihre Gesprächsbeiträge. Nach einer längeren monologischen erklärenden Sequenz des Deutschen JP folgt eine Replik von TA in Z. 001 des Beispiels G39/14, die er anfänglich auf Standarddeutsch zu formulieren beginnt. Durch eine Wiederholung von «is alles» in der schweizerdeutschen Entsprechung «isch alles» nimmt er jedoch eine Selbstreparatur vor und wechselt die Varietät hin zum Dialekt. Dies zeigt, dass die Varietätenwahl von TA zu Beginn des Meetings wohl nicht zufällig erfolgt ist, sondern er Schweizerdeutsch offenbar als die unmarkierte, adäquate Varietät in diesem Meeting betrachtet:[192]

Beispiel G39/14: Target file (14_23:36–23:49)

```
001   TA:    (--) is alles (.) isch alles korrekt pet ää: ää JUlian,
002   JP:    [hm_hm ]
003   TA:    [was   ]was ich eigentlich druf HIIwiise ha wölle=isch-
004          du bisch (absolutli) korREKT i de ussag-
005          s target fail isch s TARget fail-
```

Neben der auf die Varietät bezogenen Selbstreparatur erfolgt eine weitere Reparatur bei der Nennung des Namens von JP in Z. 001 («pet ää: ää JUlian»). TA beginnt mit dem Nachnamen von JP, bricht dann ab und reformuliert mit Einsatz von Verzögerungssignalen dessen Vornamen. Dies dürfte einerseits auf die Anzeige im Videokonferenztool zurückzuführen sein, bei der die Nachnamen der Teilnehmenden zuerst angezeigt werden; sowie die Tatsache, dass JPs Nachname auch ein Vorname sein kann. Es ist aber auch ein Hinweis auf die möglicherweise eingeschränkte Aufmerksamkeit von TA, was seine Rede betrifft. Auch in diesem Meeting liegt

[191] Die Teilnehmerzahl schwankt je nach Zeitpunkt im Meeting, da gewisse Teilnehmer:innen später dazukommen und andere vor dem Ende das Meeting bereits wieder verlassen.

[192] Dass dies nicht selbstverständlich ist, zeigt Beispiel G48/34, das eine fast deckungsgleiche Konstellation wie das Meeting 14 aufweist, in dem sich TA jedoch beim deutschen Teilnehmer RE erkundigt, ob dieser mit der Meetingsprache Schweizerdeutsch zurechtkomme.

der Fokus aller Teilnehmer:innen während des Sprechens auf dem geteilten Bildschirm, was sich auf die Sprechweise vieler Beteiligter auszuwirken scheint.

Schweizerdeutsch bleibt Meetingsprache, bis bei einer weiteren erklärenden Sequenz von JP der Teilnehmer RH an JP akkommodiert und seine Rückfragen auch auf Standarddeutsch stellt. Damit bleibt er unter den Deutschschweizer:innen jedoch der Einzige, wie die folgenden Ausschnitte zeigen. Während TA seine Frage an JP in Z. 001–004 auf Schweizerdeutsch formuliert, verwendet RH für seine Turns in Z. 012, Z. 023 und Z. 026[193] Standarddeutsch:

Beispiel G40/14: Doppelspurigkeiten (14_1.08:02–1.08:45)

```
001   TA:   aber NO einisch zu de froog-
002         was wetsch du mit WAS ufhebe?
003         oder wo hesch du DOppuspurigkeite?
004         zwüsche WEM un?
005   RH:   arbeitsTOOL
006   JP:   im im PEE (report)?
007   TA:   [(--) ja:;]
008   JP:   [(--) (xxx xxx) ]dieser perFORmance report-=
009         =und DER,
010         hh° HAUPTsächlich wird der vor allen dingen,=
011         =nehm ich jetzt ma:l ähm SCHWER an,
012   RH:   DEN ja-
013   JP:   für äh für perFORmance tracking eben (.) genutzt,
014         von den ähm einzelnen ZE ems,
015         (mit hier) VORne,=
016         =was alles schön und GUT is,=
017         =was sich auf (.) ähm h° auf auf arbeitsTOOL daten-
018         im zusammenspiel mit SPEEDup und sowas eben bezieht,
019         hh° was ich aber auch noch mal drin hab einfach eben
            hisTOrisch,
020         (xxx xxx) (xxx) EXcel so is,
021   TA:   aber (xxx xxx);
022   JP:   [(xxx) (arbeitsTOOL);     ]
023   RH:   [die DRItte da=ja; ]
024         [ja:; ]
025   JP:   [der  ]die loCAtion report;
026   RH:   also da gehe ich manchmal AUCH rein-
((…))
```

Das Gespräch verläuft weiter zwischen JP und RH, bis sich MR auf Schweizerdeutsch mit einer Frage ins Gespräch einbringt, was in Z. 001 des Beispiels G41/14 ersichtlich wird. Daraufhin verwendet auch RH in seinem nächsten Turn in Z. 006 Schweizerdeutsch, bis er – bei der Bestätigung von JPs Aussage in Z. 012 – wieder auf Standarddeutsch wechselt. MR akkommodiert nicht an die Meetingsprache der Mehrheit in dieser Konstellation, sondern bleibt beim Dialekt, wie Z. 013 zeigt:

Beispiel G41/14: Reporting (14_1.10:03–1.11:07)

```
((…))
001   MR:   chan ich dänn im andere denn AU nach liiferant sueche?=
002         =aso weisch di ganze FIELD sekschens det sind di glichlige
            eich,
003   JP:   ds das kannst du hier AUCH nicht;
004         der ää ich werd nicht den den ähm (PE) report einstampfen;
```

[193] Die reine Nennung der Toolbezeichnung in Z. 005 ist nicht eindeutig einer Varietät zuordenbar.

005 =das is nach wie vor [(euer offizielles) rePORting;]
006 RH: [ned (das isch ned) de PEE riport,]
007 MR: aa okei;
008 RH: [(DÄ do xxx xxx xxx);]
009 JP: [(xxx xxx) DAS wird]bleiben;
010 es geht wirklich NU:R (.) [rein um][genau dieses]
[(xxx nu:r)]um DAS hier;
011 MR: [dr *arbeitsTOOL*-]
012 RH: [nur der DRItte da,]
013 MR: [ah Okei guet-]
014 JP: (-) genau [das hier (xxx xxx xxx);]
015 RH: [und da wü und da würdest?-]
016 und da würdest du dann ein neues KÄSTchen reintun=da?
017 bei uns,
018 oder wie GEHT das dann?
019 JP: (-) ja da kann ich einfach eben: verlinken entweder HIER
schon direkt drauf,
020 ode::r auf dem:-
021 hier dann einfach n_LINK reinmachen;
022 RH: ja=DAS wäre doch gut=oder,
023 JP: ja;
024 RH: [(xxx) direkt den LINK drin hat;]
025 JP: [und dann KANN man (xxx xxx) auf-]
026 RH: ja-
027 JP: genau-
028 RH: aso-
029 JP: (--) okay;
030 einfach NUR damit ich das gefragt hab-=
031 =ich weiss zum beispiel ich MUSS auch noch-
032 [hh° mit der (*XXX*) reden,]
033 RH: [also ich ich WEISS nicht ob] s THOmas braucht,=
034 =ich ich könnte damit LEben;
035 THOmas?
036 TA: [(xxx xxx)]
037 RH: [BISCH du da] drin da=bei diesem äh (-) bei diesem
arbeitsTOOL?
038 (-) aber wenn wenn man_s [auf der]ANderen seite machen
kann,
039 TA: [(xxx xxx)]
040 RH: ist es ja AUCH okay-
041 TA: aso wenn ich so *arbeitsTOOL* te:ma ha,
042 bin ich eigentlich meischtens mit em julian GMEINsam drinn,

Wie Z. 033–035 deutlich machen, verwendet RH nun adressatenunabhängig Standarddeutsch und stellt seine Frage an TA auch in dieser Varietät; TA bleibt beim Dialekt (Z. 041/042). Rund 30 Sekunden später meldet sich RB zu Wort, mit der Ankündigung einer Frage an JP (Z. 001/002), der direkt davor gesprochen hat. Er wählt dafür wie RH auch Standarddeutsch, wechselt jedoch nach der Ankündigung für die Formulierung der angekündigten Frage in Z. 004 die Varietät:

Beispiel G42/14: Anmerkung (14_1.11:42–1.15:44)

001 RB: (1.5) ja äh ich hätt noch eine äh ANmerkung=julian,
002 oder eine FRAge-
003 JP: [(xxx)]
004 RB: [äh::m](-) mir hend jo do verschedeni DAteständ-
005 und (.) git_s do en äh en MÖglichkeit,
006 dass mir cha d *arbeitsTOOL* date mit de *arbeitsTOOL2* date
grad uf einer siite HA?
007 JP: (2.0) wart schnell;
008 *arbeitsTOOL* daten mit *arbeitsTOOL2* daten-

009 also hh° äh NUR ganz kurz-
010 ähm ich glaub ich versteh die FRAge nicht ganz-
011 *arbeitsTOOL2* ist des frontend tool-
012 die DARstellung;
013 RB: [jo;]
014 JP: [und]*arbeitstool* ist das SOURcing tool;=
015 =und da sind unsere OFFiziell h° zu berichteten kei pi ais drin,
016 wenn_s um performance geht um SAving;
017 (--) also wir haben einerseits haben wir *arbeitsTOOL*,
018 daraus kommt [PI wi ou,]
019 RB: [(aber)]
020 JP: und gewisse teile PI pi si,=
((…))

Nach der hier aus Platzgründen ausgelassenen Erklärung von JP wechselt RB in Z. 027–030 wieder in die Standardvarietät, um eine Rückfrage an JP zu formulieren. RH schaltet sich mit einem Hinweis seinerseits ins Gespräch ein und verwendet auch Standarddeutsch, obwohl er den Deutschschweizer Kollegen RB in Z. 031/032 direkt anspricht:

((…))
027 RB: ja-
028 WEISST du,
029 du verschickst ja noch MOnatlich die emm si pi liste den zi emms;
030 wo sie EINtragen müssen;
031 RH: ja aber da müssen wir uns dann schon noch unterHALten=glaub ich;
032 raphael=wie man das dann genau REported=he,
033 JP: (2.5) gerne mich EINbeziehen;
034 RH: (-) hm_hm;
035 JP: hhh°
036 RH: ich weiss was RAphael meint=ja;
037 RB: hh° ja=mir geht_s noch viel WEIter-
038 öh da alle diese em si pi aktiviTÄten-
039 die werden irgendWo irgendwie imene in einer exceltabelle äh kalkuliert;
040 JP: hh° hm_hm;
041 RB: (1.0) und das ist sicher nicht nur in der *unternehmenseinheit* ein THEma;
042 das ist ää:h ähm ein geneRELles thema;
043 hh°
044 JP: hm_hm;
045 (3.5)
046 TA: jo=was wär de dalternaTIve: rafael?
047 RB: (1.5) en alternaTIve wär gsii-
048 dass mer=äbe das TUUL wo do mou vorgstöut wurden isch;
049 dass mer en ART=ää::m es tuul hed-
050 wo mer d EMM si pi dinne cha kalkuliere;
051 RH: usem SPIIDap=meindsch?
052 RB: en art wien es SPIIDap=jo;
053 TA: jo;

Auf die Bemerkung von RH ergänzt RB in Z. 037–039 seine Erklärung um weitere Informationen. Es entsteht eine Art *mixed code*, wie sich in der Selbstreparatur in Z. 039 zeigt, mit der er die dialektale Variante von ‹in einem›, «imene», zur femininen Standardvariante «in einer» repariert. Neben der Anpassung des Genus kann die Selbstreparatur von RB bezüglich der Varietäten durch das ‹Mischverbot› erklärt werden, das in der Deutschschweizer

Sprachgebrauchskonvention besteht (vgl. Hove 2008: 65f.). In dieser Gesprächssequenz kann von einer temporären Meetingsprache Standarddeutsch gesprochen werden, da alle Sprecher:innen diese Varietät wählen. Den Ausschlag für einen erneuten Varietätenwechsel gibt die Wortmeldung von TA, die auf eine Pause von 3,5 Sekunden in Z. 046 erfolgt. Wie bereits zuvor verwendet TA nicht die Standardvarietät, sondern den Dialekt, was bei den Mitarbeitenden auch einen unmittelbaren Wechsel in die schweizerdeutsche Varietät auslöst, wie Z. 047–052 zeigen.

Wenig später in diesem Meeting ist wiederum JP in der präsentierenden Funktion, und RH formuliert seine Nachfragen an ihn auf Standarddeutsch (Z. 001/002; Z. 007), nachdem zuvor, wie am Ende von Beispiel G42/14 beschrieben, Schweizerdeutsch die Meetingsprache war. MR übernimmt diese Akkommodation nicht (Z. 021/022), woraufhin RH wiederum an den Deutschschweizer Kollegen akkommodiert und in den Dialekt wechselt, wie in Z. 023, Z. 025 sowie Z. 027 ersichtlich:

Beispiel G43/14: Forecast File (14_1.20:48–1.21:48)

```
001   RH:   wo pflegen wir (--) PI wi ou forecast?
002         (-) JUli,
003   JP:   im: im FOREcast file-=
004         =JETZT grade after negotiation-=
005         =wo wir geSAGT haben,
006         das wird [immer (.) so bleiben:-]
007   RH:            [ah in DIEsem  file,   ]
((…))
015   RH:   also immer noch TARget file=he?
016   JP:   genau;
017         und äh WIE gesagt w müsste man halt dann äh UMbenennen,=
018         =damit man wirklich sagt eben TARget (-) und (.) forecast
            file;
019   RH:   aso aber eben die RECHte seite=oder?
020   JP:   [(genau xxx xxx);]
021   MR:   [(aso im xxx xxx) inne? ]
022         im FIolette?
023   RH:   im WIolette [teil-= ]
024   JP:               [ja;    ]
025   RH:   =jo;
026   JP:   ja;
027   RH:   [äbe müem das müemer A no wüsse- ]
028   JP:   [das wird jetzt der FOREcast-    ]
029   RH:   dass mir das DET müend pflege=jo-
030   JP:   genau;
031   RH:   hm_hm;
032   JP:   (1.5) alright-
033   TA:   alright;
034   RH:   a aber SIND denn TSCHOUdigung no einisch,=
035         =wäg de FORkast no einisch-=
036         =forkast PI wi ou,
037         sind denn dete jetzt dloKEIschen häds gforderet,
038         oder (--) dZI ems über dmaterialfälder?
```

Interessant ist die erneute Nachfrage von RH in Z. 034–038. Diese stellt er an JP, wählt dafür aber die Varietät Schweizerdeutsch, was nicht der Varietät des Adressaten und auch nicht seiner adressateninduzierten Varietätenwahl bisher im Meeting entspricht. Offenbar wirken andere Faktoren hier stärker auf die Varietätenwahl von RH. Er knüpft an dieser Stelle in selbstkohärenter Weise (vgl. Deppermann 2008: 65) nicht an den letzten Turn, sondern an das von ihm früher in dieser Gesprächssequenz eingebrachte Thema ‹Forecast› an; was seine

Aufmerksamkeit zu fordern scheint, sodass der Faktor des *adressee* (vgl. Bell 1984) nicht seine sonstige Wirkung entfaltet. Das Gespräch zwischen JP, TA und RH verläuft weiter, wobei TA bei Schweizerdeutsch bleibt und RH mehrfach an JP sowie an TA akkommodiert und die Varietät wechselt.

Der nächste Ausschnitt beginnt mit einer Sequenz, in der RH und JP in Z. 002/003 gleichzeitig zu sprechen beginnen und JP den Kollegen RH in Z. 004 auffordert, mit seinem Turn zu warten, und sein eigenes Rederecht durchsetzt. RH ist aber offenbar nicht einverstanden mit dem Inhalts von JPs Beitrag und widerspricht dem Kollegen in Z. 019/020, wofür er wieder in den Standard wechselt. Auch seine folgenden Ausführungen in Z. 025–031 sowie in einem weiteren Turn (im Transkript ausgelassen) erfolgen auf Standarddeutsch; und seine Bestätigungsfrage zum Schluss, gerichtet an TA, erfolgt auch in dieser Varietät (Z. 037/038). Hier erfolgt also kein teilnehmerbezogener Varietätenwechsel:

Beispiel G44/14: Stimmt nicht (1.26:55–1.28:52)

```
001   TA:   (chönne) irgendwie ABleiten oder?
002   RH:   aso du chaschs höch [schtens mache=thomas ]
003   JP:                      [der ACtivity type,   ]
004         WART mal ganz kurz-
005   RH:   (jo/ja);
006   JP:   (reto);
007         TSCHULldigung;
((…))
017   JP:   (.) zu (.) NOCH mal weiter-
018         ähm xxx  [xxx intern;          ]
019   RH:            [nein sch stimmt NICH- ]
020         [stimmt NICHT-                              ]
021   JP:   [UNternehmenseinheit zu unternehmenseinheit,]
022   RH:   stimmt NICHT-
023         stimmt nicht=JUli-
024   JP:   okay-
025   RH:   JUli=stimmt nicht-
026         weil wir kaufen ja proDUkte ein,
027         früher haben wir die über die arbeitsTOOL eingekauft,
028         h° kamen die volumen (-) zu arbeitsTOOL,
029         und jetzt NEU kaufen wir die über_s arbeitstool2-=
030         =das HEISST-
031         es wird dann die pi wi ous kommen dann ins arbeitsTOOL2;
((…))
037   RH:   DIEsen switch will der thomas sehen;
038         GELL=thomas?
039   TA:   ja:-
040         genau richtig-=
041         wöu mir müend jetzt'-
042         mir hend jetzt dverÄNderig gha:;
((…))
051   TA:   das intereSSIERT mich;
052         (-) das müsstisch für mich USefinde-
053   JP:   (--) okay;
054   RH:   (-) müemer vilicht no einisch aluege:-
055         JUli=mitenand,
056         [(-) du und ich, ]
057   JP:   [(-) hm          ][(xxx xxx xxx) ]
058   RH:                     [wöu de THOmas ]het mier de uftrag AU scho
            gä-=
059         =ich ha mit DIER no welle rede,=
060         =ich ha di aber nur nonig verWÜTSCHT-
061   JP:   ah okay;
```

```
062   RH:   ((lacht, 2.0))
063   JP:   isch guet=ja;
```

TA erklärt ab Z. 039 seinen Standpunkt und bleibt dafür – wie auch zuvor – im Dialekt. Nun übernimmt RH die Varietät in Z. 054/055, obwohl der direkte Adressat seiner Rede JP ist. Erneut akkommodiert er also an die Varietät des Vorredners und nicht an jene des Adressaten. Von Interesse ist in diesem Beispiel jedoch auch das Zusammenspiel von sprachlicher Handlung und Varietät. In Z. 023/025 und Z. 054/055 spricht RH namentlich[194] JP an, im ersten Fall handelt es sich um einen Widerspruch, während der zweite Fall einem Vorschlag entspricht. Den Widerspruch formuliert RH in der Varietät seines Adressaten, dem Standard, den Vorschlag hingegen in der divergierenden Varietät, dem Dialekt. Denkbar ist also auch, dass Mechanismen der Kon- und Divergenz hier zum Tragen kommen und die Varietätenwahl eine ausgleichende Funktion hat: Für den Ausdruck einer inhaltlich divergierenden Meinung wird sprachlich konvergentes Verhalten an den Tag gelegt, während ein konstruktiver Vorschlag, eine Art Akt der Konvergenz, mit der divergierenden Varietätenwahl umgesetzt wird. Gleichzeitig fordert RH mit seinem Widerspruch auch das Rederecht ein, was die Akkommodation ebenfalls begünstigen kann. Im Fall von RH, der insgesamt im Korpus eine grosse Akkommodationstendenz zeigt, sind die einzelnen Gründe für einen Varietätenwechsel jedoch nicht immer bestimm- bzw. abgrenzbar.

Das dreistündige Meeting wird nach anderthalb Stunden von einer viertelstündigen Pause unterbrochen und danach auf Schweizerdeutsch wieder begonnen;[195] alle Deutschschweizer Gewährspersonen sprechen in der Folge Schweizerdeutsch. Dann kommt der Deutsche AS mit einem Programmpunkt an die Reihe, den er rund 25 Minuten lang monologisch präsentiert. TA und RH stellen dazu Rückfragen, wofür TA den Dialekt verwendet und RH Standarddeutsch. Der Deutsche RE ergänzt die Antwort von AS mit einer Erklärung. Beispiel G45/14 zeigt, wie erstmals TA, der sich zuvor im Meeting durch beständiges Verbleiben im Schweizerdeutschen inklusive Selbstreparatur bei einem kurzen Wechsel in den Standard ausgezeichnet hat, für seine Frage an AS auch in die Standardvarietät wechselt:

Beispiel G45/14: Aufstossen (14_2.29:01–2.29:08)

```
001   TA:   aber kurze FRAge noch=alexander,
002   AS:   [ja, ]
003   TA:   [was ]mir ein bisschen (.) sauer AUFstösst ist,=
004         =jetzt hab ich geSEhen da:-
```

In dieser Gesprächssequenz könnte die Konstellation die Varietätenwahl beeinflussen: TA schaltet sich mit seinem Votum in eine standarddeutsche Sequenz ein – bedingt durch die beiden deutschen Sprecher sowie den Standarddeutsch sprechenden Deutschschweizer. Zuvor im Meeting kamen vergleichbare Situationen vor, in denen TA beim Dialekt geblieben war. In der vorliegenden Situation könnte jedoch der Faktor der sprachlichen Handlung noch mitentscheidend sein: Die von TA verwendete Redewendung «mir ein bisschen (.) sauer AUFstösst» in Z. 003 zeigt den Charakter seines Turns; es handelt sich um eine Beschwerde bzw. eine Kritik

[194] Mit einer abgekürzten Variante dessen Namens.

[195] Anders als bei Meetingbeginn gibt es keine offizielle Eröffnung, der Übergang von Pausengesprächen zu administrativen Fragen und schliesslich zum ersten Programmpunkt ist fliessend.

an den von AS präsentierten Inhalten. Es könnte sich also um eine Akkommodation im Sinne des *face-work* handeln, mit dem die inhaltliche Divergenz mit sprachlicher Konvergenz kombiniert und damit ausgeglichen bzw. abgeschwächt wird.

TAs Varietätenwahl hat wiederum Vorbildcharakter, da sich der Gesprächsteilnehmer BN als Nächstes ins Gespräch einschaltet und dies auch auf Standarddeutsch tut, während RH beim Standarddeutschen verbleibt, sodass Standarddeutsch weitere neun Minuten lang die Meetingsprache bleibt. Das ändert sich durch einen Vorschlag von TA, an RH gerichtet, wofür er wieder den Dialekt wählt, was RH und BN anschliessend direkt übernehmen. Wie zuvor auch schon scheint die Varietätenwahl des Vorgesetzten TA die Varietätenwahl der anderen Deutschschweizer Teilnehmenden massgeblich zu beeinflussen.

Als nächster Programmpunkt folgt eine Präsentation des Deutschen RE. Für eine Rückfrage an RE wählt RH wieder Standarddeutsch (Z. 009), was die Teilnehmerin TZM in Z. 027/028 übernimmt:

Beispiel G46/14: Hinweis (14_2.38:55–2.39:38)

```
001   RE:   äh hier aber nur der HINweis für euch-
002         bitte geht doch noch mal in diese liste REIN-
003         h° SCHAUT euch das ganze noch mal an-
004         ich werd_s zum nächsten procurement äh: PROgress meeting
            noch mal aufbereiten,
005         wie wir damit UMgehen möchten,
006         h° wenn ihr fragen HAben solltet,
007         zu TEMplates und so weiter und so fort-
008         kommt GERne auf mich zu;
009   RH:   gibt_s gibt_s dann da: in diesem LINK drin-
010         der aktuelle STAtus,=
011         =was ist geMACHT was nicht?
012   RE:   (--) ja;
013   RH:   oder ist [es IMmer ]noch das gleiche:,
014   RE:            [ja ja;   ]
015   RE:   (1.5) (also) es ist DAS äh:-
016         das das angereichert wurde,
017   RH:   verantwortliche DRIN?
018   RE:    genau,=
019         =es is verANTwortung für den entsprechenden prozess,
020         und halt auch der STAtus-=
021         =ob dieser überARbeitet werden muss,
022         oder ob der so aktuELL is;
023   RH:   (1.5) ja;
024   RE:   das ist in dem link DRIN-
025         (.) genau;
026         hh° (1.0) dann:-
027   TZM:  u und noch schnell FRAge-=
028         =was genau muss dann mit diesen dokumenten geMACHT werden?
```

Die Standardverwendung im Gespräch mit dem Teilnehmer RE kann durch allfällig vermutete Verständnisprobleme aufseiten von RE erklärt werden (vgl. Beispiel G48/34). Bemerkenswert ist jedoch, dass die Meetingsprache im Anschluss an diese Sequenz weitere elf Minuten lang Standarddeutsch bleibt – auch nachdem der Programmpunkt von RE abgeschlossen ist. Entsprechend wählt auch der Deutschschweizer BN für seinen folgenden Programmpunkt die Standardvarietät, wie in Z. 001/002 des Beispiels G47/14 ersichtlich. Wie bereits zuvor ist es TA (Z. 003), der seinen Turn auf Schweizerdeutsch formuliert und die temporär etablierte

Meetingsprache Standarddeutsch nicht übernimmt. Dies erfolgt gleichzeitig mit RH, der eine weitere Frage auf Standarddeutsch stellt (Z. 004). BN verbleibt im Standard und weist in Z. 005 darauf hin, dass die geforderten Informationen gleich folgen werden. In Z. 008 ergreift TA das Wort und richtet sich an die gesamte Gruppe der Meetingteilnehmenden mit einer ausführenden Erklärung zur Personalsituation im Team von BN, die er in seiner Funktion als Abteilungsleiter einbringt – wie zuvor auch auf Schweizerdeutsch. Nun führt dieser Turn bei BN zu einem Wechsel seiner Sprechvarietät, wie in Z. 015 und Z. 017/018 ersichtlich wird:

Beispiel G47/14: Keine Missverständnisse (14_2.54:04)

```
001   BN:   h° aber ich hoffe,
002         dass ich bis morgen die info RAUSsenden kann;
003   TA:   [hh° villicht (xxx xxx), ]
004   RH:   [zu wi zu wie viel proZENT? ]
005   BN:   (-) ich KOMM jetzt gleich zu dem-
006   TA:   [(xxx xxx); ]
007   BN:   [und ich zeig  ](euch) gleich die ÜBersicht über die
            commodities;
008   TA:   guet;
009         und ää bis är die übersicht ZEIGT-
010         nur dass ke MISSverständnis ufchömed-
011         aso mi tüend nid UFstocke,
012         sondern mir tüend (ää) nur HÄÄD kaunt ufstocke,
013         aber nid ää: proZÄNT;
014   RH:   hm_hm;
015   BN:   [(das gse mer au)  ]
016   TA:   [(und xxx xxx)     ](xxx) prozänt (uf xxx) perSOne ufteilt;
017   BN:   genau;
018         also DAS isch die aktuelli: (-) laag,
```

Da alle weiteren Turns von Deutschschweizer Personen bis zum Ende des Meetings auf Schweizerdeutsch erfolgen, kann festgestellt werden, dass TA hiermit zum dritten Mal in diesem Meeting mit seinem Nichtakkommodieren an die temporäre Meetingsprache Standarddeutsch einen Code-Wechsel in der Gruppe auslöst. Es stellt sich dabei die Frage, inwiefern seine hierarchische Rolle als Vorgesetzter bei diesem «Bruch mit einer Erwartung» (Müller 2018: 115) durch seine divergierende Varietätenwahl eine Rolle spielt; und ob es sich bei der Festlegung der Sprechvarietät durch die eigene Varietätenwahl damit auch um ein Vorrecht eines Ranghöheren handelt, vergleichbar mit der Erteilung des Rederechts (vgl. Bendel 2018: 372f.). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit kann dies nicht eruiert werden. Doch obwohl die hierarchische Position die Interaktionsmöglichkeiten nicht direkt bestimmt (vgl. Domke 2009: 209, Müller 2018: 107), ist der Einfluss der Varietätenwahl von TA auf seine Mitarbeitenden im Gesprächsdatenkorpus – es findet sich in Meeting 34 wiederum eine solche Situation – auffällig; und mit Sicherheit kann festgehalten werden, dass nicht jede der Deutschschweizer Personen mit ihren Sprechbeiträgen den gleichen Einfluss auf die Kolleg:innen ausübt, was die Festlegung der (temporären) Meetingsprache betrifft.

Zusammenfassung Meeting 14

Das Meeting beginnt direkt mit einer kurzen *language negotiation sequence*, in der TA die von TZM gewählte Standardvarietät bei seiner Turnübernahme nicht mit übernimmt, sondern eine divergierende Code-Wahl an den Tag legt und Schweizerdeutsch spricht. Eine Selbstreparatur und mehrere Sequenzen, in denen TA als einziger Sprecher Dialekt spricht, zeigen, dass er als Sprechvarietät den Dialekt bevorzugt bzw. als adäquat erachtet. Auch scheint die Varietätenwahl

des Abteilungsleiters TA einen grossen Einfluss auf jene der anderen Deutschschweizer Teilnehmenden zu haben, da der Auslöser für einen Wechsel der temporären Meetingvarietät seitens der Schweizer:innen mehrfach eine schweizerdeutsche Wortmeldung von TA ist.

Der Teilnehmer RH zeigt auch in dieser Meetingkonstellation ein reges Wechselverhalten zwischen den Varietäten; RB fällt durch die Verwendung des Standards auf, die er in Meetingtyp a) selten zeigt. Die beiden Beispiele, in denen der Teilnehmer MR das Wort ergreift, sind insofern bezeichnend, als dass im gesamtem Gesprächsdatenkorpus kein standarddeutscher Beitrag von ihm zu finden ist.[196] Der erste standarddeutsche Beitrag von TA in diesem Meeting kann als Beispiel einer konvergierenden Code-Wahl im Dienste des *face-work* interpretiert werden. Die Teilnehmerin TZM hat wenig Redeanteil; von ihr liegen aber Belege auf Standarddeutsch vor, auch im Gespräch mit anderen Deutschschweizer Teilnehmenden. Dies gilt auch für den Teilnehmer BN, der seinen eigenen Programmpunkt entsprechend der temporär etablierten Meetingsprache auf Standarddeutsch gestaltet und mit Deutschschweizer Kolleg:innen auch im Standard spricht. Die deutschen Teilnehmer verbleiben alle bei ihren jeweiligen bundesdeutschen Varietäten und zeigen keinerlei für die vorliegende Untersuchung relevantes Code-Switching-, -Mixing oder Beispiele einer Demonstrationsmischung.

Meeting 34

Anders als beim Meeting 14 erfolgen die Gespräche in der Einfindungsphase zu Beginn des Meetings 34 auf Schweizerdeutsch und auch die Meetingeröffnung wird direkt auf Schweizerdeutsch vorgenommen, wobei TA bei RE nachfragt, ob diese Varietätenwahl für ihn auch kein Problem darstelle:

Beispiel G48/34: Schweizerdeutsch okay? (34_00:32–00:48)

```
001   TA:   so: wunderBAR-=
002         =also denn: würd ich säGE:-
003         ((räuspert sich)) grad starte,
004   TZM:  [seli sletschte proto  ][koll (xxx) ]
005   TA:   [(-) ää: (xxx xxx)     ][röne für   ]dich ää::-
006         SCHWIIzerdüütsch isch okei oder nid?
007   RE:   ((Mikrofongeräusch)) ABsolut in ordnung;
008   TA:   (-) OO:kei guet;
009         (.) super;
```

Innerhalb des Gesprächsdatenkorpus handelt es sich um das zweite Meeting in dieser Teilnehmendenkonstellation und beim ersten Austausch wurde die Wahl von Schweizerdeutsch nicht thematisiert.[197] Die adressierte Person bestimmt in grossem Masse die Varietätenwahl in gemischtsprachigen Gruppen. Dabei zeigt sich zum Teil eine Varietätenwahl, die als fossilisiert beschrieben werden kann, da sie unabhängig von aktuellen Begebenheiten – wie der rezeptiven Dialektkompetenz nach einigen Jahren in der Schweiz – abläuft. In vielen Köpfen scheinen gewisse Gesprächspartner:innen mehr oder minder fest mit der einen Varietät – im vorliegenden Fall hauptsächlich Standarddeutsch – verknüpft zu sein, sodass eine Art ‹Skript

[196] Damit wird das im Gesprächsdatenkorpus insgesamt belegte Verhalten von MR exemplarisch illustriert, da er sich durch ausschliessliche Verwendung des Dialekts auszeichnet.

[197] Im Interview hingegen äusserte RE, dass solche Nachfragen oft vorkämen, obwohl diese schon lange nicht mehr nötig seien (vgl. Kapitel 14.2.4).

Standarddeutsch› (vgl. Schank/Abelson 2020) aktiviert wird, sobald eine bestimmte deutsche Person am Gespräch beteiligt ist, adressiert wird oder selbst spricht. Anschliessend an den in Beispiel G48/34 gezeigten Dialog wird von den Deutschschweizer:innen über rund 25 Minuten grösstenteils Schweizerdeutsch gesprochen. Dabei fällt jedoch erneut der Teilnehmer RH durch schnelles Akkommodieren auf, was ihn von seinen Deutschschweizer Kolleg:innen abhebt. Dass die Varietätenwahl dabei keineswegs eindeutig und ausschliesslich adressatenabhängig ist, zeigt das nächste Beispiel, in dem RH eine Frage des Schweizers BN («bori») an den Deutschen JP reformuliert und dafür Schweizerdeutsch wählt:

Beispiel G49/34: Speed up (34_26:26–26:33)

```
001   RH:   aber dfro dFROOG wo de bori do gha het isch jo,
002         (.) öb mier das monatlich BRUchid,
003         (.) JUlian,
004         joo mier bruchid das für e SPIIDap=gäu?
```

JP beantwortet seine Frage und erklärt das Vorgehen in dem von ihm präsentierten Tool. Wie in Beispiel G50/34 ersichtlich, stimmt ihm RH in Z. 002 zuerst zu, dies auf Schweizerdeutsch, wechselt für seinen mit «ja aber» eingeleiteten Widerspruch in Z. 005, der eher einem Vorschlag bzw. Wunsch entspricht, jedoch auf Standarddeutsch. Seine Deutschschweizer Kollegen MR und BN kommentieren dies auf Schweizerdeutsch, aber RH bleibt in der erneuten Ansprache an JP in Z. 009/010 beim Standard:

Beispiel G50/34: Ende Monat (34_27:08–27:50)

```
001   JP:   wirklich eben zu verbinden autoMAtisch,
002   RH:   isch GUet jo;
003   JP:   und dann kommt_s natürlich n_STÜCK weit drauf an
004         ((…))
005   RH:   ja aber aber GRUNDsätzlich kannscht du sagen bis ende
            monat=oder?
006   JP:   (xxx xxx xxx);
007   MR:   ja jaa-
008         alles anderi isch isch zkompliz
009   RH:   JUlian-
010         ende MOnat,
011   BN:   (es wär SCHO guet)=weisch,
012   MR:   [ÄNdi monet; ]
013   BN:   [di verHANdlige ](ture) jo-
014         also jetzt ganz aktuells BIIspill lieferant,=
015         mir wirid am mäntig es MIIting ha,
```

Nach mehreren weiteren schweizerdeutschen Turns seiner Kollegen wechselt RH schliesslich auch wieder auf Schweizerdeutsch. Erneut zeigt sich in RHs Varietätenverwendung eine gewisse Beliebigkeit.

In der nächsten direkten Ansprache von JP wechselt RH wiederum auf Standarddeutsch, was BN nach mehreren kurzen Turns auf Schweizerdeutsch und folgend auf einen längeren standarddeutschen Turnwechsel zwischen JP und RH übernimmt, wie in Z. 005 des Beispiels G51/34 ersichtlich wird. Dabei dürfte es sich bei BN um einen Ausdruck der *preference for same language talk* handeln. Die vielen überlappenden Turns zeigen auch die Ausgestaltung dieser Gruppendiskussion, bei der zuvor die beiden Diskutanten JP und RH einen grossen Redeanteil hatten. Ihre Standardverwendung stellt die Basis für die Festlegung der temporären Meetingsprache Standarddeutsch dar:

Beispiel G51/34: Impact (34_30:27–30:55)

```
001   RH:   nei=ich würde gar nichts SAgen;
002         [wir ZIEhen einfach die; ]
003   JP:   [(xxx xxx)               ][(xxx xxx xxx) ]
004   RH:                             [der IMpact ist nicht so gross, ]
005   BN:   EBen (xxx xxx xxx) aktuell sieben,
006   RH:   (--) wir sagen doch immer ende MOnat=oder?
007   BN:   wir haben siebenhundert tausend euro preis IMpact,
008         aktuell auf dem tisch von HERsteller;
009   RH:   hm_hm [(xxx xxx xxx) ]wenn das FIRmenstandort firmenstandort
            relevant ist zum beispiel bori-
010   BN:   [und HERsteller kommt AUCH noch; ]
011   RH:   (-) dann kannscht du: äh mir sagen (.) oder mich FRAgen-
012         und sagen-
013         Du=wenn machsch du den SPEEDup?
014   BN:   [(xxx xxx) (GEHT) das nicht nein-  ]
015   RH:   [(-) dann kann ich dir einfach EIN-]
016         [EIN zwei tage- ]
017   BN:   [nein-          ]
018         eben:-
019         LASST uns bitte-
020         ich werde mein team inforMIEren,
```

Die Replik von RH in Z. 011–013 erfolgt in einem *mixed code* und enthält ein Pseudozitat (Z. 013), mit dem RH das künftige Vorgehen illustriert. Obwohl das Pseudozitat sich auf BN bezieht, realisiert BN dieses nicht direkt auf Schweizerdeutsch, sondern in der besagten Mischform; und in Z. 015/016 spricht er weiter Standarddeutsch. Dies bestätigt noch einmal die temporär gewählte Interaktionsvarietät, die in der Folge auch vorläufige Meetingsprache bleibt, wie der folgende Ausschnitt zeigt, in dem RH dem Deutschschweizer Kollegen noch einmal erklärt, was JP genau meint:

Beispiel G52/34: U4 (34_31:22–31:39)

```
001   RH:   [was ]de julian was de julian MEINT,
002         ist EBen-
003         wenn ein ze em von dir (-) in u plus drei noch was ÄNdert,
004         (-) oder im for im forecast [file eine etwas ÄNdert, ]
005   BN:                               [(ABsolut verständlich); ]
006         ja;
007   RH:   (-) und ich mach das im u VIER,
008   RH:   ist dann das ist dann das AUCH drin,
009   BN:   ja ja;
010   RH:   genau;
011   BN:   ich VERsteh_s ich versteh_s;
```

Dies ändert sich, als das Gespräch zwischen JP, BN und RH abgeschlossen wird und TZM und MR beide gleichzeitig zu Rückfragen an JP ansetzen. Sie wählen dafür beide Schweizerdeutsch, trotz des deutschen Adressaten JP und der temporären Meetingsprache Standarddeutsch zuvor. Die kann diskursinduziert sein, im Sinne einer Markierung einer neuen Gesprächseinheit, oder im Fall von MR, wie die anderen Belege seines sprachlichen Verhaltens zeigen (vgl. G43/14; G50/34), einer simplen Präferenz für Schweizerdeutsch entsprechen:

Beispiel G53/34: Alright (34_31:40–31:45)

```
001   JP:   (1.5) ALright gut;
002   MR:   ää: JUlian,
003   TZ:   hh° JUlian no schnell-
004   MR:   ich hätt a no e FRAAG-
```

Nachdem MR anschliessend beim Dialekt bleibt und auch TA einen Turn im Dialekt formuliert, ist Schweizerdeutsch für diese Gesprächsphase wieder als Meetingsprache festgelegt und bleibt es auch für weitere 36 Minuten des Meetings. Innerhalb dieser schweizerdeutschen Meetingphase nimmt TA auch eine Selbstreparatur in Form einer Wiederholung vor (Z. 004), nachdem er im Gespräch mit dem Deutschen SW einen Satz zuerst auf Standarddeutsch begonnen hat, wie in Z. 003 ersichtlich wird:

Beispiel G54/34: Zurück auf den Planner (34_54:49–54:57)

```
001   TA:   jo=vilecht gömmir no einisch zrugg ufe PLAAner,=
002         =zum im: STEfan sini ufgaab ää: sini froog zbeantworte-
003         h° also s_IST ja'-
004         (.) s isch jo Obe=stefan-
```

Wie schon im Beispiel G38/14 zeigt sich auch in dieser Selbstreparatur einerseits der Einfluss der deutschen Gesprächspartner:innen auf die Sprechvarietät der Deutschschweizer:innen, die mit der offenbar unbewusst wirksamen *preference for same language talk* beschrieben werden kann. Andererseits steht diesem Bedürfnis jedoch das Bewusstsein für eine der Sprachgebrauchskonvention entsprechende Varietätenverwendung gegenüber, sodass es zu solchen Reparaturphänomenen wie in Beispiel G54/34 kommt.

Der nächste Programmpunkt besteht aus einer Präsentation des Deutschen RE. Rund zwei Minuten lang spricht er monologisch, durchsetzt nur von Hörersignalen seitens TA, die nicht eindeutig einer Varietät zuzuordnen sind. RH ist der Erste, der eine Frage zum Präsentierten stellt. Dafür wählt er – wie er das oft tut – die Varietät des Adressaten und gleichzeitigen Vorredners, in diesem Fall Standarddeutsch (Z. 001). Wie schon zuvor in dieser Konstellation unterscheiden sich RH und TA bezüglich ihrer Varietätenwahl, da TA beim Dialekt bleibt, auch wenn er einen deutschen Mitarbeiter – wie in diesem Fall RE – anspricht und nicht wie RH an diesen akkommodiert (Z. 007/008). In Z. 009 produziert RH als direkte Replik an TA eine Art *mixed code* mit standarddeutscher Realisierung der Partikel «noch», dem umgangssprachlichen bundesdeutschen Indefinitpronomen «nix» (vgl. Ammon et al. 2016: 501), sowie dem Partizip «geMACH[t]», das er kombiniert mit dem schweizerdeutschen Nachlaufelement «=weisch». Auf den nächsten Turn von TA im Dialekt folgend wechselt RH dann auch die Varietät und formuliert seine Zustimmung in Z. 014 auf Schweizerdeutsch:

Beispiel G55/34: März (34_1.11:14–1.12:00)

```
001   RH:   (xxx) ihr da ]terMIne=rené=da hinten?
002   RE:   wie bitte?
003   RH:   bis wa haben wir terMIne,
004         bis wann dass wir die geMACHT we haben müssen?
005   RE:   das äh audit soll im::: MÄRZ (-) kommenden jahres
            stattfinden;
006         (.) roundabout;
007   TA:   hm_hm;
008         (-) jo=aber de simmir ned SOO schlächt vorbereitet;
009   RH:   (-) ja vorbe aber noch nix geMACH=weisch,
010         hehehehe
011   RE:   [(nee genau deswegen)- ]
012   TA:   [(xxx xxx xxx)=aber    ]mir hend jo au nid VÖU dokumänt,
013          wo mir öpis münd MAche,
014   RH:   jo di gälbe jetzt=jo_o;
015   TA:   jo_o;
016         [(also) ]
```

```
017   RE:   [also=die ]gelben=die sind ENTweder halt schon in der
            überarbeitung=ne=also-
018         REto=hier unten war glaub ich auch irgendetwas äh:-
019         (xxx) stammdaten handbuch beispielsweise=das WIRD schon
            überarbeitet,
020   RH:   also bin ich DRAN,
021         aber noch nicht FERtig=ja_a;
022   RE:   JA ja genau;
023   RH:   (weil_s) keine keine PRIO hat im moment;
024   RE:   [(-) absolut; ]
025   RH:   [((lacht))    ]
026         [(-) <<lachend>stehen (.) stehen geblieben>;]
027   RE:   das is auch absolut nachvoll NACHvollziebar-]
            [und ähm (.) deswegen wollte ich (xxx noch mal)- ]
028   RH:   [hhh° (das ging xxx) IMmer ein bisschen vergessen ]=weisch,
```

Auf einen an RH gerichteten Turn von RE in Z. 018/019 akkommodiert RH wieder an den deutschen Kollegen und wechselt in Z. 020/021 zurück auf Standarddeutsch. Ähnlich wie zuvor produziert RH in Z. 028 erneut diese ihm eigene Art des *mixed code* mit einem standarddeutschen Satz und dem dialektalen Nachlaufelement «=weisch». Diesmal ist der Adressat jedoch RE, was zeigt, dass dieser Code nicht teilnehmerbezogen produziert wird, sondern vielmehr Ausdruck des sprachlichen Repertoires und der individuellen Sprechweise von RH ist. Die erklärende Sequenz von RE mit Rückfragen der anderen Meetingteilnehmenden dauert noch weiter an. RH verwendet für seine Fragen Standarddeutsch, MR den Dialekt.

Es folgt ein Gespräch von RE mit AS, also ein Gespräch unter Deutschen. Als RB darauffolgend eine Frage stellt, wählt er dafür die Varietät der beiden deutschen Kollegen, Standarddeutsch. Obwohl sich die Runde der Meetingteilnehmer nicht verändert hat, löst die Veränderung des *participation status* (Teilnahmestatus) – über eine längere Sequenz sind die adressierten Teilnehmenden Deutsche – aus, dass als unmarkierte Meetingsprache in diesem Moment der Standard wahrgenommen wird, sodass ein Wechsel im Sinne der Akkommodation erfolgt. Diese Interpretation liegt nahe, da aus zahlreichen anderen Belegen des Gesprächsdatenkorpus als auch aus den Interviewdaten ersichtlich wird, dass Standarddeutsch nicht die von RB präferierte Sprechvarietät ist und bei ihm auch keine besonders stark ausgeprägte *preference for same language talk* zu beobachten ist. Persönliche Präferenzen und Überzeugungen bezüglich der Adäquatheit einer Varietät scheinen also in Konkurrenz zum Faktor der Konstellation der Gesprächsteilnehmenden zu stehen. Die Überlappung der Turns von AS und RB in Z. 001/Z002 zeigt, dass RB sich in ein laufendes Gespräch einschaltet. Er erhält in einer Fremdzuweisung (vgl. Brinker/Sager 2010: 61) von AS in Z. 003 das Rederecht und stellt anschliessend in Z. 004–006 wie beschrieben seine Frage auf Standarddeutsch:

Beispiel G56/34: Ende Geschäftsjahr (34_1.17:47–1.18:00)

```
001   AS:   [ähm (-) zu dem, ]
002   RB:   [(xxx xxx xxx)   ]
003   AS:   (1.5) ja (-) RAphael,
004   RB:   ich habe aKUStisch nicht ganz verstanden-=
005         =ist es ENde dieses geschäftsjahr?
006         (-) oder,
007   AS:   (1.0) ende [kommenden; ]
008   RE:              [ende des   ](-) e ende [ja; ]
009   RB:                                      [en  ]de KOMmendes?
010         ah okay;
011   AS:   [hm ]
012   RB:   [hh° ]okay
```

Das Gespräch wird weitergeführt und mittlerweile sind RH, AS, RE mit Redebeiträgen daran beteiligt – also zwei Deutschschweizer und zwei Deutsche. Alle Turns werden in dieser Gesprächssequenz auf Standarddeutsch formuliert. Als RB direkt RH adressiert, beginnt er seinen Turn in Z. 005 des Beispiels G57/34 auch auf Standarddeutsch, wiederholt jedoch direkt mit der Namensnennung den Beginn seines Satzes («ist das» bzw. «isch das») auf Schweizerdeutsch (Z. 006). Für seine Antwort an ihn wechselt RH in Z. 008 dann auch auf Schweizerdeutsch. Die Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention scheint mit der direkten Ansprache des Deutschschweizer Kollegen inklusive Namensnennung bei RB aktiviert worden zu sein. Mit dem neuen Adressaten RH hat sich auch der Teilnahmestatus der Beteiligten verändert, was mit einem Code-Wechsel markiert und durch Akkommodation des Gesprächspartners RH bestätigt wird:

Beispiel G57/34: Fehlermeldung (34_1.21:43–1.22:00)

```
001   RH:   genau u und wenn er da im arbeitstool nicht FINdet,
002         (--) kommt eine FEHlermeldung;
003         genau;
004   RE:   (1.0) ja: hh° (1.0) ja;
005   RB:   ist das REto,
006         isch das a fürs PROduktive sischtem oder au fürs ää:
            arbeitstool?
007         (1.0) (ON ess er emm),
008   RH:   (3.5) hesch mi überFROGT-
((…))
```

Die beiden Deutschschweizer verbleiben im Dialekt, formulieren in dieser Sequenz jedoch nur noch kurze Turns und Zuhörersignale, während der Hauptredeanteil nun wieder bei RE liegt. Nachdem dieser seine Ausführungen abgeschlossen hat, verkündet TA die Pause (Z. 001), wofür er interessanterweise den Standard wählt:

Beispiel G58/34: Pause (34_1.23:54–1.24:11)

```
001   TA:   (-) dann würd [ich ]sagen=dann:-
002                       [guet]
003   TZM:  [danke ]
004   TA:   [machen]wi::r (.) pause (.) bis u:m ZEHN uhr
            fünfundvierzig=he?
005   TZM:  [hm_hm; ]
006   RH:   [hm_hm; ]
007   TA:   (--) gut,
008         (--) alles klar;
009         dann (--) HÖren wir uns (.) später=(he),
010   RH:   danke-
011   TZM:  bis SPÄter-
012   TA:   DANken_au (.) tschüss-
013   TZM:  [tschü_üss- ]
014   RB:   [(xxx)      ]
015   AS:   tschau:-
```

Obwohl der zuvor beschriebene Wechsel der Meetingsprache seitens der Deutschschweizer:innen zum Dialekt erfolgt ist, empfindet TA in dieser Sequenz nach dem langen Bericht von RE offensichtlich Standarddeutsch als die unmarkierte Varietät. Möglicherweise ist dies Ausdruck der Unsicherheit TAs, was die rezeptive Dialektkompetenz von RE angeht, wie sie in der Frage zu Beginn des Meetings zum Ausdruck kommt (vgl. Beispiel G48/34). Denkbar ist jedoch ebenso, dass die Akkommodation Zeichen der schwindenden Aufmerksamkeit nach fast

anderthalb Stunden Meeting ist (zum Einfluss der Aufmerksamkeit auf die Varietätenwahl vgl. u. a. auch Kapitel 13.2).

Es folgt die Pause und die Wiederaufnahme des Meetings auf Schweizerdeutsch durch die drei Deutschschweizer:innen TZM, RH und TA. Als erster Programmpunkt nach der Pause steht eine Präsentation des Deutschen AS an, es folgen neun Minuten Monolog von ihm. In den Interaktionen mit den verschiedenen Deutschschweizer Teilnehmenden, die Rückfragen zu den Ausführungen von AS stellen, lassen sich wiederum unterschiedliche Varietätenverwendungsmuster beschreiben: RH wählt wie zuvor auch für seine Fragen zu den präsentierten Inhalten die Varietät Standarddeutsch und akkommodiert so an seinen Adressaten und gleichzeitigen Vorredner AS. Der erste Abschnitt von Beispiel G59/34 zeigt, wie RH das Rederecht einzufordern versucht (Z. 002), AS jedoch erst seinen Turn beendet, bis er die Fremdzuweisung an RH in Z. 013 vornimmt. Der Teilnahmestatus von RH wird durch dieses Verhalten von AS deutlich gemacht, der die Veränderung des *footing* (vgl. Goffman 1979) nach eigenen Bedingungen vornimmt:

Beispiel G59/34: Frage stellen (34_1.50:44–1.58:13):

```
      AS:((…))
001           [so=und damit ]
002   RH:     [(kann ich) eine ]frage stellen?
003   AS:     ist jetzt (.) die: das erÖFFnet,
004           dass wir da jetzt dann drüber diskuTIEren,
005           und äh:: ich (-) MEIN anliegen ist,
006           dass dann auch (-) jetzt in den nächsten: wochen dann: (-)
              KLAR sein muss,
007           hh° (-) wer ÜBernimmt das thema?
008           ode:r geh ich halt eben zu: äh:: ABteilung von der
              unternehmenseinheit und zu corporate und sage,
009           hh° wir haben uns da MÜhe gegeben,=
010           =wir hätten_s gern geMACHT,
011           abe:r wir können_s derzeit nicht (-) UMsetzen,=
012           =weil wir niemanden haben der sich darum KÜMmert;
013           (1.5) REto;
014   RH:     (1.5) ja=ich hab zwei FRAgen diesbezüglich-=
015 ((…))
```

Im Zusammenspiel mit der Verteilung des Rederechts könnte die Akkommodation des Deutschschweizers als Ausdruck einer gewissen Hierarchie innerhalb der Konstellation interpretiert werden (vgl. Kapitel 4.1). Da es sich jedoch beim Sprecher um RH handelt, dessen Tendenz zur Akkommodation aus zahlreichen anderen Belegen hervorgeht, wäre diese Interpretation seines Verhaltens spekulativ. Es folgt die Ausformulierung der Frage durch RH und anschliessend die Antwort von AS, dessen Turn rund eine Minute dauert – beides auf Standarddeutsch. Der Nächste, der die Ausführungen von AS kommentiert, ist TA. Er zeigt ein anderes sprachliches Verhalten als RH und akkommodiert nicht an AS und die durch den Dialog von AS und RH temporär etablierte Meetingsprache, sondern formuliert in Z. 001–005 seine Kritik auf Schweizerdeutsch:

```
      AS:((…))
001   TA:   hh° aber WEISCH-
002         (-) äh was was mir was mir nach wie vor e bitzli FÄHLT-
003         ää:m: (-) alexander (-) ISCH-
004         itz (hemmir) mol: piLOT gmacht,
005         mit drü persone: drü drü materiALfälder,
((…))
```

Es folgt eine längere Erklärung von AS, woraufhin RH nachhakt und die Position von TA unterstützt, wie der explizite Verweis in Z. 002 zeigt (34_1.55:53–1.56:05):

```
      AS:((…))
001   RH:   (2.0) es i es ist (-) noch schwierig zum verSTEhen
            alexander-
002         wie der THOmas schon gesagt hat-
003         irgendwie ist es nich nicht richtig FASSbar,
004         ich hab_s-
005         (.) wir haben ja auch noch NIE irgendwas gesehen von diesem
            tool;
((…))
```

Er wechselt dafür nicht in die von TA gewählte Varietät, sondern verbleibt beim Standard. Es kann sich um reine Akkommodation an den Vorredner handeln, wie sie RH oft zeigt, es kann aber auch Ausdruck von sprachlicher Konvergenz bei gleichzeitiger inhaltlicher Divergenz sein, da TA und RH inhaltlich dieselbe Meinung vertreten, und AS sich bezüglich der kritischen Nachfragen und der Kritik rechtfertigen muss. Die Diskussion wird anschliessend zwischen AS und RH geführt und dauert länger an, was BN in seinem Turn in Z. 004 anmerkt; und er macht einen Vorschlag, wie man nun fortfahren könne. Er formuliert dies auf Schweizerdeutsch und unterstreicht mit diesem Wechsel der temporären Meetingsprache den Wechsel des Programmpunktes, der ansteht:

```
001   AS:   (1.5) (oder) ich i i i also ich könnt jetzt noch mal
            VORstellen,
002         aber das: al[also (da wird_s nichts dran ÄNdern); ]
003   BN:               [nä_ä ich würd SÄge-                  ]
004         jo_o sprängt de raame-=
005         aa als ich wü s TUUL hesch du mol zaigt-
006         u:nd was mer vilicht chöntid MAche isch-
((…))
```

Inwiefern er diese Codeverwendung als Diskursmarker bewusst setzt, ist nicht zu eruieren, die Unterbrechung durch die Grenzmarkierung (vgl. Deppermann 2008: 76) in Form eines auf der Mikroebene der Sequenz ‹neuen› Codes fällt jedenfalls mit einer Verschiebung des Fokus weg von den Details des Tools hin zur Besprechung des weiteren Vorgehens zusammen, wofür in der Folge auch die anderen Deutschschweizer Teilnehmenden Schweizerdeutsch verwenden.

Die Meetingsprache bleibt für mehrere Minuten Schweizerdeutsch. TA zeigt in einem längeren Redebeitrag eine aufschlussreiche Form von insertionalem Code-Switching, mit der er wiedergibt, was seine Mitarbeitenden zum besprochenen Tool sagen könnten. Es handelt sich also bei den Z. 005–007 um ein CS zur «Markierung von Redewiedergabe» (Petkova 2016b: 76), wobei es sich im vorliegenden Fall um ein Pseudozitat handelt. Dass TA dafür in Z. 005/006 den Code wechselt, zeigt, dass er sich unter anderem auf deutsche Mitarbeiter:innen bezieht:

Beispiel G60/34: Was Neues (34_2.15:15–2.35:25)

```
001   TA:   jo_aber BOri-=
002         =bitte au beACHten oder-
003         dass mir denn WIder es nöis tuul gibed,
004         won ich denn WIder ghöre-
005         NEUes tool-
006         NOCH mal was neues äh:-
007         etz no MEE und=ää: [(hemmir xxx xxx ztue), ]
```

Die Wirkung des CS in ergibt sich durch die Rückkehr zur Matrixsprache Schweizerdeutsch in Z. 007.

Auf einen längeren erklärenden Turn von AS folgend formuliert RH eine erneute Rückfrage bzw. einen Vorschlag auf Standarddeutsch (Z. 002). Als er aus seiner Sicht falsch verstanden wird, wiederholt und betont er das von ihm Gemeinte in Z. 018. Er beginnt diesen Turn zuerst auf Schweizerdeutsch, bricht dann ab und reformuliert mittels einer Wiederholung auf Standarddeutsch – was einer Selbstreparatur in Bezug auf die Varietätenwahl entspricht. Anders als in anderen Situationen, in denen RH die beiden Varietäten zu einem *mixed code* vermischt, scheint ihm die Verwendung schweizerdeutscher Elemente hier offenbar reparaturbedürftig:

Beispiel G61/34: Input (34_2.22:08–2.22:28)

```
((…))
001   AS:    das ist der vorteil von diesem TOOL;
002   RH:    [aber ka aber könnte ma, ]
003   AS:    [wenn ich das nicht MAche, ]
004   RH:    [könnte man STEPweise]
005   AS:    [dann rate ich davon AB das- ]
006          (-) ja,
007   RH:    [(xxx xxx) ]
008   AS:    [ja naTÜRlich; ]
009          kann man das stepweise;
010          aber es wi [aber aber die AUSsage ist halt-]
011   RH:               [STEPweise einführen (xxx xxx)  ]
012   AS:    aber die aussage ist halt=REto-
013          ähm (-) wenn (-) wenn ich jetzt SAge-
014          ich mach es STEPweise,
015          ich mach es ich mach es äh Fakultativ,
016          dass damit geARbeitet werden,
017          [dann is:  ]
018   RH:    [nei nid fakulti ]f nicht fakultativ (--) STEPweise;
((…))
```

Das Gespräch geht auf Standarddeutsch weiter, geführt von AS und RH, bis TA feststellt, dass die Diskussion sich erneut verlaufe. Wie BN zuvor unterbricht er die laufende Unterhaltung, unterstützt durch einen Code-Wechsel, in Bezug zur davor etablierten temporären Meetingsprache. Bei TA ist dies kein Einzelfall, wie zuvor besprochene Belege illustrieren (vgl. G38/14; G42/14; G47/14). Wie die Reaktionen von BN und RH in Z. 005/006 zeigen, hat TA mit seinem Einbringen von Schweizerdeutsch auch für einen Wechsel der Meetingsprache gesorgt:

Beispiel G62/34: Vorschlag (34_2.27:00–2.27:06)

```
((…))
001   TA:   aso ietz verlaufe mer üs jo wider i de diskussiON,
002         ooni dass mer wirklich en schritt WIIterchömid;
003         wie: (-) WIE möche mer jetzt witer?
004  (3.0)
005   BN:   [(0.5) de MASsimo het en vorschlag (gmacht);]
006   RH:   [hh° (xxx) i i ich wär ich                ]wär für das
           TOOL-
```

Nachdem das weitere Vorgehen diskutiert wurde, fragt RH den deutschen Kollegen AS abschliessend, ob das Besprochene für diesen akzeptabel sei, wie in Z. 001 in Beispiel G63/34 ersichtlich, und tut dies gemäss der zuvor etablierten Meetingsprache auf Schweizerdeutsch. In der dritten Position bestätigt er das von AS in Z. 002 Gesagte in einer Art *mixed code* inklusive einer Selbstreparatur in Form einer Wiederholung des Satzanfanges. Ob die Selbstreparatur auf die Überlappung der Turns zurückzuführen ist (und damit der gesamte Turn im Schweizerhochdeutsch von RH konzipiert war), oder ob es sich um ein intrasententielles CS vom Dialekt in die Standardsprache handelt, ist in diesem Fall nicht bestimmbar. Dialektale Lautungen innerhalb der standardsprachlichen Rede bis hin zu Code-Mixing-Sequenzen sind für das sprachliche Verhalten von RH nicht untypisch (vgl. G27/39; G51/34; G55/34; G63/34). Andererseits handelt es sich bei seinem Turn um eine Konstruktionsübernahme (vgl. Brinker/Sager 2010: 74) von AS, da RH dessen Satz aus Z. 003 wiederholt bzw. für AS vollendet. Die bestätigende Funktion dieser Konstruktionsübernahme kommt an dieser Stelle deutlich zum Ausdruck. Ein gleichzeitiger Varietätenwechsel in den Standard wäre nur einer von zahlreichen Belegen im Gesprächsdatenkorpus dafür, wie stark der Gesprächspartner AS bei RH mit der Varietät Standarddeutsch und deren Aktivierung verknüpft ist. Daher wäre auch die Interpretation eines turninternen Code-Wechsels über die Selbstreparatur in Z. 004 durchaus möglich:

Beispiel G63/34: Damit leben (34_2.31:44–2.31:52)

```
001   RH:   alexander=chasch demit LÄbe?
002   AS:   (1.5) ja gut-
003         also ich mach dann ja jetzt [da: (xxx xxx xxx) ]
004   RH:                               [du machsch ei du machsch
           einfach gar ]nix im moment=ja;
```

Zusammenfassung Meeting 34

Die Meetingvarietät wird in diesem Meeting explizit thematisiert.[198] RH zeigt das bereits in den anderen Meetings zu beobachtende sprachliche Verhalten des häufigen Wechselns der Varietät und der Akkommodation an seine Gesprächspartner:innen, oft responsiv und teilweise auch als einziger Schweizer innerhalb der Gesprächssequenz und mit kurzen *mixed-code*- sowie Selbstreparatur-Sequenzen. BN zeigt einerseits akkommodierendes sprachliches Verhalten, indem er auch in den Standard wechselt, sodass es zu einer Standardsequenz unter Schweizern kommt. Andererseits unterbricht er mit einer divergierenden Code-Wahl eine Gesprächssequenz und markiert damit gesprächssteuernd einen Themen- bzw. Fokuswechsel. Auch in diesem Meeting

[198] Im Rahmen der Untersuchung fällt dies auf, da der angesprochene RE bereits in Meeting 14 dabei war, das zeitlich vor dem Meeting 34 stattfand, und das Verständnis des Schweizerdeutschen zu diesem Zeitpunkt nicht thematisiert wurde.

tritt MR einmal mit einer divergierenden Code-Wahl in Erscheinung, da er in der besagten Standardsequenz den Dialekt wählt. TA hat wenig Redeanteil, fällt aber durch eine Selbstreparatur vom Standard in den Dialekt auf. Im Zusammenhang mit der Festlegung der Meetingsprache Dialekt zu Beginn des Meetings ist dies als kohärent zu bezeichnen. Trotzdem wählt er später im Meeting für eine offizielle Ansage an die gesamte Gruppe entsprechend der temporär etablierten Meetingsprache einmal auch den Standard und in einer Sequenz setzt er CS als stilistische Ressource zur ‹Markierung von Redewiedergabe› in Form eines Pseudozitats ein. Wie in Meeting 14 verwendet RB auch in diesem Meeting Standarddeutsch, was mit den Mehrheitsverhältnissen innerhalb der Gesprächssequenz zu tun haben könnte. Die Bevorzugung des Dialekts für Gespräche mit Deutschschweizer Kolleg:innen bei RB zeigt sich jedoch auch in diesem Meeting. Die deutschen Meetingteilnehmer verwenden auch in Meeting 34 konsequent bundesdeutsche Varietäten, ohne Anzeichen von CS, Mischformen oder Entlehnungen.

Zusammenfassung Meetingtyp b)

Das Meeting in der ‹grossen Runde› ist gekennzeichnet durch verschiedene Meetingphasen, in denen unterschiedliche Gesprächskonstellationen entstehen. Dazu gehört beispielsweise die Situation, dass ein Gespräch über längere Zeit ausschliesslich zwischen deutschen Mitarbeiter:innen geführt wird, und alle anderen Teilnehmer:innen zu ratifizierten Hörer:innen werden.[199] Bei einem Wechsel des *participation status* durch eine:n Deutschschweizer Sprecher:in von Hörer:in zu Sprecher:in, stellt sich die Frage nach der Akkommodation an die temporär etablierte Meetingsprache Standarddeutsch. Dabei zeigt sich eine Tendenz, sich den situativen sprachlichen Mehrheitsverhältnissen anzupassen, und das Wort auf Standarddeutsch zu ergreifen. Dies ist beispielsweise bei RB der Fall, der sich in Meetingtyp a) stärker durch konsequente Dialektverwendung auszeichnet, als dies in Meetingtyp b) der Fall ist. Gleichzeitig zeigen sich bestimmte Teilnehmer:innen wie MR oder TA diesbezüglich weniger sensitiv bzw. beeinflussbar. Eine gewisse Ambivalenz, was die Sprechvarietät betrifft, zeigen hingegen die Gewährspersonen RH und BN, die oft den Standard verwenden, aber sich ebenso dadurch auszeichnen, zum Teil als einzige Sprecher innerhalb einer Sequenz und Konstellation auf Schweizerdeutsch zu sprechen. Von anderen Teilnehmer:innen wie TZM sind wenige Sprechbeiträge belegt, sodass es schwierig ist, über ihre Varietätenwahl eine allgemeine Aussage zu machen. Es lassen sich in den Meetings des Typs b) Unterschiede feststellen, was den Einfluss einzelner Sprecher:innen auf die Sprechvarietät der Gruppe betrifft. Inwiefern es sich bei der individuellen Varietätenwahl auch um den Ausdruck persönlicher Präferenz bezüglich der Sprechvarietät handelt, wird in der gesprächsanalytischen Betrachtung der Interviews (vgl. Kapitel 14) untersucht. Eine divergierende Varietätenwahl kann jedoch auch diskursbezogen erklärt werden, wenn sie innerhalb einer Sequenz eine Grenze markiert. Bei den deutschen Sprecher:innen ist in Meetingtyp b) insgesamt festzuhalten, dass ihr sprachliches Verhalten wenig Varianz aufweist, da sie alle bei ihrer bundesdeutschen Varietät verbleiben und keinerlei eindeutige bzw. relevante Verwendung des Schweizerdeutschen zeigen.

[199] Dies, obwohl die vier deutschen GWP nur einen Drittel der Teilnehmenden ausmachen.

12.1.3 Meetingtyp c) Workshop

Bei diesem Meeting handelt es sich um einen Workshop, der in dieser Form im Gesprächsdatenkorpus nur einmal vorkommt. Das Meeting hat fünf Teilnehmende, darunter zwei Deutsche. Die Deutsche VB hat die Leitung des Workshops inne. Bei VB handelt es sich um jene deutsche Gewährsperson, die selbst Schweizerdeutsch spricht und damit in der untersuchten Gruppe einen Sonderstatus einnimmt (vgl. Kapitel 13.3).[200]

Meeting Nr.	Meetingdauer	Teilnehmer:innen (Nationalität)	Meetingsprache Anfang	Meetingsprache Ende
13	54 Min. 02 Sek.	*BDL (CH); BL (D);* MR (CH); SW (D); VB (D)	Schweizer-deutsch	Schweizer-deutsch

Tabelle 5 Meeting Typ c)

Beispiel G64/13 zeigt den Moment in diesem Meeting, in dem ein Varietätenwechsel bei VB passiert. Die Zeilen 001–005 zeigen das Ende einer Gesprächssequenz zwischen MR und VB; bis zu diesem Zeitpunkt hat VB Schweizerdeutsch gesprochen. Bei der direkten Adressierung ihres deutschen Kollegen in Z. 009/010 switcht sie jedoch insertional in den Standard:[201]

Beispiel G64/13: Maus bewegen (13_23:25–24:11)

```
001   MR:   und JO jo,
002         das sind scho di liifeRANte,
003         wo mer DEten eich händ,
004         en LIEferant chan en lieferant chan,
005         lieferant und lieferANT;
006   VB:   Okay-
007         h° u:::nd:-
008         STRAtegy?
009         (--) der herr LO:::renz-[202]
010         (-) (villich) ganz kurz deine maus beWEgen=beni,
011         DANke;
012         ((lacht, 1.0)) hh° (--)
013         <<vorlesend>strong TENdency to focus on unternehmenseinheit
            and systems of (-) systems>,
014         <<vorlesend>eSPEcially for arbeitstool>;
015         (xxx) supPLY chain;=
016         =oder WAS han i do wölle [(säge)? ]
017   MR:                            [jo::-   ]
018         dmeinig isch natürli DA,
019         (-) dass en süschTEM supplaier-
020         hm HOCHdeutsch=he?
021   VB:   [(--) öh:m- ]
022   MR:   [hh° ää:m-  ]
023   VB:   up to YOU;
024         ((lacht, 2.0)) hh°
025   MR:   ja=eigentlich NÖD;=
026         =guet=bliibe mir ufem zü SCHWIIzerdüütsch-
027         hh° ää::m-
```

[200] Aufgrund der in Kapitel 8.2 erklärten Erhebungsbedingungen konnte nur dieses eine Meeting mit VB als Teilnehmerin aufgezeichnet werden.

[201] Die Äusserungen in den Zeilen 006–008 sind nicht eindeutig einer Varietät zuzuordnen. Sie wurden der besseren Lesbarkeit halber standardsprachlich transkribiert.

[202] Der betreffende Teilnehmer wurde für die Verständlichkeit der hier dargestellten Szene mit einem Pseudonym versehen, obwohl es sich nicht um eine der GWP handelt.

Das CS ist in diesem Kontext sowohl teilnehmerbezogen (der deutsche Kollege ist angesprochen) sowie diskursinduziert mit ausgeprägter lokaler Funktionalität («Anzeigen der Adressatenwahl» Petkova 2016b: 56). Nach dem standarddeutschen Einschub liest VB in Z. 013/014 etwas vor, was auf der virtuellen Pinnwand, auf die alle Teilnehmenden des Meetings während des Gesprächs blicken, zu sehen ist, und kommentiert das Vorgelesene in Z. 015/016 auf Schweizerdeutsch – der Matrixsprache des zuvor beschriebenen CS. Die Frage von MR in Z. 018–020 zeigt, dass das CS von VB nicht unbemerkt blieb; und die Reaktion in Z. 025/026 ist ein Ausdruck von MRs Präferenz für den Dialekt, die auch an anderer Stelle zu beobachten ist (vgl. Beispiele G41/14; G43/14 sowie G53/34) bzw. von ihm selbst im Interview kundgetan wird (vgl. Kapitel 14.1.5). VB wechselt später noch ein weiteres Mal die Varietät im Gespräch mit dem deutschen Kollegen, ansonsten führt sie das Meeting auf Schweizerdeutsch.[203]

12.1.4 Meetingtyp d) Allocation Update

Bei Meetingtyp d) handelt es sich um ein sogenanntes Taskforce-Meeting, also einen themenzentrierten Austausch mit Mitarbeitenden aus verschiedenen Teams. Im Meeting wird jeweils ein bestimmtes Thema oder eine akute Problematik diskutiert, sodass unterschiedliche Konstellationen von Teilnehmenden entstehen. In diesem Meetingtyp sind oft viele der Teilnehmer:innen in mehreren Sequenzen beteiligt und sprechen aktiv mit – oft auch gleichzeitig. An den beiden vorliegenden Durchführungen sind einmal fünf und einmal sechs Teilnehmer:innen beteiligt; davon beim ersten Meeting ein Deutscher (die GWP MKo), beim zweiten Meeting eine deutsche Mitarbeiterin vor Ort sowie ein deutscher Mitarbeiter an einem Firmenstandort in Deutschland. Schweizerdeutsch ist die hauptsächliche Meetingsprache aufseiten der Deutschschweizer Teilnehmenden, trotz des aus Deutschland zugeschalteten Kollegen.

Meeting Nr.	Meetingdauer	Teilnehmer:innen (Nationalität)	Meetingsprache Anfang	Meetingsprache Ende
3	50 Min. 12 Sek.	BN (CH); DF (CH); JK (CH); RS (CH); MKo (D);	Schweizerdeutsch	Schweizerdeutsch
8	48 Min. 48 Sek.	BN (CH); DF (CH); JK (CH); *SP (D);* TA (CH); *SF (D)*	Schweizerdeutsch	Schweizerdeutsch

Tabelle 6 Meetings des Typs d)

Meeting 3

In Meeting 3 sprechen alle Deutschschweizer Teilnehmer:innen ausschliesslich Schweizerdeutsch, auch im Gespräch mit dem deutschen Kollegen MKo. MKo äussert sich mit einem Metakommentar zur Sprachsituation, die durch die Anwesenheit der Exploratorin thematisiert wurde:

Beispiel G65/3: Kein Schweizerdeutsch (3_06:31–06:46)

```
001   MKo:  [ich  ]sprich KEIN schwiizerdütsch übrigens-
002         oder,
003         auch nach ELF jahrn-
```

[203] VB gibt auch im Interview an, sie spreche mit den deutschen Kolleg:innen Standarddeutsch (vgl. Kapitel 14.2.5). Die Tatsache, dass sie den Grossteil des Meetings 13 auf Schweizerdeutsch bestreitet, obwohl Deutsche am Meeting beteiligt sind, widerspricht ihrer Selbsteinschätzung zumindest teilweise.

```
004          äh:::m-
005          zumindest (-) NICHT durchgängig;
006          also nur (.) BROcken-
007    BN:   und isch auch GUT so-
008    DF:   ja isch BEsser so=[=martin- ]
009    MKo:                   [(xxx)-   ]
010          [(xxx xxx xxx xxx) ]
011    DF:   [((lacht, 1.5))    ][((lacht, 1.5)) ]
012    BN:   [((lacht, 1.5))    ][((lacht, 1.5)) ][hh° ]
013    RS:                       [((lacht, 1.5)) ]
```

Die Varietätenverwendung und der sprachliche Hintergrund von MKo werden in Kapitel 14.2.7 genauer besprochen. An dieser Stelle soll vielmehr auf die Reaktion der Deutschschweizer Kollegen[204] auf MKos Feststellung eingegangen werden. In Z. 007 äussert BN eine vermeintlich positive Bewertung von MKos Sprachverhalten, die als Implikatur (vgl. Kapitel 11.3) eine negative Bewertung der aktiven Verwendung des Schweizerdeutschen transportiert. Diese Bewertung wird durch den Kommentar von DF in Z. 008 deutlicher, der das von BN in Z. 007 verwendete Adjektiv «GUT» im Komparativ verwendet («BEsser») und so einen Vergleich verschiedener Verhaltensweisen andeutet. Die Aussagen der beiden Deutschschweizer wird mit Lachen seitens der Deutschschweizer abgeschlossen bzw. quittiert (Z. 011–013). In dieser kurzen Sequenz ist einerseits zu beobachten, dass eine gewisse Einigkeit bezüglich der negativen Bewertung von deutschem Schweizerdeutsch zu herrschen scheint; und tatsächlich illustriert diese Szene eine innerhalb der Untersuchungsgruppe verbreitete Haltung, was den Umgang der Deutschen mit der schweizerdeutschen Varietät betrifft, wie in Kapitel 13.3 genauer erläutert wird. Andererseits zeigt sich die Vertrautheit im Umgang der Kolleg:innen miteinander in der freien und wenig zurückhaltenden Meinungsäusserung seitens der Deutschschweizer:innen, die durchaus *face*-bedrohendes Potenzial hat, im Beisein des deutschen Kollegen MKo (zur GWP MKo als Sprecher sowie Rezipient vgl. Kapitel 14.2.7).

Meeting 8

Mit dem deutschen Mitarbeiter SP am deutschen Firmenstandort, der ebenfalls am Onlinemeeting teilnimmt, wird vereinzelt Standarddeutsch verwendet, wie Beispiel G66/8 zeigt:

Beispiel G66/8: Strike (8_04:10–04:37)

```
001    BN:   chömmer uf ää sERSCHte bouteili zrugg (.) go,
002          de STEfan isch jetzt grad do;
003    JK:   aa: alles KLAR-
004    BN:   HERsteller;
005          (-) det hemmer jo s mänätsch [(MENT).    ]
006    SP:                                [ja halLO:- ]
007          GRÜSST euch,
008    JK:   [jo hoi steFAN:- ]
009    BN:   [hoi STEfan;     ]
010    JK:   [HAllo- ]
011    DF:   [hoi-   ]
012    TA:   [HAllo- ]
013    DF:   [STEfan;  ]
014    SP:   [zu SPÄT- ]
015          GRÜSST eu::ch=ja-
016          hh°
```

[204] Es handelt sich ausschliesslich um männliche Teilnehmer.

```
017   JK:   das gibt n_STRIke=he,
018   SP:   (1.0) hä SOrry,
019         jetzt hab ich [nich (xxx)- ]
020   JK:                 [(xxx)       ]
021         ((atmet lachend, 0.5))
022         isch en WITZ;
023         h° ä::m (.) BAUteil,
024         [(2.5)(xxx xxx xxx) ]
025   BN:   [(2.5)HERSTELLER dasch doch das ][BOUteili,]
026   SP:                                   [ja::?    ]
```

SP stösst verspätet zum Meeting dazu, wie seine Bemerkung in Z. 014 zeigt. Der Deutschschweizer Kollege JK kommentiert dies scherzhaft in Z. 017 mit dem Verweis, das Zuspätkommen gebe einen «STRIke»[205] und verwendet dafür Standarddeutsch mit einer in der bundesdeutschen Umganggsprache üblichen Kurzform für den unbestimmten Artikel ‹ein(en)› (vgl. Ziegler 2013) bei «n_STRIke».[206] Als durch SPs Reaktion in Z. 018/019 klar wird, dass dieser die Bemerkung nicht richtig verstanden hat, erklärt JK diese in Z. 022, wofür er nun den Dialekt verwendet. Auch BN spricht den deutschen Kollegen in Z. 025 auf Schweizerdeutsch an. An anderer Stelle wählen die Deutschschweizer:innen im Gespräch mit SP jedoch auch adressateninduziert den Standard. Es ist also keine einheitliche Varietätenverwendung mit dem Kollegen aus Deutschland festzustellen – ähnlich wie bei den zugezogenen Deutschen.

12.1.5 Meetingtyp e) Teammeeting

Bei Meetingtyp e) handelt es sich um ein Teammeeting des von BN geleiteten Teams, das sich durch eine besondere sprachliche Zusammensetzung auszeichnet: Ein Teammitglied stammt aus Hongkong, weswegen vornehmlich Standardsprache gesprochen wird. Es sind auch zwei Deutsche Teil des neunköpfigen Teams, der Teilnehmer SP ist jeweils aus Deutschland zugeschaltet. In der Erklärung des Teamleiters BN wird jedoch deutlich, dass die Verwendung der Standardsprache ausschliesslich auf die Anwesenheit des fremdsprachigen Teammitglieds zurückzuführen ist. Eine weitere Besonderheit dieser beiden Meetings ist, dass sie in sogenannter Hybrid-Konstellation durchgeführt werden. Bei diesem Modell handelt es sich gemäss Rump/Eilers (2022: 13) um höchst herausfordernde Settings, da ein Teil des Teams gemeinsam in einem stationären Raum, im vorliegenden Fall in einem Sitzungszimmer, sitzt, während andere Teammitglieder über Videokonferenz zugeschaltet sind. So könnten beispielsweise die Personen vor Ort nonverbal miteinander kommunizieren und so leichter informelle Netzwerke bilden.[207]

---

[205] Der Begriff ‹Strike› dürfte hier im Sinne von ‹Fehlschlag› gemeint sein, wie er im US-Englischen Strafgebrauch, abgeleitet aus dem Baseball-Kontext, verwendet wird (vgl. Oxford Learner's Dictionary 2024).

[206] Petkova (2016b: 313) stellt fest, dass die verschiedenen standarddeutschen Redeformen, zu denen auch Elemente aus der bundesdeutschen Umgangssprache gehören, für Deutschschweizer:innen ein stilistisches Register bilden, die das Bedürfnis wiederspiegeln würden, sich dem:der Gesprächspartner:in deutlich und erkennbar zu nähern. Bei der vorliegenden Verwendung der bundesdeutschen Artikelvariante dürfte es sich um eine solche stilistische Annäherung handeln.

207 Ein Nebeneffekt dieses Settings ist, dass die Aufnahmen aus den beiden Hybridmeetings durch viele unverständliche Passagen gekennzeichnet sind, da die Tonqualität im Hybridsetting schlechter ist und die Personen häufiger gleichzeitig sprechen, als dies in einem reinen Onlinesetting der Fall ist. Daher kann das beobachtete Kommunikationsverhalten nur an einer begrenzten Auswahl an Beispielen anschaulich und nachvollziehbar beschrieben werden.

Meeting Nr.	Meetingdauer	Teilnehmer:innen (Nationalität)	Meetingsprache Anfang	Meetingsprache Ende
20	54 Min. 53 Sek.	AK (CH); BN (CH); DF (CH); FB (CH); *CZ (CHN);* MSt (CH); SF (D); SP (D);	Standard-deutsch	Standard-deutsch
38	1 Std. 56 Min. 33 Sek.	AK (CH); BN (CH); DF (CH); FB (CH); *CZ (CHN);* JK (CH); MS (D); MSt (CH); SP (D);	Standard-deutsch	Schweizer-deutsch

Tabelle 7 Meetings des Typs e)

Meeting 20

Ein Programmpunkt dieses Meetings ist der zu organisierende Teamanlass, der mit einem Restaurantbesuch verbunden ist. Die Deutschschweizerin AK spricht trotz vereinbarter Teamsprache Standarddeutsch regelmässig Schweizerdeutsch, wie auch in Beispiel G67/20 in Z. 001–003 ersichtlich:

Beispiel G67/20: Restaurant (20_45:16–45:31)

```
001   AK:   also ich hoff de XXX isch deHEI-
002         ich (han/chan) eifach erscht (am/ab) ää-
003         [(-) (xxx xxx);          ]
004   FB:   [und süscht chunsch halt]diräkt is [RESCHtorant-     ]
005   SF:                                     [sonst kummst halt]
            [direkt im notfall ins RES]taurant-
006   AK:   [ja ja genau:-            ]
007   SF:   wenn_s WIRklich wär=ja-
008   AK:   ja:-
009   FB:   [(und süscht findid) (xxx xxx xxx); ]
010   BN:   [also ich NEHM_s schon mal auf      ]die: (-) agenda:-
011         (-) für SHOPfloor am neunten november-
```

Die Verwendung des Dialekts wird vom Teilnehmer FB in Z. 004 übernommen, und die Deutsche SF spricht in ihrem niederbayerischen Idiom (Z. 005/007). Der Teamleiter BN akkommodiert hingegen nicht an die Deutschschweizer Kolleg:innen und verbleibt beim Standarddeutsch (Z. 010/011), was in dieser Sequenz gleichzeitig markiert, dass nach einem Exkurs zur persönlichen Situation von AK nun die Rückkehr zum eigentlich besprochenen Thema erfolgt. Diese Verwendung der Varietäten ist bei BN in den Teammeetings mehrfach zu beobachten, so auch in Meeting 38.

Meeting 38

Das Beispiel G68/38 zeigt exemplarisch die komplexe Kommunikationssituation im Hybridsetting, die nicht nur dafür sorgt, dass die Teilnehmenden oft gleichzeitig sprechen, sondern auch gehäuft CS und Varietätenwechsel vollziehen, was mehrfach temporär zu einem Wechsel der Meetingsprache führt. Zu Beginn dieses Ausschnitts wird ein Problem mit der Technik thematisiert, da die vor Ort Anwesenden nicht sicher sind, ob die online Zugeschalteten sie noch sehen bzw. hören können. BN kommentiert empraktisch in Z. 001/002 seine Tätigkeit des Bildschirmteilens, als ihn der Deutschschweizer Teilnehmer MSt, der wie BN vor Ort am Meeting teilnimmt, in Z. 003 mit der Frage nach der Übertragung unterbricht – was er auf Schweizerdeutsch tut. BN über nimmt diesen Wechsel nicht, scheint jedoch etwas verunsichert, wie die zweifache Selbstreparatur zu Beginn von Z. 004 («(--) se si: (.) SEHT») vermuten lässt. Ob dies

auf die unterschiedliche Varietätenwahl, die Unterbrechung allgemein oder eine bestimmte Unsicherheit, was die korrekte Bildung der 2. Person Plural des Verbs ‹sehen› auf Standarddeutsch zurückzuführen ist, kann an dieser Stelle nicht eruiert werden. Der online zugeschaltete Deutschschweizer FB verbleibt ebenfalls beim Standard (Z. 011–015), auch für die Äusserung eines humoristischen Kommentars in Z. 020:

Beispiel G68/38: E-Problem (38_55:23–57:33)

```
001   BN:   okay-
002         jetzt kann ich wieder SHAren=he,
003   MSt:  GSEED mer üs überhaupt no i de kamera?
004   BN:   (--) se si: (.) SEHT ihr uns noch?
005   MSt:  (1.5) (xxx xxx xxx);
006   BN:   FElix,
007         sieht SEHT ihr uns noch-
008   MS:   (1.5) HÖRT ihr uns noch,
009   BN:   [HÖRT ihr uns noch, ]
010   MS:   [(xxx xxx xxx)-     ]
011   FB:   [(--) (xxx) öhm-    ]
012         äh: HÖ:ren,
013         also HÖren ja-
014         bildschirm SEHN,
015         (.) personen nein;
016   MS:   (-) aHA:,
017         okay;
018   MSt:  ha nämli DÄNKT gha,
019         (süscht müsst)-
020   FB:   also ihr KÖNNT euch wieder anziehn;
021   BN:   [hahahaha-]
022   FB:   [(--) hehehe- ]
023         hehehe hh°
```

Als der Teamleiter BN in Z. 024 vom zuvor besprochenen Thema abweicht und die Situation an seinem Computer bzw. am für alle sichtbaren Bildschirm kommentiert, wo ein Problem mit der Tastatur und dem Buchstaben ‹e› ersichtlich wird, wechselt er dazu in den Dialekt, bevor er in Z. 025 vorliest, was auf dem Bildschirm geschrieben zu sehen ist («shopfloor und teammeeting planung am donnerstag NACHmittag=E:::»). Es entwickelt sich ein kurzes Gespräch zwischen den Teilnehmenden vor Ort, wobei alle Deutschschweizer:innen nun den Dialekt verwenden (Z. 026–043).

```
024   BN:   dasch SO geil-
025         shopfloor und teammeeting planung am donnerstag
            NACHmittag=E:::-
026   AK:   (xxx xxx) irgendwie het er es E problem;
027   BN:   [(mir isch) geNAU sGLIIche passiert vorhär- ]
028   MS:   [((lacht, 2.0))                             ]
029         [((lacht, 1.0))]
030   BN:   [wie LETSCHT   ][mol;    ]
031   AK:                   [SIcher? ]
032   BN:   jo:,
033         wiider müsse nöi STArte und alles;
034   AK:   (xxx xxx) (doch) GSEID gha,
035         isch wiider-
036   MSt:  bruchsch s EE zvil,
037   FB:   aber iir hend de JOsip au nid immer ghört,
038   BN:   [nei:- ]
039   FB:   [(xxx xxx isch) ][(xxx xxx)- ]
040   BN:                    [(xxx xxx)- ]
041   AK:                    [nei:-      ]
```

```
042         GEschter scho nid-
043         am AAbig;
```

Wen BN mit seinem Hinweis in Z. 024/025 genau adressiert, kann nicht festgestellt werden – alle Teilnehmer:innen können auf den geteilten Bildschirm und damit das angesprochene Problem sehen und sind potenziell adressierte ratifizierte Hörer:innen (vgl. Goffman 1979: 8). Der Wechsel der Varietät geht jedoch mit einem Fokus vom *topical talk* Richtung Small Talk einher. Die Sequenz wird beendet durch die Lautäusserung von MS in Z. 044 und der darauf folgenden Erteilung des Rederechts durch BN in Z. 045. Die Wortmeldung der Deutschen MS in Z. 046–048 sorgt für keine umgehende Akkommodation bzw. Rückkehr zur eigentlichen Teamsprache bei BN, wie seine Antwort in Z. 049 zeigt. In Z. 051 jedoch wechselt er, verbunden mit einer Selbstreparatur von einer umgangssprachlich bundesdeutschen Variante zur Standardvariante von «haben wir» – auch wieder auf Standarddeutsch.

```
044   MS:   ähm,
045   BN:   mari (xxx),
046   MS:   ja EIne frage zu den strategie präsentationen-
047         gibt_s da n_FIXen (--) ne fixe timeline?
048         wann die präsentiert sein MÜssen in den locations,
049   BN:   hemmer NOnig;
050   MS:   [okay; ]
051   BN:   [hamwa noch ][haben wir noch nicht  ]fiXIErt;
052   MS:               [(-) okay;             ]
053         Okay;
054  BN:   (1.5) IST noch nichts gekommen-
055         aber das wird SEHR wahrscheinlich-
056         ich glaub LETztes [jahr war das (xxx) ende januar=ja, ]
057   AK:                     [(xxx xxx xxx xxx xxx)-            ]
058   MS:   Okay-
059   BN:   ja;
060         (2.0) aber weisst du WAS,
061         komm wir nehmen das (1.0) ins nächste SHOPfloor mit rein-
062  ((Klickgeräusche, 8.0))
063   BN:   nächster SHOPfloor ist dann,
064         h:m,
065   AK:   (1.0) SIIbte-
066   BN:   (-) SIIbte?
067         (4.0) hö:?
068   MS:   ((lacht, 2.0))
069   BN:   hh° (--) ich cha nüm SCHRIIbe-
070   FB:   SCHREIBST du weiss,
071   MS:   ja-
072   BN:   das GITS doch nöd-
073         (-) JA chum-
074         (--) ALso-
075         (xxx xxx)-
076         aa: kopi peist wird SIcher go-
077         (--) ((räuspert sich, 0.5)) (--) ää::: wo HÄmmers-
078         STRÄtetschi;
079  ((Klickgeräusche, 5.5))
080   BN:   ä hähä: (--) MICH chasch nid verarsche;
081         (strätetschi) ROLL aut-
082         (1.0) h° also ((räuspert sich, 0.5)) MACHma weiter-
```

In Z. 065 ist sichtbar, wie die Teilnehmerin AK erneut nicht die Teamsprache Standarddeutsch verwendet und damit auch für einen Wechsel bei BN sorgt (Z. 066). Der Code-Wechsel bei BN erfolgt alternational, da er auch den nächsten Turn ab Z. 069 und jenen ab Z. 072 im Dialekt

formuliert, wobei es sich wiederum um einen Kommentar zu einer Störung am Computer handelt (BNs Computer reagiert nicht mehr wie gewohnt auf die Bedienung der Tastatur). Die Zeilen 072–081 entsprechen dann empraktischer Rede, in der BN einerseits laut kommentiert, was er am Computer vornimmt (*copy-paste*) und andererseits den Computer adressiert (Z. 080). Die Rückkehr zum offiziellen Geschehen und den damit verbundenen Adressatenwechsel markiert BN in Z. 082 mit einem turninternen Code-Wechsel in die Standardsprache bzw. eine umgangssprachliche bundesdeutsche Variante davon («MACHma weiter»).

Als es um die Planung weiterer Teamevents geht, ist es wiederum die Teilnehmerin AK, die in Z. 008 durch einen Wechsel in den Dialekt für einen temporären Wechsel der Meetingsprache sorgt:

Beispiel G69/38: Nächste Location (38_1.33:23–1.33:48)

```
001   BN:   (-) für die nächsten äh::m (.) restaurantbesuche-
002         ähm ja,
003         FRAge in die runde-
004         (-) wer möchte sich anbieten äh für die NÄCHste location,
005         u:nd vielleicht könn ma gleich beSPREchen,
006         WO und wann-
007         (2.5)[FElix du hast was gesagt? ]
008   AK:         [mier lueged alli DICH a-  ]
009   FB:   hehehehehe-
010         (1.5) h° nei,
011         FElix hed nüd gseid-
012   MSt:  [(xxx xxx) ]
013   FB:   [((räuspert sich, 0.5)) ]aber aber ja (.) KLAR-
014         Aso-
015         (-) weil WIR haben n_guten [italiener     ][(--)    ]im
            DORF,
016   BN:                              [(das ist der) ][bei UNS?]
```

Es handelt sich bei diesen Gesprächssequenzen, die meist durch Wortmeldungen von AK ausgelöst werden, nicht direkt um eine Form der *subordinated communication,* da die *dominating communication* (vgl. Goffman 1979: 9) dafür jeweils unterbrochen wird. Trotzdem lässt sich eine gewisse Einschränkung des Adressat:innenkreises innerhalb der betreffenden Gesprächssequenzen feststellen, da vor allem die Personen vor Ort angesprochen und beteiligt sind. Dies zeigt sich auch in ihrer Bemerkung in Z. 008, dass alle den Teilnehmer FB anschauen würden, was sich aus technischen Gründen ausschliesslich auf die vor Ort Anwesenden beziehen kann.

Zusammenfassung Meetingtyp e)

Anders als bei den anderen Meetings besteht in Meetingtyp e) eine Vorgabe bzw. Vereinbarung bezüglich der Sprechvarietät; alle Teilnehmenden sollten Standarddeutsch sprechen. Die Interpretation der Varietätenwahl der einzelnen Sprecher:innen ist dadurch anders zu bewerten. Daher zeigt die Teilnehmerin AK durch die regelmässige Dialektverwendung in diesem Kontext eine Abweichung von einer bestehenden Norm, die zum Teil auch andere Teammitglieder beeinflusst und dazu veranlasst, ebenfalls auf Schweizerdeutsch zu sprechen. Weiter trägt die spezielle Meetingorganisation im hybriden Setting dazu bei, dass in diesen Teammeetings regelmässig Formen von sogenanntem *byplay, crossplay* sowie *sideplay* (vgl. Goffman 1979: 9) zu beobachten sind, die oft mit einem temporären Wechsel der Meetingsprache einhergehen. Dabei handelt es sich vor allem um Bemerkungen, die die Personen vor Ort untereinander austauschen, und die nicht für alle Meetingteilnehmer:innen hörbar sind (und vermutlich auch nicht sein sollen).

Durch seine Funktion als Team- sowie Meetingleiter ist die Varietätenwahl der Gewährsperson BN von besonderem Interesse. Er zeigt sich – quasi als Gegenpol zur Teilnehmerin AK – oft für die Rückkehr zum Standard nach einer Sequenz im Dialekt verantwortlich. Dies dürfte auch mit seiner Leitungsfunktion zusammenhängen, da die Meetingleitung gewissermassen für die Einhaltung der Regeln verantwortlich ist. Trotzdem verwendet auch BN regelmässig Schweizerdeutsch, hauptsächlich für empraktische Rede, Kommentare zu Nebenthemen sowie Äusserungen, die an einen eingeschränkten Adressatenkreis (vor Ort) gerichtet sind. Ein Wechsel zurück zum Standard markiert denn auch häufig die thematische Rückkehr zum eigentlichen Programmpunkt und damit gleichzeitig die Adressierung aller am Meeting Beteiligten – auch jener im Onlinemeeting.

12.2 Interindividuelle Faktoren der Varietätenwahl in den Onlinemeetings

Im Gesprächsdatenkorpus der vorliegenden Untersuchung sind zahlreiche Belege von Varietätenwechseln sowie insertionalem CS zu finden. Wie Petkova (2016b: 137) bezüglich ihres Korpus feststellt, sind auch in der vorliegenden Untersuchung die Beispiele nicht rein teilnehmerbezogen – mit Bezug zur Präferenz oder Kompetenz der Gesprächspartner:innen – zu interpretieren. Neben der merklichen Tendenz zur Befriedigung der *preference for same language talk* bei den Sprecher:innen scheinen auch diskursbezogene Faktoren die Varietätenwahl entscheidend zu beeinflussen. Viele der Code-Wechsel im vorliegenden Gesprächsdatenkorpus weisen eine multiple Funktionalität auf; und oft ist es schwierig, zu beurteilen, ob es sich bei einem Varietätenwechsel um eine Akkommodation an die Rede der zuvor sprechenden Person handelt oder ob die diskursinduzierte Funktion – etwa bei einem neuen Programmpunkt oder einer gesprächsabschliessenden Sequenz – ausschlaggebend für die Varietätenwahl ist. In den meisten Fällen muss von einer multifaktoriell gesteuerten Varietätenverwendung ausgegangen werden. So zeigt sich auch eine grosse Heterogenität im individuellen Verhalten, das einerseits vom Individuum sowie dem direktem Gegenüber abzuhängen scheint, jedoch auch von der (Gesamt-)Konstellation in der Redesequenz, der jeweiligen sprachlichen Handlung (vgl. Deppermann 2008: 55), dem Inhalt bzw. Thema des Redebeitrags und den aussersprachlichen (Arbeits-)Handlungen, in die die jeweilige Rede eingebettet ist, und die dadurch gesteuerte Fokussierung der sprechenden Person. Die verschiedenen Faktoren, deren Wirkung auf die Varietätenwahl im Korpus zu beobachten sind, werden mit Verweis auf die entsprechenden Beispiele in den folgenden Kapiteln 12.2.1 bis 12.2.5 zusammenfassend beschrieben.

12.2.1 Adressat:in

Die Akkommodation an das (Standarddeutsch sprechende) Gegenüber ist im vorliegenden Setting wie beschrieben eigentlich nicht notwendig (vgl. Kapitel 8.4). Wie die Aussagen der Gewährspersonen zeigen (vgl. Kapitel 13 und 14), ist sie tendenziell auch unerwünscht. Trotzdem kann die Ausrichtung an der andressierten Person, dem *adressee* (vgl. Bell 1984), die sich über einen Wechsel der Varietät äussert, im Gesprächsdatenkorpus bei den meisten Sprecher:innen regelmässig beobachtet werden. Einmal wird die Verstehenskompetenz aufseiten der Deutschen thematisiert (vgl. G48/34), ein weiteres Mal scheint diese bzw. der Zweifel daran der Grund für den Varietätenwechsel zu sein (vgl. G19/32). Ansonsten zeigt sich der Einfluss des bzw. der *adressee* vor allem bei der responsiven Akkommodation während des Gesprächs (häufig auf dritter Position), kann jedoch auch initiativ beim Adressatenwechsel erfolgen. Manchmal

wird die Ausrichtung am *adressee* nicht nur durch eine Namensnennung deutlich erkennbar (vgl. G2/9; G13/39; G24/32; G26/32; G57/34; G64/13), zum Teil scheint ebenjene Nennung der Auslöser für den Wechsel der Varietät zu sein – im Sinne einer Aktivierung des mit dem *adressee* verknüpften Skripts, was die Varietätenwahl betrifft.

Betrachtet man die verschiedenen deutschen Meetingteilnehmer:innen und deren ‹Standardaktivierungspotenzial›, können leichte Tendenzen ausgemacht werden. So fällt beispielsweise auf, dass mit der GWP MKo in den aufgezeichneten Meetings selbstverständlich und durchgehend Schweizerdeutsch gesprochen wird, während beispielsweise RE öfter als Auslöser für einen Wechsel in den Standard zu fungieren scheint. Erstaunlich ist hingegen die Tatsache, dass im Beisein eines zugeschalteten deutschen Mitarbeiters an einem Standort in Deutschland nicht mehr Standarddeutsch gesprochen wird als mit den deutschen Kolleg:innen, die in der Schweiz leben – im Gegenteil löst er als Adressat nur vereinzelt Varietätenwechsel aus.

12.2.2 Konstellation

Im Vergleich verschiedener Meetingtypen zeigt sich, dass die Konstellation, in der ein Gespräch stattfindet, die Varietätenwahl stark beeinflussen kann. So zeigen sich einzelne Sprecher:innen in Sequenzen, in denen die Beteiligten mehrheitlich Deutsche sind, akkommodationsfreudiger, als dies in Gesprächen mit grösserer Deutschschweizer Beteiligung der Fall ist. Die Konstellation kann aktiv durch die Ausrichtung der Redeadressierung verändert werden, was oftmals mit einem Code-Wechsel einhergeht. Bei diesem «CS zur Adressatenwahl» (Petkova 2017: 228) wird die Statusänderung der betreffenden Interaktionsteilnehmer:innen von Zuhörer:in zu Adressat:in angezeigt; das *footing* (vgl. Goffman 1979) wird verändert. Im Fall einer festgelegten Meetingsprache (zur Verständnissicherung) wird diese Funktion des Varietätenwechsels besonders deutlich, da mit dem Wechsel in den Dialekt der Kreis der Adressat:innen aktiv verkleinert wird. Beim grössten Teil der im Korpus vertretenen Meetings entfaltet sich diese Wirkung und Funktion der Varietätenwahl subtiler, da alle Teilnehmenden mit beiden Varietäten potenziell zu den Adressat:innen gehören können. In diesem Lichte und vor dem Hintergrund der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention erscheint die initiative Wahl des Standards bei der Meetingeröffnung, wie sie sowohl in Meetingtyp a) als auch b) vorkommt, sonderbar.

Eine Besonderheit stellt in Anbetracht der Deutschschweizer Diglossie die Situation dar, dass in Konstellationen mit nur Deutschschweizer:innen untereinander Standarddeutsch gesprochen wird. Durch die frequenten Wechsel in den Standard einzelner Teilnehmer:innen ergibt sich in den Gesprächen des Korpus jedoch regelmässig die Situation, dass auch Deutschschweizer Kolleg:innen auf Standarddeutsch angesprochen werden (vgl. z. B. G29/39; G52/34). Oft löst sich diese Situation nach wenigen Turns über eine sogenannte *language negotiation sequence* wieder auf; und beide Beteiligten verwenden wieder die unmarkierte Dialektvarietät (vgl. G7/12; G8/21; G17/29; G47/14)

Turninterne Varietätenwechsel und Selbstreparaturen (vgl. G12/21; G57/34) sowie die frequente Verwendung des Dialekts innerhalb eines Settings, in dem eigentlich Standarddeutsch vereinbart wäre (vgl. G67/20; G69/38), zeigen weiter an, inwiefern Sprecher:innen die Standardvarietät im Gespräch mit Deutschschweizer Kolleg:innen als markiert und nicht adäquat zu empfinden scheinen oder sich mit der Sprechvarietät Standarddeutsch allenfalls unwohl fühlen.

Schliesslich sind auch initiative, teilnehmerbezogene Wechsel in den Dialekt, sobald eine Deutschschweizer Person angesprochen wird, als vom Faktor Konstellation beeinflusst zu werten (vgl. G20/32; G23/32).

Damit vergleichbar ist die Situation, wenn die Schweizerdeutsch sprechende Deutsche VB bei der direkten Adressierung eines Landsmannes in den Standard switcht (vgl. G64/13).[208]

12.2.3 Sprachliche Handlung

Vereinzelt finden sich im Gesprächsdatenkorpus Anzeichen dafür, dass für die Deutschschweizer Gewährspersonen eine der beiden zur Wahl stehenden Varietäten jeweils enger mit einer bestimmten sprachlichen Handlung verknüpft ist als die andere. So werden zum Teil diskursinduzierte Code-Wechsel vorgenommen, wenn von einer Frage an eine andere Person zum Kommentieren ebenjener Sequenz übergegangen wird (vgl. G1/9; G42/14). Dabei markiert ein Wechsel in den Standard eine Art der Ankündigung, während der Wechsel (zurück) in den Dialekt den folgenden Inhalt einleitet. Durch die Akkommodation an die deutschen Adressat:innen kann dabei auch das Einfordern des Rederechts unterstützt werden (vgl. G6/12; G56/34; G59/34). Der Varietätenwechsel hat dann die Funktion eines *claiming-of-the-turn-signals* (vgl. Brinker/Sager 2010: 59).

Ein weiterer Zusammenhang zeigt sich in verschiedenen Belegen des Korpus zwischen der Klasse der Gesprächssequenz (vgl. Kapitel 10.2.1) und der Varietätenwahl. So finden sich mehrere Beispiele von Akkommodation bei korrektiven Gesprächssequenzen. Dabei wird inhaltliche Divergenz – ausgedrückt durch eine Fremdreparatur oder einen Widerspruch – verbunden mit sprachlich konvergierendem Verhalten, nämlich der Akkommodation an das Gegenüber in Form eines Code-Wechsels in die mit dem Gegenüber assoziierte Varietät (vgl. G3/12; G8/21; G22/32; G29/39; G44/14; G45/14; G59/34). Da es sich bei korrektiven Gesprächssequenzen um potenziell *face*-bedrohende Akte handelt, kann eine sprachliche Annäherung in Form einer Akkommodation im Sinne einer ausgleichenden Funktion erfolgen.

12.2.4 Thema

Neben der Frage, wer angesprochen wird und welche Handlung mit der Rede ausgeführt wird, kann auch der Inhalt des Gesprochenen einen Einfluss auf die Varietätenwahl haben. In den Meetings des vorliegenden Gesprächsdatenkorpus handelt es sich um Arbeitsbesprechungen zwischen Arbeitskolleg:innen, die alle miteinander bekannt bis vertraut sind. So kommt es erwartungsgemäss des Öfteren zu Bemerkungen mit privatem Charakter, Abschweifungen vom eigentlichen Sachthema oder zu Nebenkommentaren. Letztere sind häufig auch durch die technischen Bedingungen der Onlinemeetings und die dadurch zu bewältigenden Aufgaben bedingt (vgl. G68/38). Oft werden diese thematischen Übergänge oder Umfokussierungen mit einem Code-Wechsel markiert, wobei Schweizerdeutsch entsprechend der diglossischen Verteilung in der Deutschschweiz für die informelleren Gespräche eingesetzt wird und Standarddeutsch für die formelleren, offizielleren Themen bzw. für die Markierung, dass zu ebenjenen zurückgekehrt wird (vgl. G67/20; G69/38). Bei diesem situativen Code-Wechsel (vgl. Blom/Gumperz 1972)

[208] Dies bestätigen auch die Interviewaussagen von VB (vgl. Kapitel 14.2.5).

wird die Änderung des Kontextes von der informellen Plauderei zur offiziellen Besprechung, vom Small Talk zum *topical talk*, angezeigt.

Auch der Übergang zu einem neuen Programmpunkt oder Thema (vgl. G2/9; G17/29; G18/32; G24/32) bzw. die Absicht, einen neuen Programmpunkt einzuleiten (G53/34; G59/34), können durch einen Varietätenwechsel angezeigt werden. Der Hinweis auf feste Bestandteile der Meetings wie den Programmpunkt der Umfrage (vgl. G5/12; G17/29), die Pause (vgl. G58/34) oder die Behandlung der Agenda mithilfe der Applikation ‹Planner› (vgl. G18/32; G20/32) kann dabei als explizite Formulierung die Grenzmarkierung manifestieren (vgl. Deppermann 2008: 76).[209] Die Unterstützung dieser Grenzmarkierung mit einem Code-Wechsel – hauptsächlich vom Dialekt in den Standard – scheint sich anzubieten.

12.2.5 Gleichzeitig ausgeführte Handlung

Ein Faktor, der wesentlich auf das Setting des (Online-)Meetings zurückzuführen ist, ist die gleichzeitig zur Rede ausgeführte Handlung. Was im Präsenzmodus eine projizierte PowerPoint-Präsentation, gedrucktes Material oder ein Flipchart sein kann, wird im Onlinemodus in Form des geteilten Bildschirmes einer teilnehmenden Person umgesetzt. Der gemeinsame Fokus der Teilnehmenden liegt auf den geteilten Inhalten, auf die sich die sprechende Person bezieht. In den Onlineanwendungen ist eine gleichzeitige Bearbeitung der Inhalte möglich, in den vorliegenden Gesprächsdaten handelt es sich jedoch meist um Tabellen oder Listen, welche die Zuhörenden innerhalb des Gespräches nur rezeptiv verarbeiten. In jedem Fall wirkt dieses Setting auf die Gesprächssituation insofern ein, als dass von den Sprecher:innen mit deiktischen Verweisen auf das gleichzeitig Fokussierte referiert wird. Ohne diese wäre die Information nicht nachvollziehbar, da es einen geteilten Wahrnehmungsraum der Gesprächsteilnehmenden für die multimodale Interaktion braucht, wie sie die Interaktion im Onlinemeeting darstellt (vgl. Imo/Lanwer 2019: 251). In jenen Fällen, in denen eine Person während des Sprechens ein Dokument aktiv bearbeitet, handelt es sich um empraktisches Sprechen. Da sich empraktische Kommunikation oft der bewussten Wahrnehmung entzieht (vgl. Gerwinski 2018: 31), scheint sie anfällig für eine Varietätenwahl zu sein, die ausserhalb eigentlich herrschender Konventionen verläuft, wie beispielsweise Mischformen von Schweizer- und Standarddeutsch (vgl. G15/29; G27/39).

Eine Form des Varietätenwechsels, die im Gesprächsdatenkorpus mehrfach vertreten ist, ist sowohl auf den Faktor der empraktischen Rede als auch auf den sozialsymbolischen Wert der Standardsprache als kodifizierte Referenzgrösse für die Schriftlichkeit (vgl. Christen et al. 2010: 95) zurückzuführen: Wenn während der Bearbeitung eines Dokumentes gesprochen wird, erfolgt der Wechsel von teilnehmerbezogener Rede zu Vorgelesenem oder Zitiertem (und umgekehrt) oft schnell und manchmal von aussen nicht wahrnehmbar. Diese Übergänge werden aber häufig von einem Code-Wechsel begleitet (vgl. G28/32; G32/42; G36/42). Die Tatsache, dass in diesen Gesprächssituationen die Varietätenwahl sehr willkürlich bis erratisch wirken kann, ist ein Hinweis darauf, wie komplex sich die Interaktionssituation innerhalb dieser autochthon-

[209] Die Nennung dieser Programmpunkte entspricht gleichzeitig einer performativen sprachlichen Handlung (vgl. Austin 1962), indem der Themenwechsel bzw. die Themeneröffnung damit vollzogen wird.

allochthon gemischten Community of Practice präsentiert und dass die eigene Varietätenverwendung durch bestimmte Kontrollmechanismen gesteuert wird, die von den Sprecher:innen eine gewisse Aufmerksamkeit verlangen. Diese kann in der Kommunikationsform des Onlinemeetings, die an sich bereits eine grosse Aufmerksamkeit von den Teilnehmer:innen erfordert (vgl. Kapitel 4.2), nicht zu jeder Zeit gewährleistet werden, was sich teilweise in der Varietätenverwendung niederschlägt.

12.3 Individuelle Varietätenwahl in den Onlinemeetings

Aufgrund der grossen Heterogenität bezüglich des Datenmaterials pro Gewährsperson einerseits und in Bezug auf die Verteilung der in den vorherigen Kapiteln beschriebenen Varietätenverwendungsmuster innerhalb der untersuchten Community of Practice andererseits wird im Folgenden ein individuenzentrierter Blick auf die beobachtete Varietätenverwendung geworfen. Damit ist auch die Grundlage für eine Kombination von objektiven und subjektiven Sprachdaten mit Fokus auf das Individuum, die einzelne Gewährsperson, gegeben. Die beobachteten Phänomene werden im Folgenden nach Nationalitätengruppen besprochen.

12.3.1 Schweizer Teilnehmer:innen

RH ist die Gewährsperson, von der die meisten Gesprächsdaten vorliegen. Seine Varietätenverwendungsmuster zeichnen sich durch eine höchst ausgeprägte Akkommodationsbereitschaft aus, wie in den Kapiteln 12.1 und 12.2 beschrieben wurde. RHs Idiolekt ist durch die regelmässige Vermischung der beiden Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch geprägt, die in der Deutschschweizer Diglossie als unüblich bis unzulässig bezeichnet werden kann (z. B. die Kombination von standarddeutscher Phrase mit dem dialektalen Nachlaufelement «=weisch», wie in Beispiel G55/34). Insgesamt kann RHs Aussprache des Standarddeutschen jener Variante zugerechnet werden, die Guntern (2023) als «subjektiv-schweizerische Standardsprache» bezeichnet, da diese «die Vorstellung von Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern von schweizerisch gefärbtem Hochdeutsch beinhaltet» (ebd.: 8). So weist die Aussprache von RH sogar Merkmale wie die Palatalisierungen von s in ‹ist› oder ‹kannst› (z. B. in G1/9 oder G30/39) auf, die gemäss Christen (2001: 152) «heute eher ‹nicht mehr› toleriert sind» und als belustigende Parodie und als überzeichnet empfunden würden (vgl. Guntern 2023: 114). RH weist in seiner Aussprache jedoch auch Varianz auf und vereinzelt scheint die schweizerische Aussprachеweise auch im Dienste einer Stilisierung zu stehen, wie die Beispiele G30/39 und G31/39 zeigen. Gewisse Beispiele von *mixed code* und turninternen Varietätenwechseln bei RH können auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass er empraktisch spricht und Elemente aus der Schriftlichkeit in seine Rede aufnimmt, wie die Beispiele G15/29, G24/32 G28/32, G27/39, G32/42 oder G36/42 illustrieren. Die stark schweizerische Prägung der standarddeutschen Sprechvarietät von RH geht überdies nicht mit einer Zurückhaltung dem Standard gegenüber einher, da er wie bereits erwähnt sehr oft Standarddeutsch spricht und schnell in den Standard wechselt, sobald Standardsprecher:innen am Gespräch beteiligt sind. Eine Selbstreparatur (vgl. Beispiel G61/34) vom Dialekt in den Standard im Gespräch mit einem deutschen Kollegen ist neben den zahlreichen Belegen für RHs Akkommodationstendenz ein weiterer Indikator für seine ausgeprägte *preference for same language talk*. Dabei ist die Bezugsgrösse oft die Varietät des:der Vorredner:in und nicht jene der adressierten Person (vgl. z. B. Beispiel G43/14, G44/14 oder G49/34). Dieser Umgang mit den Varietäten wird in den Selbstauskünften bzw. -

beschreibungen, die RH im Interview äussert, bestätigt (vgl. Kapitel 14.1.1). Mit seiner Varietätenverwendung ist RH innerhalb der Meetings auch des Öfteren der Auslöser eines temporären Wechsels der Meetingsprache.

Wählt man das Kriterium der Akkommodation an die deutschen Kolleg:innen als Kategorisierungsmerkmal, so ist auch die GWP BN bis zu einem gewissen Grad der Gruppe der ‹Akkommodierfreudigen› zuzuordnen. BN verwendet auch mit Deutschschweizer Kolleg:innen zum Teil den Standard (vgl. Beispiel G47/14, G51/34); als Teamleiter übernimmt er zwar die Verantwortung dafür, dass die innerhalb seines Teams vereinbarte Meetingsprache Standarddeutsch verwendet wird, akkommodiert jedoch auch regelmässig an Mitarbeiter:innen, die trotzdem Schweizerdeutsch sprechen (vgl. Meeting 20 und 38).

Im Vergleich zu RH und BN zeichnen sich die drei GWP RB, TA und MR wiederholt durch ihre Nichtakkommodation an die Standarddeutsch sprechenden Kolleg:innen aus. Während die Varietätenwahl bei RB und TA mit der sprachlichen Handlung, die in der betreffenden Rede ausgeführt wird (vgl. G1/9; G29/39), sowie der Konstellation des Gesprächs zusammenzuhängen scheint (vgl. G45/14; G56/34; G57/34; G58/34), ist bei MR überhaupt kein Beleg von Standardverwendung vorhanden – er spricht ausschliesslich Schweizerdeutsch, unabhängig von der Konstellation und der Varietätenwahl seiner Kolleg:innen (vgl. G41/14; G43/14; G53/34). MRs Aussage in Beispiel G64/13 thematisiert diese Tatsache explizit. Insofern kann MR als Extremfall innerhalb des Subsamples bezeichnet werden. RBs und TAs Präferenz für den Dialekt zeigt sich hingegen vor allem im Vergleich mit Kolleg:innen, die eine grössere Akkommodationsbereitschaft aufweisen (vgl. z. B. G7/12 bzw. G38/14); im Fall von RB führt dies innerhalb des Meetingtyps a) wiederholt zu *language negotiation sequences* zwischen ihm und dem Kollegen RH (vgl. G7/12; G8/21; G17/29). Ebenso zeigen Selbstreparaturen vom Standard in den Dialekt bei eigener Akkommodation an das Standarddeutsch sprechende Gegenüber bei sowohl RB als auch TA (vgl. z. B. G16/29 und G21/32 bzw. G39/14 und G54/34), dass die Standardvarietät von den beiden Sprechern als markiert wahrgenommen bzw. Schweizerdeutsch präferiert wird. Die kategorische Wahl nur einer der verfügbaren Varietäten kann gemäss Petkova (2017: 220f.) die Gruppenidentität definieren, wodurch die Interaktion einen eindeutigen Rahmen erhalte. Umgekehrt könne durch den Wechsel der Varietät gezielt Ambiguität hergestellt werden, um nicht vorhandene Gemeinsamkeiten zu überspielen und eine neutrale Basis für die Interaktion zu schaffen. Diese soziale Bedeutung bei der Betrachtung der Varietätenverwendungsmuster bzw. des Varietätenwechselverhaltens der GWP hat sicherlich eine gewisse Relevanz. Innerhalb des herausfordernden Interaktionssettings der Onlinemeetings läuft die Varietätenwahl bei den Sprecher:innen jedoch nicht immer bewusst ab und ist multifaktoriell bestimmt, wie in den Gesprächsdaten deutlich wird.

Von fünf Schweizer GWP schliesslich liegen nur sehr wenige Gesprächsdaten vor, sodass ihre Varietätenverwendung lediglich punktuell oder gar nicht anhand objektiver Sprachdaten beurteilt werden kann. Die Belege von TZM zeigen sowohl initiative Standardverwendung (vgl. G38/14) und Akkommodation (vgl. G46/14) als auch divergierende Varietätenwahl (vgl. G53/34). Von den GWP DF, SJ, MK sowie RS sind entweder sehr wenige Sprachdaten vorhanden oder diese stammen hauptsächlich aus Meetings ohne Varietätenwechsel, in denen die drei Personen ihre Beiträge jeweils in der (temporären) Meetingsprache formulieren (mit

einer Ausnahme ist das immer Schweizerdeutsch), was keine Rückschlüsse auf ihre individuelle Varietätenverwendung zulässt, ausser, dass sie keine von den anderen Schweizer Meetingteilnehmenden abweichende Varietätenwahl an den Tag legen.

12.3.2 Deutsche Teilnehmer:innen

Die Varietätenverwendung der deutschen Gewährspersonen lässt sich mit Werlen (1998a: 195f.) vier Typen zuordnen: Beibehalten der Herkunftsvarietät, Entwicklung einer Demonstrationsmischung, einer echten Mischung oder einer Verschmelzung der Varietäten. VB weist als einzige deutsche GWP eine Varietät auf, die offensichtlich auf den Zuzug in die Schweiz und eine Adaption des Schweizerdeutschen zurückzuführen ist.[210] Somit kann in Werlens Typisierung von einer ‹echten Mischung› gesprochen werden, da die Varietät die Herkunfts- und die Umgebungsvarietät integriert, und Elemente der Herkunftsvarietät durch Elemente der Umgebungsvarietät, also des Schweizerdeutschen, ersetzt werden. Die Tatsache, dass VB diese Variante des Schweizerdeutschen nur für die Kommunikation mit Schweizer:innen verwendet und im Gespräch mit Deutschen – dies wird in Beispiel G64/13 ersichtlich und deckt sich mit ihren Selbstauskünften bzw. -beschreibungen im Interview (vgl. Kapitel 13 sowie 14) – oft ins Bundesdeutsche wechselt, unterscheidet ihre Varietätenverwendung vom Typ ‹Verschmelzung›, bei dem ohne längeren Aufenthalt in der Herkunftsregion nicht mehr auf die Herkunftsvarietät zugegriffen werden kann (Werlen 1998a: 196).

Die anderen sechs deutschen GWP haben ihre Herkunftsvarietät nach dem Zuzug beibehalten, sprechen also eine sogenannte ‹Adaptionsvarietät›, bei der sich gemäss Werlen (1998a: 195) durch den Zuzug keine neue Varietät entwickelt; Veränderungen der idiosynkratischen Sprachkompetenzen träten nur in jenem Masse auf, wie dies auch ohne Migration der Fall wäre. Dabei würden zwar neue Wörter für neue Situationen bzw. neue Angesprochene eingeführt, dieser Einfluss bleibe aber folgenlos für den vorhandenen Wortschatz. Zum Teil zeigen die deutschen GWP jedoch auch Anflüge einer sogenannten ‹Demonstrationsmischung› (vgl. ebd.: 195), wie die Beispiele G4/12 , G5/12 sowie G34/42 bei AS und SW zeigen. Eine Anwendung von sogenannten Routineformeln ist auch Koller (1992: 302) zufolge verbreitet; so kann an sprachlich realisierten Ritualen teilgenommen und dadurch Wille und Bereitschaft signalisiert werden, sich den soziokulturellen Gewohnheiten der Deutschschweiz anzupassen – auch wenn man sich ansonsten sprachlich nicht anpasst. Zur Beurteilung solcher Demonstrationsmischungen seitens der Deutschschweizer:innen vgl. Kapitel 13.3, zu den Selbstauskünften und -beschreibungen der deutschen GWP bezüglich ihrer eigenen Varietätenverwendung vgl. Kapitel 13.3 sowie 14. Da eine genauere Analyse der bundesdeutschen Varietäten der GWP nicht Teil dieser Untersuchung ist, wird nur diese grobe Typisierung der Sprechervarietäten, basierend auf ihrer auf der Oberfläche wahrnehmbaren Adaption des Schweizerdeutschen, vorgenommen.

Für die vorliegende Untersuchung von zentralerem Interesse ist jedoch die Frage, welche Varietätenverwendung die einzelnen deutschen GWP bei ihren Deutschschweizer Kolleg:innen auslösen; da dies Aufschluss darüber gibt, wie die jeweiligen Personen von den autochthonen Kolleg:innen sprachlich wahrgenommen und eingeschätzt werden. Die Gesprächsdaten zeigen bei

[210] Dies deckt sich auch mit der Selbsteinschätzung der GWP (vgl. Kapitel 8.5 sowie 13).

fast allen sieben deutschen GWP eine variable Varietätenverwendung seitens ihrer Deutschschweizer Kolleg:innen. Ausser mit MKo, mit dem die Deutschschweizer:innen ausschliesslich den Dialekt verwenden (vgl. Meeting 3),[211] wird mit allen deutschen GWP sowohl Standarddeutsch als auch Dialekt gesprochen. Einzelne Interaktionen zeigen jedoch gewisse Tendenzen auf. So wird der Teilnehmer RE gefragt, ob er mit Schweizerdeutsch als Sprechvarietät einverstanden sei (vgl. G48/34), was durch die Tatsache erklärt werden kann, dass RE die kürzeste Aufenthaltsdauer in der Schweiz aufweist.[212] Die meisten Varietätenwechsel erfolgen reaktiv, es sind aber auch initiative, teilnehmerbezogene Code-Wechsel in den Standard bei der Adressierung der deutschen GWP belegt, z. B. für AS (vgl. G2/9) sowie SW (vgl. G13/29). Bei Letzterem erfolgt in einem Fall (vgl. G19/32) auch ein Wechsel in den Standard aufgrund vermuteter Verständnisprobleme (zur erhobenen und selbsteingeschätzten Dialektkompetenz von SW und den anderen deutschen GWP vgl. Kapitel 13.3 und 14.2).

12.4 Zusammenschau Gesprächsdaten

Bei der Analyse des Gesprächsdatenkorpus nach der für die Untersuchung relevanten Fragestellung, wie Deutschschweizer:innen und Deutsche innerhalb einer bestimmten Community of Practice im betrieblichen Alltag die Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch einsetzen, haben sich die beiden Analyseebenen der doppelten Fokussierung als ergiebig erwiesen: Einerseits zeigen sich in den Daten sich wiederholende Varietätenverwendungsmuster und damit interindividuelle Faktoren (vgl. Kapitel 12.2), die die Wahl der Varietät der Gesprächsteilnehmenden beeinflussen; andererseits fallen individuelle Varietätenverwendungsmuster der Sprecher:innen ins Auge, die wiederum eingebettet in konkrete Meetingkonstellationen ihre Wirkkraft unterschiedlich entfalten. Die Varietätenverwendungsmuster weisen einerseits eine gewisse Stabilität auf, was eine Tendenz zum Wechseln der Varietät oder zur Akkommodation an die Gesprächspartner:innen generell betrifft. Andererseits ist gleichzeitig Variation erkennbar. In diesem Zusammenhang ist die Betrachtung der Varietätenwahl als Mittel der Positionierung interessant. Durch die Akkommodation an Gesprächspartner:innen – einem *act of identity* (vgl. Le Page/Tabouret-Keller 1985) – werden Gemeinsamkeiten betont, womit Identität geschaffen wird, «im Sinn von ‹identisch sein› mit etwas, mit anderen oder einer Gruppe» (Wiesner 2014: 95). Darin findet sich ein weiterer Erklärungsansatz für die sonderbar anmutende Situation, dass die Standardvarietät in den untersuchten Meetings regelmässig zur Anwendung kommt, obwohl sie für die Verständigungssicherung eigentlich keine tragende Rolle spielt, da die der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention zufolge übliche Sprechvarietät Dialekt von allen Beteiligten verstanden wird.

Für eine weitere Untersuchung solcher Positionierungen und der Rolle, die die Varietätenwahl diesbezüglich spielt, werden die subjektiven Sprachdaten relevant, die in den folgenden beiden Kapiteln besprochen werden.

---

[211] Belegt in insgesamt drei Meetings.

[212] Zur Notwendigkeit bzw. Paradoxie der dokumentierten Frage vgl. Beschreibung beim Beispiel G48/34.

13. Ergebnisse aus der Inhaltsanalyse

In diesem Kapitel werden die Aussagen der Gewährspersonen in den Interviews besprochen. Dies erfolgt geordnet nach den folgenden Themenbereichen: *Varietätenverwendung und -wechsel, Deutsche und Schweizerdeutsch, Schweizer:innen und Standarddeutsch, Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch* und *der deutschen bzw. der Schweizer Mentalität.*

13.1 Varietätenverwendung

Innerhalb des untersuchten Unternehmens bestehen gemäss den Angaben aller befragten Gewährspersonen keine Vorgaben, was die Sprachverwendung im Deutschen betrifft.[213] Die GWP entscheiden in ihrem Berufsalltag also selbst, wann und wie sie die Standardvarietät bzw. den Dialekt verwenden.

1a) Wann und zu welchen Gelegenheiten verwenden die Schweizerdeutschsprecher:innen im Berufsalltag Schweizerdeutsch?

Verwendung von Schweizerdeutsch im betrieblichen Alltag			
Kontexteinheit[214]: Frage nach Verwendung der Varietät			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=1)**	
situationsinduziert	**6**	adressateninduziert	**1**
- beim Feierabendbier	**2**	- mit Schweizer Kolleg:innen	**1**
- im Team/in Meetings	**3**		
- «normales» Gespräch mit Kolleg:in	**1**		
adressateninduziert	**6**		
- ausschliesslich CH-Beteiligung	**2**		
- abhängig von Aufenthaltsdauer	**2**		
- Mehrheit Schweizer:innen	**1**		
Präferenz	**3**		

Tabelle 8 Verwendung von Schweizerdeutsch

Eine aktive Verwendung des Dialekts im Gesprächsdatenkorpus ist ausschliesslich von den zehn Schweizer GWP sowie einer deutschen GWP belegt, diese Verteilung deckt sich mit den Antworten auf die Einstiegsfrage des Interviews (*Welche Sprachen und Dialekte verwenden Sie am Arbeitsplatz?).* Folglich beschränken sich die Angaben zur Verwendung des Schweizerdeutschen auf diese elf GWP, im Folgenden unter der Bezeichnung ‹Schweizerdeutschsprecher:innen›

[213] Im Gegensatz zur Verwendung der Konzernsprache Englisch, auf die in Kapitel 16 noch eingegangen wird.

[214] Unter Kontexteinheit wird mit Mayring (2022) der Umfang der Daten bezeichnet, der bei der Codierung eines Segments herangezogen wird. Bei der Frage nach der Verwendung der Varietäten wird dabei auf die Aussagen eingegangen, die die GWP auf die Einstiegsfrage äusserten, um Rückschlüsse auf vorranginge Assoziation zu den Varietäten ziehen zu können, während bei anderen Themen alle im Interview dazu geäusserten Aussagen gleichermassen von Interesse sind.

gefasst.[215] Schweizerdeutsch ist für die Deutschschweizer:innen situationsinduziert die Varietät in informellen Gesprächen. Dreimal wird die Verwendung von der Gruppenkonstellation abhängig gemacht, sodass Schweizerdeutsch zum Einsatz kommt, wenn ausschliesslich bzw. eine Mehrheit von Schweizer:innen am Gespräch beteiligt seien. Dreimal wird bei der Frage nach der Verwendung die Präferenz für die Dialektvarietät kundgetan, im Gespräch mit anderen Deutschschweizer:innen sowie mit Personen, die lange genug in der Schweiz leben und den Dialekt verstehen würden, wofür die Aufenthaltsdauer als massgebend angesehen wird. Während ein Teil der Schweizer GWP Allochthone abhängig von der Aufenthaltsdauer also als Teil der sprachlichen In-Group betrachten, innerhalb derer der *we-code,* der Dialekt, zur Anwendung kommen kann (und soll), nennen andere die Abwesenheit von Deutschen – ungeachtet deren Verstehenskompetenz – als Bedingung für die Schweizerdeutschverwendung.

Analog zur Frage nach der Verwendung von Schweizerdeutsch wurden die Schweizerdeutschsprecher:innen auch nach der Verwendung der Standardvarietät im Berufsalltag befragt.

1b) Wann und zu welchen Gelegenheiten verwenden die Schweizerdeutschsprecher:innen im Berufsalltag Standarddeutsch?

Verwendung von Standarddeutsch im betrieblichen Alltag			
Kontexteinheit: Frage nach Verwendung der Varietät			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=1):**	
adressateninduziert	**10**	adressateninduziert	**1**
- Verständnissicherung	**2**	- mit deutschen Kolleg:innen	**1**
- Höflichkeit/Respekt	**2**		
Training	**1**		
situationsinduziert (Meeting)	**1**		

Tabelle 9 Verwendung von Standarddeutsch

Die Standardvarietät wird hauptsächlich adressateninduziert verwendet. Dabei ist diese teilnehmerbezogene Verwendung von Standarddeutsch nicht immer abhängig von einer vom Gegenüber signalisierten Verständnisschwierigkeit, sondern kann auch a priori bestimmt werden, wenn bei der Adressatengruppe oder bei einzelnen Adressat:innen aufgrund der wahrgenommenen sprachlichen Varietät Probleme mit dem Verständnis des Schweizerdeutschen vermutet werden. Neben der Verständnissicherung gaben zwei GWP als Grund für die Standardverwendung an, es sei ein Ausdruck von Höflichkeit oder Respekt den Gesprächspartner:innen gegenüber, sowie eine die Gelegenheit, die eigene Standardkompetenz zu trainieren.

13.2 Varietätenwechsel

Zu verschiedenen Zeitpunkten des Interviews äusserten sich die GWP zu Code-Wechsel-Phänomenen zwischen Schweizer- und Standarddeutsch, wie sie in Kapitel 12 besprochen wurden.

[215] Während einige der befragten Deutschen bei der Untersuchung von Koller angaben, dass es für sie am Arbeitsplatz unumgänglich sei, schweizerdeutsch zu sprechen (vgl. Koller 1992: 206), gilt diese Voraussetzung für die Befragten der vorliegenden Untersuchung nicht.

2) Wie äussern sich die Gewährspersonen zu Code-Wechseln zwischen den Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch?

Varietätenwechsel im Gespräch zwischen Schweizer:innen und Deutschen			
Kontexteinheit: ganzes Interview			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
Vorkommen bestätigt	**10**	Vorkommen	**7**
Verständnissicherung	**7**	Verständnissicherung	**4**
Training	**2**		
Entgegenkommen	**1**	situationsinduziert	**3**
unbewusst/automatisch	**9**	unbewusst/automatisch	**6**
negative Bewertung (mühsam)	**3**	negative Bewertung	**3**
- Wechsel unnötig	**2**	- unnötig	**2**
positive Bewertung[216]	**3**	positive Bewertung[217]	**1**
Verbleiben im Dialekt = Kompetenz	**2**	Verbleiben im Dialekt = Kompetenz	**1**

Tabelle 10 Varietätenwechsel

Alle 17 Gewährspersonen bestätigen, dass Deutschschweizer Sprecher:innen im Gespräch von der einen Varietät in die andere wechseln. Als Grund dafür wird einerseits die Verständnissicherung angegeben, andererseits würden diese Wechsel oft auch unbewusst vorgenommen. Mehrere Personen äussern sich wertend bezüglich dieser Varietätenwechsel, sowohl positiv als auch negativ – wobei die negativen Bewertungen auf deutscher Seite überwiegen. Bei zwei GWP ist der Grund für die negative Bewertung, dass die Wechsel unnötigerweise erfolgen würden. Die deutsche GWP VB, die selbst Schweizerdeutsch spricht, verbindet mit dem Wechsel in den Standard seitens der Schweizer:innen jedoch auch das Gefühl der Ausgrenzung:

Beispiel I1/VB: Klassifizierung (VB_DE 05:05–05:24)

```
001   VB:    (--) hm:: NÖD so schön-
002          (--) weil ich han s GFÜÜ:L-
003          (--) ää:m (wi) SÖL ich säge,
004          das das isch WIE e klassifizierig-
005          (--) vo:n aa: nei DU bisch ja dütschi,
006          mit dier muess ich ANdersch rede;
007          als würd als würdids dich inen ANderi schublade stecke-
```

Gewissermassen als Folge der negativen Bewertung des Varietätenwechsels beschreiben drei GWP explizit[218] die Fähigkeit von Schweizer:innen, im Gespräch mit Allochthonen diesen Wechsel nicht zu vollziehen und im Dialekt zu verbleiben als Form der Kompetenz – wie die GWP AS:

Beispiel I2/AS: Faszinierend (AS_DE 07:47–08:03)

```
001   AS:    (1.0) zum beispiel XXX (.) mein chef-
002          DER kann das wirklich-
003          es ist es passiert ihm h° MANCHmal,
```

[216] Zeichen des Respekts, der Rücksicht.
[217] Nur in der ersten Phase nach dem Zuzug.
[218] Auf implizite Äusserungen in den Interviews wird in Kapitel 14 genauer eingegangen.

```
004         dass er dann noch ins HOCHdeutsche fällt,
005         aber SONST wenn er mit mir redet-
006         (-) redet er wirklich (.) wirklich (richt/echt)
            schwizerdütsch-=
007         =und da: (also) das find ich fasziNIErend,
008         dass er das HINkriegt-=
009         =weil das: die MEISten kriegen das nicht hin;
```

Den Gewährspersonen scheint das Phänomen der *preference for same language talk* sehr bewusst zu sein; im Fall des Standarddeutschen wird dieses jedoch zum Teil kritisch beurteilt.

13.3 Deutsche und Schweizerdeutsch

> Generell haben Immigrierte, intra- oder interkulturell Kontaktierende, zwei Möglichkeiten, auf die neue Sprachumgebung zu reagieren: Entweder sie entwickeln für sie neue Redeweisen (Varietäten oder Varianten) oder sie lassen alles beim alten [sic!] und verwenden eine mitgebrachte, eine importierte Varietät. Beide Prozesse können reflektiert oder unreflektiert ablaufen. (Werlen 1998a: 194)

Die Entwicklung einer neuen Redeweise lässt sich ausschliesslich bei der GWP VB nachweisen, während rezeptive Kompetenzen bei allen deutschen GWP vorhanden sind. Dies wird auch durch die Äusserungen der deutschen GWP zur eigenen Schweizerdeutschkompetenz bestätigt. Analog zur Selbsteinschätzung der deutschen GWP wurden auch die Schweizer GWP nach einer Einschätzung der Dialektkompetenz ihrer deutschen Kolleg:innen gefragt.

3a) Wie äussern sich die Gewährspersonen zu den Schweizerdeutschkompetenzen der deutschen Mitarbeiter:innen?

Schweizerdeutschkompetenz der Deutschen			
Kontexteinheit: Frage nach Kompetenzeinschätzung (Fremd- bzw. Selbsteinschätzung)[219]			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
		Eigene Schweizerdeutschkompetenz(en):	
vorhanden/gut/sehr gut	**7**	rezeptiv	**7**
mit Einschränkung	**3**	produktiv	**1**
		vereinzelt/situativ (privat)	**3**

Tabelle 11 Schweizerdeutschkompetenz aus Sicht der Schweizer:innen

Die Schweizer:innen finden mehrheitlich, dass die Deutschen in der Firma Schweizerdeutsch (gut) verstehen, auch wenn es Unterschiede in der Lerndauer gebe. Drei GWP sehen (teils unbewusste) Verständnisschwierigkeiten bei den Deutschen bzw. eine GWP sieht nur bei einem Teil der Deutschen ausgebildete Dialektkompetenz.[220] Die deutschen GWP geben alle an, selbst

[219] Bei den deutschen GWP wurde diese Frage oft bereits bei der Einstiegssequenz zu den verwendeten Sprachen und Varietäten initiativ beantwortet, wenn sie angaben, kein Schweizerdeutsch zu sprechen bzw. die Varietät nicht zu beherrschen.

[220] Die Deutschschweizer:innen wurden allgemein zu den Schweizerdeutschkompetenzen der deutschen Mitarbeitenden befragt, sodass sowohl Präzisierungen (›gut‹, ›sehr gut‹) als auch Ausführungen zur durchschnittlichen Dauer, bis Verständnis vorhanden ist, oder der Abhängigkeit von der konkreten Herkunftsregion vorgenommen wurden. Für die vorliegenden Zwecke ist hauptsächlich die binäre Unterscheidung von ›gut‹ und ›eingeschränkt‹ von Interesse, da die Frage in Zusammenhang mit der verwendeten Varietät im Gespräch mit den Deutschen betrachtet wird.

über rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen zu verfügen, über produktive hingegen nur eine GWP. Zwei deutsche GWP erwähnen punktuelle Verwendungskontexte in der Familie, also ausserhalb des hier fokussierten Lebensbereiches.

Die Selbsteinschätzungen der deutschen GWP können mit den Ergebnissen aus dem Dialekttest innerhalb der Befragung verglichen werden.

3b) Ergebnisse aus dem Dialekttest

Die Ergebnisse aus dem Dialekttest (vgl. Kapitel 9.5) belegen bei allen sechs GWP das Vorhandensein grundlegender rezeptiver Dialektkompetenzen, wobei Heterogenität in der Tiefe des Verständnisses besteht, wie in Tab. 13 ersichtlich wird.

Dialekttest	
Kontexteinheit: Dialekttest	
erreichte Punkte (von max. 20)[221]	**Anzahl GWP**
15	**2**
16	**1**
19	**1**
20	**2**

Tabelle 12 Dialekttest

Zwei GWP übersetzten alle zehn Testsätze lückenlos und korrekt sowie eine Person mit einem Fehler. Bei diesen drei GWP kann – wie bei VB, die selbst produktive Dialektkompetenzen zeigt – von stark ausgebildeten Schweizerdeutschkenntnissen gesprochen werden. Drei GWP produzierten beim Dialekttest vier respektive fünf Falschübersetzungen, zu denen auch die Fälle zählen, bei denen angegeben wurde, dass der Satz oder ein Satzteil nicht verstanden wurde und daher nicht übersetzt werden könne. Bei diesen Personen können ausgebildete rezeptive Kompetenzen mit deutlichen Verständnislücken konstatiert werden. Dabei lassen sich die Testresultate nicht – wie man vermuten könnte – direkt mit der jeweiligen Aufenthaltsdauer der Personen in der Schweiz erklären. Die individuellen Resultate der GWP werden in Kapitel 14 besprochen.

Die Bedeutung des Dialekts für die Integration seitens der GWP wurde explizit durch den folgenden Satzanfang erhoben, den die GWP vervollständigen sollten:

[221] Pro Satz wurden zwei Punkte vergeben; Punktabzug erfolgte entsprechend bei falschen oder nicht vorhandenen Übersetzungen.

3c) Deutsche in der Schweiz sollten Schweizerdeutsch …

Verhaltensideale bzgl. Schweizerdeutsch für Deutsche			
Kontexteinheit: Vervollständigungssatz[222]			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
passive Schweizerdeutschkompetenz/-verwendung[223]			
positiv/notwendig	**7**	positiv/notwendig	**5**
nicht notwendig/erwartet	**2**	keine Aussage	**2**
keine Aussage	**1**		
aktive Schweizerdeutschkompetenz/-verwendung			
negative Bewertung	**7**	negative Bewertung	**4**
Nennung positiver Ausnahme/n	**3**	positive Bewertung	**1**
positive Bewertung	**2**	keine Aussage	**1**
keine Bewertung	**2**	bei Schweizer:innen erkundigen	**1**

Tabelle 13 Verhaltensideale für Deutsche

Rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen werden mehrheitlich als notwendig erachtet bzw. positiv bewertet. Wenn Deutsche einen Schweizer Dialekt auch sprechen, wird dies sowohl von den Schweizer als auch den deutschen GWP hingegen kritischer beurteilt. Eine gewisse Ambivalenz, wie sie von Koller (1992: 281) konstatiert wurde, ist also auch in den Aussagen der vorliegenden Untersuchung zu erkennen, wobei die negative Tendenz der Bewertung doch deutlich ist. Bei der positiven Ausnahme einer Schweizerdeutsch sprechenden Person, die von den Gewährspersonen genannt wird, handelt es sich zum Teil um die GWP VB. Die Erwartung, dass zugezogene Deutsche sich sprachlich anpassen und den ansässigen Dialekt auch aktiv sprechen, äussert nur eine Gewährsperson:

Beispiel I3/MK: Meine Meinung (MK_CH 18:24–18:44)

```
001   MK:    (1.0) ää:m sii sötteds ää: REde,
002          aso DA bin ich jetzt-
003          (-) DÄNN aso han ich wider mini meinig=aso-
004          wänn ich jetzt ines land ZIEN,
005          hh° UMzien un:d dete länger läbe,
006          h° denn WÜRD ich jetz-
007          (1.5) versueche ää so ime im_ää:m-
008          ziitruum vo drü bis föif JOOR würd ich versueche,
009          die: regionali sprach (-) z SPRÄCHE;
```

Eine weitere Gewährsperson drückt ihre Bewunderung für die Leistung aus, die es bedeute, Schweizerdeutsch als deutsche Person zu erlernen. Dies könne jedoch nicht erwartet werden, da es an strukturierten Lernmöglichkeiten mangle:

---

[222] In einzelnen Fällen wurde das Thema bereits zuvor im Interview von den GWP selbst angesprochen, sodass der Vervollständigungssatz eine unnatürlich Redundanz im Interview dargestellt hätte und diesen Personen nicht vorgelegt wurde; die Natürlichkeit des Gesprächs wurde dem starren Einhalten des Interviewleitfadens vorgezogen. Je nach Art der Vervollständigung des Satzes wurden auch Nachfragen zur Konkretisierung gestellt.

[223] Die Auswertung erfolgt zusammengefasst nach den Grobkategorien zur Frage, ob Schweizerdeutsch als Integrationsfaktor von den GWP als notwendig erachtet wird und wenn ja, auch aktiv.

Beispiel I4/TZM: Super Leistung (TZM_CH 18:37–18:51)

```
001   TZM:   (--) da findi AU guet,
002          (natürli) e super LEISCHtig;
003          (1.0) isch natürli beWUNdernswärt=jo-
004          aber s isch nid unbedingt halt GRAD hh° ää jo-
005          es isch NID sälbstverständlich,
006          wil es git jo au nid gschi (.) di'-
007          es git au ke gueti KÜRS,
```

Als Grund für die negative Bewertung wird genannt, dass es ‹nicht authentisch›[224], ‹seltsam›, ‹nicht gut› oder ‹falsch› klinge. Dies zeigt sich in der Wahrnehmung einiger Deutschschweizer:innen vor allem an einzelnen lexikalischen Elementen, die oft auch in Demonstrationsmischungen verwendet werden (vgl. Kapitel 3.5) –, wie die im Beispiel angesprochene Begrüssungsfloskel ‹Grüetzi›:

Beispiel I5/MR: Nicht lustig (MR_CH 10:23–10:30):

```
001   MR:    (1.0) uf der ander siite findis nid luschtig-
002          wänn SII versueched schwiizerdüütsch z rede;
003   Ex:    [aa: jo, ]
004   MR:    [das:    ]DAS findi de wider seer speziell;
005          h° wil das isch denn au wider falsch beTONT,
006          oder irgendwie unpassendi: WÖRter,
007          hh° GRÜTzi und was weiss ich was-
008          das tönt e chli KÜNSCHTlich;
```

In dieser Äusserung kommt eine Empfindung zum Ausdruck, die Werlen (1998a: 45) als «Ärgernis» bezeichnet, das aufgrund vermuteter unlauterer Absicht entstehe, beispielsweise jener, über die Deutschschweizer:innen zu spotten.

Die Urteile der deutschen GWP beruhen zu einem grossen Teil auf der Reaktion von Schweizer:innen auf das deutsche Schweizerdeutschsprechen: Fünf von sieben deutschen Befragten erwähnen negative Reaktionen seitens der Deutschschweizer:innen auf die aktive Verwendung des Dialekts von Deutschen – teils bezogen auf eigene Erfahrungen, teils auf den wahrgenommenen öffentlichen Diskurs.[225] Eine deutsche GWP findet denn auch, dass Deutsche sich bei der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft bezüglich des erwünschten Umgangs mit dem Dialekt informieren sollten. Normative Werturteile über die ‹Güte› der produzierten Dialektvarietät werden auch als Grundlage für die eigene Verhaltensphilosophie genannt – wie von der GWP JP, die nur im familiären Kreis vereinzelt Schweizerdeutsch spricht und ansonsten bei der bundesdeutschen Varietät verbleibt:

Beispiel I6/JP: Drei Jahre schlechtes Schweizerdeutsch (JP_DE 03:34–04:32)

```
001   JP:    weil bei MIR is-=
002          =ich bin ich immer ganz offen und EHRlich-=
003          =ist der hinterGRUND-
004          ich WEISS,
005          wie sich das schweizerdeutsch bei deutschen oft (-) ANhört;
```

[224] Paraphrasierte Attribute und Bezeichnungen, die von einer oder mehreren GWP stammen können, werden normorthografisch und mit einfachen Anführungszeichen wiedergegeben, während direkte Zitate aus einem spezifischen Interviewtranskript einer GWP in der darin verwendeten Schreibweise mit doppelten Anführungszeichen in den Fliesstext integriert werden.

[225] Auch die GWP VB, die selbst Schweizerdeutsch spricht, stellt diesbezüglich keine Ausnahme dar.

```
006         (1.0) mir persönlich gefällt es NICHT;
((…))
015         hh° ähm und ich WEISS dass man halt (.) wirklich-
016         (1.0) durch fast-=
017         =sag ich IMmer-=
018         drei JAHre (-) schlechtes schweizerdeutsch gehen MUSS,
019         (-) als DEUTscher,
020         (1.0) bis es sich (--) aus MEIner sicht (--) akzeptabel
            anhört,
021         OHNE dass man sich-
022         (1.0) per se eben SOfort (-) outet als-
023         ich bin eigentlich DEUTscher,
024         und verSUche jetzt hier einfach mal;
025         (1.0) und das ist auch der EINzige grund-
026         warum ich nicht MEHR schweizerdeutsch spreche-
```

Eine bestimmte Einigkeit in der negativen (ästhetischen) Bewertung des deutschen Schweizerdeutschsprechens in der Untersuchungsgruppe fällt auf. Normative Vorstellungen von ‹gutem› bzw. ‹authentischem› und ‹schlechtem› Dialekt werden in zahlreichen Äusserungen der GWP ausgedrückt. Die zentrale Bedeutung des Authentizitätsaspekts steht vermutlich mit der Tatsache in Verbindung, dass dem Dialekt in der Schweiz der Status des Authentischen, Echten zugesprochen wird, der sich gemäss Ruoss (2019: 158) aus der vermeintlichen Natürlichkeit des Dialekts abgeleitet wird. Dies entspricht einer romantischen Sichtweise auf den Dialekt (vgl. Berthele 2010b). Die Normorientierung zeigt sich in den vorliegenden Daten jedoch sowohl für Schweizer- als auch für Standarddeutsch:

Beispiel I7/TA: Sauberes Schweizerdeutsch (TA_CH 26:46–27:22)

```
001   TA:   (--) ää:m düütschschwiizi (.) de' (-) [DÜÜTschi i de]
            schwiiz-
002   Ex:                                         [hh°          ]
003   TA:   (--) sötted i iirere SPROCH rede;
004   Ex:   (1.5) hm_hm=aso NID schwiizerdüütsch rede?
005   TA:   (1.0) na::i;
006   Ex:   hm_hm
007   TA:   aso nid ZWINGend;
008         [(-) nid zwingend; ]
009   Ex:   [hm_hm             ]
010   TA:   (--) oder i oder eigentlich müessti de satz ANDersch
            formuliere-
011         düütschi ää: düütschi i de swi i de SCHWIIZ-
012         (--) sötted SO rede,
013         wies iine a am AAgnäämschten isch;
014         (1.5) wil ich meine au DEEte-
015         dass SII jetzt (--) es suubers schwiizerdüütsch änebringed,
016         (-) isch geNAUso schwirig,
017         wi mier kes suubers HOCHdüütsch änebringed;
```

Aus TAs Aussage wird ersichtlich, dass er Schweizerdeutsch als eine zu den Deutschschweizer:innen gehörige Varietät betrachtet, die für die aussenstehenden Deutschen schwer zu erlernen ist, sodass die Aussprache normativen Ansprüchen genügt. Das gleiche Topos der ‹sauberen› Sprache (vgl. «suubers schwiizerdüütsch» in Z. 015; «suubers hochdüütsch» in Z. 016) wendet die GWP jedoch auch auf die Standardvarietät an, die wiederum für die Deutschschweizer:innen schwierig zu erlernen sei. Der Themenbereich Schweizer:innen und Standarddeutsch wird im folgenden Abschnitt genauer beleuchtet.

13.4 Schweizer:innen und Standarddeutsch

Das Verhältnis der Deutschschweizer:innen zur Standardvarietät wurde im Interview in verschiedenen Fragen und bezüglich unterschiedlicher Aspekte thematisiert; so wurden die GWP gebeten, die Standardkompetenzen der Deutschschweizer:innen einzuschätzen:

4a) Sprechen Deutschschweizer:innen gut Standarddeutsch?

Qualität des Schweizer Standarddeutsch			
Kontexteinheit: Einschätzungsfrage			
Schweizer:innen (n=9[226]):		**Deutsche (n=7):**	
gut	**1**	gut	**1**
personenabhängig/unterschiedlich	**5**	gut genug/keine Probleme	**2**
klingt lustig	**1**	unterschiedlich	**2**
schlechter als Deutsche	**2**	aufgesetzt/nach der Schrift	**2**

Tabelle 14 Qualität des Schweizer Standarddeutsch

Eine Mehrheit der GWP gibt keine einheitliche Bewertung für die gesamte Gruppe der Deutschschweizer:innen ab, sondern erwähnt eine Abhängigkeit der Kompetenzen von bestimmten Faktoren. So würden sich diese entweder generell je nach Person unterscheiden, jüngere Deutschschweizer:innen würden besser sprechen als ältere oder heute seien die Kompetenzen besser ausgebildet als früher. Lediglich eine Deutschschweizer GWP attestiert der eigenen Gruppe als Ganzes gute produktive Standardkompetenzen, und auch nur eine deutsche GWP gibt die pauschale Fremdbeurteilung ‹gut› ab. Von zwei deutschen GWP wird die positive Bewertung von der Verständlichkeit des Standards bzw. der Abwesenheit von Verständigungsproblemen abgeleitet, was keiner eigentlich normativen Bewertung entspricht. Weitere GWP verorten ihre Antwort nicht direkt auf dem Spektrum von ‹gut› und ‹schlecht›: Eine Schweizer GWP bezeichnet die Standardvariante der eigenen Gruppe als ‹lustig› im Klang, eine deutsche GWP gibt die Fremdbeurteilung ‹aufgesetzt› ab,[227] und die deutsche GWP VB weist auf die wenig umgangssprachliche Form des Schweizerhochdeutschen hin, da gesprochen werde, wie man eigentlich schreibe. Zu dieser Beurteilung kommt die GWP durch den Vergleich mit dem bundesdeutschen Gebrauchsstandard:

Beispiel I8/VB: Geschriebenes Deutsch (VB_DE 13:38–14:04)

```
001   VB:   es isch ebe es GSCHRIIBbne dütsch-=
002         =das isch wirklich der begGRIFF,
003         von wo:: wo seisch SCHRIFTdütsch,
004         h° und DASs wird (-) ää in (.) dütschland NÖD gsproche;
005         (1.5) du GHÖRSCH-=
006         =das TÖNT als würd eine usem buech oder usere ziitig
            vorlese;
```

Insbesondere die Antworten der deutschen GWP müssen im Kontext der Interviewsituation betrachtet und interpretiert werden. Befragt von einer zur In-Group der

[226] Bei einer Person ging die Frage im Interview vergessen.

[227] Die deutsche GWP weist ausdrücklich darauf hin, dass sie damit nicht sagen wolle, dass die Schweizer Standardvarietät schlecht sei.

Deutschschweizer:innen gehörigen Exploratorin erfolgen die Einschätzungen im Sinne einer sozialen Erwünschtheit der Antworten. So ist nicht abschliessend zu eruieren, inwiefern die gänzliche Abwesenheit von explizit schlechten Bewertungen der Schweizer Standardvarietät auch bzw. lediglich Ausdruck einer Hemmung ist, eine negative Bewertung gegenüber einem Mitglied der betreffenden Gruppe auszusprechen. Das Beispiel I8/VB zeigt eine ausnehmend explizite kritische Bewertung des Schweizerhochdeutschen. Viel verbreiteter sind jedoch implizite Bewertungen in den Äusserungen, auf die im Rahmen der gesprächsanalytischen Untersuchung der Interviewdaten genauer eingegangen wird (vgl. Kapitel 14).

Die normative Wertung bei den Schweizer GWP erfolgt in Relation zum bundesdeutschen Standard:

Beispiel I9/RH: Perfektes Hochdeutsch (RH_CH 19:57–14:01)

```
001   RH:   (1.0) es perFEKTS hochdüütsch-
002         (-) so wie DÜÜTsche redid-
```

Beispiel I10/RB: Nicht angenehm (RB_CH 21:01–21:40)

```
001   RB:   hh° es gid i de SCHWIIZ (.) persone,
002         (-) ää (-) di s::ind seer GWANDT,
003         (-) u:nd (.) di sprichid i mines [sic!] (--) AUgen es guets-
004         (--) GUeti schriftsproch-
005         (-) so wi au im süddüütsche RUUM ää schriftsproch gsproche
            wird-
006         (-) me merkt do IMmer en unterschiid zumene berliner oder
            zumene hamburger-
007         (xxx) aber das merkt mer ou INnerdüütsch-
008         hh° und de gids aber OU einige kollege,
009         wos würkli SCHWÄRfallt (-) i de schriftsproch (1.0) z spra-
che;
010         (1.5) aso SCHWÄRfallt-
011         ich glaube NID,
012         dass es iine SCHWÄRfallt,
013         aber es isch für MICH fürs verständnis-
014         hh° (-) isch NID so agnääm;
```

Vor der Kontrastfolie der Einschätzung der Standardkompetenz der Deutschschweizer:innen insgesamt wurden die GWP auch nach einer Beschreibung des eigenen Sprechstandards gefragt.

4b) Wie beschreiben die Gewährspersonen ihre eigene Standardvarietät?

Einschätzung des eigenen Standarddeutsch			
Kontexteinheit: Einschätzungsfrage			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
gut/bekundet keine Mühe	**6**	gutes/klares Standarddeutsch	**4**
bekundet Mühe	**1**	kein gutes/klares Standarddeutsch	**3**
Relation zum Dialekt	**3**		

Tabelle 15 Einschätzung der eigenen Standardkompetenz

Die Beschreibung bzw. Bewertung des eigenen Standards erfolgt bei den Schweizer:innen meist über eine Angabe bezüglich allfälliger Schwierigkeiten bzw. Mühe beim Standarddeutschsprechen, während die deutschen GWP eine normative Bewertung der eigenen Standardvarietät

abgeben. Bei den Deutschschweizer:innen wird die Beschreibung überdies in drei Fällen als Vergleich mit dem Dialekt vorgenommen, dessen Produktion leichter (einmal gleich leicht) falle als jene des Standards.

Explizit werden Schwierigkeiten mit der Standardvarietät von einer Person verbalisiert, die ihre eigene Unsicherheit im Ausdruck auf die Anwesenheit der Deutschen zurückführt:

Beispiel I11/DF: Nuancen (DF_CH 06:47–07:00)

```
001   DF:   (2.0) ich cha mi ää:: NÖD so guet usdrocke im hochdüütsch wi
            im schwiizerdüütsch;
002         (1.5) aso:::-
003         (--) nöd so:: (--) NÜonse und so usebringe-
```

Die deutschen GWP bedienen sich hauptsächlich der Beschreibungsdimensionen ‹klares› oder ‹sauberes› Standarddeutsch vs. ‹nicht sauberes› Standarddeutsch; sie orientieren sich also an einem bestimmten Standarddeutsch-Ideal, an dem die eigene Sprechweise gemessen wird.

Neben dem Aspekt der Standardkompetenz wurde auch die Haltung der Deutschschweizer:innen gegenüber der Standardvarietät thematisiert.

4c) Sprechen Deutschschweizer:innen gerne Standarddeutsch?

Haltung der Deutschschweizer:innen zum Standard			
Kontexteinheit: Einschätzungsfrage			
Schweizer:innen (n=9[228]):		**Deutsche (n=7):**	
sprechen gerne Standard	**1**	unterschiedlich	**1**
personenabhängig, unterschiedlich	**3**	sprechen (eher) ungerne Standard	**4**
sprechen (eher) ungerne Standard	**5**	- Relation zum Dialekt	**3**
- Relation zum Dialekt	**3**	keine Antwort	**2**

Tabelle 16 Haltung der Deutschschweizer:innen zum Standard

Die Deutschschweizer GWP schätzen die Haltung der eigenen In-Group zur Standardvarietät eher kritisch ein. Wie bei der Standardkompetenz wird eine gewisse Personenabhängigkeit bzw. Abhängigkeit vom Alter konstatiert und die Standardvarietät wird auch bei dieser Frage mehrfach im Vergleich zum Dialekt bewertet, der von den Deutschschweizer:innen bevorzugt werde:

Beispiel I12/SJ: Gründe für Hochdeutsch (SJ_CH 12:50–13:00)

```
001   SJ:   hm (-) ich glaub d DÜÜTSCHschwiizer redid gärn (2.5) sch
            schwiizerdüütsch-
002         (-) ussert es het GRÜND defür,
003         dass mer HOCHdüütsch redt-
004         aber süscht redid mer NID freiwillig hochdüütsch-
```

Diesen Vergleich mit dem Schweizerdeutschen stellen auch drei deutsche GWP an, um die Haltung gegenüber der Standardvarietät seitens der Deutschschweizer:innen zu beschreiben; wobei auch eine deutsche GWP darauf hinweist, dass insgesamt eine tendenzielle Vorliebe für den Dialekt vorherrsche, dies jedoch von Person zu Person unterschiedlich sei. Die fehlenden

[228] Einer GWP wurde die Frage versehentlich nicht gestellt.

Antworten bei den deutschen GWP rühren daher, dass zwei GWP angaben, das Gefragte nicht beurteilen zu können.

Im Fokus der Untersuchung steht die Gebrauchsvarietät in Gesprächen von Autochthonen und Allochthonen. So wurden die deutschen GWP nach der Gebrauchsvarietät der Deutschschweizer Kolleg:innen im Gespräch mit ihnen gefragt.

4d) Wie sprechen die Deutschschweizer:innen gemäss den deutschen Gewährspersonen im Gespräch mit ihnen?

Gebrauchsvarietät der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit Deutschen	
Kontexteinheit: Frage nach Gebrauchsvarietät der Deutschschweizer Kolleg:innen	
Deutsche (n=7):	
teils/teils	**5**
grösstenteils Schweizerdeutsch	**2**

Tabelle 17 Gebrauchsvarietät der Deutschschweizer:innen gemäss Deutschen

Gemäss den Angaben der deutschen GWP gibt es keine homogene Varietätenwahl bei den Deutschschweizer:innen im Gespräch mit den deutschen Kolleg:innen. Demzufolge sind alle sieben deutschen GWP in grösserem oder kleinerem Ausmass Auslöser von adressateninduzierter Standardverwendung bei den Deutschschweizer:innen.

Da alle deutschen GWP über rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen verfügen, wurden sie auch nach ihrer Präferenz bezüglich der Varietätenwahl ihrer Deutschschweizer Kolleg:innen gefragt.

4e) Welche Varietät präferieren die deutschen Gewährspersonen seitens der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit ihnen?

Von Deutschen präferierte Varietät der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit ihnen	
Kontexteinheit: ganzes Interview	
Deutsche (n=7):	
Schweizerdeutsch	**4**
keine Präferenz	**2**
keine Aussage[229]	**1**

Tabelle 18 Präferierte Gebrauchsvarietät der Schweizer:innen seitens der Deutschen

Eine knappe Mehrheit der Deutschen bevorzugt es, wenn die Deutschschweizer:innen Schweizerdeutsch sprechen; Standarddeutsch als Sprechvarietät der Deutschschweizer:innen bevorzugt hingegen keine deutsche GWP.

[229] Einer GWP wurde die Frage versehentlich nicht gestellt.

13.5 Varietäten

Um die Bedeutung der an der Diglossie beteiligten Varietäten für die Gewährspersonen beleuchten zu können, wurden im Interview auch konkret auf die jeweiligen Varietäten abzielende Einschätzungs- und Bewertungsfragen gestellt. Als gemeinsamer Ankerpunkt mit dem Ziel, allgemeine Bewertungen und soziale Repräsentationen zu erheben, wurden alle GWP aufgefordert, den folgenden Satzanfang zu vervollständigen:

5a) Schweizerdeutsch ist im Vergleich zu Standarddeutsch …

Aussagen zu Schweizerdeutsch im Vergleich zu Standarddeutsch			
Kontexteinheit: Vervollständigungssatz			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
Referenz auf:			
Status/Verwendungskontext	**3**	Status/Verwendungskontext	**2**
Beschreibung	**2**	Beschreibung	**1**
Bewertung ästhetisch/affektiv	**4**	Bewertung ästhetisch/affektiv	**4**
Bewertung mit Bezug zur Kompetenz	**6**	Bewertung mit Bezug zur Kompetenz	**1**

Tabelle 19 Aussagen zu Schweizerdeutsch

Für die inhaltsanalytische Auswertung wurden die von den Gewährspersonen eingebrachten Satzergänzungen zu vier Kategorien gruppiert (dabei wurden Mehrfachzuweisungen vorgenommen): Zu Verweisen auf den Status oder den Verwendungskontext der Varietät gehört z. B. die Kategorisierung des Schweizerdeutschen als ‹Muttersprache›, was von drei Schweizer:innen genannt wurde, oder als ‹Dialekt›, wie zwei deutsche GWP anführten. Die ästhetischen bzw. affektiven Bewertungen, die geäussert wurden (z. B. ‹angenehmer›, ‹sympathischer›), waren ausschliesslich positiv.[230] Ein Ergänzungsmuster, das hauptsächlich von den Schweizer GWP verwendet wurde, war der Bezug zur eigenen Kompetenz, also beispielsweise der Hinweis, dass Schweizerdeutsch die für einen selbst einfachere Variante darstelle. Mit sechs Ergänzungen – mehr als die Hälfte der Schweizer GWP – scheint es sich bei diesem Bezug zur eigenen Kompetenz um ein in der Schweizer Sprechgemeinschaft relevantes Muster zu handeln, das aus der häufigeren Verwendung des Dialekts innerhalb der Diglossie resultiert (vgl. Kapitel 3.1). Um an den bezüglich der Deutschschweizer Diglossie geführten Diskurs rund um den Status des Dialekts anzuknüpfen, wurden die GWP auch um eine Kategorisierung des Schweizerdeutschen gebeten und gefragt, ob es sich beim Schweizerdeutschen ihrer Meinung nach um eine eigene Sprache handle.

[230] Auch hierbei muss eine gewisse Ausrichtung an der sozialen Erwünschtheit der eigenen Antworten innerhalb der Interviewsituation berücksichtigt werden, insbesondere bei den deutschen GWP.

5b) Ist Schweizerdeutsch eine eigene Sprache?

Eigene Sprache Schweizerdeutsch			
Kontexteinheit: Frage nach Status			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
(tendenziell) ja	**5**	(tendenziell) ja	**2**
unentschieden; ja und nein	**2**	(tendenziell) nein	**4**
(tendenziell) nein	**3**	keine Aussage	**1**

Tabelle 20 Eigene Sprache Schweizerdeutsch

Ähnlich heterogen, wie der Status des Schweizerdeutschen in der Forschung eingeschätzt wird (vgl. Haas 2004, Berthele 2004, Brommer 2014), fällt auch die Kategorisierung durch die GWP aus. Es zeigen sich keine eindeutigen Unterschiede in der Bewertung des Status nach Nationalität, jedoch lässt sich eine leichte Tendenz ausmachen, die eine deutsche GWP im Interview auch anspricht:

Beispiel I13/JP: Irgendwie ein Dialekt (JP_DE 17:04–17:28)

```
001   JP:   ja=es is irgendwie n_diaLEKT-
002         abe:r (--) wie ich geSAGT hab-=
003         =von von der mentalität her ist es einfach SO anders-
004         (1.5) dass du_s dass du_s-
005         dass ich WEISS,
006         die schweizer HÄTTen gerne dass sagst-=
007         =ne=is ne eigene spraCHE:,
008         auf jeden FALL,
009         (--) aber dann müsste BAYerisch auch ne eigene sprache
            sein=un:d-
010         h° SÄCHsi:sch un:d friesisch und alles mögliche-=
011         =müsste alles ne EIgene sprache sein-
012         und dann sag ICH so-=
013         =NE das_s halt (--) überbegriff DEUTSCH;
```

Mit dem Vergleich zu bundesdeutschen Dialekten, denen nicht der Status der eigenen Sprache zukommt, argumentiert JP dafür, dass auch Schweizerdeutsch als Dialekt gelten müsse. Dabei nimmt er jedoch Bezug auf die unterschiedlichen sozialen Repräsentationen in der Schweiz und in Deutschland. Vor diesem Hintergrund muss auch die Entschuldigung betrachtet werden, mit der die deutsche GWP MKo seine Kategorisierung des Schweizerdeutschen als Form des Dialekts einleitet:

Beispiel I14/MKo: Eine Form des Dialektes (MKo_DE 13:23–13:30)

```
001   MKo:  (2.5) ja ich bitt_s zu entSCHULdigen,=
002         =abe:r eine: form des diaLEKtes;
```

Als immigrierte Person erlangt man Kenntnis nicht nur von Gepflogenheiten, sondern auch von Sichtweisen und Konzeptualisierungen der (Sprech-)Gemeinschaft am Aufnahmeort. Die Beispiele I13/JP und I14/MKo zeigen, wie deutsche Zuzüger:innen unterschiedliche soziale Repräsentationen im interkulturellen Kontext wahrnehmen – unabhängig davon, ob diese von allen Angehörigen der betreffenden Gemeinschaft auch geteilt werden oder nicht (vgl. Antworten der Schweizer:innen in 5b).

Analog zu Frage 5a) wurden die Gewährspersonen aufgefordert, den Satzanfang für die Standardvarietät zu vervollständigen:

5c) Standarddeutsch ist im Vergleich zu Schweizerdeutsch …

Aussagen zu Standarddeutsch im Vergleich zu Schweizerdeutsch			
Kontexteinheit: Vervollständigungssatz			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
Referenz auf:			
Status/Verwendungskontext	**4**	Status/Verwendungskontext	**5**
Beschreibung	**1**	Bewertung ästhetisch/affektiv	**2**
Bewertung ästhetisch/affektiv	**3**		
Bewertung mit Bezug zur Kompetenz	**4**		

Tabelle 21 Aussagen zu Standarddeutsch

Durch die zweigliedrige Struktur der Ergänzungssätze erklärt sich eine gewisse Symmetrie der Ergänzungsmuster von 5a) und 5c). So wird die Standardvarietät beispielsweise einmal von einer Schweizer GWP ex negativo als «nicht die Muttersprache» beschrieben. Dies ist durch die vergleichende Form des Satzes zu erklären, die auf den Schweizer Kontext verweist. Nur eine GWP wählt eine Beschreibung der lautlichen Gestalt als Satzergänzung. Die meisten Nennungen entsprechen einer Referenz auf den Status oder den Verwendungskontext des Standards wie ‹offizielle Amtssprache› oder ‹Schriftsprache›. Auch zwei deutsche GWP bezeichnen Standarddeutsch als «Schriftdeutsch» bzw. «Schriftsprache», was von einer Ausrichtung an der Schweizer Sprachgebrauchskonvention zeugt. Ästhetische oder affektive Bewertungen wurden insgesamt von vier GWP abgegeben, wobei die positive Bewertung «sauberer», «irgendwie schöner», «angenehmer anzuhören» einer Schweizer GWP vor dem Hintergrund der Diskussion um die angebliche ‹Hassliebe› der Deutschschweizer:innen gegenüber dem Standard (vgl. Kapitel 3.3) ins Auge sticht.[231] Auch im zweiten Teil der Ergänzungsaufgabe zu den Varietäten wählten vier Schweizer GWP eine Ergänzung mit Verweis auf die eigene Sprachkompetenz. Dreimal handelt es sich dabei um einen Ausdruck mangelnder oder im Vergleich zum Dialekt weniger ausgeprägten Kompetenz.

Entsprechend der Frage nach dem Status des Schweizerdeutschen sollte der Status der Standardvarietät in der Konzeptualisierung der Gewährspersonen mit dieser Frage nach der Kategorisierung überprüft werden.

[231] In den Interviews werden zahlreiche ästhetische oder affektive Sprachbewertungen geäussert, diese beziehen sich jedoch mehrheitlich auf verschiedene Dialekte. Die deutschen GWP äussern sich fast nur zu bundesdeutschen Varietäten, die Schweizer GWP in wertender Manier mehrheitlich zu Schweizer Dialekten. Teilweise wird auch fehlende Kenntnis bzgl. anderer Deutschvarietäten als Grund angegeben.

5d) Ist Standarddeutsch für Schweizer:innen eine Fremdsprache?

Fremdsprache Standarddeutsch			
Kontexteinheit: Frage nach Status			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
(tendenziell) ja	**4**	(tendenziell) ja[232]	**2**
(tendenziell) nein	**6**	(tendenziell) nein	**4**
		keine Aussage	**1**

Tabelle 22 Fremdsprache Standarddeutsch

Die Aussagen der Deutschen bei 5b) und 5d) decken sich jeweils; wer also denkt, dass Schweizerdeutsch eine eigene Sprache ist, bezeichnet auch Standarddeutsch als Fremdsprache für die Schweizer:innen. Der Diskurs um die Ausprägung und Natur der sprachlichen Situation scheint innerhalb der Autochthonen widersprüchlicher geführt zu werden; es herrscht keine einhellige Meinung, wie Werlen (1998a: 223, hervorgehoben im Original) es beschreibt: «Das Hochdeutsche *soll* eine Fremdsprache sein. Keine noch so ausgeprägt Dialekt sprechende Person in Deutschland würde mit dem gleichen Brustton der Überzeugung und mit übereinstimmenden Konnotationen sagen, Hochdeutsch sei für sie eine Fremdsprache.» Von dieser Überzeugung bezüglich der ‹Fremdsprache Schweizerdeutsch› kann bei den Schweizer GWP nicht gesprochen werden. Der Status wird vielmehr aus der erlebten Sprachverwendung abgeleitet, wie im folgenden Beispiel:

Beispiel I15/SJ: Theoretisch gesehen (SJ_CH 17:58–18:18)

```
001   SJ:   (5.0) teoREtisch gsee jo-
002         hehe (--) teoREtisch;
003         (4.5) aso wenn MICH öper im usland frogt-
004         was REdid iir für en'-
005         isch AU scho vorcho-
006         was redid iir für en SPROCH?
007         (--) i de SCHWIIZ,
008         denn säg ich SCHWIIzerdüütsch,
```

Oder der Status als Fremdsprache wird mit einem Analogie-Topos (vgl. Arendt 2011: 149) relativiert:

Beispiel I16/RS: Zeitung lesen (RS_CH 11:33–11:53)

```
001   RS:   (1.0) hh° aso wennis mitem privatläbe vergliche=JO;
002         (1.0) jo;
003         aber e FRÖMDsproch-=
004         =du wachsisch-
005         jo äbe,
006         ZIItigläse tusch du s ganz läbe,
007         hh° e SO frömd ischs denn glich nid-
008         wi du spanisch tusch LEERE oder-
009         (--) oder RUSSisch oder irgendöpis;=
010         =isch SCHO chli nöcher;
```

[232] Einmal konkretisiert: aus Schweizer Sicht.

Bei den Aussagen der deutschen GWP darf insbesondere bei diesem auch medial in der Schweiz vieldiskutierten Thema eine allfällige Hemmung, sich in der Interviewsituation frei zu äussern, nicht unterschätzt werden. Zudem ist auch das Wissen zur sprachlichen Situation nicht bei allen gleich ausgeprägt, wie die beiden Aussagen der GWP RE und MKo zeigen:

Beispiel I17/RE: Schulsystem (RE_DE 16:55–17:06)

001 RE: (3.5) es is is so n_bisschen die FRAge irgendwie-
002 weiss nicht genau wie das schulsystem hier AUFgebaut is-
003 äh oder auf auf welchen sprachen jetzt hier beispielsweise DEUTSCH unterrichtet wird-

Beispiel I18/MKo: Hochdeutsch quasi eine Fremdsprache (MKO_DE 16:45-17:25)

001 MKo: (1.0) als schwiizer SIEHT ma des manchmal so=oder?
002 (--) dass hochdeutsch quasi wie: ne fremdsprache IS,
003 weil man ja dann hh° in der SCHUle des eigentlich (--) vo:m vom schwiizerdütsch auf hochdeutsch äh transferiert,
004 und dann GIBTs wieder-
005 hh° ja dann gibt_s natürlich a eigene: (.) schreibweise ja sowieSO:-
006 (--) u::nd (1.0) äh::m-
007 (2.0) ja;
008 h° aber eben es äh es is für MICH is es-
009 (.) der ja SELber n_relativ starken dialekt hat,
010 (-) is es eigentlich halt (--) SCHWIErig nachzuvollziehen,
011 waRUM das in der schwiiz so is,

Insgesamt zeigen sich heterogene Kategorisierungen sowie eine gewisse Unsicherheit bezüglich des Status der Varietäten, sowohl innerhalb der beiden Subsamples als auch in der gesamten Untersuchungsgruppe. Auf die individuellen Äusserungen wird in der gesprächsanalytischen Untersuchung der Interviewdaten genauer eingegangen (vgl. Kapitel 14).

Zum Konzept der Diglossie gehören zwei klar voneinander unterscheidbare Varietäten, zwischen denen kein Kontinuum besteht. Die Frage nach Mischformen zwischen den Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch zielt daher auf die Konzeptualisierungen der beiden Varietäten als getrennte Entitäten oder aber als Pole innerhalb eines Kontinuums ab. Während Mischformen in der Sprachgebrauchskonvention in der Deutschschweiz als unzulässig gelten und auch Code-Switching-Phänomene meist nach ähnlichem Muster verlaufen (vgl. Kapitel 5.9), werden in verschiedenen Regionen Deutschlands Dialekt und Standard als Pole eines Kontinuums erfahren. Überdies werden auch Lernervarianten einer Sprache oder Varietät oft als Mischformen wahrgenommen. Die GWP wurden also gefragt, ob ihrer Meinung nach Mischformen zwischen Standard- und Schweizerdeutsch möglich seien.

5e) Kann man Standard- und Schweizerdeutsch mischen?

Mischung Standard- und Schweizerdeutsch			
Kontexteinheit: Frage nach Mischformen			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
Mischen möglich	**8**	Mischen möglich	**7**
- Referenz Code-Switching	**3**	- Referenz Deutsche mit Dialektbegriffen in Standard-Rede	**2**
- Referenz Dialektbegriffe in Standard-Rede	**4**	- Referenz Schweizer:innen mit HD-Begriffen in Dialektrede	**1**
		- in (Schweizer) Grenzregion	**1**
Mischen nicht möglich	**1**		
- Referenz Code-Switching	**1**	negativ bewertet von Schweizer:innen	**2**
negative Bewertung			
- Verhaltensmaxime	**2**		
- ästhetische Bewertung	**3**		

Tabelle 23 Mischung Standard- und Schweizerdeutsch

Eine Mehrheit der Gewährspersonen findet, dass Standard- und Schweizerdeutsch vermischt werden können. Dabei wird jedoch auf unterschiedliche Phänomene referiert. Die Schweizer GWP nennen Dialektbegriffe in der standarddeutschen Rede als Beispiel, das hauptsächlich bei im Standard ungeübten Schweizer:innen zu beobachten sei, sowie Formen von CS, die denkbar seien. Eine Schweizer GWP, die eine Vermischung der Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch als nicht möglich erachtet, beschreibt die Varietät, die in der Gegend um Freiburg (im Breisgau) gesprochen werde, als solche Mischform. Darin wird die Konzeptualisierung der an der Deutschschweizer Diglossie beteiligten Varietäten besonders deutlich, die weniger auf strukturelle Merkmale, denn auf ihren Status in der Sprachgebrauchskonvention zurückzuführen ist. Im Gegensatz dazu nennt eine deutsche GWP eine innerschweizerische Grenzregion als Ort, wo ihres Erachtens eine Mischform aus den beiden Varietäten gesprochen werde. Dies verdeutlicht die unterschiedlichen Konzeptualisierungen nach Nationalität.

Die deutschen GWP beurteilen das Vermischen der beiden Varietäten weniger kritisch als die Schweizer GWP, was auch von zwei deutschen GWP beschrieben wird. Eine davon ist SW:

Beispiel I19/SW: Keine Bauchschmerzen (SW_DE 15:25–15:45)

```
001   SW:   (1.5) ja ja;
002         das seh ich täglich in der ARbeit;
003         ((lacht, 1.5)) und ICH persönlich hab ja'-
004         aso (-) ICH hab keine bauchschmerzen damit-
005         aber ich DENKke vielleicht aso-
006         (-) (sagmers mal ANders xxx);
007         (1.5) wennste bei MI:R (-) ähm::-
008         (1.0) ich denk=die-
009         die EINheimischen die den dialekt wirklich können,
010         die sehen das eher (-) KRItischer-
011         (1.0) ICH seh_s nicht kritisch;
```

13.6 Deutsche und Schweizer:innen

Zur Einschätzung der kulturellen Distanz (vgl. Kapitel 2.2) zwischen Zuzüger:innen und Aufnahmegesellschaft des vorliegenden Kontextes wurden die Gewährspersonen bezüglich der Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten von Deutschen und Schweizer:innen befragt.

6a) Sind Deutsche und Schweizer:innen gleich oder unterschiedlich?

Deutsche und Schweizer:innen gleich oder unterschiedlich			
Kontexteinheit: Frage nach Gemeinsamkeiten/Unterschieden			
Schweizer:innen (n=10):		**Deutsche (n=7):**	
ähnlich	**3**	gleich	**1**
unterschiedlich	**4**	unterschiedlich	**2**
sehr unterschiedlich	**2**	sehr unterschiedlich	**1**
abhängig von der Domäne	**1**	keine Aussage/weder noch	**3**[233]

Tabelle 24 Deutsche und Schweizer:innen gleich oder unterschiedlich

Es zeigt sich eine grosse Heterogenität bei den Antworten, wobei Unterschiede auf der Schweizer Seite stärker wahrgenommen werden, was den Erkenntnissen anderer Arbeiten zum Thema entspricht (vgl. Koller 1992, Werlen 1998a, Helbling 2010). Diese unterschiedliche Einschätzung nach Nationalitäten wird zum Teil auch in den Interviews thematisiert:

Beispiel I20/SW: Total unterschiedlich (SW_DE 31:13–32:00)

```
001   SW:   hhh° ICH würd sagen die sind gleich;
002         aber ich MEIN dass jetzt-
003         (--) von den (-) SCHWEIZ-
004         also von den (-) von VIElen schweizern hör ich,
005         dass man toTAL unterschiedlich is=ja;
006         (-) <<lachend>ICH persönlich sage nach meine zehn jahren>-
007         (-) mer ist GLEICH;
008         mer will_s vielleicht nicht ganz WAHRhaben-
009         aber das WÄre-
010         (1.5) wenn ich mich jetzt zuRÜCK'-
011         (--) das ist GUT-
012         dass ich mich zurRÜCKversetzen kann natürlich-
013         ich war auch (1.0) geBÜRtiger=ähm-
014         (-) erla also-
015         gebürtiger BAYer-=
016         =sag ich jetzt mal-
017         wenn dann natürlich koLLEgen gekommen sinn (--) aus sachsen,
018         dann hast ja auch GSACHT=mensch-
019         (--) du bist komPLETT verschieden-
020         jetzt im NACHhinein wenn ich das seh,
021         (--) is AUCH alles gleich;
022         (weisst=)das is MEHR so-
023         (2.5) äh (xxx xxx xxx)-
024         es kommt n_exote in MEInen: in meinen tierpark rein-
025         und DANN dann-
026         (-) dann sag ich naTÜrlich ich bin anders(=ja);
```

[233] Die drei fehlenden Antworten der deutschen GWP ergaben sich, da die Interviewfrage hinterfragt und die Einschätzung geäussert wurde, dass alle Menschen oder generell Menschen verschiedener Regionen unterschiedlich seien. Zwei von drei GWP erwähnen an anderer Stelle im Interview jedoch Unterschiede in der Mentalität der Schweizerinnen und Deutschen. Auf intraindividuelle Variation innerhalb des Antwortverhaltens wird in Kapitel 14 eingegangen.

Die konkreten Unterschiede, die von den GWP genannt werden, referieren zum Teil auf die Domäne der Arbeitswelt. Die GWP TA beispielsweise unterscheidet in der Antwort zwischen dem geschäftlichen Kontext und dem privaten:

Beispiel I21/TA: Stärkere Abgrenzung (TA_CH 32:42–33:20)

001 TA: ää: si hend si hend IMmer no en en en stärcheri abgränzig im gschäftsläbe,
002 (--) jetzt ää zum priFAte:-
003 und und au was jetzt wirklich de UMgang ää: im gschäftsläbe anbelangt=ääm-
004 wo wo mer eher ameriKAnisch orientiert sind,
005 hh° aso seer LOcker,
006 (-) aber (-) de de düütschi an SICH,
007 vo de perSON=vo de:-
008 vo de mentaliTÄT här-
009 nei dä isch us SEER äänlich;

Drei weitere Schweizer GWP und eine deutsche GWP referieren auf unterschiedliche Verhaltensweisen im betrieblichen Kontext. Wiederholt werden dabei Umgangsformen bezüglich Siezen und Duzen im Arbeitskontext erwähnt, wie die folgenden Zitate zeigen.

Beispiel I22/MK: Herr Sowieso (MK_CH 25:42–26:30)

001 MK: ää::m (3.0) ja so: (1.5) di: di düütsche: sind (-) TEILwis ää reserwierter förmlicher;
002 aso de ich KÄnne:-
003 ää:: situaziONE: am standort *dt. firmenstandort 1* oder in in in *dt. firmenstandort 2*,
004 hh° wo: sich ää kollege sch sit sit JAAre aso ääm:::-
005 füf jaar zum TEIL ää gägenübersitzid-
006 und sich enand immer no mit SII aspräched,
007 hh° herr SOwiso: un: und ää-
008 DA isch mer bi öis jo seer seer schnäll eigentlich bim du,
009 (1.0) u::nd (--) KOmischerwiis händ sii immer no dä aschpäkt wo mitschwingt,
010 wämmer is DU wächslet-
011 dass irgendwie de reschpekt dänn chönti verLOOre ga-

Beispiel I23/VB: Eher formell (VB_DE 36:45–26:55)

001 VB: (--) aber das:: (--) ja;
002 (.) mi mier dütsche sind jo eener forMELL,
003 mier sind jo au no lang bim SII-
004 hh° bim DÜtsche,=
005 =wo en schwiizer eigentlich grad ufs DU gat-
006 (-) das isch au sone uffälligkeit bi de SCHWIIzer,

Vom beobachteten Unterschied im Umgang mit der Anrede werden zum Teil Schlüsse bezüglich Offenheit und verankertem Hierarchiedenken abgeleitet:

Beispiel I24/RH: Sie und Du (RH_CH 38.36–39:15)

001 RH: (3.5) es fod jo scho chli aa be de düütsche mitem SII ond du-
002 (1.5) düütsche sind immer no MEE of sii=aso-
003 be üs (--) GSCHÄFT,
004 aso bi üs au bi üs au im GSCHÄFT (-) bi üs-
005 do: seisch i allne DU;
006 Ex: jo
007 RH: (-)-
008 und und wenn du uf düütschland gosch zo de *firmenname*,
009 sägid alli enand immer no SII;

```
010   Ex:   jo
011   RH:   (--) u:nd (--) DO hend die natürli scho ires-
012         (--) ich weiss nid öb die das hierarchische DÄNKE (-) vil me
           dinne händ,
013         oder nid WÄGbringid,
014         als MIER,
015         mer sind do vöu OFFener-
016         (-) i de SCHWIIZ=me'-
017         d schwiizer sind eigentlich OFFener als d düütsche;
018         (--) düütsche sind nid SO offni lüt;
```

Die Einschätzung, dass Schweizer:innen im Vergleich mit den deutschen Nachbarn offener seien, wird im Schweizer Subsample häufig aktiviert (vgl. 6b), was auf den Status als soziale Repräsentation hinweist, die an persönliche Erfahrungen rückgebunden werden kann.
Für einen weiteren Einblick in geteilte soziale Repräsentationen werden die meistgenannten Attribute für die Nationalitäten aus den Interviews zusammengestellt.[234]

6b) Welche Begriffe werden für die Beschreibung von Deutschen sowie Schweizer:innen verwendet?

über / geäussert von: (n= 15)	**Deutsche**	**Schweizer:innen**
Deutscher GWP	- direkt: 3 - arrogant: 1	- reserviert: 2
Schweizer GWP	- direkt: 6 - offen: 3 - arrogant: 3[235] - reserviert: 1	- offen: 2

Tabelle 25 Begriffe für Nationalitäten

Trotz der niedrigen Zahlen, die auf das kleine Sample zurückzuführen sind, lassen sich aus der hier aufgezeigten Verteilung gewisser Attribute über die Nationengrenzen hinweg einzelne Rückschlüsse auf die thematisierten Stereotype im Zusammenhang mit Mentalitäten und Nationalitäten sowie deren Status als soziale Repräsentation ziehen. Die vier meistgenannten Attribute für die jeweiligen Nationalitäten sind in Tabelle 26 ersichtlich; jedes Attribut weist mindestens vier Nennungen durch unterschiedliche GWP auf, in drei Fällen von Angehörigen beider Nationalitäten. Dabei werden das Attribut ‹offen›/‹Offenheit› sowie der Gegenpol ‹reserviert› für die Beschreibung von sowohl Schweizer:innen als auch Deutschen verwendet, während die beiden Attribute ‹direkt› und ‹arrogant› innerhalb der Untersuchungsgruppe ausschliesslich der Beschreibung von Deutschen dienen. Die Ergebnisse decken sich auffällig mit jenen von Werlen (1998a); und auch bei Koller (1992) werden diese Attribute thematisiert (vgl. ebd.: 138f.), was auf eine grosse Stabilität dieser sozialen Repräsentationen bzw. stereotypen Vorstellungen

[234] Die Kontexteinheit ist entsprechend jeweils das gesamte Interview einer GWP.
[235] Einmal relativierend: ‹nicht direkt arrogant, aber von sich überzeugt›.

hindeutet.[236] Auch lässt sich ein Bezug zu Sprachgebrauch bzw. Kommunikation erkennen – vor allem bei den Attributen ‹direkt›, ‹reserviert› sowie ‹offen›. Eine Betrachtung inhaltsanalytischer Art kann in diesem Rahmen jedoch lediglich eine Draufsicht auf die in der Untersuchungsgruppe vorgefundenen (und im Interview verbalisierten) sozialen Repräsentationen und Konzeptualisierungen ermöglichen, die beispielsweise bei der Untersuchung von stereotypen Begrifflichkeiten und deren Verwendung oft zu kurz greift. Daher wird dieser Themenbereich weiter mit gesprächsanalytischen Methoden untersucht; die Ergebnisse werden in Kapitel 14 besprochen.

Die Fragestellungen der vorliegenden Arbeit bewegen sich im Spannungsfeld verschiedener Themen, ganz konkret wird jedoch nach dem Umgang von autochthonen Deutschschweizer:innen und zugewanderten Deutschen gefragt. Daher erfolgt ein Überblick über die Aussagen der Befragten zum Thema der in die Schweiz zugewanderten Deutschen.

6c) Wie wird das Thema ‹Deutsche in der Schweiz› kommentiert?

Der Themenkomplex *Deutsche in der Deutschschweiz* wird in den Interviews in Bezug auf die historische Entwicklung oder die Tatsache kommentiert, dass viele deutsche Zugezogene in der Deutschschweiz leben. Auch das Überschichtungsphänomen wird angesprochen (vgl. Kapitel 2.2), wie im folgenden Zitat ersichtlich wird:

Beispiel I25/BN: Deutsche in Managementpositionen (BN_CH 42:09–42:16)

```
001   BN:   isch au isch au SO-
002         (dass as seer) grosses ää schwiizer unternääme au (.)
            vilfach DÜÜTschi hesch,
003         h° i de mänätschmentposiziOne,
```

Die zeitweise rege mediale Berichterstattung zur deutschen Zuwanderung (vgl. Imhof 2008) wird ebenso erwähnt:

Beispiel I26/MKo: Zu viele Deutsche (MKo_DE 20:01–20:21)

```
001   MKo:  ich bin jetzt seit zwölf jahren HIER,
002         (-) ph: (--) m: i ich sag emal SO-
003         rein aus nem politischen diskussiONshintergrund-
004         äh: in den ERsten fünf sechs jahren-
005         wo ich geKOmmen bin-
006         war halt immer VIEL die diskussion,
007         ah: zu viele dütsche in der SCHWIIZ-
008         BLA bla bla-
```

Auf das Beispiel des Bestellverhaltens in der Bäckerei (vgl. Kapitel 2.2) wird auch referiert:

Beispiel I27/BN: Banales Beispiel (BN_CH 43:06–43:15)

```
001   BN:   jetz ganz es (-) banals biiSPIL=es-
002         e e düütsche god id BECK und seid,
003         ich KRIEG zwei brötchen;
004         (-) und är seid NID-
005         chönt ich bitte zwöi BRÖTli ha;
```

[236] In der Untersuchung von Schwarz (2019) von sowohl Deutschen als auch Schweizer:innen in Grenznähe wurden die beiden Attribute ‹arrogant› sowie ‹direkt› ebenfalls oft genannt – wobei mit ersterem jedoch die Schweizer:innen charakterisiert wurden (vgl. ebd.: 241).

Die indexikalische Aufladung des Bäckerei-Beispiels als stereotypes deutsches bzw. schweizerisches Verhalten scheint besonders gross zu sein und wird auch von zugezogenen Deutschen angeführt:

Beispiel I28/JP: Beispiel mit dem Bäcker (JP_DE 43:11–43:44)

```
001   JP:   und genau das gleiche ist dann teilweise auch dieses b
            BEIspiel-
002         eben einfach mit dem in n_BÄcker gehn-
003         ich krieg noch-
004         wenn du wenn du als als hh° DEUtscher in ne in ne schweizer
            bäckerei geh,
005         heutzutage vielleicht hat man auch noch mal bisschen MEHR
            awareness als vor zwanzig jahren,
006         kann schon sehr gut SEIN,
007         h° weil DU:-
008         wahrscheinlich der der deutschenanteil hat in der schweiz
            ZUgenommen,
009         (--) dann dann is äh is es KLAR,
010         h° äh:m-
011         (-) wenn du dann REINkommst,
012         =ich ich krieg (1.5) zwei SEMmeln,
013         n: m: (-) denkt sich der SCHWEIZzer eben-
014         du kriegst erstmal GAR nichts-
015         (eben) stellst (dich) mal wieder hinten AN,
016         und fragst HÖflich;
```

Die GWP geben zum Teil an, Deutsche würden in der Schweiz auf Ablehnung stossen:

Beispiel I29/MS: Willkommen geheissen (MS_DE 34:21–34:36)

```
001   MS:   ich kenn halt (1.5) SCHWEIZzer,
002         die schon GLAUben,
003         (1.0) dass die deutschen zum beispiel nicht (1.5) genug
            willkommen geheissen WERden-
004   Ex:   hm_hm,
005   MS:   (1.0) und das diese erfahrung hab ICH ja nie gemacht;
```

Bemerkenswert ist bei diesem Zitat der deutschen GWP MS, dass die Ablehnung hauptsächlich als von den Schweizer:innen selbst wahrgenommen beschrieben wird. Demgemäss wären es die Angehörigen der In-Group, die das Verhalten anderer Mitglieder der In-Group gegenüber Zugezogenen kritisch beurteilen. Diese Beobachtung wird auch von Schweizer GWP geäussert:

Beispiel I30/BN: Einfacher Stand (BN_CH 19:08–19:21)

```
001   BN:   h° (1.0) h° ich wei ich GLAUB-
002         di düütsche hend nid e sone eifache STAND-
003         ää:: bi gwüssne SCHWIIzer-
004         s gid so ää: do di (si) spezielle USdröck-
005         so GUMmihäls und so,
```

Während die GWP BN auf «gewisse Schweizer» verweist, ohne zu konkretisieren, um welche Kategorie es sich dabei handelt, verortet DF eine ablehnende Haltung gegenüber den Deutschen tendenziell in ländlichen Gegenden, die er als Gegensatz konzipiert zum eigenen Kontext des internationalen Unternehmens, in dem die Untersuchung angesiedelt ist und in dem diese Ablehnung nicht zu finden sei:

Beispiel I31/DF: Benachteiligt (DF_CH 22:04–22:37)

```
001   DF:   (1.5) aso es GIT=ää:-=
002         =ich red jetz nid vo MIR-=
```

```
003         =aber es git natürli scho SCHWIIzer,
004         wo halt eifach öpis GRUNDsätzlich gäg di düütsche händ-
005         das WEISCH du ja au;
006         hh° u:nd (--) wils halt au vö vil HÄT (-) sozsäge;
007   Ex:   [hm_hm; ]
008   DF:   [(schwiiz) h° ]h° und sii füüled sich dänn beNACHteiligt,
009         oder=ja-
010         (-) hh° dass me FUETterniid oder ich weiss nid wa-
011   Ex:   [hehe]
012   DF:   [(aso) h° ]aber es isch villicht eher so i de STAMMtisch,
013         (-) hh° oder stämm stammtisch i de reschtorant so ufem LAND
            oder so de fall-
014         aber ich dänke bi ÖIS nöd-
015         aso bi de firmenname zum bispil merkt mer da (--) gar nüd
            irgendwie=dass mer-
016         (--) dass d SCHWIIzer öpis gäge di düütsch hätted und
            umgekeert;
```

Auch die eigene Haltung den Deutschen gegenüber wird beschrieben als vom internationalen Umfeld mit der Anwesenheit zahlreicher Deutscher geprägt:

Beispiel I32/RH: Relativ viele Deutsche (RH_CH 40:00–40:11)

```
001   RH:   (1.0) aber sit mier jetzt natürli relativ vil düütschi au i
            de firmenname händ,
002         (1.0) han ich das:: (--) di MEInig natürli scho au chli ää
            rewidiirt;
```

Auch innerhalb des Unternehmens scheint es unterschiedliche Haltungen den Zuzüger:innen gegenüber zu geben:

Beispiel I33/SJ: Deutsche im Haus (SJ_CH 39:58–40:09)

```
001   SJ:   (7.0) aso ich ha AU scho ussagene ghört-
002         (1.5) jetzt hemmer nur no di DÜÜTsche im huus;
```

Es gibt auch Versuche, die wahrgenommene Ablehnung gegenüber Deutsche auf konkrete Faktoren zurückzuführen, wie im folgenden Zitat, in dem einerseits die grosse Zahl der Deutschen in der Schweiz als Grund dafür gesehen wird, dass diese zum Teil unbeliebt seien; andererseits aber auf eine für Deutsche typische Eloquenz und Schnelligkeit in der Rede referiert wird, die bei den Schweizer:innen Unbehagen auslösten. Damit wird das Motiv des Schweizer Minderwertigkeitskomplexes gegenüber der bundesdeutschen Sprache und insbesondere Rede aufgegriffen. Schliesslich wird von der deutschen GWP auf ein weiteres verbreitetes Stereotyp über die Deutschen referiert, indem an einem Beispiel offensives und arrogant wirkendes Verhalten beschrieben wird – zwei Attribute, die als stereotyp bezeichnet werden können (vgl. Kapitel 6.2.2):

Beispiel I34/VB: Nicht so willkommen (VB_DE 40:24–41:38)

```
001   VB:   (1.5) dütsche sind ja nid SO willkomme,
002         (--) was: ich würds jetzt eifach mal bhaupte zwei GRÜND het-
003         zum einte sind mer seer VIL lüüt-
004         (1.5) seer vili dütschi-
005         hh° ää::m bsundersch in de: im NORde-
006         züri basel reGION,
007         grenzreGION klar-
008         (1.5) und denn isch eifach quasi wie so e GROsse masse-
009         (-) (xxx xxx) gad glaub ich JEdem land so,=
010         =wenn en andere (-) ää:m naZION oder bevölkerigsgruppe würd
```

```
          cho-
011       denn füült mer sich (en art) wie ääm wi überRANNT-
012       (--) und DANN: het mir mier no vil gseid,
013       dass d schwiizer sich UNwool füület,
014       WEIL dütschi halt so eloquent und schnell chönd rede,
015       (-) und denn:: chund de schwiizer wi mängisch nid NAche-
016       und füült sich (.) nöd so:: GLICHwertig,
017       (-) fascht e chli MINderwertig,
018       (--) in der sprachliche: ääm: FÄhigkeit oder eloquenz ebe-
019       (1.0) und DAdurch leent er denn mängisch eener de dütschi ab;
020       (1.0) und was MIER au uffallt isch ebe:-
021       (-) das sind so chlini situaZIOne-
022       en dütsche hockt im ZUG-
023       und füert sis gsch gschäftstelefonat SO luut,
024       dass es eifach JEder ghört;
025       und das i sonem FORdernde offensive hochdütsch-
026       (-) denn denksch ha der arrogante VOgel da-
027       hh° das GAAT aber dütsche au so;
```

Alle deutschen GWP berichten, dass sie von Ablehnung seitens der Schweizer:innen gehört haben, von Bekannten oder im medialen Diskurs:

Beispiel I35/MS: Hörensagen (MS_DE 29:55–30:17)

```
001   MS:   (4.5) mir ist noch nie was negatives pasSIERT,
002         hh° (6.5) man HÖRT aber genug,
003         hh° (1.0) äh::m-
004         (2.5) aber ich weiss immer NIE-=
005         =ist das dann HÖrensagen oder nicht;
```

Es scheint sich bei dieser Wahrnehmung um eine soziale Repräsentation zu handeln, denn mehrfach werden die negativen Erlebnisse anderer (von denen man gehört hat) von den eigenen Erfahrungen abgegrenzt, wie auch im folgenden Beispiel:

Beispiel I36/RE: Invasoren (RE_DE 31:22 – 31:57)

```
001   RE:   also es GIBT äh:-
002         (-) SIcherlich äh-
003         (1.0) deutschschweizerinnen DEUTSCHschweizer die äh::-
004         (.) nicht SONderlich viel von deutschen halten,
005         sie so n bisschen als invaSOren sehen irgendwie äh-
006         (-) die IMmer grössere bevölkerungsanteile hier in der
            schweiz letztendlich übernehmen-
007         äh:m-
008         (1.5) aber es SIND jetzt-
009         also MIR ist das jetzt irgendwie noch nicht so diREKT (1.0)
            das ganze so entgegengekommen;
010         aber ich hab_s schon schon von einigen geHÖRT (xx)-
011         die dann auch mal darauf hingewiesen WURden oder sowas
            (halt)-
012         als sie im zug SAssen-
013         und sich da so n_bisschen am SCHWEIzerdeutschen ver äh
            deutschen versucht hatten-
014         (-) dass sie da dann auch irgendwie ANgefahren wurden-
015         von der SEIte-
016         dass wir doch bitte bei UNserer sprache bleiben sollen-
017         und so WEIter-
```

Von eigenen Erfahrungen mit Ablehnung berichten zwei der sieben deutschen GWP, wobei beide auf eine mögliche Individualisierung als Erklärung für das Verhalten (im Gegensatz zu einer Ethnisierung) verweisen[237], wie die GWP AS:

Beispiel I37/AS: Einzige negative Erfahrung (AS_DE 28:40–29:22)

```
001   AS:   (2.0) also als ich hier ANgefangen hat (--) habe (-) ähm-
002         (1.5) hatte ich EINen kollegen hier-
003         (-) äh: (1.0) DE:R (.) is mir gegenüber-
004         (4.5) also ich hab EIne einzige negative erfahrung gemacht
            hier;
005         an perSOnen die mir gegenüber'-
006         und ich weiss nicht ob das mit mir als: (-) DEUTscher zu tun
            hatte=aber-
007         (-) wo ich wirklich eine (1.0) äh SEHR negative ablehnende
            haltung mir gegenüber hatte;
008         (1.0) und der kolLEge hat-
009         (--) den hab ich NIE:-
010         obwohl ich sogar mit dem auf DIEnstreise war und bei
            lieferanten war-
011         (-) äh (-) NIE (.) hochdeutsch reden hören;
```

Sprachliches Nichtakkommodieren an das/die deutschen Gegenüber kann also als Ausdruck von Ablehnung verstanden werden, genauso jedoch auch das Akkommodieren durch einen Wechsel in den Standard (vgl. I1/VB).

Vier Schweizer GWP sprechen auch von sich aus den Einfluss der deutschen Zuzüger:innen auf die Sprachsituation in der Schweiz an, wie die GWP SJ und TA:

Beispiel I38/SJ: Zuwanderung (SJ_CH 21:30–31:55)

```
001   SJ:   ich glaube,
002         mer hend jo RÄCHti zuewanderig gha usem: ää:: us düütschland
            i dem sinn-
003         (-) (jetz) ou vöu düütschi bi öis i de schwiiz SCHAFFed,
004         und dementSPRÄchend-
005         (1.0) cha mir scho vorstelle,
006         dass au gwüssni schwiizer äbe dementsprächend au chli MEE-
007         (-) ää:: hend agfange HOCHdüütsch rede-
008         damits halt mit arbeitskollege-
009         (1.5) chan au UNbewusst sii=-
010         =so win ICHS ame mache-
011         (--) damit sii sich EIfach chönd unterhalte=jo;
```

Beispiel I39/TA: Brücken schlagen (TA_CH 15:34–16:10)

```
001   TA:   isch für mich au isch für mich au en en LÄbensistellig-
002         dass mer natürlich verSUECHT,
003         (--) ää über kommunikazion au brugge z SCHLOO;
004         (1.5) aber wenn ich natürlich jetzt MERke:-
005         ich ich cha (s) schwiizerdüütsch AAwände-=
006         =und ich FROG denn au meischtens und säge=ei-
007         wi wi FUNKzioniert das bi euch=oder,
008         (--) ää:: verSTÖND iir s schwiizerdüütsch?=
009         =denn säged JA:-
010         (-) kannst ja mal STARten und sonst melden wir uns=und-
```

[237] Auch hierbei muss aufgrund der Konstellation in der Interviewsituation bedacht werden, dass diese für Hemmungen aufseiten der deutschen GWP sorgen könnte, was die Offenbarung solcher Erlebnisse betrifft.

```
011         hh° denn isch es MEISCHtens en indikazion=joo:-
012         s so GANZ klappets warschinlich nid-
013         denn stelli oft vo afang AA um=oder-
```

13.7 Zusammenschau Inhaltsanalyse

Die Varietätenverwendung der Deutschschweizer:innen am Arbeitsplatz entspricht in der Eigenwahrnehmung der GWP den Gepflogenheiten der Deutschschweizer Diglossie. So kommt die Standardvarietät hauptsächlich dann zum Einsatz, wenn Allochthone am Gespräch beteiligt sind, während der Dialekt die Gebrauchsvarietät innerhalb der In-Group darstellt. Da die meisten deutschen Kolleg:innen nicht Schweizerdeutsch sprechen, werden sie potenziell nicht zur In-Group gerechnet und sind Auslöser eines Varietätenwechsels in den Standard. Dieser wird von den Deutschschweizer:innen teils bewusst – im Sinne der Höflichkeit oder der Verständnissicherung –, teils unbewusst vollzogen. Beim zweiten Fall handelt es sich um ein sprachliches Verhalten, das von den Sprecher:innen unterschiedlich bewertet wird: Während die Haltung gegenüber dem Akkommodationsverhalten der Deutschschweizer:innen innerhalb der eigenen Sprechergruppe unterschiedlich ist, wird dieses von den deutschen GWP tendenziell negativ beurteilt. Hier zeigt sich deutlich die *face*-bedrohende Qualität des Varietätenwechsels, der zum Teil als Hinweis auf die eigene Nichtzugehörigkeit verstanden wird.

Sechs von sieben deutschen GWP sind nach dem Umzug bei ihrer bundesdeutschen Sprechvarietät verblieben, während alle über rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen verfügen. Sowohl der Dialekttest in der Befragung als auch einzelne Aussagen der Deutschschweizer:innen zeigen kleinere Verständnisschwierigkeiten bei gewissen deutschen GWP, die zum Teil selbst nicht wahrgenommen werden. Die Befragten geben an, dass rezeptive Dialektkompetenzen bei Zuzüger:innen erwünscht bzw. notwendig seien. Die aktive Verwendung des Schweizerdeutschen wird hingegen mehrheitlich abgelehnt. Dabei referieren die GWP wiederholt auf die Grösse der sprachlichen Authentizität[238] – sowohl aufseiten der Deutschschweizer:innen als auch der Deutschen.

Beispiel I40/JP: Authentizität (JP_DE 07:11–07:14)

```
001   JP:   mir is (--) authentiziTÄT eben sehr wichtig;
```

In den Interviewdaten von elf Gewährspersonen wurden 26 Codes der Subkategorie *sprachliche Authentizität* gesetzt. In den Codes wird auf verschiedene Grössen referiert: Schweizerdeutsch, Standarddeutsch, die abstrakte Grösse einer individuellen, eigenen Varietät, also eines Idiolekts, sowie einmal auf die Fähigkeit, Elemente aus verschiedenen Varietäten in authentischer Form wiederzugeben.

---

[238] Härle (2014: 24) teilt den Begriff der Authentizität wortsemantisch in fünf Bedeutungsfelder nach Synonym-Antonym-Paaren ein: echt – unecht, falsch; wahr – unwahr, falsch; wahrhaftig, ehrlich – unwahrhaftig, unehrlich, lügnerisch; glaubwürdig – unglaubwürdig, zweifelhaft; zum Selbst gehörend, eigen – an der Peripherie, ausserhalb des Selbst, fremd. Härle stellt bei der Erarbeitung der Bedeutungsfelder eine merkwürdige Unbestimmtheit fest, die sich zu gleichzeitiger Überbestimmtheit auswirke. Für die vorliegenden Zwecke wurden Aussagen, die sich auf die Echtheit, das Eigene, zu einer Person Gehörige einer Sprechweise oder eines Idiolekts beziehen, sowie solche, die auf die passende, glaubwürdige Wiedergabe einer Varietät und ihrer Elemente referieren, unter der Subkategorie der sprachlichen Authentizität gefasst (zum Terminus und dem Konzept der Authentizität und der begrifflichen Unschärfe vgl. z. B. Härle 2014, Kämper 2020, Franz/Wildfeuer 2021).

Fünf deutsche GWP führen als Grund(satz) für die Varietätenverwendung den Aspekt der Authentizität an: Da Schweizerdeutsch von Allochthonen nicht authentisch gesprochen werden könne, werde dies vermieden oder sollte vermieden werden bzw. sollte jede Person ihre eigene Varietät sprechen, da dies am authentischsten sei. Authentizität kann also als Erklärungsgrösse für sprachliches Handeln herangezogen werden, wie Bucholtz (2003: 398) es propagiert – und wie die beiden folgenden Beispiele zeigen:

Beispiel I41/MS: Anders anhören (MS_DE 10:14–10:24)

```
001   MS:   hh° und ich glaube das ist genau DER grund,
002         warum ich auch nich schwiizerdütsch spreche,
003         weil bei mir würd sich_s ja AUCH wieder-
004         (1.0) ANders anhören-
005         als bei Jemandem-
006         der wirklich in FIRmenstandort geboren und aufgewachsen is;
```

Beispiel I42/SW: The Original One (SW_DE 03:34-03:55)

```
001   SW:   äh und und ja und das LEHre,
002         weiss_i sowieSO ned-=
003         =na ich bin mir gar ned Sicher,
004         ob_s das wirklich lehren SOLLST,
005         weil ich (-) krieg manchmal mit dass:-
006         (-) kollegen die auch EINgewandert sind-
007         sag ich jetzt mal in ANführungszeichen,
008         (-) das dann MAchen-
009         und das hört sich völlig ANders an wie-
010         (-) the oRIginal one,
```

In den beiden Zitaten sind die von Coupland (2003) beschriebenen Dimensionen *ontology* und *historicity* erkennbar, die authentischen Phänomenen gemeinhin zugeschrieben werden. Dem Schweizerdeutsch der Zugewanderten fehlt den GWP zufolge die naturwüchsige Existenz sowie die lange Vergangenheit, die dem ‹originalen› Schweizerdeutsch der autochthonen Dialektsprecher:innen zugesprochen wird. Dass diese Aspekte angesprochen werden, ist wiederum auf die Dimensionen *consensus* und *value* zurückzuführen. Denn, wie Schiesser (2018: 327f.) ausführt: «Darüber, ob es einem Phänomen aber tatsächlich zur Authentizität gereicht, entscheidet die Gesellschaft […]: Sie ist es, die mittels diskursiver Praktiken aushandelt, welchem Phänomen der Status der Authentizität zukommt und welchem nicht.» Diese gesellschaftlichen Prozesse würden auch die dritte Dimension von Coupland bestimmen: die *systemic coherence* eines Phänomens. Die diskursive Aushandlung in Bezug auf Authentizität des Schweizerdeutschen beschränkt sich nicht auf die Frage, ob Deutsche Schweizerdeutsch authentisch sprechen, sondern wird auch in Bezug auf authentischen Dialekt innerhalb der autochthonen Sprechgemeinschaft vital geführt (vgl. Schiesser 2018). Im Kontext von Variation erfolgt gemäss Franz/Wildfeuer (2021: 16) die Beurteilung einer Varietät als mehr oder weniger authentisch je nach «Grad der dialektalen Systemkorrektheit», der «ihr von der Sprachgemeinschaft bzw. vor allem von einzelnen Sprecherinnen und Sprechern zugesprochen wird». Dabei würden der eigene «sprachliche Fingerabdruck» sowie individuelle Erwartungen häufig als Vergleichsfolie herangezogen (vgl. ebd.: 11f.). In diesem Zusammenhang kann auch von einer «Authentizitätsideologie»

gesprochen werden (vgl. Niehaus 2022).[239] Der Zusammenhang zwischen Authentizität und Identität kann laut Schiesser (2018: 328) insofern spezifiziert werden, «als die Authentifizierung ein Mittel darstellt, um sich (sprachlich) als ‹authentisch in Bezug auf x› zu positionieren – was mit Identitätsarbeit gleichgesetzt werden kann.»[240]

Die Aussagen der deutschen GWP zeigen eine Übernahme der negativen Beurteilung des von Deutschen produzierten schweizerdeutschen Dialekts und damit eine Ratifizierung der Fremdpositionierung. Durch diese Übernahme kann einem potenziellen Gesichtsverlust vorgebeugt werden:

> Um einen durch negative Zuschreibungen drohenden *Face*-Verlust zu verhindern [hervorgehoben im Original], wird die nachteilige Positionierung einfach ins Selbstbild aufgenommen und den Erwartungen der Zuschreibungen entsprechend zu handeln begonnen, so dass ein Konflikt vermieden wird. (Wiesner 2014: 97)

Auf solche und weitere Aspekte der Positionierungshandlungen im Dienste der Identitätsarbeit und -herstellung wird in Kapitel 14 eingegangen.

Vier GWP (2 D / 2 CH) erwähnen auch bezüglich Standarddeutsch den Aspekt der Authentizität. In allen Fällen geht es dabei um Schweizer:innen und die fehlende Authentizität, wenn diese Standarddeutsch sprechen. So spricht beispielsweise die Schweizer GWP TZM davon, dass Deutschschweizer:innen im Fernsehen versuchen würden, «Hochdeutsch nachzuahmen» (TZM_CH 16:27–16:34). Dies setzt voraus, dass die betreffende Form des Standarddeutschen nicht als originär zugehörig zur Schweizer Sprechgemeinschaft eingeschätzt wird; und dies wiederum steht in Zusammenhang mit einem stark bundesdeutsch ausgerichteten Standarddeutsch-Ideal (vgl. Kapitel 3.3). Die Antworten zu den Fragen 4a)–4c) sowie in 5a) und 5b) vor allem von den Schweizer GWP belegen, dass diese Wahrnehmung unter den Befragten zum Teil verbreitet ist; fallweise in Verbindung mit einem gewissen Defizienzempfinden, was die eigene Standardvarietät betrifft. Auch bei den GWP lassen sich gewisse paradox anmutende Aussagen zur Standardvarietät mit den verschiedenen Standarddeutsch-Modellen (vgl. Christen et al. 2010: 15) bzw. -Idealen (vgl. Guntern 2023) erklären. Trotzdem scheint sich durch die tägliche Zusammenarbeit mit Bundesdeutschen und die damit zusammenhängenden Mikrosynchronisierungsprozesse (vgl. Schmidt/Herrgen 2011) weder zwingend die Tendenz zu einem «subjektiv-deutschländischen» Standarddeutsch-Ideal (vgl. Guntern 2023) zu entwickeln, noch zeigen die Aussagen der GWP eine durchgehende Konzeptualisierung des Standarddeutschen als lebendige und selbstverständliche Alltagssprache (vgl. Oberholzer/Studler 2020: 150). So kann trotz der vorherrschenden Heterogenität im Sample und dem Befund, dass durchaus unterschiedliche Standarddeutsch-Modelle vorzuliegen scheinen, festgestellt werden, dass der häufige und alltägliche Kontakt mit Deutschen die vorherrschenden sozialen Repräsentationen des Standards offenbar nicht grundlegend verändert. Vor diesem Hintergrund zeigt sich ein Spannungsfeld, innerhalb dessen sich das Verhalten der Deutschschweizer:innen bewegt: Einerseits soll in einer Kommunikationssituation das Verständnis für alle Beteiligten sichergestellt werden,

---

[239] Zur Idealisierung von authentischen Sprecher:innen und der Konstruktion von Zugehörigkeit vgl. auch Arendt (2021).

[240] Zur diskursiven Herstellung von Authentizität vgl. auch Schwidlinski (2020).

was im Zweifelsfall, also in Gesprächen mit Allochthonen, für die Verwendung der Standardvarietät spricht. Andererseits scheint ein Bedürfnis nach sprachlicher Authentizität zu bestehen, das als wegleitend für das eigene sprachliche Verhalten genauso wie die Bewertung des sprachlichen Verhaltens anderer gesehen werden kann. Die Aussagen der deutschen GWP zeigen, dass diese das ambivalente Verhältnis der Deutschschweizer:innen zum Standard wahrnehmen. Die Zurückhaltung, die bei den diesbezüglichen Aussagen seitens der deutschen GWP an den Tag gelegt wird, ist aber gleichzeitig ein Hinweis auf das Konfliktpotenzial, das eine Fremdbeurteilung bzw. -positionierung der Aufnahmegesellschaft für Zugezogene darstellt – sei dies sprachlich oder in Bezug auf die Mentalität ebenjener autochthonen Gruppe. Auch die Einschätzungen der jeweiligen Mentalitäten der beiden Nationalitäten weisen einige Referenzen auf bekannte soziale Repräsentationen bzw. Stereotype auf (vgl. Kapitel 2.2 sowie 3.5), die an indexikalisch aufgeladenen Einzelbeispielen veranschaulicht werden. Während es sich bei den Mentalitätsbeschreibungen um geteilte Repräsentationen zu handeln scheint, zeigt sich bei der Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden eine tendenziell nationalitätsabhängige Wahrnehmung; die Deutschschweizer:innen scheinen eher grössere Unterschiede zwischen den Nationalitäten wahrzunehmen als die Deutschen (vgl. intergruppaler vs. interpersonaler bzw. inter- vs. intrakultureller Kontakt bei Werlen 1998a).

13.8 Themen- vs. fallorientierte Betrachtung

Während die Analyse der Gesprächsdaten sowie die inhaltsanalytische Bearbeitung der Interviews die Einheit der Community of Practice fokussiert, sollen anhand der gesprächsanalytischen Untersuchung der Interviewdaten die Individuen genauer beleuchtet werden. Diese fallorientierte Untersuchung der Ergebnisse ist nötig für eine Verortung der unterschiedlichen GWP im Feld der Untersuchungsgruppe sowie eine Betrachtung der individuellen Zugriffe auf soziale Repräsentationen und deren Verwendung für die Identitätskonstruktion. Die fallorientierte Betrachtung erfolgt aufbauend auf der themenorientierten Darstellung und bietet gemäss Kuckartz/Rädiker (2021: 78) «eine holistische Perspektive, also eine ganzheitliche Betrachtung, bei der eine interviewte Person mehr ist als die Summe ihrer mit Kategorien versehenen Textstellen» (Kuckartz/Rädiker 2021: 78). Und schliesslich dient sie – zusammen mit den Ergebnissen aus der Gesprächsanalyse der objektiven Sprachdaten – als Grundlage für eine Typenbildung (vgl. Kelle/Kluge 2010) der GWP, auf die in Kapitel 15 eingegangen wird.

14. Ergebnisse aus der gesprächsanalytischen Betrachtung

In Abschnitt 14.1 werden zuerst die Schweizer GWP je einzeln vorgestellt, in 14.2 folgen die Einzelporträts der deutschen GWP.

14.1 Individuenzentrierte Betrachtung: die Schweizer Gewährspersonen

Der thematische Fokus liegt auf den folgenden Themenbereichen: *Eigene Varietätenverwendung und Varietätenwechsel, Aussagen zu den Varietäten, Verhaltensmaxime für Deutsche bezüglich Schweizerdeutsch, Aussagen zu den Nationalitäten (Deutsche und Schweizer:innen).*

In Tabelle 27 sind die Interviews mit den zehn Schweizer Gewährspersonen als Übersicht mit der Angabe der jeweiligen Dauer des Interviews ersichtlich.

Gewährsperson	Interviewdauer	Gewährsperson (Kürzel)	Interviewdauer
RH	43 Min. 40 Sek.	BN	45 Min. 25 Sek.
RB	45 Min. 50 Sek.	DF	25 Min. 07 Sek.
TA	37 Min. 56 Sek.	SJ	42 Min. 43 Sek.
TZM	27 Min. 44 Sek.	MK	29 Min. 16 Sek.
MR	23 Min. 35 Sek.	RS	23 Min. 5 Sek.

Tabelle 26 Interviews der Schweizer GWP

Die Heterogenität der Interviewdauer ist auf die Form der Interviews zurückzuführen, die den GWP bewusst viel Freiraum lässt, ihre Antworten und Erzählungen selbstgesteuert zu gestalten, auch bezüglich deren Ausführlichkeit.

14.1.1 RH

RH verwendet nach eigener Angabe Schweizerdeutsch, wenn nur Schweizer:innen anwesend sind; Standarddeutsch verwendet RH beruflich, sobald Deutsche dabei sind, zur Verständnissicherung (RH_CH 04:21–04:25). RH spricht auch im Privaten regelmässig Standarddeutsch, beispielsweise im Fussballclub (RH_CH 03:36–03:41). Im Arbeitsalltag erfolge die Verwendung des Standards oft aber auch automatisch – bedingt durch die grosse Anzahl deutscher Kolleg:innen. RH ist bewusst, dass er oft vom Dialekt in den Standard wechselt, und berichtet einerseits, dass es ihm Mühe bereite, diese Wechsel zu vermeiden, andererseits begründet er die Wahl des Standards bei Beteiligung von Deutschen am Gespräch damit, dass das Verständnis des Dialekts nicht in jedem Fall gegeben sei. RH verwendet dabei das Adjektiv «STUUR» (Z. 002) für ein Sprachverhalten, von dem er sich gleichzeitig distanziert:

Beispiel I43/RH: Auf Hochdeutsch switchen (RH_CH 06:45–07:29)

```
001   RH:   wil ich automatisch uf HOCHdüütsch switsche-
002         (-) ich bliibe nid stuur bim schwiizerdüütsch-
003         wenn EIne mier seid schwiizerdüütsch rede;
004         (--) und drum chan is eigentlich ou nid grad e so: (-)
            ZUEordne,=
005         =öb (.) sii mich denn verstande HÄND oder nid;
006         ich nimes eifacht AA-
007         (1.0) da dass: (-) dass sii mich BESser verstönd,
008         wenn ich denn schriftdü auso HOCHdüütsch rede;
```

Obwohl er den Wechsel aus dem Dialekt in den Standard zuvor als automatisch ablaufenden Mechanismus dargestellt hatte, positioniert er sich nun als bewusster Sprecher, der die

Varietätenwahl absichtsvoll gestaltet und diese nicht von Aufforderungen bzw. Beteuerungen des Gegenübers abhängig macht, sondern auf seine eigene, auf Erfahrung beruhende Einschätzung vertraut, was die Adäquatheit der Kommunikationssprache zwischen Deutschschweizer:innen und Deutschen betrifft.

RH gibt an, dass die Varietäten für ihn beide gleich seien, da sie ihm beide keine Mühe bereiten würden (RH_CH 08:43–08:55). Die Beurteilung der Varietäten wird also in Bezug zur selbst wahrgenommenen Ausdruckskompetenz vorgenommen. Affektive oder ästhetische Werturteile bezüglich der Varietäten äussert RH hingegen keine; er beurteilt Varietäten generell danach, wie gut er sie versteht, mit einer Ausnahme: An einer Stelle (RH_CH 21:51–11:58) des Interviews bezeichnet RH Schweizerdeutsch als ‹schön›, als Begründung, warum die Varietät nicht aus dem Deutschschweizer Alltag verschwinden wird. Für seine weitere Erläuterung wählt RH jedoch die 3. Person Plural (Z. 002), spricht also aus einer Aussensicht über die Deutschschweizer:innen und nimmt damit eine Fremdpositionierung vor. Im Relativsatz in Z. 003 inkludiert er sich jedoch wieder selbst in die beschriebene Gruppe und auch in die später folgende Ausführung schliesst RH sprachlich die eigene Person in die Schweizer In-Group mit ein:

Beispiel I44/RH: Stolz (RH_CH 22:35–22:40)

```
001   RH:   und ich GLAUbe dass'-
002         (.) d SCHWIIzer sind au stouz uf das=glaubi-
003         (--) uu: ufs DIaläkt wo mier händ;
```

Der Wechsel zwischen den Perspektiven, der sich im Wechsel des Subjekts zeigt, kann Ausdruck eines Denkprozesses der GWP sein, die die Interviewfrage sowohl auf allgemeiner, gesellschaftlicher Ebene versucht zu durchdringen und zu beantworten als auch die eigene Position zum spezifischen gefragten Aspekt zu reflektieren. Auch bezüglich Standarddeutsch zeigt sich das Wechselspiel zwischen der allgemeinen, auf die Deutschschweizer Gemeinschaft bezogenen Ebene mit der persönlichen. Auf die Frage, ob Deutschschweizer:innen gerne Standarddeutsch sprächen, antwortet er, dass er glaube, dass dem so sei, und fügt nach einer kurzen Pause sowie einer Wiederholung eine mit der Konjunktion «wöu» (Z. 005) eingeleitete, vermeintliche Begründung für seine Aussage an. Diese steht jedoch in einem inhaltlich paradoxen Verhältnis zu seiner Antwort, indem er die vielen Deutschen in der Deutschschweiz als Grund anführt, warum er oft Standarddeutsch spreche, wobei der Teilsatz mit dem Modalverb «muesch» eine Notwendigkeit, eine Verpflichtung ausdrückt, die zur eigentlichen Aussage des Hauptsatzes nicht zu passen scheint:

Beispiel I45/RH: Viele Deutsche (RH_CH 13:27–13:45)

```
001   Ex:   (1.5) aso findsch au dass i de düütschschwiiz d lüüt GÄRN
            hochdüütsch reded,
002   RH:   jo_o: ich DÄNkes;
003         (.) ich DÄNkes;
004         (wöu mer hend jo) so vöu DÜÜÜTschi afig do-
005         (xxx) muesch jo VÖUfach öpe (-) <<lachend>hochdüütsch rede>;
```

RH spricht sich später im Interview (RH_CH 23:33–23:37) dafür aus, dass in der Deutschschweiz mehr Dialekt gesprochen werden soll, damit sich Zugezogene auch besser an die Varietät gewöhnen könnten. Dass er seine eigene Tendenz zur Akkommodation gleichzeitig nicht kritisch bewertet, zeigt eine gewisse Ambiguitätstoleranz. Weiter führt er als Ausführung zu

seiner Aussage, dass die Schweizer:innen mehr Schweizerdeutsch sprechen sollten, einen Vergleich an, vom dem aus er schliesslich auf das Thema ‹Deutsche und Schweizerdeutsch› zu sprechen kommt. RH vergleicht die sprachliche Anpassung, wenn man in einem fremden Land ist, mit jener an andere kulturelle Gepflogenheiten, beispielsweise der Kleidung:

Beispiel I46/RH: Oman (RH_CH 23:51–24:17)

```
001   RH:   (2.0) isch isch wie (--) isch wi bi de kulTUR=oder,
002         (--) DÄNK ich=-
003         =wenn i ich: irgendwo: (--) ines LAND go,=
004         =uf OMan go,
005         (--) de nim ich di kultur AA det unde und tue vilicht haut-
006         langi HOse aalegge und nid churzi hose,
007         oder irgend e SO öpis-
008         (--) und (-) das isch dunkt mich bi de sproch no fascht
            ÄÄNlich-
009         (--) dass (-) dass me sich set im land AApasse;
010         oder verSUEche aazpasse (wenn) imne land bisch;
```

Sprachlich ist eine Verschiebung von einer subjektiv formulierten Aussage in der 1. Person Singular (Z. 003–007) hin zu einer Generalisierung mit dem generalisierenden Personalpronomen «me» (Z. 009) zu beobachten. Das eigene Verhalten wird als verallgemeinertes Prinzip mit überindividueller Gültigkeit dargestellt, was gemäss König (2014: 253) einer Selbstpositionierung als repräsentativer Interviewpartner dient; überdies positioniert sich RH mit dieser Aussage als reflektierte Person. RHs Plädoyer, sich an einem neuen oder fremden Ort anzupassen, könnte die Vermutung nahelegen, dass er von deutschen Zuzüger:innen folglich erwartet, dass sie Schweizerdeutsch erlernen. Darauf will RH jedoch nicht hinaus, denn er weist direkt selbst auf diesen möglicherweise falsch zu ziehenden Trugschluss hin und führt aus, wie es sich seines Erachtens mit dem Schweizerdeutschen für Deutsche verhält:

Beispiel I47/RH: Bringt gar nichts (RH_CH 24:18–24:46)

```
001   RH:   wet aber nid demit säge-
002         dass en DÜÜTsche muess buuredüütsch leere;
003         (--) wil das isch w waarschiindli au SCHWIIrig;
004         (--) und (-) mier lachid jo meischtens über die LÜÜT,
005         wo denn (-) wo denn SÄged-
006         jo ich cha BUUredüütsch rede-
007         SCHWIIzerdüütsch rede-=
008         =en DÜÜTsche;
009         (-) chasch nid ZUElosen=oder,
010         do lachsch jo NUR;
011         (-) es und (de säg ich) MEISCHtens-=
012         =jo probiers GAR nid-
013         das BRINGT gar nüd=das ää-
014         tönt e SO verschisse;
015         und sii MEInid es seig guet-
016         weisch,
017         (-) un und de MUSCH haut i dene mängisch säge-=
018         =nei red du GSCHIIder düütsch;
019         wil mer verSTÖND dich jo-
```

In Form eines Kontrasts (vgl. Schwitalla 2012: 176) zur davor allgemein formulierten Verhaltensmaxime, wenn man in einem neuen oder fremden Land ist, beschreibt RH die Anpassung seitens der Deutschen an die lokale Varietät Schweizerdeutsch im Sinne der aktiven Produktion als nicht notwendig sowie als schwierig und negativ rezipiert. RH beschreibt in Z. 004 die

Reaktion auf deutsches Schweizerdeutsch seitens der Schweizer:innen in der wir-Form, nimmt also eine Selbstpositionierung innerhalb der In-Group vor, die als kritisch urteilend beschrieben wird. Schliesslich folgen eine negative ästhetische Sprachbewertung und pejorative Beschreibung (Z. 009–014). Die Selbstreparatur bei der Varietätenbezeichnung in Z. 006/007 unterstreicht die Kategorisierung der Varietät als rein schweizerisch zusätzlich, ist die Variante ‹buuredüütsch› doch vor allem innerhalb der In-Group gebräuchlich (vgl. dazu Ausführungen bei Beispiel I65/TZM). RH schliesst die negative Beurteilung der deutschen Sprachbemühungen mit einem weiteren Vergleich ab, anhand dessen er Verständnis für den Versuch äussert, sich sprachlich anpassen zu wollen. Er vergleicht das Bedürfnis der Deutschen, lexikalische Elemente des Schweizerdeutschen in die eigene Rede aufzunehmen, damit, wenn man im Gespräch mit Bayer:innen einige bayerische Ausdrücke verwende (RH_CH 24:47–25:14). Dieser Abschluss kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass für RH ein Unterschied zwischen einer Demonstrationsmischung und einer echten Mischung bzw. Verschmelzung (vgl. Kapitel 12.3.2) besteht, was deren Akzeptanz seitens der Autochthonen betrifft. Damit unterscheidet sich RHs Haltung von derer anderer Schweizer GWP (vgl. Kapitel 13.3 sowie 14.1.6 GWP BN oder 14.1.9 GWP MK).

RH findet, dass Deutsche und Schweizer:innen sehr unterschiedlich seien, was er mit dem Beispiel des Duzens/Siezens illustriert und daraus auf stärker hierarchisch geprägtes Denken bei den Deutschen schliesst (vgl. Beispiel I24/RH). Weiter geht er auf das Stereotyp der arroganten Deutschen ein, wofür er die Strategie anwendet, die Aussage sowohl indirekt als auch generalisiert zu formulieren (vgl. van Dijk 1984: 130ff.), indem er sie als «Wiedergabe als Meinung anderer» (Riehl 2000: 156) präsentiert:

Beispiel I48/RH: Hört man viel (RH_CH 39:27–40:00):

```
001   RH:   für d SCHWIIzer chömid di düütsche natürli arrogant dehär,
002         (1.0) das ghört mer VIL-
003         (--) dass sii: säg' dass vo SCHWIIzer ghörsch-=
004         =uu di arrogante SIEche wider=und-
005         hhh° und sii ghörid sich au gärn REde-
006         (-) DÜÜTsche;
007         (1.0) aso di chasch jo chum unterBRÄche,
008         wenns irgendwo einisch ir ir iri schtori fönd afo
            verzellen=oder,
009         (--) ää:: und-
010         (-) und vo de vo dem här isch_s:-
011         (-) chömid sii warschindli bi üs nid (--) immer so guet AA-
```

RH nimmt mit der Feststellung, Schweizer:innen empfänden Deutsche als arrogant, sowohl Fremd- als auch Selbstpositionierungen vor. Dabei wird nicht klar, ob RH sich selbst in der Gruppe inkludiert. Doch das Modalwort «natürli» in Z. 001 und die damit verbundene «Erwartung an das Verständnis der Zuhörerin» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 246) schliesst zumindest ein Unverständnis für diese Bewertung durch den Sprecher RH aus. Der Zusatz, das höre man viel (Z. 002), verleiht der Aussage den Charakter einer Redewiedergabe, die weiteren Charakterisierungen in Z. 005–008 könnten jedoch gleichzeitig Ausdruck der eigenen Meinung sein. RH schliesst seine Ausführungen in Z. 010 mit der konsekutiven Wendung «vo dem här» ab, die die Schlussfolgerung einleitet, Deutsche kämen in der Schweiz aufgrund der beschriebenen Wirkung vermutlich nicht so gut an. In Z. 011 positioniert sich RH nun mit der Verwendung der 1. Person Plural beim Personalpronomen «üs» explizit als Teil der beschriebenen

Gruppe. Die Rede von RH weist neben der Strategie der Redewiedergabe verschiedentlich Selbstreparaturen auf; weiter verwendet er Vagheitsmarker wie das Adverb «warschindli» in Z. 011. Neben Strategien der Relativierung nimmt RH auch eine klare Unterscheidung zwischen Deutschen «im urlaub»[241] und solchen in der Firma vor: Bezüglich der ersten Gruppe teilt RH die Einschätzung als arrogant, in der Schweiz bzw. der Firma verhalte es sich jedoch anders (RH_CH 40:00–40:34):

Beispiel I49/RH: Meinung revidiert

```
001   RH:   (1.0) aber sit MIER jetzt natürli relativ vil düütschi au i
            de firmenname händ,
002         (1.0) han ich das:: (--) di MEInig natürli scho au chli
            rewidiirt;
003         (1.0) aus wenn ich jetz: (-) verGLIIche-
004         DÜÜTschi wenn ich im URlaub bi;
005         (1.0) oder,
006         meine,
007         (1.0) wenn im urlaub BISCH,
008         und düÜtschi um dich ume HESCH,
009         (--) denn sind die wirklich seer arroGANT (.) zum teil-
010         (--) un:d i de schwii im GSCHÄFT:T-
011         han i s gfüül jetzt WENiger dass es-
012         NÜMmen e so isch wie-
013         (.) wien ich das im URlaub zum bispel ha;
```

Diese Aussage muss im Lichte der Interviewsituation – von der die GWP wissen, dass die Zusammenarbeit der Deutschen und Deutschschweizer:innen im Fokus steht – sicherlich im Sinne eines *recipient design* bzw. des *Impression Management* (vgl. Kapitel 6.3.1) interpretiert werden. Kontrastierungen dienen van Dijk (1984: 131) oder Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 216) zufolge oft der Bewertung. Ein Sachverhalt werde auf- oder abgewertet, indem er einem anderen gegenübergestellt wird, der eine entgegengesetzte Wertung erfährt bzw. in einem inkongruenten Verhältnis zum ersten Sachverhalt steht. RH erreicht mit der Kontrastierung von zwei Arten von Deutschen, dass die an der Untersuchung beteiligten deutschen GWP nicht von den geäusserten negativen Urteilen betroffen sind, während die Aussage, die RH offenkundig äussern möchte (denn auch Vermeiden als Strategie wäre möglich gewesen), trotzdem platziert werden kann. Weiter nimmt er eine zeitliche Distanzierung vor, indem er auf die Veränderung seiner Einstellung verweist («di MEInig natürli scho au chli rewidiirt» in Z. 002) und damit die kritische Haltung in die Vergangenheit rückt, was gemäss Riehl (2000: 156) einer weiteren Strategie im Umgang mit Stereotypen entspricht. Auf die Rückfrage der Exploratorin (RH_CH 40:38–40:41), ob RH denke, dass die Deutschen sich in der Schweiz anpassen würden, führt RH seine Überlegungen noch einmal aus, wobei er regelmässig Pausen von mehreren Sekunden einlegt (RH_CH 40:41–43:17). Diese weisen auf einen Denkprozess hin; RH denkt augenscheinlich während des Sprechens über seine Erfahrungen mit Deutschen nach. Er scheint das Stereotyp der arroganten Deutschen im Antwortprozess für sich selbst zu durchleuchten und auf Korrektheit zu überprüfen. Er führt dann aus, wie er anfänglich auch selbst mit den Deutschen in

[241] RH verwendet im Interview sowohl die bundesdeutsche Variante ‹Urlaub›, die in der Schweiz lediglich für arbeitsrechtliche Kontexte zur Anwendung kommt (vgl. Ammon et al. 2016: 772) als auch die in der Deutschschweiz übliche Variante ‹Ferien› für die Bezeichnung «mehrere arbeitsfreie, der Erholung dienende Tage oder Wochen» (ebd.: 230). Auch dies ist ein Beispiel seines flexiblen Umgangs mit verschiedenen Varianten.

der Firma mehr Mühe gehabt habe, diese sich mittlerweile aber stärker anpassen würden – an die kollegialeren Schweizer:innen – und betont erneut die stärker hierarchisch geprägte Denkweise der Deutschen im Geschäftlichen: «mer hend nid das gschäftsdänke wie de DÜÜTSCH het;» (RH_CH 41:23–41:25). Abschliessend wiederholt RH seine Aussage, dass Deutsche oft arrogant wirken würden und man das «au vo ANderne lüüt» höre (RH_42:00–42:09). RH greift auf ein Stereotyp zu, das innerhalb der Untersuchungsgruppe als soziale Repräsentation verbreitet ist (vgl. 6b in Kapitel 13.6), wendet jedoch verschiedene Strategien an, um die stereotype Äusserung im Interviewkontext zu entkräften.

14.1.2 RB

RB verwendet Standarddeutsch nach eigenen Angaben im Gespräch mit deutschen Lieferant:innen und fremdsprachigen Kolleg:innen, die erst seit Kurzem in der Schweiz sind (RB_CH 04:36–04:51); ansonsten spricht er Schweizerdeutsch, wobei er die Schwierigkeit beschreibt, den automatischen Varietätenwechsel zu vermeiden:

Beispiel I50/RB: In die Schriftsprache zurück (RB_CH 04:57–05:31)

```
001   RB:    (--) wenn mis umfäld ää: (-) schwiizerdüütsch verSTOD-
002          (2.0) reschpektif DET muemer au säge-
003          vilfach gheit mer mit DÜÜTsche kollegen au immer wider in
             die schriftsprache zurück-
004          (-) ää:: obwool siis eigentlich verSTÖND-
005          ää:m und do gids mängisch e sones (KULtermutz)-
006          ää: ää:m MIKS;
007          (1.0) u:nd won ich denn aber scho interweNIEre:=merk ich-
008          hh° INNerlich-
009          (-) isch wenn ich etz e ää: düütsche kollEG ha-
010          wo GUET dü schwiizerdüütsch verstod,
011          und de müet sich e schwiizer uf bu' hh° i de SCHRIFTsproch
ab;
```

RB definiert das Anwendungsspektrum des Schweizerdeutschen im Berufsalltag in Z. 001 erst zügig, nimmt nach einer Pause jedoch eine Relativierung des Gesagten vor und beschreibt das typische Sprachverhalten im Beisein deutscher Kolleg:innen – den Wechsel in den Standard – mit dem Einsatz eines CS in den Standard (Z. 003/004). Die Formulierung mit «mer» lässt offen, ob RB sich als Teil der beschriebenen Gruppe versteht oder nicht. Mit der folgenden Äusserung (Z. 007–010) positioniert RB sich ausserhalb der Gruppe, deren Sprachverhalten er zuvor beschrieben hat. RB begründet sein Verhalten («won ich denn aber scho interweNIEre») mit einem Ungleichgewicht in der Sprachkompetenz: Deutschschweizer Kolleg:innen würden sich im Standard ‹abmühen›, während die betreffenden Deutschen «GUET dü schwiizerdüütsch» verstehen würden. RB nimmt die beschriebenen automatischen Wechsel in den Standard aber auch bei sich wahr:

Beispiel I51/RB: Drei Sätze Schriftsprache (RB_CH 08:03–08:24)

```
001   RB:    ich stelle aber au bi MIR immer wider fescht,
002          da:ss ää: dass ich haut au i das: in die schriftsprache
             zrugg GHEIe-
003          (-) ää:m und denn redsch wider drü sätz SCHRIFTsproch-
004          (-) und de gheisch u un und de wächslis wider is
             BUUredüütsch ine;
005          aso ää:m es isch mängisch no e (-) e verflickti (.)
             <<lachend>SITuazion> (.) wo (.) wo wo wo wo me wo me do het;
```

Er bezeichnet in Z. 002 den Wechsel in die Standardvarietät als «zrugg GHEIe», was auf die nicht vorhandene Absicht hinter dem Vorgang verweist, und die Modalpartikel «haut», die auf «Unabänderlichkeit» und «Resignation» (Hentschel 1986: 104) der sprechenden Person gegenüber des Sachverhalts hinweist. RB beschreibt die beobachtete Sprachverwendung in der Firma und bewertet diese gleichzeitig kritisch, indem er die Verwendung des Standards und insbesondere den Wechsel vom Dialekt in den Standard als Schwäche oder Ausrutscher charakterisiert. Neben der mehrfachen Verwendung des bereits erwähnten Verbs ‹zurückfallen› zeigt dies auch die Formulierung «in die schriftSPRAche ää abdriftid» (RB_CH 09:32–09:36). RB kategorisiert den Standard im Interview hauptsächlich als ‹Schriftsprache›, was sein Verständnis der Varietät als für bestimmte Bereiche wie die Schriftlichkeit vorbehalten illustriert.

RB fasst seine Haltung zur Varietätenverwendung in Form eines Grundsatzes zusammen:

Beispiel I52/RB: Grundsatz (RB_CH 08:30–08:37)

```
001   RB:   ICH meinti i mim grundsatz inne-
002         (-) wenn du MERKSCH dass-
003         (-) de: düütschi kollEG (--) dini sproch verstod,
004         dis dialäkt verSTOD,
005         (--) sel mer im sel mer i i de: im SCHWIIzerdüütsch rede;
```

Wenn das Verständnis beim Gegenüber gegeben sei, gibt es gemäss RB für Deutschschweizer:innen keinen Anlass, den Standard zu verwenden. Ein Grund für seine kritische Beurteilung der Standardverwendung ist, dass sich durch die vielen Wechsel ins Standarddeutsche die Sprachverwendung in der Schweiz verändere. Andererseits beschreibt RB auch Schwierigkeiten, die einige Deutschschweizer Kolleg:innen mit der Standardsprache hätten, was dann «NID so agnääm» anzuhören sei (RB_CH 21:25–21:31). RB leitet also eine Verhaltensmaxime für die Kommunikation zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen ausgehend von seinen eigenen sprachlichen Vorlieben ab.

RB beurteilt Schweizerdeutsch als ‹schöner› im Vergleich zu Standarddeutsch, es sei ‹weicher› und ‹sympathischer›; Standarddeutsch kategorisiert er auch bei der Ergänzungsfrage als ‹die Schriftsprache› (RB_CH 17:27–17:32). Er äussert eine Präferenz für südliche Varietäten des Deutschen, die für ihn «MEE agnääm» seien, da sie der eigenen Varietät ähneln im Vergleich zu norddeutschen Varietäten (RB_CH 14:01–15:28).[242] Durch eine ausführlich verbalisierte Reflexion des eigenen ästhetischen Werturteils sowie die punktuelle Verwendung von Fachtermini wie «Höchstalemannisch» (RB_CH 23:24–23:44) positioniert sich RB als informierter und reflektierter Sprecher. Die Schwierigkeiten, die RB anderen Deutschschweizer:innen bzw. Kolleg:innen bei der Verwendung des Standards attestiert, empfindet er selbst nach eigener Aussage nicht. Obwohl auch er – wie Schweizer:innen generell – den Dialekt bevorzuge, bereite ihm die Produktion des Standards keine Mühe. Er kategorisiert die Standardvarietät mit «(--) isch MIni sproch-» (RB_CH 23:10–23:36). RB positioniert sich also nicht nur als reflektierter, sondern

[242] Als konkretes Beispiel einer Sprechweise, die ihm gefällt, nennt RB jedoch den deutschen Politiker Friedrich Merz, der aus dem Sauerland stammt und damit nicht Sprecher einer süddeutschen Varietät ist, was RB selbst anmerkt (RB_CH 36:54–37:31).

auch kompetenter Sprecher der beiden Varietäten, was ihn von anderen, weniger kompetenten Deutschschweizer Kolleg:innen abhebe:

Beispiel I53/RB: Hört man meilenweit (RB_CH 20:02–20:49)

```
001   RB:   (1.5) u:nd je nach d äbe nach usprägig vo dem: ää: vo dere
            SPROCH-
002         (1.5) gids koLLEginne und kollege (.) ääm-
003         (-) das isch TOP,
004         das isch GUET,
005         und de gids anderi wo seisch=uu JETZT aber ääm-
006         aso ghör ich au so mängisch i INterwiu-
007         wenn wenn mängisch LÜÜT ghörsch-
008         hh° im düütsche FÄRNsee,
009         wo probierid denn SCHRIFTsproch-=
010         =aso das ghört mer MEIlewiit-
011         (-) dass es SCHWIIzer sind-
012         (-) hhh° ää:m MIR persönlich-
013         (un:d) isch scho M:EERmous-
014         zum bispöu in berLIN inne,
015         hend SII gmeint ich seig ää vom süddüütsche ruum-
016         aso hends jetz nid gmeint GHAA-
017         ich seig e SCHWIIzer-
018         (--) ääm es bruucht (denn) vilicht au ää en TAG zwee bis as
            e chlii-
019         (-) asimiLIIrt isch-
020         bis DInne bisch-
021         (-) ää:m (-) aber das isch jetzt MIR persönlich scho so
            meermols gseid wurde;
```

RB beschreibt die Standardkompetenzen der Deutschschweizer:innen anhand einer Kontrastierung zweier Gruppen, die basierend auf klar normativen Vorstellungen in ‹gut› und ‹schlecht› unterteilt sind, wobei schlechtes Standarddeutsch mit deutlich erkennbarer Schweizer Herkunft assoziiert wird (Z. 010/011). RB spricht die negative Bewertung nicht direkt aus, sondern umschreibt diese mit einer angetönten, aber nicht tatsächlich ausformulierten Beschreibung (Z. 005) in der generischen du-Form (vgl. Stukenbrock/Bahr 2017). Diese ist Ausdruck des vorausgesetzten geteilten Wissens, das für das Verständnis der von RB illustrierten unangenehmen Hörempfindung Voraussetzung ist. Für die Verortung seiner eigenen Person innerhalb der zuvor eingeführten Dichotomie präsentiert RB ein Urteil als Wiedergabe der Meinung anderer (Z. 013–017; 021). Diese Strategie des *Credentialing* ermöglicht bei einer positiven Selbstbeurteilung – ähnlich wie beim Umgang mit Stereotypen (vgl. Riehl 2000: 156) – im Sinne des *Impression Management* gleichzeitig ein positives Selbstbild zu transportieren, da die Bewertung nicht als Eigenlob präsentiert wird. Dass RB die Einschätzung seiner Standardvarietät als Süddeutsch und nicht als schweizerisch als positive Bewertung versteht, kann aus der zuvor eingeführten Charakterisierung einer defizitären Standarddeutschverwendung als gegeben betrachtet werden.

RB äussert sowohl für Deutschschweizer:innen als auch für Deutsche klare Verhaltensgrundsätze: Sowie Schweizer:innen bei gegebenem Verständnis Schweizerdeutsch sprechen sollen, sollen Deutsche dies vermeiden:[243]

[243] RB findet es hingegen schade, dass viele Deutsche ihren eigenen Dialekt wenig pflegen würden (RB_CH 09:01–09:29).

Beispiel I54/RB: Standpunkt (RB_CH 05:24–06:14)

```
001   RB:   (--) ää:m ICH ha de standpunkt-
002         de DÜÜTSCH söl nid schwiizerdüütsch rede;
003         ää:: är döf gwüssnigi WÖRter bruche,
004         är dörf vilicht gwüssnigi SATZstellige bruche-
005         aber är söl i sinere schriftsproch BLIIbe-
006         (--) wil (.) ää::m-
007         (.) aso e düütsche wo SCHWIIzerdüütsch redt-=
008         =das tönt irgendwie wi UFgsetzt=und (.) ää:m-
009         noch MINere aa minere meinig no;
```

Durch die explizite Nennung des eigenen Standpunktes positioniert sich RB erneut als kompetenter Sprachbenutzer und -bewerter, der in der Lage ist, über adäquates Verhalten zu urteilen. Mit dem Modalverb «döf» (Z. 003/004) ratifiziert RB qua selbst verliehener Autorität die Entwicklung einer Demonstrationsmischung, während er gegen echte Mischungen bzw. Verschmelzungen das Argument der sprachlichen Authentizität vorbringt, die bei der Verwendung des Schweizerdeutschen durch Deutsche nicht gegeben sei, da es «irgendwie wi UFgsetzt» (Z. 008) klinge. Als positives Beispiel, wie ein Deutscher durch die Verwendung einer Demonstrationsmischung zwar Nähe zur Schweiz signalisiere, aber mit dem grundsätzlichen Verblieb in der eigenen Varietät authentisch bleibe, nennt RB ein Vorstandsmitglied des untersuchten Unternehmens (RB_35:11–36:43).

RB nimmt mehrfach eine erklärende Haltung ein, in der er einen Sachverhalt explizit nicht als eigene Meinung oder Erfahrung formuliert, sondern in Form einer Generalisierung als Tatsache darstellt; beispielsweise, indem die Exploratorin in einer Mischung aus Selbst- und Fremdpositionierung in die Erklärung miteinbezogen wird. RB berichtet zuvor, dass aufgrund der grösseren Zuwanderung in die Schweiz vermehrt Standarddeutsch gesprochen werde, weil das im Gespräch «mit settigne ää mitbewooner» (RB_CH 28:00) notwendig sei, wenn nicht sogar ins Englische gewechselt werden müsse. Die unspezifische und ungewohnte Kategorisierung der Allochthonen durch die Bezeichnung «mitbewooner», die RB nach der Zögerungspartikel «ää» äussert, könnte Resultat der Vermeidung einer anderen, negativ konnotierten Kategorisierung sein. Als Kontrast zeichnet RB das Bild der Deutschschweizer In-Group, die sich durch die Verwendung des Dialekts auszeichne:

Beispiel I55/RB: Gutes Beispiel (RB 28:32–28:40)

```
001   RB:   (-) ää:m und das isch es guets bispöu=exploratorin-=
002         =mier würded NIE hochdüütsch mitenand rede;
003         wil ich eifach WEISS=dass du-
004         (-) genau gliich im im buuredüütsch inne redsch wien ICH
            rede-
```

RB beschreibt den Grundsatz der Deutschschweizer Diglossie, dass zwei Autochthone im Regelfall miteinander im Dialekt sprechen, durch die Selbstpositionierung sowie die Fremdpositionierung der Exploratorin als Teil derselben In-Group. Er betont den Einfluss der Zuwanderung und vor allem der internationalen Struktur vieler Unternehmen auf diese Sprachverwendung. Diesbezüglich sieht RB auch einen grossen Unterschied zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen, da man in Deutschland fremdsprachigen Personen viel seltener durch die Verwendung von Englisch entgegenkommen würde, als dies in der Schweiz der Fall sei. Auch nennt RB als ersten Unterschied zwischen Schweizer:innen und Deutschen einen

sprachlichen, wobei er selbst reflektiert, ob es sich dabei wirklich um einen sprachlichen oder doch eher persönlichen Aspekt handle:

Beispiel I56/RB: Unterschiedlich (RB_CH 39:00–39:18)

```
001   RH:   (3.0) h° NEI es isch nid unterschidlich-
002         aso MOU es isch unterschidlich,
003         (.) aber es SIND jo au-
004         (-) es cha ou i de schwiiz perSOne gää wo eifachd=ää:m ää
            sch sch schwätzid und schwätzid und schwätzid;
005         ich glaub=das isch MEE-
006         das isch weniger SPROCHbedingt,
007         sondern das isch au mee i de: (--) perSON bedingt-
008         wo deHINtert isch;
```

RB referiert implizit auf das Stereotyp, dass Deutsche viel sprechen (und dabei nichts sagen) würden, indem er das Zugeständnis macht, dass es dieses Verhalten auch unter Schweizer:innen gebe (Z. 003/004). Gemäss Riehl (2000: 152) handelt es sich dabei um eine verbreitete Strategie im Umgang mit Stereotypen. Obwohl er seine Aussage insofern relativiert, indem er das stereotype Verhalten als personenabhängigen Wesenszug beschreibt (Z. 007), bezeichnet er im Anschluss die Schweizer Sprechweise im Generellen als «WEIcher», «BLUEmiger» (RB_CH 39:43–39:53) und führt dies auf einen Mentalitätsunterschied zurück – die Deutschen seien «natürlich (-) SEER seer diräkt» (RB_CH 40:35–40:38) – ein innerhalb der Gruppe der Schweizer GWP verbreitetes Stereotyp (vgl. Kapitel 13.6).

14.1.3 TA

TA beschreibt die Verwendung von Schweizerdeutsch als abhängig von der Aufenthaltsdauer des Gegenübers; nach sechs bis zwölf Monaten seien rezeptive Kompetenzen meist vorhanden, sodass er dann im Gespräch mit den jeweiligen Deutschen Schweizerdeutsch verwende. Standarddeutsch komme entsprechend zum Einsatz bei merkbarer fehlender Dialektkompetenz des Gegenübers (TA_CH 04:10–04:39). TA beobachtet in seiner Abteilung viele Wechsel in den Standard, die oft nicht nötig seien:

Beispiel I57/TA: Bei meinen Leuten (TA 05:20–05:36)

```
001   TA:   ich ich merks scho AU bi mine lüüt-
002         vili (--) vili hend de s gFÜÜL-
003         soBALD irgendöper debi isch ää-
004         ws aso denn FALLeds de i das hochdüütschen ie=aber-
005         (-) es isch eigentlich en CHLIIne prozäntsatz-
006         wo_ää:: wo das BRUCHT ää-
007         wil_er WIRklich i de konwersazion nid cha folge=jo;
```

TA positioniert sich als Vorgesetzter, der das Sprachverhalten seiner Mitarbeiter:innen («bi mine lüüt» in Z. 001) beobachtet und bezüglich seiner Adäquatheit kompetent beurteilen kann. Er gestaltet die Verbalisierung seiner Beobachtung berichtend und vermeidet eine persönliche Wertung. TA bezeichnet die Akkommodation an die Varietät des Gegenübers auch als Möglichkeit, Höflichkeit auszudrücken, dies sei «aber kei ää beDINGig», sondern «eifach mee en individuelli ää: (--) MÖGlichkeit, | womer ää: womer cha MAche» (TA 22:49–23:10). Auch in der Aussage, dass es seine Lebenseinstellung sei, mit der Kommunikation Brücken zu schlagen (vgl. Beispiel I39/TA, Kapitel 13.6), nimmt TA eine Selbstpositionierung als durchdacht und bewusst kommunizierende (Führungs-)Person vor. Die elaborierte Präsentation dieser

Selbstcharakterisierung hat Züge davon, was Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 69) Eigentheorien nennen. Dabei handelt es sich um «theoretische[n] Erörterungen und Erklärungen im Hinblick auf die eigene Person, die Gründe und Folgen ihres Handelns und Erlebens, die psychologischen Mechanismen, die bei ihr wirksam sind, etc.» (ebd.).

Auf die Frage seitens der Exploratorin, ob TA Personen kenne, die die beschriebene sprachliche Akkommodation gar nicht vornähmen, bejaht er nach einer Pause von 6,5 Sekunden und stellt Vermutungen über die Gründe an:

Beispiel I58/TA: Philosophiefrage (TA_CH 23:31–24:51)

```
001   TA:   (6.5) jo ich GLAUB ich ha scho au detig könnegleert-
002         di die reded denn eifachd witer hoch ää SCHWIIzerdüütsch=ja;
003         (--) OHne::
004         (1.5) ooni ää ich säg jetz mol RÜCKsicht uf verluscht;
005         [(jo xxx); ]
006   Ex:   [hehehehe  ]
007   TA:   (so) (-) ja:-
008         hh° ich glaub ich GLAUB au,
009         aber i e es isch natürlich dete au immer no SCHWIIrig ää z
            beurteile,
010         (1.0) ich glaube das chan au ää: demit ZÄmehange-
011         dass sii äben au wirkich SEER seer unsicher sind im
            hochdüütsch-
012         (-) und SICH de natürlich säged-
013         wiiso söl ICH mich zum aff mache,
014         ää denn ää: het halt DÄ s problem-
015         ÄR isch jo do i de schwiiz-
016         aso das isch wider es IIstelligsproblem=das ää: aso-
017         (-) ii nei nid es IIstelligsproblem ää: es es-
018         (-) ja ää es (-) wi SÖL mer sägen?=
019         =es es posini es posizionierigs ää: TEEma;
020         (--) wöu bot wot ich (.) uf di ander person iGOO:,
021         (-) oder säg ich jo NEI ää:-
022         ich bi jetz DO:-
023         und ää ää är isch jo FRÖMD und-
024         hh° ÄR muess z rächt cho-
025         (--) ich glaub das das isch e chli ne filosoFIIfrog=jo-
026         aber ich glaub es gid scho VIL wo:
027         (--) wo: ää-
028         won ICH jetzt zum bispel säge-
029         jo ää es ISCH halt none frömdsproch-
030         wo anderi WIRKlich säged-
031         (-) ich füül mich nid WOOL im hochdüütsch;
032         (--) und wiso sött ich das REde,
033         ich bi jo do i de SCHWIIZ;=
```

TA deutet in seiner Beschreibung ein CS in den Standard bei der Präposition «OHne» (Z. 003) an, dessen Funktionalität an dieser Stelle nicht geklärt werden kann. Denkbar ist – wie an der Dehnung, an der Pause von 1,5 Sek. sowie der Selbstreparatur mit der schweizerdeutschen Variante «ooni» (Z. 004) erkennbar –, dass das CS der gleichzeitig ablaufenden Visualisierung der gefragten Situation im Kopf des Befragten geschuldet ist, und dass der Rede in diesem Moment weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde bzw. das CS auf die imaginierte Situation des schweizerdeutsch-standarddeutschen Sprachkontakts zurückzuführen ist. Nach dem kurzen intrasententiellen CS führt TA seine Erklärung für die beobachtete Verweigerungshaltung bezüglich der Standardverwendung aus. Unsicherheit bezüglich der Standardvarietät sowie eine Erwartungshaltung an die Zugezogenen stehen seines Erachtens hinter der nicht vorgenommen

Akkommodation. TA bezeichnet dies als «posizionierigs ää TEEma» (Z. 019) sowie «filosoFIIfrog» (Z. 025) und nimmt damit einerseits erneut eine distanziert-analytische Position zum besprochenen Thema ein, bezieht jedoch in Z. 027–029 selbst Stellung und beschreibt seine eigene Haltung gegenüber der Standardvarietät. Trotzdem vermeidet er auch hier eine abschliessende Bewertung der verschiedenen Verhaltensweisen, sondern stellt die unterschiedlichen Positionen einander gegenüber und beschreibt die vermuteten Haltungen, die dahinterstehen. Auf die Nachfrage, ob es auch innerhalb der Firma mit vielen deutschen Mitarbeiter:innen Leute gebe, die sich dem Standard verwehrten, bestätigt TA dies, wobei diese sicherlich in der Minderheit seien (TA_CH 25:05–25:18).

Zu den Varietäten äussert TA einerseits eine neutrale Haltung, bezeichnet Standarddeutsch jedoch mehrfach als Fremdsprache (vgl. Beispiel I58/TA) und bezieht seine Ausführungen zur Standardvarietät dementsprechend wiederholt auf die Kompetenzebene. So verweist er bei der Frage nach seiner Variante des Standarddeutschen direkt auf die von ihm selbst wahrgenommene Sprachschwäche:

Beispiel I59/TA: Typisches Schweizer Hochdeutsch (TA_CH 16:29 –17:14)

```
001   TA:   (1.5) ja: es es tüpisches SCHWIIzer hochdüütsch-
002         ää:: mitemene ää (-) USgeprägten akzänt drinne=jo;
003         (1.0) hh° aso (.) ich muss ich muss vilicht au au au
            GENerell säge-
004         (--) ich bi:: (--) ich bi wenns jetzt ums grammatiKALische
            goot-
005         (--) nid umbidingt jetz wirklich SUper=ää:-
006         (--) ää::m-
007         (1.0) (sägemer) SUper begabt;
008         aso han ich EIGentlich i de frömdsproche oft au-
009         (1.0) ää es problem mit de SATZstellige;
010         (-) und das merk ich natürlich au au im DÜÜTschen
            entsprächend au;
011         und_ää::: (--) e SO gsee ischs de natürlich de scho: scho
            eifacher im im schwiizerdüütsch jo;
```

TA schätzt seine Fremdsprachenkompetenzen kritisch ein (Z. 008/009) und leitet daraus ab, dass Standarddeutsch für ihn entsprechend ebenso eine Herausforderung darstellt (Z. 010), folglich Schweizerdeutsch für ihn die einfachere Variante sei. In seiner Erklärung verwendet TA erneut das Fremdsprachentopos (vgl. Hägi/Scharloth 2013). Die Beschreibung seiner Sprechvarietät als «typisches Schweizerhochdeutsch» (Z. 001) impliziert ein geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale dieser Varietät. Der «USgeprägte[n] akzänt» (Z. 002) definiert sich dabei durch die Differenz zu jener Standarddeutschvariante, die TA in einer bestimmten Normorientierung als «suubers hochdüütsch» (vgl. Beispiel I7/TA in Kapitel 13.3) erachtet und die einer bundesdeutschen Varietät entspricht.

Eine Normorientierung zeigt sich bei TA auch in Bezug auf das Schweizerdeutsche. Daher findet TA auch, Deutsche sollten nicht zwingend Schweizerdeutsch sprechen. TA lehnt diesbezügliche Bemühungen einiger Deutscher jedoch nicht ab, sondern versteht diese – ähnlich wie die Akkommodation ans deutsche Gegenüber durch Schweizer:innen – als Ausdruck von Höflichkeit:

Beispiel I60/TA: Ansatz von Integration und Höflichkeit (TA_CH 27:38–27:45)

```
001   TA:   find ich AU wider ä-=
```

```
002         =und ISCH warschinlich au en AAsatz (-) vo:-
003         (-) integrazio:n und höflichkeit gägenüber vom LAND;
004         (1.5) aber ich finde: AU dete-
005         är är söl DAS rede-
006         was iim am Agnäämschten isch,
```

Erneut betont TA seine liberale Haltung gegenüber den verschiedenen Sprachverwendungen und vermeidet es, in irgendeiner Form eine Präferenz für die eine oder andere Variante auszudrücken («(--) find ich jetzt (.) bimene DÜÜTsche: (-) nid schlimm- | öb er jetzt ää hochdüütsch oder schwiizerdüütsch ää versuecht z reden=oder» TA_CH 28:00–28:08). Mit der Kategorisierung «nid schlimm» referiert er jedoch implizit auf eine negative Bewertung, die er zwar gleichzeitig zurückweist, durch die Erwähnung aber deren Status als soziale Repräsentation bestätigt.

TA findet, dass die Unterschiede zwischen Deutschen und Schweizer:innen überschätzt würden und erwähnt Missverständnisse, die es diesbezüglich gebe und viele Schweizer:innen dazu bringen würden, von grossen Unterschieden auszugehen:

Beispiel I61/TA: Ähnlicher, als man denkt (TA_CH 32:23–32:42)

```
001   TA:   hhh° sii sind sich äänlicher als mer immer MEINT-
002         ääm aber ich GLAUben_ää:-
003         (-) do:_ää gids GANZ ganz vili ääm missverständnis-
004         (--) wil_ää::: di di meischte schwiizer s GFÜÜL hend,
005         dass ää di düütsche kollege SO massiv unterschidlich sind;
006   Ex:   ((lacht, 1.0))
007   TA:   as_ää:: aber ää:: i de kultur und i de verhaltens ää wiis
            eigentlich ää:: NID so entspricht;
```

Erneut positioniert sich TA als kompetenter und informierter Beobachter und Kommentator der Situation – durch die Verwendung des generalisierenden Personalpronomens «mer» (Z. 001) sowie der Bezeichnung «di meischte schwiizer», die nicht erkennen lassen, dass TA als Schweizer eigentlich selbst Teil der beschriebenen Gruppe ist. In konkret auf die Arbeitswelt bezogenen Verhaltensweisen beschreibt TA hingegen gewisse Unterschiede (vgl. Beispiel I21/TA, Kapitel 13.6); die Deutschen würden im Geschäftsleben stärker hierarchisch denken (TA_CH 33:36–33:40).

Was die Haltung der Deutschschweizer:innen gegenüber den Deutschen betrifft, nennt TA verschiedene Gruppen:

Beispiel I62/TA: Ins klassische deutsche Feindbild (TA_CH 34:31–35:34)

```
001   TA:  du wirsch natürlich denn DÄ ateil ha-=
002        =wo: ää: sii natürlich is klassische hh° düütsche FEINDbild
           ää: ie: ierüert-=
003        =ää=arroGANT und ää:::-
004        (-) und eliTÄR und so witer-
005        ää: he het warschiindlich au vil mit SPROCH z tue=oder,
006        ää: wil wil sii natürlich au der DEUTschen sprache ää so ää:-
007        (--) natTÜRlich ää: entsprächend ää:-
008        (--) ää::m (-) wie seid mer?=
009        =ää ja-
010        (1.5) ää::m-
011        (1.0) die natürlich beHERRsched-
012        (-) wo mer natürlich NID möched,
013        und ich glaube VIli-
014        (1.0) vili: ää: (.) gsänd i DEM natürlich au en gwüssni
           bedrohig=oder,
```

```
015         en gwüssni ää: wi söl mer säge h° degraDIErig-
016         (1.0) u::nd ää: und und du MERKSCH au-
017         dass ää gwüssi mi mit iine KOMplett müe hend-
018         ää sii eigentlich ines ines schema oder ine schublade
            IEschmeisset;
019         hh° won ich ää s GFÜÜL ha-
020         aa ää NEI-
021         wi überall isch es isch es en seer e perSOneabhängigi
            teematik;
```

Mit der Formulierung «klassische hh° düütsche FEINDbild» in Z. 002 und der Partikel «natürlich» (Z. 001), die Unterstellung von geteiltem Wissen und Erwartungskongruenz ausdrückt (vgl. Deppermann 2009: 23), verweist TA implizit auf gemeinsame Wissensbestände, also soziale Repräsentationen, die er als gegeben erachtet; und mit der Erwähnung der dazugehörigen Wesensbeschreibungen «arroGANT» und «eliTÄR» in Z. 003/004 illustriert er das stereotype Bild, das er beschreibt. In der Folge äussert er die Vermutung – ersichtlich an den Vagheitsmarkern «wahrschiindlich» in Z. 005 sowie «ich glaube» in Z. 013 –, dass dieses stereotype Bild bzw. die Ablehnung, die einige Schweizer:innen gegenüber den Deutschen empfänden, mit deren Sprachkompetenz zusammenhängen könne. Diese bezeichnet TA wiederum als sehr viel ausgeprägter als jene der Schweizer:innen (Z. 005–011). Mit der erneuten, mehrfachen Verwendung der Modalpartikel ‹natürlich› unterstreicht TA die Gültigkeit seiner Zuschreibung. Während sich TA bezüglich des Ursprungs einer ablehnenden Haltung also unsicher ist, betont er hier noch einmal seine Einschätzung der standarddeutschen Varietät als zugehörig zur deutschen Nationalität. TA positioniert sich in der Beschreibung der innerhalb der Deutschschweizer Gruppe vorherrschenden Haltungen wiederum als distanzierter und neutraler Beobachter, der sich von nationalen, ethnisierenden Stereotypen (vgl. Werlen 1995) löst und Personen differenziert als Individuen betrachtet (vgl. Z. 021).

14.1.4 TZM

TZM verwendet Standarddeutsch im betrieblichen Kontext, wenn Deutsche oder fremdsprachige Personen dabei sind und nicht englisch gesprochen wird (TZM_CH 02:54–03:05). Die Verwendung von Schweizerdeutsch beschreibt TZM folglich ex negativo[244]:

Beispiel I63/TZM: Keine Deutschen dabei (TZM_CH 03:11–03:23)

```
001   TZM:    (1.0) wenn: kei: (-) düütschi deBI sin:d,
002           u:nd au kei USländischi (-) kollege;
003           (1.5) und kolleGINne;
```

Die Kategorisierungen der Sprecher:innen zeigen, dass TZM eine Unterscheidung zwischen Deutschen und anderen Ausländer:innen vornimmt. Die Dialektvarietät kommt ihren Angaben gemäss also nur bei einer homogen schweizerischen Konstellationen zum Einsatz. Dies könnte mit der beruflichen Funktion von TZM zusammenhängen, die als Assistentin von TA regen Kontakt mit unterschiedlichsten Abteilungen des Unternehmens hat und durch die tägliche Verwendung der Lingua franca Englisch allenfalls tatsächlich nicht Schweizerdeutsch als die unmarkierte Gebrauchsvarietät erlebt, die sie in der Deutschschweiz zu weiten Teilen ist. TZM

[244] Dies dürfte auch durch die Fragestruktur bedingt sein, bei der zuerst nach Standarddeutsch und anschliessend nach Schweizerdeutsch gefragt wurde.

drückt auch gegenüber dem Varietätenwechsel vom Dialekt in den Standard keinerlei Wertung aus. Sie selbst wechsle die Varietät intuitiv, ausser sie werde vom Gegenüber darauf hingewiesen, dass sie Schweizerdeutsch sprechen könne:[245]

Beispiel I64/TZM: Zurück auf Mundart (TZM_CH 03:40–03:57)

```
001   TZM:   jo ussert ää an di anderi person SEIT-
002          (-) ää sii verSTOOT au mundart-
003          de gooni ZRUGG uf mundart;
004          wil ich füül mich det SIcherer,
005          und cha au besser so chlii hh° ää:: speZIfischer mich
             usdrücke,=
006          =oder au emozione no me: DRIIbringe;
```

TZM drückt in Z. 004–006 ihre Präferenz für die Verwendung des Dialekts aus, wobei sie dies mit der eigenen stärker ausgeprägten Ausdruckskompetenz in dieser Varietät begründet. Dieses Begründungsmuster wiederholt sich mehrfach im Interview. Beispielsweise beschreibt TZM auch die beiden Varietäten beim Ergänzungssatz in erster Linie mit Bezug zur eigenen Kompetenz. So sei Schweizerdeutsch für sie «(-) perSÖNlicher; | (1.0) und EIfacher zum mich ää: spezifisch: (.) und gnau uszdrücke», während sie Standarddeutsch als «e chlii SCHWIriger» beschreibt (TZM 08:09–08:40). Durch den Einsatz der Adjektive «EIfacher» und «SCHWIriger», die jeweils im Komparativ stehen, nimmt TZM eine Kontrastierung der beiden Varietäten vor. Sie drückt auch Sympathie für die Verwendung der Standardvarietät aus, spricht jedoch mehrfach im Interview eine gewisse Hemmung an, die sie bei der Produktion des Standards empfinde bzw. früher empfunden habe (TZM_CH 09:08–09:14). TZM bezeichnet ihr eigenes Standardidiom als ein «schwiizerisches», versehen mit der Abtönungspartikel «HALT», was auf eine Unabänderlichkeit der Aussage hinweist (vgl. Hentschel 1986: 104). Zusammen mit der darauffolgenden Bemerkung «aber ich cha def zue STOO mittlerwiile» liegt die Implikatur (vgl. Grice 1975) nahe, dass schweizerisches Standarddeutsch defizitär ist, und man sich dafür schämen kann. Es zeigt sich ein Defizienzempfinden, wie es Deutschschweizer:innen verschiedentlich attestiert wird (vgl. Kapitel 3.3). Durch die Verwendung des Temporaladverbs «mittlerwiile» verweist TZM auf eine Entwicklung von ihrem früheren Ich zu ihrer heutigen Persönlichkeit. TZM erklärt ihre früheren Hemmungen, was das Standarddeutschsprechen betrifft, durch ihre Herkunft vom Dorf, wo kaum Standard gesprochen worden sei:

Beispiel I65/TZM: Hemmschwelle (TZM_CH 13:37–13:53)

```
001   TZM:   [(1.5) aso hoch ]düütsch isch isch überHAUPT nid e so gredt
             worde-
002          me isch sich scho SEER blöd vorcho=dänki=
003          wo mer'-
004          hh° wo mer HOCHdüütsch gredt het;
005          me het au MÜE gha zum switsche,=
006          =aber ich glaub das das het het sich HÜT=aso-
007          (-) zumindescht jetzt bi MIR-=
008          =aso früener han ich das AU no gha=di hemmschwelle;
009          aber die hani hüt NUM;
```

[245] Die GWP VB berichtet hingegen von frequenten automatischen Varietätenwechseln in den Standard bei TZM (vgl. Kapitel 14.2.5).

TZM positioniert sich als reflektierte Sprecherin, die die eigene Haltung gegenüber der Standardvarietät hinterfragt und beurteilt. Sie zeichnet in ihrer Erzählung eine Entwicklung und Emanzipation von der eigenen – als defizitär beschriebenen – Herkunft nach. Dies zeigt sich auch in der Kategorisierung der Sprechweisen: «es het niemer HOCHdüütsch gredt- | det hend au BUUredüütsch» (TZM_CH 13:26–13:29). Während TZM das Schweizerdeutsche ansonsten als «schwiizerdüütsch» bezeichnet, wählt sie für die Kategorisierung der Sprechweise ihres Herkunftsortes die umgangssprachliche Variante «buuredüütsch», die gemäss Elmiger (2018: 18) in einigen Regionen der Schweiz gebräuchlich ist, vor allem im Grossraum Luzern.[246] Trotz der dargestellten Emanzipation von früheren Einstellungen gegenüber der Standardvarietät leitet TZM auch die Antwort auf die Frage nach einem affektiven oder ästhetischen Werturteil von ihrer Einschätzung der eigenen Sprachkompetenz ab, die gewisse Grenzen aufweise:

Beispiel I66/TZM: Berlin (TZM_CH 11:30–12:01)

```
001   TZM:   (1.5) ää:: (2.0) nei chan ich nid s::-
002          jo WART jetze-
003          (3.5) nei chan ich nid SÄge;
004          NEI wüssti nid;
005          hm'hm' (2.0) also ich [fin]de SCHÖ:N-
006   Ex:                           [(aber) ]
007   TZM:   also i finde wo wo sii SEER hochdüütsch rede,
008          äbe so berlin e so DET ume,
009   Ex:    hm_hm
010   TZM:   (1.5) ich find es jetzt aber für mich nid e: nid e so aus
             SCHÖN,
011          i finds für mich no RÄCHT useforderndd-
012          wils halt seer SCHNELL isch;
013          h° (-) Aber ich ha s gfüül-
014          es isch es guets SEER es guets hochdüütsch;
```

Die Frage nach bevorzugten Standarddeutschformen verneint TZM zuerst. Die mehrfachen Pausen und die an die Exploratorin gerichtete Aufforderung «WART» (Z. 002) weisen auf parallel ablaufendes, aktives Nachdenken hin. Dann nennt sie schliesslich in Z. 007/008 die Gegend um Berlin als Beispiel einer Region, in der «SEER hochdüütsch» gesprochen würde, was ihr gefalle. Diese Aussage spezifiziert sie jedoch in Z. 010/011, dass sie diese Varietät nicht in erster Linie als schön, sondern eher als herausfordernd empfinde, diese jedoch als «guets hochdüütsch» (Z. 014) erachte. Für TZM scheint eine Beurteilung einer Varietät auf rein ästhetischer bzw. affektiver Ebene keine für sie relevante Denkkategorie zu sein (oder zumindest keine, die sie im Rahmen des Interviews offenlegen möchte). So nennt sie auch keine Varietät, die ihr nicht gefällt, sondern bezeichnet lediglich süddeutsche Varietäten als dem Schweizerdeutschen ähnlicher als andere (TZM_CH 12:35–12:42).

[246] Die Gewährspersonen RH sowie RB verwenden entsprechend auch beide Varianten ohne erkennbare Bedeutungsveränderung synonym (zumindest, was die Deutschschweizer In-Group betrifft, vgl. Beispiel I47/RH). Dies zeigt sich auch darin, dass die beiden Deutschen AS und SW – die im Rahmen des Teamleiteraustauschs sehr viel Kontakt mit RH und RB haben – die Bezeichnung je auch einmal verwenden; SW zitiert dabei sogar ausdrücklich RH: «wenn_s du dem reto zuhörst, | dann (.) sagt er BUUredütsch h° hat_s früher viel mehr gegeben» (SW_16:26–16:31). Ebenfalls synonym mit ‹Schwiizerdüütsch› wird die Variante ‹Mundart› von den GWP TZM und MK verwendet.

TZM ist eine der beiden GWP des Samples, die deutsches Schweizerdeutschsprechen positiv bewerten, wobei sie ihren Respekt für die Leistung ausdrückt, die dies darstelle (vgl. Beispiel I4/TZM, Kapitel 13.3). Sie äussert keine Erwartungen, wie Deutsche mit dem schweizerdeutschen Dialekt verfahren sollten, sondern im Gegenteil die Hoffnung auf Akzeptanz von den Zugezogenen:

Beispiel I67/TZM: Gern haben (TZM_CH 17:52–18:30)

```
001   Ex:    h° düütschi i de schwiiz söttet SCHWIIzerdüütsch-
002   TZM:   (3.0) jo: sette SCHWIIzerdüütsch-
003          (5.5) jää: h° nü:t-
004          aso si münd nüt (1.0) CHÖNne mit schwiizerdüütsch;
005          (.) aso nei sii settes GÄRN ha jo;
006          (1.0) aso wenn sii i de schwiiz sind und ää DO läbe;
007          (--) aso s set sii nid UFrege waarschindli-
008          hehehe [akzeptie ][re jo; ]
009   Ex:           [und verstoo? ]
010                         [akzep  ]tiere,
011   TZM:   nei NID unbedingt,
012          (aso) jo ich versto jo AU nid-
013          nei jo si set=es wär SCHÖN-
014          aber es muess NID sii;
```

Erneut macht TZM bei der Beantwortung Pausen von mehreren Sekunden Länge (Z. 002/003) und wiederholt die von der Exploratorin gestellt Frage in Z. 002. Beides ist Hinweis darauf, dass es sich entweder um eine für die GWP unerwartete Thematik handelt oder die Formulierung der Antwort im Sinne der sozialen Erwünschtheit wohlüberlegt strukturiert wird. Die Aussagen, Deutsche sollten Schweizerdeutsch «GÄRN ha» (Z. 005) und der Dialekt sollte sie «nid UFrege» (Z. 007), entspricht einer Sichtweise, die in der diglossischen Deutschschweiz, wo die Dialektvarietät die unmarkierte und übliche Gebrauchsvarietät für mündliche Situationen darstellt, die überdies grosses Prestige besitzt, durchaus unüblich ist. So sticht diese Antwort mit dem Verweis auf die erhoffte Akzeptanz auch im Rahmen des Samples als Extrempol des Erwartungsspektrums heraus, da die meisten Schweizer GWP von Deutschen rezeptive Dialektkompetenzen erwarten. In Z. 012 formuliert TZM den Anfang eines Vergleichs, den sie jedoch nicht zu Ende führt. Dabei könnte es sich um den Versuch eines Analogieschlusses handeln, der aufgrund fehlender Logik oder Übereinstimmung abgebrochen wird (vgl. ähnliches Muster bei Beispiel I108/RS in Kapitel 14.1.10).

Der Perspektivenwechsel hin zur Gruppe der Zugezogenen findet sich auch in den Aussagen zum Umgang von Deutschschweizer:innen mit den zugezogenen Deutschen:

Beispiel I68/TZM: Wie gleich (TZM_CH 24:33–25:11)

```
001   TZM:   ich ha s gfüül sii sind seer (-) wi GLIICH=aso-
002          hh° s isch nid wi wenns e FRÖMDsproch wär;
003   Ex:    hm_hm
004   TZM:   (1.0) USSert natürli-
005          jo MOU guet-
006          jetz vom umgang här vom persönliche här scho=Aber:-
007          (ebe) de muesch scho DIFFeränziere-=
008          =wenn ich de schriftdüütsch REde,
009          h° de han ich scho s GFÜÜL halt jetz-
010          es tönt e chli LUSCHtig;
011          (-) aber s isch NID assi do: mich demit defür schäme;
012          das han ich früener han ich das e chli (.) MÜEsam gfunde;=
```

```
013          =aber JETZT h°= findi s isch-=h°
014          ich ha s gfüül di di düütsche akzepTIEre das au-
015          finde das au Okei;
016          (-) h° aso ich find nid dass di düütsche DÄNke-=
017          =jo das isch jetzt aber ganz KOmisch und o ho-
018          oder so no HÄRzig oder wa wi'-
019          jo vilicht SCHO no chli=aber'-
020          (-) h° es isch eigentlich norMAL-
021          dass haut schwiizer viLIcht haut das so chli-
022          h° jo dass so chli LANGsamer rede und e chli-
023          jo;
024          (1.0) ha s gfüül es isch TOtal en normalen ustusch;
```

Die Frage der Exploratorin zielte eigentlich auf das Verhalten der Schweizer:innen ab, TZM antwortet auch erst in diesem Sinne und beschreibt dem Umgang als unkompliziert, Deutsche seien «wi GLIICH» (Z. 001). Anschliessend bringt sie den Vergleich mit einer Fremdsprache ein, den sie negiert (Z. 002), was sowohl eine Beschreibung des (Sprach-)Verhaltens der Deutschschweizer:innen als auch der Deutschen sein kann. Mit dem Hinweis, dass man differenzieren müsse (Z. 007), bringt TZM jedoch anschliessend die eigene Standardvarietät ins Spiel, und wie sie diese bewertet (Z. 009–013). Diese Bewertung hängt offensichtlich für TZM von den Reaktionen seitens der Deutschen ab (Z. 014–021). Sie schliesst ihre Ausführung mit der Wiederholung der Aussage ab, dass der Austausch zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen normal sei (Z. 024). Für TZM scheinen die Deutschen eine Autorität innezuhaben, zumindest was den Standard betrifft, die für die Beurteilung des Zusammenlebens und der Kommunikation untereinander relevanter ist als ihr Status als Zugezogene in der Schweiz. Dieser impliziert für TZM keinerlei Pflichten oder zu erfüllende Erwartungen. Im Gegenteil macht sie als Mitglied der Aufnahmegesellschaft ihre Selbstbeurteilung sowie ihr Selbstbewusstsein, was die eigene Standardvarietät betrifft, stark von den Zugezogenen abhängig.

TZM äussert sich kritisch gegenüber nationalitätsspezifischen Stereotypen und positioniert sich damit als eine reflektierte und unvoreingenommene Person:

Beispiel I69/TZM: Klischee (TZM_CH 23:19–23:46)

```
001   TZM:   h° a ä (-) jo eigentlich SCHO;
002          es GIT vilicht-
003          (--) aber das sind GLIschee,=
004          =di chönt ich nid emol beSTÄ'-=
005          =NEI ich ha s gfüül sii sind (-) äänlich;
006          h° di düütsche sind vilich e chli diRÄKter-
007          hanich scho (-) erLÄBT (.) aber'-
008          (-) hhh° nid e REEsi differänz;
009          aso das dunkt mi das isch au no seer chaRAKterbezo'-=
010          =es dunkt mi es isch EEner es klischee;
011   Ex:    [(-) hm_hm ]
012   TZM:   [(-) ich wet das ]eigentlich nid unterle unterSTRIIche=es
             isch-
013          h° sii sind SEER seer äänlich find ich-=
014          =d SCHWIIzer und düütsche;
```

TZM lässt in Z. 001/002 antönen, dass sie gewisse stereotype Charakterisierungen von Deutschen zwar kennt, diese aber nicht bestätigen kann bzw. möchte. Die stereotypen Vorstellungen sind als kognitive Schemata (vgl. Riehl 2000: 143), als soziale Repräsentationen, auch im Bewusstsein von TZM, obwohl sie sich dagegen ausspricht und die Ähnlichkeit bzw. Nähe von

Schweizer:innen und Deutschen betont. Als einziges Attribut für die Deutschen nennt sie in Z. 006 das Adjektiv «diRÄKter» im Komparativ – eine innerhalb des Samples sehr verbreitete Zuschreibung (vgl. Kapitel 13.6). Sie relativiert diese jedoch umgehend in Z. 008–010, verbalisiert explizit ihre Distanzierung von diesem «klischee» (Z. 010) und wiederholt schliesslich ihre anfängliche Aussage in Z. 012–014.

14.1.5 MR

Die GWP MR positioniert sich zu einem frühen Zeitpunkt des Interviews als bewusster Dialektsprecher:

Beispiel I70/MR: Bewusst nicht umstellen (MR_CH 03:22–03:46)

```
001   MR:   (--) jo wänn immer MÖGlich-
002         aso ich versueche deten eich (--) ääm aso bewusst (-) NÖD
            umzstelle,
003         im unbewusste passiirts mängisch dassi UMstelle tue,
004         und hochdüütsch wänn düütschi kollegen Ume sind-
005         hh° oder USländischi-
006         jetzt nid nur DÜÜtschi=aber ää:-
007         versueche (--) SCHWIIzerdüütsch z rede;
008         (1.5) WÄNN immer möglich;
009   Ex:   wenn immer möglich verSUECHSCH ööm:-
010         (--) ou mit de DÜÜTsche?
011         (-) öö:
012   MR:   ja;
```

Auf die Frage, wann er in seinem Berufsalltag Schweizerdeutsch spreche, antwortet MR mit dem Ausdruck seiner Präferenz für die Dialektvarietät. Zum Varietätenwechsel sagt er, dass dieser ihm auch zuweilen unbewusst «passiirt» (Z. 003). Die Wahl des Verbs ‹passieren› mit Dativobjekt verweist auf die Unfreiwilligkeit sowie die negative Beurteilung dieses Vorgangs. MR sieht den Grund für unnötige Varietätenwechsel in Kontakten nach Deutschland und der Übertragung des Verhaltens auf Situationen mit Zugezogenen, sodass er deswegen «amel (.) DRIIgheie tue» (MR_CH 04:00–04:32). Diese Wortwahl weist erneut auf die negative Bewertung des Varietätenwechsels im Gespräch mit in der Schweiz lebenden Deutschen hin.

MR bewertet die beiden Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch sehr unterschiedlich, wobei er den Dialekt als «EIfacher», «mini muetterSPROCH» sowie «das naTÜRliche» (MR_CH 05:54–05:57) bezeichnet. Er sei dadurch «indirÄkt kompeTÄNter» (MR_CH 06:02–06:06); die Standardvarietät dagegen bezeichnet MR als «KÜNschtlich» (MR_CH 06:06–06:09) und nimmt die Kategorisierung ex negativo vor:

Beispiel I71/MR: Nicht meine Muttersprache (MR_CH 06:23–06:35)

```
001   MR:   (1.5) ää:: NÖD mini muettersproch,
002         nöd s naTÜRliche,
003         eher dänn:-
004         ää ich säge jetzt mol en AApassig ad situazion;
005         für ebe kollege wo (1.0) NÖD schwiizerdüütsch verstönd;
```

MR konzipiert die Standardvarietät als eine Art Verkehrssprache, die ausschliesslich adressateninduziert zur Anwendung kommt. Andere, situationsinduzierte Verwendungsmöglichkeiten, wie sie im diglossischen Alltag der Schweiz vorkommen, scheinen in MRs Bewusstsein keine

aktive Rolle zu spielen. So bezeichnet er die Standardvarietät auch als Fremdsprache für Deutschschweizer:innen:

Beispiel I72/MR: Eher lustig (MR_CH 07:46–08:01)

```
001   MR:   isch eigentlich eher LUSCHtig-
002         (-) (es) GUETS-
003         (1.0) ää::: nei ich find eifach NÖD-
004         es tö:nt (-) scho ANdersch-
005         wenn en düütsche DÜÜTSCH redt,
006         als wenn en schwiizer HOCHdüütsch redt-
007         (-) es isch nöd s GLIIchig=es isch-
008         ich find immer du GHÖRSCH-
009         es isch e FREMDsprach;
```

MR misst die Standardkompetenzen von Deutschschweizer:innen an jenen der deutschen Kolleg:innen und bewertet innerhalb dieses Rahmens Schweizerhochdeutsch kritisch, indem er es als «LUSCHtig» klingend (Z. 001) bezeichnet und ihm den Status der Fremdsprache zuspricht (Z. 009). Die Unterscheidung verschiedener Standardvarietäten unterstreichen auch die Kategorisierungen von bundesdeutschem «DÜÜTSCH» in Z. 005 im Gegensatz zu schweizerischem «HOCHdüütsch» in Z. 006. Obwohl MR im Vergleich nicht explizit die Güte der jeweiligen Varietäten anspricht, ist eine klare normative Ausrichtung an der bundesdeutschen Varietät erkennbar. Deutschschweizer:innen sprechen gemäss MR auch nicht sehr gerne Standarddeutsch. Man merke, dass ihnen «nöd hundert prozänt WOOL» sei (MR_CH 09:27–09:34) und der Standard nur verwendet werde, «zum öpertem hälfe» (MR_CH 09:51–09:54).[247]

Die Beurteilung des Schweizerhochdeutschen scheint auch mit der Aussensicht der zugezogenen Deutschen zusammenzuhängen:

Beispiel I73/MR: Herzig (MR_CH 12:08–12:28)

```
001   MR:   (--) u:nd und aso di DÜÜTsche-
002         fiidbäck vo de DÜÜTsche-=
003         =(ämel) säged immer-=
004         =jo ebe (so kwasi) me ghört (grad) de SCHWIIzer,
005   Ex:   hm_hm,
006   MR:   u:nd es TÖNT herzig;
007         de muessi immer säge=HM;
008   Ex:   [hahaha; ]
009   MR:   [(xxx xxx) ](--) isch es kompliMÄNT-
010         (säg ich) jetzt mol aso vo IIne us=aber-
011         hh° sälber seisch immer Okei,
012         guet wenns HERzig tönt,
013         dänn ischs e chli KOMisch;
```

Die Beurteilung des Schweizerhochdeutschen als «herzig» in Z. 006 wird von MR als zweischneidig empfunden: Er vermutet zwar keine negativen Intentionen seitens der Deutschen, trotzdem löst diese Rückmeldung MR zufolge aufseiten der Deutschschweizer:innen ein Defizienzempfinden aus, da die Bezeichnung ‹herzig› eine gewisse Markiertheit der Sprechvarietät vermittle («KOMisch» Z. 013). Ausserdem würden Deutsche gemäss MR Schweizerhochdeutsch öfter die Standardsprachlichkeit absprechen (MR_CH 06:57–07:03).

[247] Anders verhalte es sich mit Englisch, das auch gesprochen werde, «wils KUUL isch» (MR_CH 09:58–10:02).

MR gibt an, über kein ausgeprägtes Wissen zu den verschiedenen deutschen Varietäten zu verfügen und beantwortet die Frage nach präferierten Varietäten mit der Vermutung, dass er süddeutsche Varietäten wohl präferieren würde (MR_CH 12:35–13:05). Varietäten, die ihm nicht gefallen, hat MR ausschliesslich bei den spezifischen Schweizer Dialekten (MR_CH 13:13–13:26). Klarer positioniert er sich bei der Frage, ob die zugezogenen Deutschen Schweizerdeutsch sprechen sollten (vgl. Beispiel I5/MR, Kapitel 13.3).

Aus dem Argument der sprachlichen Authentizität leitet MR eine Verhaltensmaxime für die Deutschen in der Schweiz ab:

Beispiel I74/MR: Wie der Mund gewachsen ist (MR_CH 11:09–11:27)

```
001   MR:   ich würd SÄge-
002         sii sölled e SOO: rede,
003         wie ne s MUUL gwachsen isch;
004   Ex:   ja;
005         (--) und verSTOO?
006         (--) würsch [(xxx)]
007   MR:               [verSTAA ]würdi säge sötteds es eich scho;
008         (--) also vor allem ebe wenns de länger DA sind,
```

MR verwendet in Z. 002/003 die schweizerdeutsche Entsprechung der Redewendung «reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist» (vgl. Dudenredaktion o. J.b), um eine authentische Sprechweise zu beschreiben, die er sich von deutschen Zugezogenen wünscht. Er umschreibt damit, dass die Zuzüger:innen bei ihren bundesdeutschen Varietäten bleiben und nicht Schweizerdeutsch sprechen sollen. Rezeptive Dialektkompetenzen hingegen erwartet er (Z. 007), vor allem von Personen, die sich bereits länger in der Schweiz aufhalten (Z. 008).

MR sieht deutliche Unterschiede in der deutschen und der Schweizer Mentalität, die er vor allem auf die Kommunikationskultur (vgl. Kapitel 6.2.1) bezieht und auf dem Spektrum direkt–indirekt verortet. Er kontrastiert (vgl. Schwitalla 2012: 176) die Deutschen, die «di diRÄKtere» und «nöd so umSCHWEIfend» und «beSTIMMter» seien (MR_CH 21:08–21:16), mit den Schweizer:innen, die immer versuchen würden, es «e chli allne rächtzmache» und daher weniger direkte Kritik äussern würden (MR_CH 21:29–21:49). MR beschreibt beide Nationalitätengruppen aus der Perspektive des Beobachters bzw. Analytikers und positioniert sich damit als nicht involvierter Betrachter des Geschehens. Diese Position verändert sich während seiner anschliessenden Ausführungen zu möglichem Konfliktpotenzial zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen:

Beispiel I75/MR: Anecken (MR_CH 21:56–22:23)

```
001   MR:   (2.0) vili i ää nöd aaecke-
002         viled viled ää:: füüled sich ää vor de chopf ää: GSTOSSE,
003         (--) mit eich deren ART;
004         (2.0) aber_ää:-
005         (--) ich find das isch nöd ÜBermässig;
006         (--) klar gids ebe wi überall s eksTREme,
007         (-) und das das isch denn scho nid i dr ORnig-
008         und das ää: ja-
009         das eckt denn WÜRKlich aa-
010         hh° aber so das ÜBliche säg ich jetz mol-
011         mit dem chamer GUET omga;
```

MR formuliert nach einer Pause von zwei Sekunden eine Äusserung rund um das Verb «aaecke», die durch mehrere Häsitationspartikel («ää», Z. 001/002), Abtönungspartikel («eich», Z. 003) sowie Selbstreparaturen (Z. 001/002) gekennzeichnet ist. Er beginnt seine Beschreibung in Z.001/002 in der 3. Person Plural aus einer Aussenperspektive, die er in der vorhergehenden Antwort bereits eingenommen hat, zeigt jedoch die eigene Involviertheit in die betreffende Situation in Z. 005, in der er seine Haltung zum Thema ausdrückt. In Z. 006/007 suggeriert MR das Bestehen impliziter Wissensbestände bezüglich deutscher Charakteristika, auf die er mit «s eksTREme» referiert, und äussert in Z. 007 eine deutlich negative Beurteilung dazu. Genauso verfährt er in Z. 010, wo er auf «das ÜBliche» referiert. Die ausgesprochene Vagheit (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 224f.) kann auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass MR inhaltlich heikles Terrain betritt, wenn er sich zu problematischen Verhaltensweisen seitens der Deutschen äussert.

MR findet auch, dass Deutsche, die in die Schweiz ziehen, sich den Gepflogenheiten vor Ort anpassen sollten, was er mit einem Vergleich begründet:

Beispiel I76/MR: Wie tickt der? (MR_CH 22:40–23:09)

```
001   MR:   ich meine-
002         isch wi MIER versueched eus-=
003         =vor allem wenn mer jetz asiAtisch oder so-=
004         =IIgendwie es bitzli azpasse;
005         aso vo dem her wärs sicher AU nöd (--) unverfroore oder un
            (-) ää apasst-
006         wenn mer säged=du ää:-
007         (-) überLEG doch-
008         (--) LIIS mal naa-
009         ää:m wi isch so chlii de SCHWIIzer,=
010         wi TICKT dä?
011         (--) aso wännd WOTSCH-
012         wännd inteRÄsse häsch,
013         dich dete möglichscht schnäll und ooni a egge z inteGRIEre,
014         dänn dänn isch das sicher vo VORteil-
```

MR spricht in der 1. Person Plural davon, sich im Ausland anzupassen, wobei er das Beispiel des asiatischen Raums nennt (Z. 002–004). Diese sehr implizite Formulierung kann vor dem Hintergrund der globalen Ausrichtung des Unternehmens und der regelmässigen Geschäftsreisen nach Asien interpretiert werden. Im Gegensatz zu anderen GWP, die mögliche Unterschiede zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen mit Verweis auf die Verhältnismässigkeit in einer globalen Betrachtung negieren, nutzt MR den Vergleich mit einer anderen Kontaktsituation mit grösserer kultureller Distanz im Sinne eines Analogie-Topos (vgl. Wengeler 2003), um seine Aussage zu begründen. Er schliesst seine Ausführung mit einer Konklusion (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 262), die er mit einem Konditionalsatz mit wenn-dann-Struktur realisiert (Z. 012–014).

14.1.6 BN

BN verwendet Standarddeutsch beruflich in Meetings, mit Lieferanten sowie im Team, das er leitet,[248] Schweizerdeutsch hingegen für informelle Kommunikation sowie in internen Meetings

[248] Vgl. Kapitel 12.1.5.

(BN_CH 10:16–11:14). BN hat auch im Privaten regelmässigen Kontakt mit der Standardvarietät, beispielsweise im Sportclub (BN_CH 30:07–30:50).

BN beschreibt eine starke Tendenz zur automatischen Akkommodation ans Gegenüber und versucht, mögliche Gründe dafür zu eruieren:

Beispiel I77/BN: Verlangen (BN_CH 24:06–25:05)

```
001   BN:   =wenn ich jetz jetz mit DIR würd rede,
002         und du redsch HOCHdüütsch,
003         hh° han ich s verLANge,
004         dass ich AU hochdüütsch rede;
005         (aso es:) ää öö-
006         (--) aso als als erschts (-) us us reSPÄKT au es bitz wiit-
007         ich mein wenn wenn-
008         es gid ei SPROCH,
009         wo mer beed zäme seer guet beHERRschid,
010         das isch HOCHdüütsch,
011         de red ich doch HOCHdüütsch,
```

BN sieht einerseits den Ausdruck von «reSPÄKT» (Z. 006) als Grund, sprachlich an das Standarddeutsch sprechende Gegenüber zu akkommodieren, andererseits spricht er von einem «verLANge» (Z. 003), das ihn zur Akkommodation bewege. Damit umschreibt BN das Phänomen der *preference for same language talk* in eigenen Worten. Er fügt noch eine dritte Begründung an, in Form einer Konklusion: Die eigene Standardverwendung wird als logischer Schluss aus der Tatsache formuliert, dass die Standardvarietät jene der beiden möglichen Optionen darstellt, die beide Parteien «seer guet beHERRschid» (Z. 008/009). Damit widerspricht BN in sehr komprimierter Form ausdrücklich dem vielfach diskutierten Defizienzempfinden von Deutschschweizer:innen bezüglich der Standardvarietät und kategorisiert in einer plurizentrischen Sichtweise die verschiedenen Varietäten gleichermassen als «HOCHdüütsch» (Z. 011). Trotz der vorgebrachten Argumente für die Standardverwendung im Gespräch mit Deutschen äussert sich BN diesbezüglich auch kritisch:

```
012         hh° u:nd-
013         hh° es GID es gid so zwei drü lüüt-
014         zwei drü perSOne-
015         won ich jetzt scho länger kenne,
016         und det SCHAFF ichs;
017         (-) aso ich ha im priWAte umfäld eine wo hochdüütsch redt-
018         wo mir aber scho JEdes mol seid-=
019         =hei red ke HOCHdüütsch mit mir;
020         red SCHWIIzerdüütsch;=
021         =und det hanis jetzt GSCHAFFT,
022         h° det red ich wirklich SCHWIIzerdüütsch=aber ich:-
023         es isch huere KOmisch-
024         es isch mega KOmisch;
((…))
```

BN beschreibt in Z. 017–020, wie die Verwendung des Dialekts, der unmarkierten Varietät der Deutschschweizer In-Group, von deutscher Seite eingefordert wird. Diesem Wunsch versuche er nachzukommen; die zweimalige Verwendung des Verbs ‹schaffen› (Z. 016/021) zeigt die Bewertung dieses Akts als Herausforderung bzw. die Fähigkeit dazu als Kompetenz, da die asymmetrische Varietätenverwendung für ihn «KOmisch» sei (Z. 023/024). Wenig später wiederholt

BN noch einmal seine Begründung, dass seine Standardverwendung auch Ausdruck von Respekt sei, und fügt noch einen weiteren Grund an:

```
031   BN:   i ich FINde-
032         also als erschts us us us reSPÄKT,
033         und irgendwie: schalt ich de grad UM-=
034         =und s ZWEIte isch au-
035         ich wot mis hochdüütsch au entsprächend au (-) ää u (--) FIT
            bhalte;
036         wil ich bi SEER vil z düütschland unterwägs-
```

BN spricht auch Standarddeutsch, um die eigenen produktiven Kompetenzen zu trainieren. Er ist eine von zwei GWP, die diesen Aspekt in Bezug auf die Varietätenverwendung erwähnen (vgl. GWP MK, Kapitel 14.1.9). Standardkompetenz scheint eine für BNs Selbstverständnis als Sprecher relevante Kategorie zu sein. So gibt er an, dass es «natürlich AU schön» sei, wenn man sich auf Standarddeutsch gut ausdrücken könne, dies aber «SCHO üebig» brauche (BN_CH 25:10–25:28). BN äussert generell eine positive Einstellung gegenüber der Standardvarietät, die er als «SUUberer irgendwie», «SCHÖner» «aagnäämer zum ZUElose» bezeichnet (BN_CH 15:16–15:34). Dabei findet BN die bundesdeutsche Aussprache «eifach SCHÖner» und hat sich nach eigener Aussage daher auch eine eher bundesdeutsch klingende Aussprache angewöhnt (BN_CH 17:41–17:51). BN positioniert sich als sprachbewusster und reflektierter Sprecher, dessen Verwendung der Varietäten nicht zufällig und ungesteuert erfolgt, sondern Resultat eines bewussten Umgangs ist. BN spricht jedoch die Diskrepanz an, die zwischen Eigen- und Fremdperspektive besteht:

Beispiel I78/BN: Zum Teil unangenehm (BN_CH 25:55–26:03)

```
001   BN:   ich glaub dene lüüt isch es zum teil unagNÄÄM=jo-
002         dass ich jetzt MUESS hochdüütsch rede;
003         (1.5) obwool ich das nid als MÜEsse aso f-
```

Mit ‹diese Leute› (Z. 001) referiert BN auf jene Deutschen, die Akkommodation bei ihm auslösen. Er spricht die unterschiedliche Bewertung der Standardverwendung an, die sich im Modalverb «MUESS» in Z. 002 ausdrückt: Während die Standardverwendung seitens der Deutschen als (lästige) Verpflichtung für die Deutschschweizer:innen interpretiert wird, empfindet er selbst dies nicht als von aussen auferlegte Bürde, sondern im Gegenteil als inneren Drang, dem nachzugehen ihm um vieles leichter fällt, als sich dagegen zu wehren.
Den kompetenten Umgang, den BN für seine eigene Standardverwendung reklamiert, scheint er bei anderen Deutschschweizer:innen zum Teil zu vermissen:

Beispiel I79/BN: Nicht einmal herzig (BN_CH 35:22–35:36)

```
001   BN:   es gid schwiizer wo würklich NID hochdüütsch chö-=
002         =aso sii chönds SCHO,
003         de wort sie hend de WORTschatz,
004         aber das TÖNT °hh° nid emol me härzig-
005         oder irgendwie LUSCHtig;=
006         =das tönt eifach (--) GRUS=aso isch eifach-
007         hh° ja;
008         (--) ja;
009         (aso) ICH has nid gärn;
```

BN beurteilt das Schweizerhochdeutsch gewisser Deutschschweizer:innen als «nid emol me härzig- | oder irgendwie LUSCHtig;» (Z. 004/005) und beginnt eine eigene deskriptive Bewertung in Z. 006, die er jedoch mit einer Selbstreparatur abbricht und schliesslich in Z. 009 mit einer Subjektivierung reformuliert. Dies beschränkt den Anspruch der Aussage auf die eigene Person und verzichtet auf Verallgemeinerung der Gültigkeit, wodurch die erzählende Person Reflektiertheit demonstrieren kann (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 247). Auch bezüglich der Frage, wie Deutsche mit Schweizerdeutsch verfahren sollten, äussert BN seine Haltung mit der subjektiven Relativierung «find ICH» in Z. 002:

Beispiel I80/BN: Sollen Hochdeutsch sprechen (BN_CH 36:17–36:20)

```
001   BN:   di sölid hochdüütsch (.) REde-
002         (-) find ICH;
```

Als Begründung führt BN an, dass es «nid SCHÖN» klinge (BN_CH 36:28–36:30), wenn sie Schweizerdeutsch zu sprechen versuchten, da es für Deutsche auch «HUEre schwiirig» zu erlernen sei (BN_CH 36:30–36:33). Als Ausnahme, was Schweizerdeutsch sprechende Deutsche betrifft, führt BN die ebenfalls in die Untersuchung inkludierte Deutsche VB an, bei deren Aussprache des Schweizerdeutschen man kaum merke, dass sie Deutsche sei (BN_CH 36:36–36:40). Für BN ist der Gradmesser für die Qualität des produzierten Dialekts der Klang, der möglichst authentisch sein soll, sodass der Charakter der Verschmelzung zweier Varietäten nicht mehr erkennbar ist. BN zufolge sind hingegen Demonstrationsmischungen nicht erstrebenswert:

Beispiel I81/BN: Schaffe (BN_CH 36:45–37:15)

```
001   BN:   isch würkich SPANNend,=
002         aso das hani no nie (.) GSEE=aso-
003         öper wo so schwiizerdüütsch redt wi SII,
004         hh° ää::m:-
005         und schüsch di ANdere s:-
006         amigs versuechids so es paar WÖRter=aso-
007         ((räuspert sich, 0.5)) di redid ganzi SÄTZ,
008         und de gwüssi WÖRter-
009         (--) es gid so speziELli wörter-=
010         =cha dir jetz: nid säge-
011         aa: MOU-
012         SCHAffe (.) zum bispöu;
013   Ex:   hm_hm,
014   BN:   (-) de SÄgids-
015         ich habe geSCHAFFT-
016         (--) damits e chli SCHWIIzerdüütsch-
017         und das isch AU so musch dänke ja ss::-
018         tönt jetz nid: (.) GUET-
019         aso de säg ää SÄGS lieber uf hochdüütsch;
```

Am Beispiel des Verbs «SCHAffe» (Z. 012–015), das im gesamten alemannischen Dialektgebiet die übliche Variante darstellt (vgl. Elspaß/Möller 2003ff.), illustiert BN einen seines Erachtens für eine Demonstrationsmischung typischen Satz. Seinen wertenden Kommentar dazu äussert BN mit mehrfachen Verzögerungssignalen (Z. 017/018) und der tendenziell vorsichtigen Formulierung «nid: (.) GUET» (Z. 019). Weiter beurteilt er solche Demonstrationsmischungen als «mega ää LUSCHtig» (BN_CH 37:20–37:21). BN signalisiert Verständnis für die Intention seitens der Zugezogenen, beurteilt die Produktion des Dialekts jedoch als für die Integration nicht zielführenden Weg; rezeptive Kompetenzen hingegen erwartet er von den Zugezogenen (BN_37:21–37:31). Er berichtet auch von Erwartungen, die Schweizer:innen an Zugezogene stellen:

Beispiel I82/BN: Dein Problem (BN_CH 19:21–19:36)

```
001   BN:   ZWÖI drü mol vilicht i dene elf joor han ichs erläbt,
002         dass mer de NAchhär als-
003         won ich de ghört ha,=
004         =dass en DÜÜTSCHschwiizer imene düütsche gseid hed,
005         (1.0) ää ja wenns nid verSTOOSCH,
006         ischs DIS problem;
007         du bisch do i de SCHWIIZ-
008         jetzt muesch SCHWIIzerdüütsch leere;
```

BN zeichnet das Bild des ablehnenden, wenig kooperativen Verhaltens durch den Einsatz eines Pseudozitats (Z. 005–008), das gemäss Keim (1995: 480) als metaphorischer Verweis auf eine Kategorie und damit als verkürztes Kategorisierungsverfahren fungiert. Durch diese implizite Art der Kategorisierung ohne explizit geäusserte Bewertung positioniert er sich selbst gleichzeitig als neutraler Beobachter zwischenmenschlichen Umgangs, der emotional wenig involviert erscheint. Die Ablehnung, die Deutschen von Deutschschweizer:innen oft entgegenschlage, begründet BN mit den bestehenden Unterschieden zwischen Schweizer:innen und Deutschen, die hauptsächlich im stärker ausgeprägten Selbstbewusstsein der Deutschen zu finden seien – sei es im Fussball oder im Geschäftlichen (BN_CH 42:26–43:04). BN gibt sich jedoch auch kritisch der schweizerischen Mentalität gegenüber und stellt fest «und mer sind SEER seer bescheide- | fasch zu bescheide AMigs,» (BN_CH 43:58–44:02). Bei BNs Ausführungen sind Wechsel in Bezug auf das Subjekt feststellbar. Beschreibt er zuvor die Bescheidenheit der Schweizer:innen in der 1. Person Plural, also aus der Betroffenenperspektive, wählt er an anderer Stelle die 3. Person und damit die Beobachterrolle (vgl. Beispiel I30/BN, Kapitel 13.6). Er drückt dabei auch eine gewisse Ambivalenz aus, was die eigene Haltung gegenüber Deutschen angeht:

Beispiel I83/BN: Kommentare (BN_CH 44:34–44:40)

```
001   BN:   (--) aso: h° so kommentär wod he'-
002         aso schwiizer hend düütschi nid GÄRN;
003         (--) und ich verstoos au WArum zum teil=hahaha-
```

BN kommentiert das Verhalten, das er wiederum aus einer Aussenperspektive beschreibt, obwohl er selbst Teil der Schweizer In-Group ist. Die Kategorisierung der «schwiizer» (Z. 002) drückt also eine Nichtzugehörigkeit zur In-Group der Schweizer:innen aus (vgl. Hausendorf 2000: 106ff.). Diese würde auf einer Selbstwahrnehmung von (Nicht-)Zugehörigkeit basieren, die von der von aussen zugeschriebenen divergiert. Möglicherweise kann dies mit BNs Migrationshintergrund erklärt werden. Als Sohn ausländischer Einwander:innen versteht er sich

womöglich nicht oder nur partiell als Teil der Deutschschweizer In-Group. Eine andere Erklärung liegt darin, dass es sich um ein tendenziell heikles Thema handelt, bei der die soziale Erwünschtheit der Äusserungen eine Rolle spielt. Der Wechsel der Erzählperspektive stünde dann im Dienste des *Impression Management*.

14.1.7 DF

DF verwendet Standarddeutsch, wenn der:die Gesprächspartner:in kein Schweizerdeutsch versteht und wenn Deutsche aus Deutschland bei einem Meeting dabei sind, was in DFs alltäglicher Kommunikation oft der Fall sei (DF_CH 04:40–04:57). Für DF ist die Verwendung der Dialektvarietät die präferierte Option:

Beispiel I84/DF: Bevorzugt (DF_CH 04:59–05:11)

```
001   Ex:   i mim BRUEFsalltag (-) verwänd ich schwiizerdüütsch (.)
            wenn-
002   DF:   (1.5) wänn IMmer möglich-
003         [((lacht, 2.0)) ]
004   Ex:   [((lacht, 2.0)) ]hh°
005   DF:   beVORzugt-
006   Ex:   [ja ]
007   DF:   [hehehe ]naTÜrlich-
008         (-) isch d MUEttersprach-
```

Mit der Modalpartikel «natürlich» (Z. 007) markiert DF seine Aussage, dass er den Dialekt als Sprechvarietät bevorzuge, als selbstverständlich. Mit diesem «Argumentationsindikator» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 249) stellt DF eine argumentative Relation her zwischen der Deklaration seines Verhaltens bzw. seiner Präferenz und der Aussage, dass es sich beim Schweizerdeutschen um die Muttersprache handle in Z. 008. Als implizit referierte Prämisse gilt dabei die Überzeugung, dass jede Person die Muttersprache gegenüber anderen Sprachen oder Varietäten bevorzugt.

DF beschreibt Standarddeutsch als herausfordernde Sprechvarietät (vgl. Beispiel I11/DF, Kapitel 13.4) und betrachtet seine eigene Haltung als unter Deutschschweizer:innen im Allgemeinen verbreitet. Diese würden tendenziell lieber nicht in der Standardvarietät sprechen, «wänns nid MÜEND» (DF_09:34–09:38). Das Modalverb ‹müssen› suggeriert in diesem Zusammenhang eine Notwendigkeit bzw. einen Zwang, der sich für DF aus der Situation ergibt. DF relativiert diese Aussage jedoch anschliessend, indem er anfügt, im Sinne der Verständnissicherung sei Standarddeutsch in den betreffenden Fällen die richtige Wahl (DF_CH 09:44–09:56). DF berichtet auch von automatischen adressateninduzierten Wechseln in den Standard im privaten Bereich, die er sich mit einer Adaption des betrieblichen Kommunikationsverhaltens auf Kontexte ausserhalb der Firma erklärt:

Beispiel I85/DF: Lauter Gewohnheit (DF_CH 02:50–03:07)

```
001   DF:   mängmol stellt mer denn autoMAtisch uf hochdüütsch um-
002         wenn mer merkt (xxx xxx);
003         und denn säged SII amel-
004         du chasch im fall SCHWIIzerdüütsch rede ff::;
005   Ex:   (--) pasSIERT das öpe?
006   DF:   JA gids scho;
007         so luuter gwoonheit im GSCHÄFTliche bereich-
008         wod EIfach denn-
009         hh° halt of hochdüütsch WÄCHSlisch-
```

```
010         wänn DÜÜtschi debi sind-
011         (-) denn passierts mängmol au im prifate BEreich;
```

Nebe der Gewohnheit vermutet DF, dass der Grund für die Akkommodation ans Gegenüber auch in einer gewissen Unsicherheit bezüglich der Verstehenskompetenz der Deutschen liege. Diese würden teilweise angeben, dass sie Dialekt verstünden, man merke aber trotzdem, dass nicht alles verstanden werde (DF_CH 03:11–03:24). Ein Bewusstsein für eine generelle *preference for same language talk*, wie es bei anderen GWP zum Ausdruck kommt, äussert DF hingegen nicht. Bei DF scheint eine enge Verknüpfung von betrieblicher Kommunikation mit Deutschen und der Verwendung des Standards zu bestehen, die auch auf andere Bereiche seines Lebens einwirkt sowie die Wahrnehmung der eigenen Standardkompetenz beeinflusst (vgl. Beispiel I11/DF, Kapitel 13.4). DF findet generell, dass sich Deutschschweizer:innen im Standard «weniger GSCHLIffe usdrucke» könnten als Deutsche (DF_CH 09:14–09:22) und es wenige Schweizer:innen gebe, die «würklich perFEkts hochdüütsch rede», sondern ein «verHOCHdüütschts schwiizerdüütsch» (DF_CH 08:16–08:30). Diese Einschätzung der eigenen Standardvarietät dürfte auch mit den Reaktionen gewisser deutscher Kolleg:innen auf Schweizerhochdeutsch zu tun haben:

Beispiel I86/DF: Zum Teil gelacht (DF_CH 08:35–08:55)

```
001   DF:   ich ha das scho vil erläbt mit de düütsche kolLEge dänn-=
002         =dass sii dänn (-) zum teil GLAchet händ-
003         also nöd USglachet=aber-
004         (--) s LUSCHtig gfunde händ-
```

Obwohl DF in Z. 003 das beschriebene Verhalten der Deutschen explizit als nicht negativ intendiert beschreibt, gibt er an, dass Deutschschweizer:innen sich im Gespräch mit Deutschen zuweilen benachteiligt fühlen würden (DF_07:00–07:04). Während DF die Standardvarietät also in erster Linie in Bezug zur eigenen Kompetenzwahrnehmung beurteilt, äussert er zur Dialektvarität ein affektives Werturteil:

Beispiel I87/DF: Weichere, angenehmere Sprache (DF_CH 06:15–06:33)

```
001   DF:   (3.0) ää::-
002         (2.5) ää: e (.) e weicheri agneemeri SPROCH=find ich;
003         (1.5) ja hochdüütsch isch (eher) tönt (-) meischtens je e
            chli herter-
004         (1.0) aber vilicht hät das au: demit z TUE,
005         dass: eifach halt mini MUEttersprach isch-
006         hh° das isch eim ja MEISCHtens sümpatisch;
```

Nach zwei Pausen und Häsitationspartikeln (Z. 001/002) beschreibt DF Schweizerdeutsch mit den beiden attributiven Adjektiven «weicheri» und «agneemeri» im Komparativ (Z. 002) und kontrastiert dies mit der Bezeichnung des Standards als «herter» (Z. 003). Diese Attribuierungen entsprechen jeweils häufig genannten Zuschreibungen im romantischen kulturellen Modell des Dialekts (vgl. Berthele 2010a: 256f.). Erneut verwendet DF den Topos des Dialekts als Muttersprache als Erklärung für seine Nähe zur Dialektvarietät im Vergleich zum Standard (Z. 004/005). Der Heckenausdruck «vilicht» in Z. 004 schwächt den Grad der epistemischen Gewissheit aus Sicht des Sprechers ab und die abschliessende Feststellung mit dem Indefinitpronomen «eim» (Z. 006) hat analog zur Verwendung des neutralen Pronomens ‹man› eine Neutralisierung des handelnden Subjekts und eine Generalisierung der Aussage zur Folge

(vgl. König 2014: 253). An anderer Stelle im Interview beschreibt DF Schweizerdeutsch auch als «en identiTÄT (.) für öis» (DF_CH 16:15–16:18); der Standard hingegen sei nicht direkt eine Fremdsprache, aber «wine andere starche dialäkt fascht» (DF_CH 12:35–12:42). DF gibt an, sich bezüglich anderer deutschen Varietäten wie bundesdeutschen Dia- oder Regiolekten nicht auszukennen (DF_CH 10:31–10:37).

Zugezogene Deutsche sollen gemäss DF Schweizerdeutsch verstehen lernen, es aber besser nicht sprechen, was er mit ästhetischen Aspekten begründet:

Beispiel I88/DF: Keine Erwartung (DF_CH 16:43–16:56)

```
001   DF:   (--) aber ich ha KEI erwartig-
002         dass sii schwiizerdüütsch REded,
003   Ex:   hm_hm,
004   DF:   (-) wil: wänn wänn: wänn sii schwiizerdüütsch REded,
005         dänn tönts für öisi oore MEISCHtens:-
006         (--) tueds MEE wee,
007         als wänn sii HOCHdüütsch reded;;
```

DF äussert sein negatives Werturteil bezüglich der Sprechweise indirekt, indem er die Verbindung zur Rezeption durch die Deutschschweizer In-Group macht, in der die Qualität nicht als adäquat erachtet werde.[249] Dabei zählt er sich durch die Verwendung des Possesivpronomens in der 1. Person Plural «öisi» (Z. 005) zur bewertenden Gruppe. DF positioniert sich also doppelt, einerseits als Teil der autochthonen Gruppe, die in ihrem Urteil streng ist, und andererseits als Teil jener Personen, die über die Sprachverwendung der Zugezogenen urteilen können – basierend auf ihrer sprachlichen Empfindung. Anschliessend betont DF, dass die meisten Deutschen besser beim Bundesdeutschen verblieben, wichtig seien die rezeptiven Dialektkompetenzen, «dass ICH: cha schwiizerdüütsch rede» (DF_CH 16:58–17:04).

DF beurteilt Deutsche und Schweizer:innen in einer ersten Antwort auf die Frage nach allfälligen Unterschieden als «seer glich», «seer ÄÄNlich» (DF_CH 20:28–20:33). In der folgenden Ausführung nimmt er jedoch eine Unterscheidung vor und referiert dabei auf prototypische Mentalitätsmerkmale:

Beispiel I89/DF: Typische Deutsche (DF_CH 20:34–21:36)

```
001   DF:   (--) hh° jo es gid bi de DÜÜTsche: (.) dötig wo mer seid-
002         das sind di tüpisch DÜÜTsche,
003         oder,
004         s isch halt bi öis s Imitsch dänn-
005         (-) hh° und s git aber geNAU au di andere;
006         wo seer agnäämi LÜÜT sind-
007         und das gits bi de SCHWIIzer au;
008   DF:   (0.5) hh° ich dänk=KLAR-
009         de de düütschi hät (-) zum teil e chli vo de kultur hä:r
            anderi ART mängmol-
010         di MEIschte uf jede fall-
011         (-) seer (.) vileich diRÄkti art-
012   Ex:   [hm_hm, ]
013   DF:   [vo de  ]SPRACH her au tönts mängmol hert für öis-
```

[249] Ob DF mit der verwendeten Komparativstruktur «MEE wee» in Z. 006 ausdrücken will, dass bereits das bundesdeutsche Standarddeutsch den Deutschschweizer:innen Schmerzen verursache – nur weniger als bundesdeutsches Schweizerdeutsch – kann an dieser Stelle nicht eindeutig interpretiert werden.

```
014         (1.5) aber ich glaub als MÄNSCH sälber (1.0) sind sii do nöd
            unterschiidlich wi mier;
```

DF schränkt die Zuschreibung gruppenspezifischer Eigenschaften (vgl. Hausendorf 2000: 119f.) auf den Prototypen der «tüpisch DÜÜTsche» (Z. 002) ein (vgl. Riehl 2000: 142). Wiederum wird die Aussage durch die Verwendung des Personalpronomens «mer» generalisiert und das Subjekt DF neutralisiert (Z. 001). DF führt erst nicht genauer aus, aufgrund welcher Merkmale seine Kategorisierung der typischen Deutschen zustande kommt, lässt jedoch durch die Kontrastierung mit der Gegengruppe, «di andere», die «seer agnäämi lüt sind» (Z. 005/006), deutlich eine negative Bewertung der referierten gruppenspezifischen Eigenschaften erkennen (vgl. Hausendorf 2000: 122ff.). In Z. 007 folgt ein Zugeständnis (vgl. Riehl 2000: 156), das die implizit beschriebenen negativen Merkmale auch gewissen Schweizer:innen zuspricht. DF wählt wie zahlreiche andere GWP für die Beschreibung der deutschen Mentalität das Attribut «di-RÄkt[i]» (Z. 011) und wiederholt die Beschreibung der bundesdeutschen Sprache als «hert» (Z. 013), zumindest in der Rezeption der Schweizer:innen. Nach einer Pause kehrt DF jedoch zu seiner anfänglichen Aussage der grossen Ähnlichkeit zurück (Z. 014). Nach einer erneuten Pause wechselt DF von der Deskription in die Narration und leitet eine sogenannte *small story* (vgl. Dailey-O'Cain/Liebscher 2011: 130) ein – mit einer explizit formulierten Selbstpositionierung als Person ohne Vorurteile (Z. 015). Solche evaluativen eigentheoretischen Einschübe «treten vor allem dann auf, wenn der Erzähler in Krisen und Problemsituationen Erklärungs- und Rechtfertigungsbedarf für das eigene Handeln oder Erleben empfindet» (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 69). Der auf den Einschub folgende Bericht von erlebten Konflikten mit Deutschen in Z. 017–026 scheint für DF eine solche Problemsituation darzustellen.

```
015   DF:   (2.0) und ich bi do vorur VORbehaltlos und vorurteilslos;
016   Ex:   hm_hm,
017   DF:   ich han aber AU scho müsse:-
018         (--) aso düütschi-
019         (-) GHA-
020         woni: (--) GAR nöd möge han-
021         woni EIfach gfunde ha-=
022         =DAS isch jetz ebe-
023         aso won ICH gfunde ha h°-
024         das isch jetz (--) halt TÜPisch düütsch-
025         wie mers halt mängmol im volksmund so (--) Ischätzt=oder,
026         (--) und de chani nüd demit Afange;
027         (-) aber (.) Ebe-
028         (1.0) GRÖSCHteteils-
029         (-) mi' (-) seer vil mit DÜÜTsche z tue,
030         und sind super: SUper lüüt eigentlich;
```

DF greift erneut die Kategorisierung «TÜPisch düütsch» (Z. 024) auf, wobei er diese wiederum generalisiert und als Meinung anderer («im volksmund» in Z. 025) präsentiert. Er beschränkt sein deutlich negatives Urteil wiederum auf den prototypischen Fall, während er abschliessend die positive Bewertung mit dem evaluativen Adjektiv «super» hervorhebt (Z. 027–030). DF stellt die Vermutung an, dass just in der Ähnlichkeit von Deutschen und Deutschschweizer:innen ein gewisses Konfliktpotenzial liegen könnte (DF_CH 21:43–21:51). Anschliessend konstatiert er eine inhärent ablehnende Haltung bei gewissen Schweizer:innen, von denen er sich dezidiert distanziert (DF_CH 22:04–22:11; vgl. Beispiel I31/DF, Kapitel 13.6).

14.1.8 SJ

SJ verwendet Standarddeutsch teilnehmerbezogen:

Beispiel I90/SJ: Ein klein wenig Hochdeutsch (SJ_CH 01:45–01:59)

```
001         (-) ää vilicht e chlii öpis HOCHdüütsch,
002         wenns um (-) kolleg in firmenstandort god-
003         (1.5) ää:: oder kollege bi ÖIS-
004         (1.5) wo nur HOCHdüütsch rede-
005         oder besser hochdüütsch verSTÖND=sägi jetz mol-
```

Wie bei DF zeigt sich auch bei SJ der Einfluss von Kontakten zu anderen Firmenstandorten innerhalb des multinationalen Konzern, obwohl diese in der gesamten Alltagskommunikation von SJ keinen sehr grossen Anteil auszumachen scheinen (vgl. «e chlii öpis HOCHdüütsch»). Noch einmal konkret auf die Standardverwendung im betrieblichen Alltag angesprochen, nennt SJ die Kommunikation mit deutschen Lieferant:innen sowie den schriftlichen Gebrauch (SJ_CH 04:56–05:16). Schweizer:innen brauchen SJ zufolge einen Grund, um Standarddeutsch zu sprechen (vgl. Beispiel I12/SJ, Kapitel 13.4). Dies bestätigt auch seine Angabe, dass bei Diskussionen und Projekten «mit mine arbetsgSPÄNdli» die Sprechvarietät «hauptsächlich (-) SCHWIIzerdüütsch» sei (SJ_CH 05:21–05:34). SJ beschreibt Schweizerdeutsch als die für die alltägliche Arbeitskommunikation übliche Varietät, ohne besondere Rückbindung an einen Kreis von Adressat:innen. Trotzdem berichtet er von automatischer Akkommodation an deutsche Kolleg:innen, die er unbewusst vornehme:

Beispiel I91/SJ: Passiert automatisch (SJ_CH 04:28 – 04:43)

```
001   SJ:   ää:m obWOOL mir gseid wird-
002         ää:: ich verSTOO schwiizerdüütsch-
003         denn: passiirt das bi mir am:igs autoMAtisch,
004         dass ich de GLIICH uf hochdüütsch schwänke;
005         kei aanig wiiSO=aber-
006         (--) paSSIIRT irgendwie eifach;
007         aber es fallt mer AU definitif liechter schwiizerdüütsch
            z rede als hochdüütsch-
```

SJ beschreibt das paradox anmutende Verhalten vieler Deutschschweizer:innen, dass sie in die für sie herausfordernde Standardvarietät wechseln, obwohl ihnen die Dialektvarietät leichter von den Lippen ginge. Die *preference for same language talk* wirkt in diesen Situationen stärker als die Präferenz bzw. Kompetenz der Sprecher:innen. SJ kann sich dieses Verhalten nicht erklären (Z. 005). Er bewertet dieses nicht explizit, beschreibt das Vermeiden der Akkommodation jedoch mit den Worten «besser unter Kontrolle» haben (SJ_CH 25:05–25:07), was die Interpretation nahelegt, dass SJ die Nichtakkommodation mindestens als Kompetenz bewertet, wenn auch anhand der Daten nicht ermittelt werden kann, ob er diese auch als erstrebenswert erachtet.

SJ beurteilt die beiden Varietäten in Bezug zur eigenen Kompetenz:

Beispiel I92/SJ: Früher in der Schule (SJ_CH 08:02–08:25)

```
001   SJ:   (4.0) eifacher mich USzdrücke,
002         (3.5) öö::m-
003         (--) jo (-) FALLT mir eifach eifacher-
004         (1.0) ich glauben au me bruchts (--) MEE-
005         (-) als HOCHdüütsch-
```

```
006         ich meine hochdüütsch hani hauptsächlich früecher i de
            schuel no GHA,
007         (--) wo mer no DEUTSCH im unterricht gha het-
```

Erneut erwähnt SJ, dass er mehr in der Dialektvarietät spricht als im Standard, wodurch er sich auch Unterschiede in der Sprachkompetenz erklärt und worin auch der Grund liegen dürfte, weshalb er dem Fremdsprachentopos folgt (vgl. Beispiel I15/SJ, Kapitel 13.5). SJ beurteilt auch verschiedene Deutschvarietäten ausschliesslich bezüglich der Verständlichkeit und gibt keine präferierten Dialekte oder Varietäten an bzw. solche, die ihm nicht gefallen. Er verbalisiert diesen Bezugsrahmen seines Urteils auch selbst:

Beispiel I93/SJ: Schön, nicht schön (SJ_CH 16:54–17:04)

```
001   SJ:   (-) hh° aber ää: vo de diaLÄKT här-
002         (2.5) SCHÖN=nid schön-
003         (1.0) d froog isch verSTOOD mers=o:-
004         o oder ob mers NID verstood-
```

SJ bringt im Interview den Vergleich mit Fremdsprachen wie Französisch und Italienisch ein, bezüglich denen er ein dezidiertes ästhetisches Werturteil äussert, wie er es für die verschiedenen Deutschvarietäten nicht tut. Auch die innerhalb des Deutschschweizer Subsamples verbreitete kritische Bewertung des Schweizerhochdeutschen teilt SJ nicht; er bezeichnet dieses hingegen als «eifach und verständlich (-) KLAssisch» (SJ_CH 12:27–12:31) und die Aussprache der Deutschschweizer:innen als «korREKT und guet»(SJ_CH 14:24–14:28). Gleichzeitig äussert SJ eine kritischere Haltung zu bundesdeutschem Schweizerdeutsch:

Beispiel I94/SJ: Bleib bei Hochdeutsch (SJ_CH 27:29–27:56)

```
001   SJ:   (-) ICH persönlich ha jetzt nid di erwartige,
002         dass ää:: dass jetzt-
003         hh° dass sii jetz ums verrecke münd chönne SCHWIIzerdüütsch
rede-
004         (-) mängisch bini froo wenns: (.) lönd lo SII;
005         (wenn)-
006         (1.5) (öö:)-
007         (1.0) au scho (2.0) lüüt (1.0) ghöre REde,
008         wos verSUECHT hend=und-
009         s TÖNT nid guet;
010         (--) säg I:-
011         (.) bliib bi HOCHdüütsch-
012         (--) aber zumindescht verSTOO-
            013         dass ich jetzt nid ums verrecke immer muess
            irgendwie uf HOCHdüütsch (-) öpis müess erchläre;
```

SJ argumentiert wie einige andere GWP mit der Qualität des von Deutschen produzierten schweizerdeutschen Dialekts gegen deren Bemühungen (Z. 007–009). Die Aussage ist durchsetzt von mehreren Pausen, die auf eine gewisse Zögerung bei der Äusserung des negativen Urteils schliessen lassen. Auch nennt SJ die Deutsche VB, die «relatif NÖCH am schwiizerdüütsch» sei mit ihrer Sprechvarietät (SJ_CH 31:30–31:43). SJ äussert keine explizite Bewertung dieses Beispiels einer Lernervariante des Schweizerdeutschen, kategorisiert diese jedoch mit der Bezeichnung ‹nahe am Schweizerdeutschen› als Entität ausserhalb des schweizerdeutschen Spektrums. Dieses weist zwar eine grosse Heterogenität auf, aber die Grenzen, welche konzeptionell die sprachliche In-Group umreissen, scheinen sehr klar gefasst zu sein. Über rezeptive Kompetenzen sollten Deutsche gemäss SJ im Gegensatz zu den produktiven jedoch verfügen,

damit die Schweizer:innen nicht ständig in den Standard wechseln müssten (Z. 011–013). Da die Verwendung der Standardvarietät, wie SJ zu mehreren Zeitpunkten des Interviews ausdrückt, eine Anstrengung bedeutet, erklärt sich diese Erwartung an die Zugezogenen aus der eigenen sprachlichen Präferenz heraus. Die saloppe Redewendung ‹ums Verrecken› (Z. 003/013) verwendet SJ im Interview insgesamt fünfmal – davon viermal im Kontext des Standarddeutschsprechens, wie in Z. 013, was als Ausdruck der Sichtweise auf die Standardverwendung als (leidige) Pflicht und Anpassung interpretiert werden kann. Diese Anpassung erachtet SJ im Zusammenhang mit der deutschen Zuwanderung in die Schweiz als vermehrt notwendig (vgl. Beispiel I38/SJ, Kapitel 13.6), wobei er wiederum erwähnt, dass die Akkommodation in seinem Fall ungesteuert verlaufe (Z. 004/005). Insgesamt weist SJ im Interview fünfmal auf diese Tatsache hin. Diese Kategorisierung seines Sprachverhaltens kann im Sinne einer Positionierung als eigentlicher Nichtstandardsprecher interpretiert werden.

SJ findet, dass Deutsche und Schweizer:innen unterschiedlich seien (SJ_CH 33:16 – 33:37), was die Mentalität betrifft. Auf die Nachfrage der Exploratorin, ob er Beispiele solcher Unterschiede nennen könne, bezeichnet SJ nach einer Pause von 6,5 Sekunden die Deutschen als offener und direkter in der Kommunikation, wobei er einen Kontrast formuliert: «ich glaube MER säuber sind (--) konserwatifer,», während die Deutschen «offener» seien (SJ 33:45–34:19). Als Ausnahme von dieser allgemeinen Regel nennt SJ jedoch das Siez-Duz-Verhalten am Arbeitsplatz, das der beschriebenen Verteilung von Offenheit–Zurückhaltung bzw. Distanziertheit entgegenlaufe (SJ_CH 34:20–35:02). Während SJ sich in dieser Kontrastierung selbst als Teil der Deutschschweizer In-Group positioniert, zeigt sich in seiner Selbstbeschreibung, dass er aufgrund seines Migrationshintergrunds diese Zugehörigkeit als von aussen hinterfragt wahrnimmt:

Beispiel I95/SJ: Als Schweizer ansehen (SJ_CH 35:50–35:56)

```
001   SJ:   (2.0) ich ha nid WÜRkich-
002         (2.0) so RICHtig das gfüül-
003         dass mich öper as SCHWIIzer agseed,
```

Auch er selbst scheint seine Zugehörigkeit ambivalent zu sehen, wie sich in den Positionierungen bei der Behandlung des Themas ‹Umgang mit Ausländer:innen› zeigt:

Beispiel I96: Vorurteile (SJ_CH 38:53–39:06)

```
001   SJ:   (--) glaub i de schwiiz isch SCHO so chli hh° (1.0) pff
            vorurteile-
002         (--) sobald mer öper ää einersits ää entweder GSEED,
003         oder nochem NAme här-
004         (-_) hh° ääm (--) isch mer chli VORsichtig-
005         und das findi chli SCHAD;
```

Die kritische Beurteilung der Schweizer Haltung Fremden gegenüber nimmt SJ aus der Beobachterperspektive vor, die sich in der Verwendung des generalisierenden Personalpronomens «mer» (Z. 002/004) in Kombination mit der Präpositionalphrase «i de schwiiz» (Z. 001), die eine Distanzierung des sprechenden Subjekts zur Folge hat. Auch in Bezug auf zugezogene Deutsche positioniert sich SJ zum Teil als Beobachter einer bestimmten Einstellung seitens der Deutschschweizer:innen (vgl. Beispiel I33/SJ, Kapitel 13.6). Abschliessend bezieht sich SJ wieder auf die Deutschen in der Schweiz und spricht das Thema Lohndumping als möglichen Grund für

die Schweizer Ablehnung gegenüber deutschen Zuzüger:innen an – wobei er sich eines eigenen Urteils enthält (SJ_CH 41:05–41:46).

14.1.9 MK

MK spricht am Arbeitsplatz nach eigenen Angaben Standarddeutsch, wenn ihn Kolleg:innen auf Standarddeutsch ansprechen (MK_CH 02:46–02:56). MK findet auch, dass bei einem gemischten Publikum generell Standarddeutsch oder gar Englisch als Interaktionsvarietät vorgeschlagen werden sollte:

Beispiel I97/MK: Okay, wenn ich Schweizerdeutsch rede (MK_CH 20:19–20:58)

```
001   MK:   h° ich FINde-
002         h° (-) es es isch hüt nüme sälbstverSTÄNdlich,
003         dass: ää: wänn irgend e VORtrag ghalte wird-
004         oder h° irgend e präsentaziO:N abghalte wird,
005         h° dass eifacht ää:: d voRUSsetzig da isch,
006         dass es NUR-
007         ää düütschschwiiz sprächendi: perSOne i de i de:-
008         hh° bi de:: zueschauer zuehörer HÄT;
009         und DA: die fraag am afang vo: vo demhh° ää BIItrag-
010         ää-
011         isch es oKEI=wenn ich: SCHWIIzerdüütsch rede,
012         oder wenn ich HOCHdüütsch rede,
013         hh° oder sogar ENGlisch,=
014         =was auch IMmer-
015         je nach DEM-
016         (--) ää find ich hüt ää ANgebracht;
```

MK referiert in Z. 009–012 auf die innerhalb autochthon/allochthon gemischten Konstellationen häufig gestellte Frage zu Beginn einer Interaktion, ob der Dialekt verwendet werden könne, und spricht sich dafür aus, den unmarkierten Status bzw. das Primat des Dialekts aktiv zu hinterfragen. MK verwendet Schweizerdeutsch für ‹normale›, ‹bilaterale› Gespräche mit Kolleg:innen (MK_CH 03:01–03:12), wobei er auf Nachfrage präzisiert, dass er im Gespräch mit Deutschen oft in den Standard wechsle («wenn mich öper uf: hochdüütsch AAspricht, | de machts KLICK- | und denn bin ich AUtomatisch im hochdüütsch inne» MK_CH 03:48–03:44). Dies führt MK darauf zurück, dass er in früheren Jahren in der Firma (er arbeitet seit 23 Jahren für das Unternehmen) vermehrt vor Ort in Deutschland mit deutschen Kolleg:innen zu tun gehabt habe, weshalb er nun automatische Varietätenwechsel bei Zugezogenen vornehme, obwohl das nicht nötig sei. MK nennt als weitere Gründe, warum er in diesen Gesprächen trotzdem oft beim Standarddeutschen verbleibe: Einerseits, um seine eigenen produktiven Kompetenzen zu trainieren (MK_CH 04:21–04:33), andererseits vermutet er auch gewisse Verständnisschwierigkeiten der Deutschen beim Schweizerdeutschen:

Beispiel I98/MK: Sehr komplex (MK_CH 22:48–23:16)

```
001   MK:   (1.0) aso ich han: ich han jo:: füfzää joor lang: e:s tiim
            (.) GFÜERT,
002         und un:d_ääm: ja JE nach situazion,
003         (1.0) öö:m ebe han ich AU gmerkt=dass:-
004         dass i gwüsse situaziONe-
005         wänns seer komPLEX gsi isch,
006         dass dänn=ää: (-) di (-) hochdüütsch sprechende persone
            eener MÜE gha händ,
```

MK positioniert sich mit der Erwähnung seiner langjährigen Führungserfahrung in Z. 001 als Person, die ihre Vermutungen über andere Personen auf Erfahrungswissen basiert. Auf diesem Weg kommt MK auch zu seiner Haltung gegenüber Personen, die sprachlich nicht ans Gegenüber akkommodieren. Solche kenne er vereinzelt auch aus dem Arbeitskontext (MK_CH 21:05–21:33). Seine negative Bewertung eines solchen Verhaltens leitet er wiederum aus eigenen Erfahrungen ab:

Beispiel I99/MK: Eigennützung (MK_CH 21:34–22:22)

```
001   MK:   (-) irgendwo e chli EIgenützig=aso-
002         hh° e:s passiert denn halt SCHNÄLL=jo,
003         dass dass vilicht e mal: ää du sälber im usland bisch,
004         und i di situaziON chundsch,
005         hh° ää:m ich ha das ebe SÄLber scho erläbt-
006         franzose: sind dit dure mängmol au e chli EIge-
007         ää::m-
008         (-) ää dass sii eifach parTUU nur französisch reded mit
            DIER-
009         und obwool sii: teilwis au h° düütsch CHÖNted oder englisch
            chönted-
010         u::nd_ää:: (--) das: das:-
011         (1.5) ää find ich denn ebe e chli EIgenützig jo;
012   Ex:   hm_hm
013   MK:   und NÖD so kooperatif;
014         (1.0) also ich lueg das immer us de SICHT aa-
015         h° ää WAS:,
016         (--) oder wie wie würd ICHS empfinde-
017         wenn wenn MIR jetz wenn ich jetz i dere situazion wär,
```

Durch einen Vergleich mit dem Sprachkontakt in Frankreich (Z. 005–009) illustriert MK, wie er zu seinem Urteil als «EIgenützig» (Z. 001/011) kommt. Er formuliert eine eigene Verhaltensmaxime, die nach dem Prinzip des Perspektivenwechsel funktioniert (Z. 014–017). Bezüge zu eigenen Erfahrungen im Ausland finden sich im Interview von MK an diversen Stellen. So begründet er damit auch seine Einstellung zum Dialekt – den er zu Beginn des Interviews als seine Muttersprache bezeichnet hatte (MK_CH 01:01–01:06) –, die sich von jener gewisser Kolleg:innen unterscheide:

Beispiel I100/MK: Unterschiedliche Auffassungen (MK_CH 09:45–10:34)

```
001   MK:   also ich stelle AU im kollegechreis au i de firma
            fescht=dass_ää:m-
002         (--) UNterschiidlichi uffassige git-
003         wo denn: lüt SEER stark d meinig verträted-
004         he ich bi do i de SCHWIIZ,
005         ich red mini MUEttersprach,
006         öper andersch muess sich apasse;
007         (1.0) un::d ((räuspert sich))-
008         (2.0) dur das dass ich seer vil im USland gsi bin-
009         han ICH e chli di::-
010         (1.0) BIlaterali uffassig-=
011         =aso ich bi mängmol au FROO gsi:-
012         hh° WÄNN ää: di lüüt mich (-) ja quasi: inere sprach Agredt
            händ,
013         reschpektife MIT mir gredt händ-
014         won ich AU verstaane-
```

In Form eines Pseudozitats (Z. 004–006) illustriert MK die Einstellung, die gewisse Deutschschweizer:innen seines Erachtens bezüglich der sprachlichen Akkommodation vertreten. Als

Grund, warum er diese Haltung nicht teile, verweist er wiederum auf den eigenen Erfahrungsschatz. Durch seine Zeit im Ausland habe er eine «BIlaterali uffassig» (Z. 010) entwickelt, die er mit einer Variante der sogenannten Goldenen Regel[250] umschreibt. Auf Nachfrage bestätigt MK auch, dass er sprachlich gerne an das Gegenüber akkommodiere (MK_CH 10:38–10:42).

MK findet, dass Deutsche Schweizerdeutsch erlernen, also auch sprechen sollten. In der Begründung argumentiert MK wiederum mit einer Variante der Goldenen Regel: Er leitet von seinem eigenen Verhalten im Ausland eine Verhaltensmaxime für Zugezogene allgemein und demnach auch für Deutsche in der Deutschschweiz ab (vgl. Beispiel I3/MK, Kapitel 13.3). MK argumentiert also sowohl für ein sprachliches Entgegenkommen der Deutschschweizer:innen als auch eine aktive Anpassung durch die Zuzüger:innen. MK deklariert seine Haltung als «wider mini meinig» (Z. 003 in Beispiel I3/MK) und subjektiviert die darauffolgende Aussage damit. Die Implikatur in dieser Formulierung ist zudem, dass seine Haltung nicht von vielen Deutschschweizer:innen geteilt wird. Auch im Subsample der Deutschschweizer:innen ist MK die einzige GWP, die diese Haltung vertritt. Die Tatsache, dass viele Deutsche nicht Schweizerdeutsch sprechen, hängt für MK sowohl mit dem Wesen der Deutschen als auch der Reaktion seitens der Deutschschweizer:innen zusammen:

Beispiel I101/MK: Sprachfaul (MK_CH 17:35–18:07)

```
001   MK:   di düütsche sind zum TEIL au chlii:-
002         hh° ää::m (--) SPRACHfaul,
003         (--) würdi jetze mol SÄge,
004         un:d un:d-
005         hhh° interessanterwiIs sind mier als schwiizer äbe MÄNGmol
            no chlii:-
006         no chlii KRItisch:-
007         wänn dänn öper NÖD guet ää schwiizerdüütsch redt-
008         ää dass mer dänn-
009         h° so chli e GRImasse macht und afangt lächle=und und ää-
010         hh° das: (-) förderet vilicht nöd UNbedingt d spontanität-
011         dass es denn öper wot SCHWIIzerdüütsch rede;
```

MK bezeichnet Deutsche als «SPRACHfaul»[251] (Z. 002), wobei er seine Bewertung durch die zwei Vagheitsmarker «zum TEIL» und «chlii» (Z. 001) in ihrer Gültigkeit einschränkt und nach dem Verzögerungssignal «ää::m» (Z. 002) platziert. MK positioniert sich auch innerhalb dieser ersten direkt wertenden Sequenz des Interviews im Sinne der von ihm angesprochenen ‹bilateralen Sichtweise› als faire und selbstkritische Person, die beide Seiten eines potenziellen Konflikts betrachtet. So äussert er direkt auf die wertende Aussage zum Wesen der Deutschen eine ähnlich kritische Beurteilung der Schweizer:innen, zu denen er sich mit der Verwendung des Personalpronomens «mier» selbst auch zählt (Z. 005). Auch hierbei schwächt er die Aussage durch die Intensitätspartikel «chlii» (vgl. Breindl 2007: 399) ab. Eine eigene kritische Bewertung sprachlichen Verhaltens vonseiten der Deutschen später im Interview versieht MK wiederum mit der Intensitätspartikel. So bemerkt er zur Demonstrationsmischung, die gewisse Deutsche an den Tag legen, dass diese «e chlii (.) KOmisch dänn überechund» (MK_CH 24:21–24:26).

[250] Die Goldene Regel beschreibt einen Grundsatz der praktischen Ethik, der sich positiv formuliert mit ‹behandle andere so, wie du auch von ihnen behandelt sein willst› wiedergeben lässt (vgl. Öffe 2023: 406).

[251] Das intrasententielle CS beim Adjektiv «SPRACHfaul» unterstreicht, auf wen sich das Attribut bezieht.

MK scheint bezüglich der schweizerdeutschen Varietät eine normative Vorstellung von ‹gutem› Schweizerdeutsch zu haben, wie sich in der Erzählung zum Sprachverhalten einer deutschen Person zeigt:

Beispiel I102/MK: Staatsbürgerin (MK_CH 24:36–25:10)

```
001   MK:   (1.5) EI person känn ich-
002         wo eigentlich seer seer GUet schwiizerdüütsch redt-
003         wo: düütschi nazionalität ää STAATSbürgeri isch,
004         hh° u:nd ää: DEte: (-) stuun ich immer wider,
005         dass sii: (-) HAUPTsächlich doch i iirer muettersprach redt,
006         (1.5) wänn sii ääm:: jo:-
007         bi bi de meischte TEEmene=und-
008         hh° (2.0) det ischs e SO,
009         dass mer sii ää kwasi: konkret muss druf Aspräche-=
010         =du redsch doch eilich seer guet SCHWIIzerdüütsch,
011         wömmer nöd SCHWIIzerdüütsch rede,
```

MK erwähnt seine Verwunderung (Z. 004) über das Sprachverhalten der genannten deutschen Person mit produktiven Schweizerdeutschkompetenzen, da diese in seinen Augen nicht (adäquat) genutzt werden. Diese Beobachtung passt zur in Beispiel I3/MK geäusserten Verhaltensmaxime. Gleichzeitig scheint die Nennung eines konkreten Beispiels (Riehl 2000: 156), in diesem Fall eines positiven Beispiels, auf eine erwähnenswerte Ausnahmeerscheinung hinzuweisen. Wie MK zuvor im Interview selbst konstatierte, gibt es Faktoren sowohl bei den Deutschen als auch den Schweizer:innen, die für eine Langzeitakkommodation seitens der Zugezogenen hinderlich sind. Und diese scheinen wiederum auch bei Personen wie MK wirksam zu sein, die sich dezidiert für die produktive sprachliche Akkommodation von Deutschen in der Deutschschweiz aussprechen.

Zu den Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch befragt, äussert MK Beschreibungen ihres Klangs bzw. ihrer Form («mängmol e chlii (--) RAU», «eckig und KANtig»), ohne eine affektive oder ästhetische Bewertung vorzunehmen (MK_CH 06:48–07:31). MK gibt an, dass ihm alle Varietäten gut gefallen würden. Zur Illustration nennt er verschiedene bundesdeutsche Dialektvarietäten und beschreibt diese mit den adjektivischen Attributen «GMÜEtlich», «luschtigi amüSANti usdrück» (MK_CH 11:58–12:13); weiter nennt MK lautliche Besonderheiten unter Rückgriff auf Einzelmerkmale (vgl. Hundt 2017: 126f.) (MK_CH 12:13–12:43). Während MK hierbei auf die ästhetische Beurteilungskategorie verzichtet, referiert er in Bezug auf die Referenzgrösse ‹Standarddeutsch› wie auch bei ‹Schweizerdeutschen als L2› mehrfach auf die Qualität: So gibt er an, dass die Standardkompetenzen unter Deutschschweizer:innen unterschiedlich gut ausgebildet seien, bezeichnet Mischformen zwischen Standard- und Schweizerdeutsch als Folge eines nur rudimentären Erlernens der Standardsprache (MK_CH 08:47–09:33) und beantwortet auch die Frage nach seiner eigenen Standardvarietät mit einer normativen Einschätzung:

Beispiel I103/MK: Kompliment (MK_CH 10:50–11:06)

```
001   MK:   hh° ich han GRAD chürzlich es komplimänt übercho-
002         dass ich ää seer GUet ää hochdüütsch rede:,
003         h° ää: jo i dem sinn fasch KEI dialäkt z GHÖren isch-=
```

MK externalisiert die Beschreibung bzw. Beurteilung seiner eigenen Standardvarietät und nimmt diese in Form einer indirekten Redewiedergabe vor (vgl. Ausführungen zu dieser Strategie in Zusammenhang mit Eigenlob in Kapitel 14.1.2). Die Wiedergabe des Kompliments für

das «seer GUet[e] ää hochdüütsch» (Z. 002), das auf die Standardnähe bzw. die Abwesenheit regionaler Merkmale als Gütekriterium referiert,[252] scheint in MKs Erachten basierend auf validen Messkriterien erfolgt zu sein, da keine weitere Einordnung oder Qualifizierung durch ihn erfolgt.

MK findet, dass Deutsche und Schweizer:innen unterschiedlich seien (MK_CH 25:29–25:32) und nennt als Beispiel den Umgang mit Duzen und Siezen am Arbeitsplatz (vgl. Beispiel I22/MK, Kapitel 13.6). MK leitet von diesem unterschiedlichen Verhalten Wesensmerkmale ab – Deutsche seien «TEILwis ää reserwiirter förmlicher» als die Deutschschweizer:innen (MK_CH 25:41–25.50). Dies ist eines der meistverwendeten Attribute innerhalb der Interviews (vgl. 6b, Kapitel 13.6).

14.1.10 RS

RS verwendet Standarddeutsch im Berufsalltag, «(wenns) NOTwändig isch» (RS_CH 03:13–03:16), Schweizerdeutsch kommt gemäss RS abhängig von der Gruppenkonstellation zum Einsatz:

Beispiel I104/RS: Grossteil der Mannschaft (RS_CH 03:23–03:45)

```
001   RS:   (1.0) ich nur mit schwiizer (.) ää mit düütschschwiizer zäme
            es MIIting ha-
002         (--) h° oder mer hend au seer vil (-) DÜÜTschi kollege wo
            säged-
003         iir chönd SCHWIIzerdüütsch rede-
004         ich verSTOOS;
005         und sösch MÄLD ich mich;
006         hh° aber WENN so (-) z: z-
007         (--) de grossteil vo de mannschaft SCHWIIzer sind,
008         rede mer SCHWIIzerdüütsch;
```

RS beantwortet die Frage nach der eigenen Sprachverwendung zuerst in der 1. Person Singular (Z. 001) und wechselt in seiner Ausführung zu Varianten der Gruppenzusammensetzung in die 1. Person Plural (Z. 008). Der Wechsel des Subjekts kann als Hinweis auf die gleichzeitig imaginierte Kommunikationssituation interpretiert werden – die im Fall des Meetings, auf das RS direkt referiert, meist ein Gruppenaustausch ist, an dem mehrere Deutschschweizer:innen beteiligt sind (vgl. Kapitel 8.4). Andererseits könnte es auch als Formulierung einer von RS wahrgenommen Varietätenverwendungsregel verstanden werden. Die zahlreichen Wechsel in die Standardvarietät in jenen Konstellationen, in denen gemäss RS Schweizerdeutsch zur Anwendung kommt, scheinen bei ihm nicht sehr präsent zu sein. So nennt er auf die Frage, ob er mit den deutschen Kolleg:innen anders spreche als mit Deutschschweizer:innen, nicht den Varietätenwechsel, sondern lexikalische Anpassungen innerhalb des Schweizerdeutschen (RS_CH 03:53–04:04). Auf den Varietätenwechsel angesprochen, bestätigt er jedoch dessen Vorkommen und nennt die Verständnissicherung als Grund dafür:

[252] An dieser Stelle ist unklar, auf welchen Standard sich dies bezieht, zu einem anderen Zeitpunkt im Interview bezeichnet MK nördliche bundesdeutsche Varietäten als «reiner» im Vergleich zu südlichen (MK_CH 11:22–11:30).

Beispiel I105/RS: Aus Rücksicht (RS_CH 04:24–04:48)

```
001   RS:   das isch wenn zum BIIspil ää-
002         du erwartisch en ANTwort-
003         oder du hesch s GFÜÜL-=
004         =de (-) zämehang oder s TEEma sig e chli komplex oder
            schwiirig-
005         hh° ää:m-
006         hh° und denn gosch eigentlich us rücksicht zum andere gosch
            is HOCHdüütsch übere-
007         i de meinig dass är das besser verSTOOD-
008         und besser cha ANTwort gä;
009         (2.0) oder wenn du zum biispil en an ä'-
010         du erwartisch en ANTwort-
011         und es chund grad zwe drei seKUNde kei antwort-
012         de wiiderholsch es villicht e mol of HOCHdüütsch;
```

RS formuliert seine Beschreibung des Beispiels in der 2. Person Singular. Dieser «generische du-Gebrauch» entspricht einer «Personalisierungsstrategie […], die den Adressaten in eine gemeinsame, soziozentrische Perspektive zu involvieren und ihn interaktiv zu einer expliziten Dokumentation von Affiliation, Empathie und Verständnis zu mobilisieren sucht» (Stukenbrock/Bahr 2017: 178). Da es sich bei der GWP RS und der Exploratorin um Angehörige derselben Sprechgemeinschaft handelt, ist eine gemeinsame Perspektive auf den Gesprächsinhalt, die RS mit der Verwendung der du-Form mobilisiert, möglich. RS scheint die Wechsel in die Standardvarietät als bewussten Entscheid im Dienste der Verständnissicherung zu betrachten und tendenziell positiv zu bewerten («us rücksicht», Z. 006).[253] Neben der Verständnissicherung nennt RS für den Varietätenwechsel auch den Grund «AAstand» (RS_CH 04:55–04:47). Dies, da man nicht davon ausgehen könne, dass das Gegenüber einen verstehe: «dä CHA jo gar nid alles verstoo- | MUSS au nid alles verstoo;» (RS_CH 04:58–05:02).

RS findet, dass Standarddeutsch in der Deutschschweiz «Überall wo du äbe verschidni (-) kulture hesch» (RS_DE 12:43–12:47) verwendet werden sollte. Die Akkommodation zur Verständnissicherung sei auch üblich in der Deutschschweiz; RS erachtet es als typisch schweizerisch; es habe «au chli mit üsere erZIig z tue», dass die Sprache gewechselt werde, sobald beim Gegenüber Unverständnis festgestellt werde (RS_CH 13:40–13:48). RS beschreibt das Sprachverhalten der Deutschschweizer:innen mit dem Verweis auf die Erziehung also als Teil der Kultur. Anschliessend nennt er das Beispiel, dass Deutschschweizer:innen auch in den anderssprachigen Landesteilen versuchen würden, jeweils einen Satz in der dort vorherrschenden Sprache zu produzieren – «e chlii as TÜRöffner» (RS_CH 14:01–14:12). So konzipiert RS die Deutschschweizer:innen als Sprechgemeinschaft mit höchst adaptivem Verhalten – sowohl bezüglich Fremdsprachen als auch der Standardvarietät, die RS als von anderen Fremdsprachen unterschiedlich charakterisiert (vgl. Beispiel I16/RS, Kapitel 13.5). Für RS ist Standarddeutsch «en ARbetssproch» (RS_CH 07:02–07:04), während er Schweizerdeutsch als «mini heim ää MUettersproch» bzw. «HEImat» bezeichnet (RS_CH 06:51–06:57). Der Umgang mit der Arbeitssprache Standarddeutsch ist für RS «ALLtag» und «kes probLEM mee» (RS_CH 09:57–10:01). Die

[253] Eine positive Bewertung macht die erzählte Erfahrung überhaupt erst «common ground-fähig», also «intersubjektivierbar und konsensfähig», und ist gemäss Stukenbrock/Bahr (2017: 178f.) Voraussetzung für den generischen du-Gebrauch.

Kombination des Negationsartikels ‹kein› mit dem Adverb ‹mehr› drückt aus, «dass ein Geschehen, ein Zustand, eine Reihenfolge o. Ä. nicht fortgesetzt wird» (Dudenredaktion o. J.a). Somit suggeriert RS, dass er früher gewisse Schwierigkeiten mit dem Standard kannte, und nimmt gleichzeitig eine zeitliche Distanzierung vor. Dadurch positioniert er sich als erfahrene und lernbereite Person, die das eigene Sprachverhalten reflektiert. RS zeigt eine gewisse Normorientierung, was die Standardvarietät betrifft:

Beispiel I106/RS: Akzentfreier (RS_CH 08:22–08:30)

```
001   RS:   wenn ich jetz gsee mini CHIND-=
002         di leered scho vil s BESSere (-) hochdüütsch as mer-
003         aso di reded akZÄNTfreier-
```

Die Gleichsetzung von gutem Standarddeutsch und der Abwesenheit regionaler Merkmale ist eine verbreitete Sichtweise innerhalb der Untersuchungsgruppe. Obwohl RS sein Verhältnis zur Standardvarietät als unproblematisch bezeichnet, schätzt er seine eigene Standardkompetenz offenbar als verbesserungsfähig ein.

Bezüglich verschiedener Varietäten des Deutschen äussert RS keine konkreten Präferenzen, sondern sagt, dass ihm alle Dialekte gut gefallen würden (RS_CH 10:14–10:17). Die verschiedenen regionalen Färbungen der Personen seien für ihn «orienTIIrigshöuf» und Anknüpfungspunkt für ein Gespräch, das sich nicht nur um geschäftliche Themen drehe (RS_CH 10:27–10:46). Die Frage nach Varietäten, die ihm nicht gefallen, verneint RS und verbleibt bei einer allgemeinen Beschreibung:

Beispiel I107/RS: Temperament (RS_CH 10:54–11:13)

```
001   RS:   (da) hani NID=nä_ä;
002         (1.0) aso du verstoosch sii eifach BESSser oder schlechter-
003         (-) aber das isch jo NID nur (--) de dialäkt oder d sproch-
004         das isch jo au s temperamänt und de chaRAKter vo de person-
005         und dr eint redt langsamer de ander SCHNELLer-
006         hh° ääm dise: LIISliger und lüter-
007         ää dasch jo nid nur (-) de dialäkt oder d tonlag wos US
            macht;
```

Erneut betont RS die Orientierung an der Kategorie der Verständlichkeit bei der Betrachtung bzw. Beurteilung einer Varietät (Z. 002). Diese setzt er in Zusammenhang mit verschiedenen individuellen Faktoren, die neben der Sprechvarietät Einfluss auf die Verständlichkeit eines:r Sprecher:in nehmen würden (Z. 003–007). Durch die Darlegung einer positiven Grundhaltung gegenüber allen Varietäten und der Verschiebung des Fokus auf die Ebene der Verständlichkeit positioniert sich RS als tolerante und offene Person, die sich vielmehr an rationalen und objektiven Kriterien als an emotional-affektiven ausrichtet. So äussert RS auch keinerlei Erwartungen an die zugezogenen Deutschen, was die schweizerdeutsche Varietät betrifft, sondern bleibt auch dabei auf der Ebene der Beschreibung von Beobachtungen:

Beispiel I108/RS: Spanien (RS_CH 15:22–15:38)

```
001   Ex:   DU erwartisch nid,
002         dass siis verSTÖND,=
003   RS:   [n:ä_ä;            ]
004   Ex:   [=aso du fändschs ou] okei wenn siis NID verstönd,
005   RS:   joo;
006         de würd ich eifach HOCHdüütsch rede;
007   Ex:   okei,
008   RS:   jo;
009         aso s GLIIche passiirt mir jo-
010         wenn ich of SPAnie go-
011         (--) ich muss jo mich DET apasse,
012         ich ha nid s GFÜÜL-
013         h° (-) ää:m-
014         (-) nei ich erwart das NID=nei;
```

RS begründet seine nicht vorhandene Erwartungshaltung an die Zugezogenen ähnlich wie TZM mit einem Vergleich mit dem eigenen Verhalten (vgl. Beispiel I67/TZM, Kapitel 14.1.4), den er im Gegensatz zu TZM jedoch weiter ausführt (Z. 009–012). Der Vergleich mit der Situation, die er in Spanien antreffen würde, bietet zwei Interpretationsmöglichkeiten: Einerseits könnte RS darauf verweisen, dass er sich im Ausland ebenfalls sprachlich anpasst, weshalb ihn dies auch im eigenen Land nicht stört. Diese Lesart ist möglich, da RS bereits zuvor auf das Sprachverhalten in anderen Sprachregionen referiert hat. Andererseits könnte der Vergleich auch als Analogie-Topos intendiert sein, mit der Aussage, dass man sich als Ausländer:in jeweils sprachlich anpassen muss. In diesem Falle wäre der Vergleich jedoch paradox, da eine solche Argumentation exakt für eine Anpassung der Deutschen und nicht der einheimischen Deutschschweizer:innen spräche. Der Hauptakzent auf «DET» (Z. 011), der Abbruch in Z. 012/013 sowie die Rückkehr zur ursprünglichen Aussage in Z. 014 ohne genauere Darlegung, wie der Vergleich zu verstehen ist, könnten auf die zweite Interpretationsmöglichkeit hinweisen. In diesem Fall wäre bei beiden Schweizer GWP, die sich gegen obligatorische rezeptive Dialektkompetenzen bei Zugezogenen aussprechen, ein ähnliches Verhalten bzgl. der Begründung zu beobachten. RS stellt jedoch auch fest, dass mit den deutschen Kolleg:innen am Arbeitsplatz normalerweise problemlos Schweizerdeutsch gesprochen werden könne (RS_CH 15:12–15:20), während dies bei den ersten Zuzüger:innen vor rund 15 Jahren noch nicht der Fall gewesen sei; diese hätten von den Schweizer:innen noch eine Akkommodation erwartet (RS_CH 05:15–05:33). Dabei nimmt RS erneut eine zeitliche Distanzierung und damit auch Kontrastierung vor: Eine tendenziell kritische Bewertung des Verhaltens früherer Zugezogener zeigt sich als Implikatur in der folgenden Feststellung, dass es mit den heutigen Zuzüger:innen «überHAUPT kes problem me» sei und diese sich der Thematik «BEsser bewusst» seien, weil sie «vo de düütsche komJIUneti i de schwiiz» dafür bereits sensibilisiert worden seien (RS_CH 05:42–05:52). Hinsichtlich der produktiven Kompetenzen von zugezogenen Deutschen äussert sich RS wiederum neutral. Für ihn sei es «Okei», wenn Deutsche Schweizerdeutsch sprechen (RS_CH 15:44–15:48). Auch in den Aussagen von RS zu den Nationalitäten bzw. Mentalitäten lässt sich eine Konzentration auf objektiv beobachtbare, rational erklärbare Aussagen beobachten:

Beispiel I109/RS: Im Kern gleich (RS_CH 19:10–19:23)

```
001   RS:   (2.5) aso im CHÄRN gliich;
002         (-) i de spezifische teemene ANderscht;
003         (2.0) aber das het nid unbedingt ich säg jetz mit de perSON
          z tue,
```

```
004          sondern eher mit em (.) gsellschaftliche moDELL;
```

Nach einer Meinungsäusserung, dass Deutsche und Schweizer:innen im Kern gleich seien (Z. 001), positioniert sich RS erneut als Analytiker und konstatiert mögliche Unterschiede als Folge struktureller Umstände (Z. 003/004), wendet als Erklärungsmuster also Werlen (1998a: 119) zufolge eine Sozioisierung an. Es folgt eine Ausführung zu Unterschieden bezüglich staatlicher Leistungen und den daraus resultierenden Gesprächsthemen zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen (RS_CH 19:25–19:59), bevor RS seine Ausgangsaussage wiederholt, dass die Ähnlichkeiten zwischen Schweizer:innen und Deutschen bzgl. «astand erzIig (-) wärtvorstellige» gross seien (RS_CH 20:06–20:13). Diesmal ergänzt RS diese Aussage jedoch mit einer Kontrastierung:

Beispiel I110/RS: Kunterbunter (RS_CH 20:13–20:36)

```
001   RS:   ME:R sind waarschindlich e chlii no chlii (1.5)
            kunterbunter-
002           (--) wils no so chli angelsächsisch und französische IIfluss
            hed=und so-
003           wäg dene hh° wäg wäg wäg de schwiiz us de SPROCHregione-
004           us dene vile (-) EKSpäts-
005           wo mer in öiro aso i de SCHWIIZ hend;
006           hh° ich glaub süsch-
007           (--) sind di düütsche kollege waarschindlich EHer no chlii
            wärtkonserwatifer;=
008           =würd ich jetz mol säge;
```

Die ethnisierende Charakterisierung der Schweizer:innen als «kunterbunter» (Z. 001) begründet RS direkt mit objektiven demografisch-sprachlichen Bedingungen (Z. 002–005). Der Bezeichnung der Deutschen als «wärtkonserwatifer» (Z. 007) lässt er keine solche Begründung folgen. Beide Aussagen erfolgen mit der abschwächenden Intensitätspartikel «chlii» und dem Modaladverb «waarschindlich» (Z. 001/007) bzw. «eher» (Z. 007), welche die Gewissheit der Aussage einschränken (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 246) und den evaluativen Charakter der Kontrastierung (vgl. van Dijk 1984: 131) abschwächen.

14.1.11 Identitätskonstruktionen der Schweizer:innen

Die Deutschschweizer Gewährspersonen nutzen in den Interviews Selbst- und Fremdpositionierungen für die Konstruktion verschiedener Identitäten bzw. Identitätsaspekte sowie für den Ausdruck von (Nicht-)Zugehörigkeit. Dabei wird die Deutschschweizer Sprechgemeinschaft von den meisten GWP sowohl durch Selbstpositionierungen als eigene In-Group konzeptualisiert als auch aus einer vermeintlichen Aussenperspektive – anhand von Fremdpositionierungen mit Kategorisierungen wie ‹die Schweizer:innen› in der 3. Person Plural. Diese Fremdpositionierungen wiederum können der Selbstpositionierung als distanziert-analytische Kommentator:in des Geschehens (mit mehr oder weniger Expertenstatus) dienen (GWP RB, TA, RS) oder auch der Identitätskonstruktion als Person mit Migrationshintergrund wie bei den GWP BN oder SJ (vgl. Topos des Sitzens «zwischen den Stühlen» bzw. der identitätsstiftenden Verortung in einem hybriden «dritten Raum», beschrieben bei König 2014: 271). Dieses Wechselspiel zwischen Selbst- und Fremdpositionierung innerhalb und ausserhalb der Gruppe der Deutschschweizer:innen zeigt sich sowohl bezüglich der Varietäten als auch bei den Aussagen zu den Nationalitäten. Trotzdem ist in den Aussagen die konstitutive Bedeutung von Alterität für die

Konstruktion von Identität ersichtlich: Die Schweizer GWP referieren alle auf gleichbleibende soziale Repräsentationen zwischen Deutschen und Deutschschweizer:innen und diesbezügliche Stereotype, auch wenn sie sich in ihrer Aussage davon gleichzeitig distanzieren, wie es die GWP TZM tut.

Der Status des Schweizerdeutschen als verbindendes Element (im Sinne des romantischen Prestiges (vgl. Berthele 2010a) innerhalb dieser Identitätskonstruktionen wird teilweise explizit angesprochen (GWP RB, RS, DF), in anderen Fällen scheint dies nicht thematisierungswürdig; in keinem Fall wird dieser Status hingegen infrage gestellt. Mit der Bedeutung des Schweizerdeutschen für die Deutschschweizer Identität hängt auch eine zum Teil kritische Haltung gegenüber dem Varietätenwechsel in den Standard ‹ohne Not› bzw. die positive Beurteilung der Nichtakkommodation zusammen (GWP RB, MR).[254] Ebenso scheint in der Fremdpositionierung der Deutschen als nicht zugehörig zur Deutschschweizer Sprechgemeinschaft identitätsstiftendes Potenzial zu liegen: Die negative Bewertung des deutschen Schweizerdeutschsprechens (GWP RH, RB, TA, MR, BN, SJ, DF) bestätigt als eine Form des Othering (vgl. Kapitel 6.2.1) die eigene Identität als echte, authentische Schweizerdeutschsprecher:innen – über alle gruppeninternen Differenzen hinweg. Darin liegt auch ein Erklärungsansatz für die widersprüchlichen Positionierungen zum Thema Integration: So wird gelungene Integration auf einer allgemeinen Ebene von einer Mehrheit der Deutschschweizer GWP als eine Form der Anpassung an die Umgebung beschrieben; und auch der Erwerb von rezeptiven Schweizerdeutschkenntnissen bei Zuzüger:innen wird entsprechend positiv bewertet bzw. erwartet (GWP RB, TA, MR, BN, MK, SJ, DF). Insofern kann von einem Integrationsfaktor Schweizerdeutsch gesprochen werden. Rezeptive Dialektkompetenzen werden diesbezüglich gleich bewertet wie Deutschkenntnisse bei Zugezogenen aus anderssprachigen Ländern. Geht es hingegen um die aktive Verwendung des Schweizerdeutschen, so scheint die Bedeutung für die eigene Identität zu gross, zu gewichtig zu sein, als dass die Varietät mit Sprecher:innen ausserhalb der autochthonen Gruppe ‹geteilt› werden könnte. Dies zeigt sich unter anderem durch eine gleichzeitige Fremdpositionierung der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft als kritisch gegenüber Lernervarianten des Schweizerdeutschen und der eigenen Selbstpositionierung innerhalb dieser kritischen Rezipientengruppe (GWP RH, MK).

Beim Thema Standarddeutsch hingegen unterscheiden sich die Selbstpositionierungen – und damit zusammenhängend die Identitätskonstruktionen – der Deutschschweizer GWP stark bezüglich der Frage, inwiefern die Standardvarietät ebenfalls als zur eigenen Person zugehörig konzipiert wird, also eine Identifikation mit dem Standard ausgedrückt wird. So wird Standarddeutsch und die eigene diesbezügliche Kompetenz von einigen GWP genutzt, um eine Selbstpositionierung als sprachkompetente und damit international kompetent agierende Person vorzunehmen (vgl. GWP RH, RB, BN, TZM, BN, MK, RS) während für andere die Standardvarietät klar als ‹Sprache der Deutschen› konzeptualisiert und die eigene nicht vorhandene Identifikation damit signalisiert wird (vgl. GWP TA, MR, SJ, DF). Dementsprechend wird ein Wechsel

[254] Auch Dannerer et al. (2017: 136) stellen in Interviews mit Tiroler:innen zu ihrer Varietätenwahl mit Tourist:innen fest, dass die Nichtakkommodation «häufig positiv evaluiert und nicht als Folge mangelnder Sprachkompetenz, sondern als intendiertes sprachliches Handeln gesehen [wird]». Die Demonstration von Authentizität, lokaler bzw. sozialer und persönlicher Identität werde dabei als Ziel der Varietätenverwendung angegeben.

in den Standard auch als Zugeständnis bzw. Pflicht beschrieben, wohingegen die akkommodierfreudigen GWP stärker intrinsisch motiviert sind. Die Selbstpositionierungen bezüglich der Standardvarietät stehen in den meisten Fällen in einem Zusammenhang mit der Beschreibung bzw. Bewertung der eigenen Kompetenz. Die Selbstpositionierungen als standardkompetente Sprecher:innen erfolgen dabei oft mit Bezug zu einem bundesdeutschen Standarddeutsch-Ideal (vgl. Christen et al. 2010, Guntern 2023) als Referenzgrösse, wobei Rückmeldungen und Reaktionen von Deutschen als Gradmesser für die Selbstbeurteilung der eigenen Kompetenz fungieren (GWP RB, TZM, MR, BN, MK, DF).

Auch die Kategorisierungen der Varietäten durch die Verwendung verschiedener Bezeichnungen werden von den GWP genutzt, um Positionierungen vorzunehmen bzw. zu unterstreichen. So geht eine Distanzierung von der Standardvarietät zum Teil mit dem Verweis auf deren begrenzten Verwendungsraum in der Schweiz durch die Kategorisierung der Varietät als ‹Schriftsproch/-düütsch› einher (GWP RB), während für den Standard ansonsten hauptsächlich der Terminus ‹Hochdüütsch› zur Anwendung kommt. Auch dieser kann in seiner Verwendung und Einbettung (Nicht-)Zugehörigkeit bzw. (Nicht-)Identifikation ausdrücken, indem er beispielsweise einerseits für die Standardvarietät als solches – unabhängig von der Sprechergruppe – verwendet wird und so ein gesamtdeutsches und plurizentrisches Verständnis des Deutschen ausdrückt (GWP BN), während in anderen Fällen nur auf bundesdeutsche Varietäten referiert wird (GWP TZM) bzw. diese mit zusätzlichen Attributen wie ‹perfekt› oder ‹sauber› (GWP RH, TA) vom Schweizerhochdeutschen abgegrenzt werden. Ebenso kann die Bezeichnung ‹Buuredüütsch› für das Schweizerdeutsche als Mittel der Positionierung bzw. zur Herstellung von Zugehörigkeit bzw. zum Ausdruck von Nicht-Zugehörigkeit verwendet werden (GWP TZM).

An den Identitätskonstruktionen der Deutschschweizer GWP lässt sich schliesslich ein aktuelles Phänomen – auch als Glokalisierung bezeichnet (vgl. Robertson 1998)[255] – beschreiben: Während aufgrund der voranschreitenden Globalisierung auch die Internationalisierung zunimmt, grossräumige Varietäten und Sprachen wie Standarddeutsch und die Lingua franca Englisch immer mehr Raum einnehmen und nationale bzw. regionale Unterschiede an Bedeutung verlieren, stellen der kleinräumige Dialekt und die damit zusammenhängende Identifikation einen stabilen Gegenpol dar. So können auch facettenreiche Identitätskonstruktionen entstehen, die je nach Kontext und damit je nach Varietät unterschiedliche Aspekte der sozial(räumlich)en Identität respektive verschiedene sozial(räumlich)e (Teil-)Identitäten der GWP zum Ausdruck bringen oder in den Vordergrund rücken und das konstruktivistische Verständnis von Identität bestätigen – ganz im Sinne von *doing identities* (vgl. Jungbluth 2007: 75) bzw. von hybrider Identität (vgl. Petkova 2016b: 320).

[255] Vgl. dazu auch Petkova 2016b: 319f. sowie Schiesser 2020.

14.2 Individuenzentrierte Betrachtung: die deutschen Gewährspersonen

Die Darstellung der Interviews der deutschen GWP orientieren sich an folgender thematischen Reihenfolge: *Eigene Varietätenverwendung und Varietätenwechsel, Aussagen zu den Varietäten, Verhaltensmaxime für Deutsche bezüglich Schweizerdeutsch, Aussagen zu den Nationalitäten (Deutsche und Schweizer:innen).*

In Tab. 28 sind die Interviews mit der jeweiligen Dauer ersichtlich, weiter sind die Ergebnisse der GWP im Dialekttest erfasst (vgl. Kapitel 13.3).

Gewährsperson (Kürzel)	Interviewdauer	Dialekttest
AS	52 Min. 37 Sek.	16/20[256]
SW	52 Min. 37 Sek.	15/20[257]
JP	46 Min. 5 Sek.	20/20
RE	35 Min. 28 Sek.	15/20
VB	44 Min. 21 Sek.	-
MS	35 Min. 23 Sek.	19/20
MKo	36 Min. 49 Sek.	20/20

Tabelle 27 Interviews der deutschen GWP

14.2.1 AS

AS drückt eine klare Präferenz für Schweizerdeutsch in der Kommunikation in allochthon/autochthon gemischten Gruppen aus. So beantwortet er die Frage, ob er den Dialekt seitens der Deutschschweizer:innen bevorzuge, mit der Modalpartikel «selbstverSTÄNdlich» und verstärkt seine Aussage mit den Modaladverbien «absoLUT» sowie «unbedingt» (AS_DE 08:44–08:50). AS verfügt selbst nicht über produktive Schweizerdeutschkompetenzen, würde sich diese aber wünschen, als Zeichen der Integration als Zugezogener:

Beispiel I111/AS: Anspruch (AS_DE 08:50–09:22)

```
001   AS:   (1.5) also da mein (2.0) ANspruch is,
002         dass-
003         (-) ich natürlich HIER lebe-
004         und dann auch hier das: (1.5) sprechen:: m: (-) MÖCHte-
005         was HIER gesprochen wird;
006   Ex:   [hm_hm ]
007   AS:   [auch wenn ]ich das selbst nicht KANN:,
008         und das natürlich SEHR-
009         hhh° gebrochene verSUche mache,
010         das irgendwie EINfliessen zu lassen-=
011         =in in in meinen in mein äh: in meine SPRAche=aber dass:-
012         (-) also ich ich WÜRD natürlich gerne fliessend
            SCHWIzerdüütsch sprechen-
```

Durch die wiederholte Verwendung des Modalwortes «natürlich» (Z. 003/008/012) suggeriert AS, dass er das von ihm Geäusserte als selbstredend erachtet, dass es als Zuzüger:in in der Schweiz also normal sei, sich den sprachlichen Gegebenheiten annähern zu wollen. Die

[256] AS wurde von der Exploratorin nicht immer zur vollständigen Übersetzung der Sätze angehalten; dreimal jedoch auch produzierte Falschübersetzungen.

[257] Mehrere kleinere und grössere Lücken oder falsch verstanden.

Begründung für seine sprachliche Akkommodation ans Schweizerdeutsche realisiert AS mit einem Analogie-Topos. So verwende er auch in Italien einzelne italienische Wörter, obwohl er die italienische Sprache eigentlich nicht sprechen könne (AS_DE 14:03–14:21). Mit der Selbstbeschreibung seines sprachlichen Verhaltens positioniert sich AS als umsichtiger Reisender und Sprecher. AS erwähnt im Interview mehrfach, dass er Schweizerdeutsch in seine Rede einfliessen lasse. In den Gesprächs- sowie Interviewdaten sind Aspekte einer Demonstrationsmischung belegt, ersichtlich in der Verwendung einzelner, sich wiederholender Lexeme wie beispielsweise ‹Schwizerdütsch› oder der Begrüssungsfloskel ‹sali zäme› (vgl. Beispiel G4/12).

Zugezogene Deutsche sollten sich laut AS auch «um (--) die anwendung von schwizerdütsch bemühen» (AS_DE 35:20–35:29). Diesbezüglich beschreibt er widersprüchliche Reaktionen aufseiten der Deutschschweizer:innen:

Beispiel I112/AS: Signal (AS_DE 10:46–11:38)

```
001   AS:   das sigNAL-
002         von denen mit denen man darüber SPRICHT,
003         ist FAST eindeutig-
004         dass das (-) GUT wär-
005         und dass sie das auch goutieren-=
006         =dass ich-
007         (--) äh:: (--) eben: (--) schweizer begriffe in meinen
            sprachgebrauch ein (.) FLIESSen lasse:,
008         manchmal soGAR (.) wirklich-
009         hh° (-) einen ANsatz von schwizerdütsch: spreche;
010         (2.0) ich WEISS a:ber-
011         (.) aus den MEdien-
012         und aus (.) den geschichten ANderer,
013         dass das: (-) bei einem GROSSteil der (-) deutschschweizer-
014         (--) NICHT gern gehört (-) ist;
015         (4.0) eben-=
016         =also das ist SEHR widersprüchlich-
017         das KANN damit: (-) zusammenhängen=dass-
018         (1.0) man so zuRÜCKhaltend is-
019         und mir nicht das SAgen will-
020         dass sich das GRAUsam anhört,
021         und dass man das deshalb nicht HÖren will-
022         und aus HÖFlichkeit sagt,
023         das ist GUT,
024         das ist TOLL,
```

AS hinterfragt aufgrund der gegenteiligen Erfahrungen, die er von anderen Deutschen oder aus den Medien kennt (Z. 010–014) die selbst erfahrenen positiven Reaktionen von Deutschschweizer:innen auf seine Demonstrationsmischung (Z. 003–009). Obwohl AS selbst keine negativen Rückmeldungen erhalten hat, äussert er die Vermutung, dass diese sich hauptsächlich auf Mischformen von Standard- und Schweizerdeutsch bezögen, als die Lernervarianten oft in Erscheinung träten. Dabei unterscheidet er zwischen der Übernahme von Lexemen («beGRIFFlichkeiten darin zu verwenden») und anderen Mischformen der Varietäten («halt sätze halb HALB irgendwie zu machen»), deren ambivalente Bewertung seitens der Deutschschweizer:innen (vgl. Kapitel 13.5) ihm bewusst zu sein scheint (AS_DE 25:35–26:08). In der Deutschschweiz sei man diesbezüglich «empFINdlicher» als in anderen Sprachregionen (AS_DE 26:09–26:17). Durch diese Kategorisierung der Akkommodationsformen positioniert sich AS erneut als bewusster und reflektierter Sprecher, der den Spagat zwischen sprachlicher Akkommodation mit

dem Ziel der Integration am Aufnahmeort und Vermeidung sprachlicher Fauxpas mindestens anstrebt, wenn nicht gar meistert.[258]

Vor dem Hintergrund seiner eigenen klaren Präferenz bei der Sprechvarietät seiner Deutschschweizer Kolleg:innen äusserst sich AS kritisch zum tatsächlich erfahrenen und beobachteten Kommunikationsverhalten:

Beispiel I113/AS: Zwei Gruppen (AS_DE 06:41–07:35)

```
001   AS:   (--) also es gibt zwei gruppen mit ein'-
002         mit den einen ist man so OFT und so viel zusammen,
003         dass man DA: auch vielleicht-
004         dass ICH auch schon mal formuliert habe,=
005         =hey du KANNST (-) also:-
006         (-) also-
007         (-) NICHT nur so oberflächlich,
008         sondern wirklich mal ganz beWUSST gesagt hab,
009         hey(.) also ich würd mich FREUen,
010         wenn du auch äh: SCHWIzerdütsch redest mit mir,
011         (-) h° und die ANdere gruppe,
012         sind die mit denen halt man so SELten zu tun-
013         dass da da erWÄHNT man das gar ni äh-
014         wie gesacht=da WILL man-
015         das erste mal wenn man unterHÄLT,
016         dann sacht man=ja GERne schwizerdütsch,
017         aber dann h° is trotzdem der nächste satz öh: h°
            HOCHdeutsch-
018         mit äh sch schwizer DIalekt-
019         o oder mit schwizer SPRACHfärbung-
020         ja-
021         (--) äh:m h°-
022         und bei denen: wo_s halt intenSIver is,
023         da gibt_s die kollegen die KÖNNen das,
024         die KÖNNen tatsächlich schwizerdütsch mit mir reden,
025         und es gibt die koLLEgen die,
026         (--) die KÖNNen das gar nicht;
027         EBen also die:-
028         (-) da klappen dann vielleicht ein zwei SÄTze-
029         und dann fallen sie doch wieder ins: HOCHdeutsche;
```

Neben der mehrfachen Verwendung des Modalverbs «KÖNNen» im Zusammenhang mit der Vermeidung des Varietätenwechsels (Z. 023/024/026) drückt AS auch seine Bewunderung für Personen aus, die den Wechsel im Gespräch mit ihm vermeiden (vgl. Beispiel I2/AS, Kapitel 13.2). AS begründet seine Präferenz bei der Sprechvarietät der Deutschschweizer:innen damit, dass er mit der Dialektvarietät nur vertraut werde, wenn er sie «IMmer wieder höre» (AS_DE 10:14–10:22). Inwiefern AS damit auch rezeptive Kompetenzen meint, ist nicht klar. Gemäss der Ergebnisse aus dem Dialekttest dieser Untersuchung weist AS diesbezüglich gewisse Lücken auf (vgl. Tab. 5).

[258] Die Selbstpositionierung von AS widerspricht damit dem von Werlen (1998a: 190) beschriebenen prototypischen deutschen Umgang mit dem eigenen Schweizerdeutsch, der sich dadurch auszeichne, dass die Zugezogenen «unreflektiert mit der Diskrepanz um[gehen], daß ihre neue Varietät in ihren Augen paßt, in denen der Einheimischen nicht».

AS ist in verschiedenen Regionen Deutschlands aufgewachsen und spricht nach eigenen Angaben einen Sauerländer Dialekt, den er mithilfe eines CS im Interview präsentiert: «orjiNAL hört sich dat so'- | (-) un [ujefähr]SO an» (AS_DE 18:06–18:09). Seinen Dialekt spreche er jedoch mit den wenigsten Leuten und meist bekäme er das Feedback «von bekannten aus ganz DEUTschland- | dass ich ein- | (--) sehr KLAres hochdeutsch spreche» (AS_DE 18:11–18:26). AS konstruiert also eine heterogene Sprecheridentität, positioniert jedoch die Identität als Standarddeutschsprecher prominenter als jene des Dialektsprechers. Als Illustration dessen, was er unter «KLAres hochdeutsch» versteht, referiert AS auf die weitverbreitete Überzeugung, dieses werde in der Region um Hannover gesprochen (vgl. Elmentaler 2012, Conrad et al. 2021, Wirrer 2021).

AS drückt seine positive Einstellung gegenüber verschiedenen Dialektregionen Deutschlands aus. So spricht er davon, sich zum Badischen «sehr stark hingezogen» zu fühlen (AS_DE 19:25–19:41) und erzählt, dass er auch den oberbayerischen Dialekt angenommen habe, als er als Kind einige Jahre da gelebt habe (AS_DE 19:09–19:16). Die Anwendung von eher spezifischen Termini für die Kategorisierung der Varietäten unterstützt die Selbstpositionierung als flexibler und dialektkundiger Sprecher; sie zeugt von Expertise bzgl. der eigenen Herkunftsregion im weiteren Sinne. Noch stärker tritt dies bei der Äusserung eines negativen Werturteils und der Reflektion dessen zutage:

Beispiel I114/AS: Extrem traurig (AS_DE 21:44–22:27)

```
001   AS :   (--) hh° (-) also ich tu mich mit den äh (1.5) mit den: (-)
             diaLEKten: um:-
002          (-) und mit den SPRACHfärbungen daraus=ähm:-
003          (1.5) so ab und südlich von berLIN-
004          im OSTen deutschlands,
005          (1.0) wie auch dem FRIEsischen,
006          (1.5) öh TU ich mich:-
007          (-) also da de find ich: (-) jetzt nicht so:: ANgenehm-
008          (1.5) im HÖRN;
009          (--) und ha' und MAchen auf mich-
010          und das: h° find ich is exTREM traurig,
011          machen auf mich oft einen INkompetenten eindruck;
012          (--) da muss ich: (--) oft beWUSST mir sagen-
013          moMENT-
014          also nein nein STOPP-
015          das ist ne diaLEKTsch färbung-
016          und das hat nichts mit DER (-) eignung zu tun;
```

Die negative Sprachbeurteilung wird durch wiederholte Pausen, Verzögerungssignale (Z. 001–008) sowie einer Selbstreparatur in Z. 006/007 unterbrochen. Durch Letztere erfolgt eine Verschiebung der reflexiven Formulierung «TU ich mich» zur stärker auf das Objektive fokussierten Beschreibung «nicht so:: ANgenehm», die jedoch durch das vorangestellte «find ich» subjektiviert wird. AS kommentiert sein Empfinden und bewertet mit der Parenthese in Z. 010 die eigene Wahrnehmung kritisch. Er distanziert sich in der Erzählung von seiner eigenen Person, indem er als erzählendes Ich die Handlungen des erzählten Ichs (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 60) kommentiert und bewertet. Er positioniert sich damit jedoch gleichzeitig als informierter, reflektierter und selbstkritischer Rezipient. Mit einer direkten Gedankenwiedergabe (vgl. König 2014: 304) re-inszeniert er (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 228f.) schliesslich die verschiedenen Reflexionsebenen, die er in der Form eines Selbstgesprächs darstellt (Z. 012–016).

Bei der Frage nach dem Standarddeutsch der Schweizer:innen zeigt AS eine bestimmte Normorientierung:

Beispiel I115/AS: An einer Hand abzählen (AS_DE 15:50–16:19)

```
001   AS:   (2.0) die kann ich an EINer hand abzählen-
002         die personen die ich KEnne,
003         die: (-) ICH schon mal wahrgenommen habe dass die:-
004         (-) OHne sprachfärbung hochdeutsch sprechen können;
005         (-) während du eigentlich MITTlerweile in deutschland,
006         (1.0) in FAST jeder region-
007         (--) äh (-) die leute unter nem gewissen ALter,
008         (1.0) äh (-) HOCHdeutsch (1.0) oh::ne (--) deutliche
            sprachfärbung sprechen können;
```

Erneut weist die mehrfache Verwendung des Modalverbs «können» (Z. 004/008) im Zusammenhang mit einem bestimmten Sprachverhalten auf die Gleichsetzung dieses Verhaltens mit einer Kompetenz hin. Auch scheint AS «HOCHdeutsch (1.0) oh::ne (--) deutliche sprachfärbung», also Standarddeutsch, mit bundesdeutschem Standard gleichzusetzen (vgl. Schmidlin 2011). Direkt nach der Kompetenz gefragt, gibt AS an, dass er keine:n Deutschschweizer:in kenne, der:die nicht «nicht gut geNUG hochdeutsch spricht» (AS_DE 16:31–16:41). Jedoch könne er nicht beurteilen, wie Deutschschweizer:innen zum Standarddeutschen eingestellt seien; er gehe davon aus, dass sie – wie alle anderen – «LIEber natürlich ihre eigene mundart sprechen;» (AS_DE 16:45–17:15). AS bedient sich für das Schweizerdeutsche des romantischen Modells sowie des Muttersprachen-Topos, ohne eine konkrete, auf die Deutschschweizer:innen bezogene Aussage zu machen. Dies könnte der Interviewsituation geschuldet sein bzw. mit der Zugehörigkeit der Exploratorin zur Deutschschweizer In-Group zu tun haben, die hemmend wirkt auf Äusserungen zu ebendieser Gruppe sowie deren Einstellungen.

AS beurteilt auch sein eigenes Sprachverhalten normativ und mit starkem Bezug zur Kompetenzebene: «ausser hochdeutsch kann ich NICHTS wirklich wirklich gut;» (AS_DE 20:41–20:53). AS positioniert sich mit dieser Selbsteinschätzung bei der Kategorisierung seines eigenen Idioms gleichzeitig erneut als selbstkritischer und reflektierter Sprecher, als kompetenter Standardsprecher sowie als Beurteilungsinstanz, was guten bzw. schlechten Standard betrifft. Die selbstkritische Selbsteinschätzung betreffend die eigene Dialektkompetenz kontrastiert AS mit einer indirekten Redewiedergabe:

Beispiel I116/AS: Gewisse Ausdrucksweisen (AS_DE 20:59–21:19)

```
001   AS:   hh° aber ich kriege in ALLen-
002         (-) in allen dialekten und in auch in allen SPRAchen-
003         wo ich REINschnuppere-
004         krieg ich hh° (--) sehr oft die RÜCKmeldung-
005         die ich als (-) äh:m (1.0) als äh zuverlässig (-) WAHRnehme,
006         (-) dass: ich gewisse ausdrucksweisen: (-) ähm: (--) SEHR
            sehr gut (1.5) drauf habe;=
007         =auch wenn ich nix KANN-
008         aber dann so WORte:-
009         dass die sich dann SEHR authentisch anhören;
```

Auch AS nutzt für eine Aussage zur Bewertung der eigenen Sprachkompetenz die bereits in Kapitel 14.1.2 sowie 14.1.9 beschriebene Strategie, diese als Meinung anderer darzustellen, während er seine Dialektkompetenz aus Eigenperspektive kritisch beurteilt. Der in Z. 005 geäusserte

Kommentar qualifiziert das Fremdurteil als kompetent, was der positiven Bewertung Glaubwürdigkeit verleihen soll. AS begründet und rechtfertigt mit dieser Darstellung seiner überdurchschnittlichen Begabung bei der Aussprache einzelner Lexeme indirekt sein Sprachverhalten nach dem Zuzug: die Verwendung einer Demonstrationsmischung. Die Referenzgrösse für die Bewertung ist dabei die Authentizität (vgl. Z. 009).

AS erwähnt im Interview eine negative Erfahrung mit einem Schweizer Kollegen, die er auf eine mögliche Abneigung im Zusammenhang mit der Nationalität zurückführt (vgl. Beispiel I37/AS, Kapitel 13.6). Ansonsten habe er in der Schweiz «beSONderheiten» [angetroffen], «die SCHWIErig waren, | die auch SONST irgendwo speziell sind, | (.) wo man irgendwo HINkommt;»; und verweist damit auf seine Erfahrung als Zugezogener in anderen Ländern. AS positioniert sich damit als erfahrener Weltenbürger, der Neuem und Fremdem offen begegnet. Entsprechend zeigt sich auch bei der Frage nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten von Deutschen und Schweizer:innen eine Ausrichtung an supranationalen Kategorien: AS hinterfragt das Bestehen einer deutschen bzw. Schweizer Mentalität, da sich auch die Menschen innerhalb der Nationen stark unterscheiden würden, «abgesehen davon dass: jede person ja schon ANders is» (AS_DE 44:22–45:45). Durch die Zurückweisung der Kategorie Nationalität positioniert sich AS als kritischer Interviewter, der gängige Stereotypen hinterfragt. Zum Ende des Interviews referiert er jedoch selbst auf ein Stereotyp, indem er es als «etwas tendenziell etwas UNschweizerisches» bezeichnet, Regeln nicht zu befolgen (AS_DE 52:14–52:18).

14.2.2 SW

SW gibt an, am Arbeitsplatz die eigene Sprechvarietät an die Umgebung anzupassen:

Beispiel I117/SW: Persönliches Topic (SW_DE 01:18–01:34)

```
001   SW:   soweit es geht natürlich KEIN dialekt-
002         (--) (is) jetzt MEIN (.) mein persönliches topik=ne ich-
003         hhh° SCHWIIzerdütsch kann ich ned hehe-
004         muss ich SAgen,
005         und meinen dialekt versuch ich ää soWEIT wie möglich
            runterzu: ää drehn,=
006         =damit das (im prinzip) ein bisschen MATCHT natürlich-
```

Mit dem Hinweis auf die Vermeidung des Dialekts (Z. 001) positioniert sich SW direkt zu Beginn des Interviews als Dialektsprecher; und mit dem Zusatz, es handle sich dabei um «MEIN (.) mein persönliches topik» (Z. 002), verweist er auf eine Besonderheit, die dieser Status innerhalb der Firma oder der Untersuchungsgruppe seines Erachtens darstellt. SW ist sich der begrenzten Reichweite seiner Sprechvarietät bewusst und passt sich entsprechend an die Adressaten:innen an. Die Metapher «runterzu: ää drehn» (Z. 005) weist auf ein Verständnis des Varietätenspektrums als Kontinuum hin, auf dem die eigene Sprechvarietät zwischen den Polen Standard und Dialekt graduell angepasst werden kann, im Gegensatz zur Vorstellung des Umschaltens, des Switchens zwischen zwei klar getrennten Varietäten (vgl. Kapitel 3.1). In die Beschreibung seines Umgangs mit den Varietäten baut SW die Selbstdeklaration in Bezug auf seine nicht vorhandene produktive Schweizerdeutschkompetenz ein (Z. 003), die er kommentiert (Z. 004). Das Modalverb «muss» zeigt in diesem Zusammenhang, dass SW eine negative Bewertung seiner Selbstdeklaration in Z. 003 als wahrscheinlich oder gar legitim erachtet. Die zweimalige

Verwendung des Modalwortes «natürlich» (Z. 001/006) drückt eine Selbstverständlichkeit aus, die der Sprecher seinen Aussagen beimisst.

Während SW nicht über produktive Schweizerdeutschkompetenzen spricht, gibt er an, dass das Verstehen für ihn aufgrund seiner Herkunft aus der Nähe von Nürnberg und der damit zusammenhängenden Dialektnähe zum Schweizerdeutschen von Anfang an leicht gewesen sei. Ungeachtet der unterschiedlichen Dialektgruppen, zu denen sein eigener ostfränkischer Dialekt und das alemannische Schweizerdeutsch gehören, referiert SW auf eine Sprechgemeinschaft bzw. einen Sprachraum, innerhalb derer/dessen sich die Personen ohne grössere Probleme verstehen können und zu der/dem sowohl Süddeutsche als auch Deutschschweizer:innen gehören – in Abgrenzung zu Norddeutschen, die grössere Schwierigkeiten beim Verständnis des Schweizerdeutschen hätten (SW_DE 04:56–05:24). Im Dialekttest dieser Untersuchung war SW jedoch eine der beiden GWP mit der tiefsten Punktzahl (vgl. Tab. 5), was auf eine Diskrepanz zwischen Selbsteinschätzung und objektiver Sprachkompetenz hinweist. Durch die Sichtweise auf die Varietäten als Teil eines gemeinsamen Sprachraums misst SW den bestehenden Unterschieden nur wenig Bedeutung bei, was sich möglicherweise auf seine rezeptiven Kompetenzen auswirkt. SW beurteilt entsprechend auch die Deutschschweizer Varietätenverwendung nach rein lokalen Gesichtspunkten und sagt, die Verwendung von Schweizerdeutsch sei innerhalb eines Radius von rund 300 km problemlos möglich (SW_DE 17:36–18:02). Bei der Frage, wie die Deutschschweizer Kolleg:innen mit ihm sprechen würden, kommt SW auf die Varietätenwechsel zu sprechen:

Beispiel I118/SW: Fünf Minuten Schweizerdeutsch (SW_DE 04:29–04:52)

001 (-) manchmal MERKT ma,
002 (--) dass die koLLEgen,=
003 =wenn sie dann natürlich wieder AN=also'-
004 (-) sie starten und REden dann fünf minuten (.) auf schwiizerdütsch,
005 dann fängst du zum REden an-
006 und dann kommen se TROTZdem (.) in die ersten zwei sätze wieder in-
007 (-) in hochdütsch rein,=
008 =und dann gehnse wieder ins SWIIzerdüütsch- [sic!]
009 weil sie WISSen-=
010 =ah: ich kann ja eigentlich auch ANders wieder reden;
011 (ich) mein das is so-
012 (-) das is (.) die MAsse-
013 (sag ich jetzt);

Häufiges und automatisches Wechseln in den Standard ist laut SW ein typisches Sprachverhalten der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit Allochthonen. Als Begründung führt er die grosse Fluktuation in der Firma an und die damit verbundene Unsicherheit bzgl. der Verstehenskompetenz des Gegenübers (SW_DE 05:31–06:00). Eine Bewertung des Varietätenwechsels hingegen äussert SW nicht. Die beiden Varietäten beschreibt SW vor dem Hintergrund der Deutschschweizer Diglossie:

Beispiel I119/SW: Sprachlich stimmiger (SW_DE 07:30–08:01)

001 Ex: schwiizerdüütsch isch für mich im verGLIICH zum hochdüütsch-
002 SW: (1.5) STImmiger;
003 (--) (ge) SPRACHlich stimmiger;
004 Ex: (2.0) und grad UMgekeert-
005 (.) hochdüütsch (.) isch für mich im vergliich zum SCHWIIzerdüütsch,

```
006   SW:   (2.0) ((räuspert sich)) pff-
007         (1.0) also für mich mehr die die SCHREIBweise-
008         (ja also ich mein)-
009         (1.0) das das gesprochene WORT dann (nur/wohl)=na,
010   Ex:   [hm, ]
011   SW:   [also ]sch SCHRIFTdüütsch wär (einfacher)-
012         das das MEIN ich damit;
013         (-) das ist (-) der UNterschied=ja;
```

SW nimmt im Vergleich von Schweizer- und Standarddeutsch mit dem Adjektiv «STImmiger» (Z. 002/003) eine Wertung vor, wobei auch die Ergänzung «SPRACHlich» (Z. 003) nicht eindeutig klärt, auf welche Ebene bzw. Kriterien sich dieses Attribut bezieht. Ob SW mit dieser für einen Allochthonen eher ungewöhnlichen Beschreibung der Varietät sich gemäss der sozialen Erwünschtheit der Sichtweise der Autochthonen annähern möchte bzw. die Frage nach den Varietäten aus der Sicht der Nutzer:innen zu beantworten versucht – ungeachtet der Fragestellung, die den Zusatz «für mich» (Z. 001) enthält –, kann an dieser Stelle nicht eindeutig festgestellt werden. In jedem Fall entspricht diese Attribuierung einer romantischen Sicht auf den Dialekt,[259] indem dieser als zur Sprechgemeinschaft gehörig und in dem Sinne ‹stimmiger› beurteilt wird. Auch die Beschreibung der Standardvarietät erfolgt mit dem Bezug zur Deutschschweizer Diglossie, mit dem Verweis auf den Verwendungskontext der Schriftlichkeit (Z. 007),[260] auf die er in Z. 011 auch mit dem in der Deutschschweiz geläufigen Terminus «SCHRIFTdüütsch» referiert. Andere deutsche Varietäten beschreibt SW mit der Nähe bzw. Distanz zur Standardsprache. Auf die Frage, welche Varietäten ihm nicht gefallen würden, spricht er verschiedene Regiolekte bzw. Dialekte Deutschlands an und benennt deren Abstand vom Standard, den er wie andere GWP (vgl. Kapitel 14.2.1) in Hannover verortet: «ich denk (.) je WEIter man vom zentrum hannover wegkommt, | (--) desto: (1.0) WEniger hochdeutsch ist es;» (SW_DE 13:26–14:14). So enthält sich SW eines ästhetischen oder affektiven Sprachurteils, sondern beurteilt die Varietäten ausschliesslich mit der Bezugsgrösse der Standardnähe. Wie in anderen Dialektregionen des Deutschen ist gemäss SW auch das Standarddeutsch der Deutschschweizer:innen «mit nem gewissen dialekt behaftet» (SW_DE 08:16–08:35), und die Standardkompetenz hänge demnach stark mit der Übung zusammen. SW nutzt für seine Aussage eine Reihe von Modalverben «das hängt äh damit zusammen, | (.) wie viel du das im gschäft nutzen (--) DARFST musst sollst;» (SW_DE 09:09–09:22). Diese transportieren die Implikatur, dass aufseiten der Deutschschweizer:innen unterschiedliche Bewertungen der Standardverwendung vorherrschen. Auf die explizite Frage der Exploratorin, ob Deutschschweizer:innen in SWs Wahrnehmung gerne Standarddeutsch sprechen würden, antwortet SW jedoch, dass er sich darüber noch nie Gedanken gemacht habe (SW_DE 10:22–10:41). Es ist denkbar, dass er damit der potenziell *face*-bedrohenden Handlung einer explizit geäusserten Einstellungsbeurteilung ausweicht.

Für die Beschreibung seiner eigenen Sprechvarietät verwendet SW erneut die Verortung auf dem Kontinuum zwischen Standard und Dialekt:

---

[259] Dies kann mit Berthele (2010a: 258) als durchaus typisches Verhalten für Dialektsprecher:innen bezeichnet werden.

[260] Beim Verweis auf die Mündlichkeit in Z. 009 wird an dieser Stelle von einem Lapsus Linguae ausgegangen. Darauf lässt auch der erklärende Kommentar in Z. 011 schliessen.

Beispiel I120/SW: Das wirkliche Hochdeutsch (SW_DE 10:02–11:43)

```
001   SW:  (--) ja also ICH sage auch-
002        (-) aso-
003        (.) MIR wird gesagt-
004        i hab en SEHR gutes hochdeutsch-
005        ich sage persönlich-
006        da is no SEHR viel (-) bayerisch fränkischer dialekt mit
           dabei,
007        ich persönlich würde MICH (--) auf ner sieben einstufen-
008        (-) hehe das ist jetzt REIN mein gefühl-
009        das ist genau so: (-) wie auch HIER,
010        wenn ma HOCHdeutsch redet-
011        dass es eher ne (-) meistens ne sieben ne ACHT,
012        irgendwo da daZWIschen,
013        (-) aber (-) wennste wirklich n_KLAres hochdeutsch willst-
014        dann musst du in die hanNOver gegend gehn,
015        DA hast de das:-
016        das WIRkliche hochdeutsch-
017        das klingt auch (--) ANders wie mein hochdeutsch;
018        was ICH sach is für mich des-
019        (1.0) HÖchste der gefühle,
020        WAS ich schaffe,
021        is trotzdem bloss ne SIEben oder ne acht;
```

SW beschreibt seine eigene Sprechvarietät durch eine Kontrastierung der Aussensicht – repräsentiert durch die Darstellung der erhaltenen Rückmeldungen (Z. 003/004) – mit der Selbsteinschätzung. Diese fällt kritischer aus, vor dem Hintergrund der in seiner Äusserung erneut deutlich werdenden Normorientierung – erkennbar an den Kategorisierungen «en SEHR gutes hochdeutsch» (Z. 004) und «wirklich n_KLAres hochdeutsch» (Z. 013) – sowie der Gleichsetzung von gutem Standarddeutsch mit der Varietät der Stadt Hannover in Z. 014. Andererseits nutzt SW diese Gegenüberstellung von Fremd- und Selbsteinschätzung in zweierlei Hinsicht: Er positioniert sich erstens als kundiger und bescheidener Sprachbenutzer, der in Bezug auf ein vermeintliches Qualitätskriterium – die Standardnähe – die eigene Sprache kritisch betrachtet. Zweitens konzipiert er erneut eine grössere Sprechgemeinschaft, indem er in Z. 009 die Ähnlichkeit der Sprachsituationen von Deutschschweizer:innen und sich selbst erwähnt, die er von echten Standarddeutschsprecher:innen abgrenzt – was wiederum der Betonung der transnationalen Gemeinsamkeiten zwischen der eigenen Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft dient.

Auch bei der Frage nach dem Status des Schweizerdeutschen zieht SW Vergleiche zu anderen, bundesdeutschen Varietäten und leitet daraus ab, dass Schweizerdeutsch keine eigene Sprache, sondern einen Dialekt darstellt und in der Folge auch Standarddeutsch keine Fremdsprache für Schweizer:innen ist (SW_DE 14:25–15:20). SW zeigt jedoch teils ein Bewusstsein für Deutschschweizer Besonderheiten und damit zusammenhängende Sichtweisen auf die Varietäten, wie sein Kommentar zum Status von Mischformen zwischen Dialekt und Standard in der Schweiz zeigt (vgl. Beispiel I19/SW, Kapitel 13.5). Auch die kritische Haltung gegenüber dem von Deutschen produzierten Schweizerdeutsch (vgl. Beispiel I42/SW, Kapitel 13.7) scheint sich an den Rückmeldungen und Bewertungen der Deutschschweizer:innen zu orientieren, wie auch seine Ausführungen zum eigenen Umgang mit Schweizerdeutsch zeigen:

Beispiel I121/SW: So identisch (SW_DE 03:03–03:24)

```
001   SW:   REden=da hh°-
002         MIR haben früher welche gesagt-
003         sie möchten GAR ned-
004         dass ma im prinZIP=ähm-
005         (-) wenn man als: deutscher kommt mit dem schwiizerDÜTSCH,
006         und (-) ich DENK-
007         es kommt auch ned ganz so RÜber,
008         so iDEntisch[261] wenn das natürlich (is)=und deswegen-
009         (--) hab ich das NIE wirkli:ch: (-) probiert;
010         ab und zu rutscht mal n_wörtchen RAUS=aber-
011         aber das wird kein SATZ;
```

SW nennt als Erstes die rückgemeldete Haltung der Schweizer:innen als Grund, warum er selbst kein Schweizerdeutsch spricht (Z. 002–005), schliesst direkt daran in der 1. Person Singular die eigene Einschätzung an (Z. 006–008). Inwiefern es sich dabei hauptsächlich um eine Bestätigung dessen handelt, was SW als Deutschschweizer Haltung wahrnimmt oder tatsächlich seiner eigenen Meinung entspricht, kann nicht eruiert werden. Im Kontext der Interviewsituation muss die erste Möglichkeit jedoch stets in Betracht gezogen werden. Für sein Sprachverhalten in der Schweiz orientiert sich SW also stark an seiner Umgebung, namentlich den Deutschschweizer:innen. So begründet er auch seine Aussage «(--) DAS: is für mich ne pflicht;» (SW_DE 21:28–21:30) in Bezug auf rezeptive Dialektkompetenzen damit, dass er nicht möchte, dass sich das Gegenüber zu etwas verpflichtet sehe, was ihm oder ihr schwerfalle (SW_DE 21:28–21:38), worin die Implikatur möglicher Schwierigkeiten der Deutschschweizer:innen beim Standardsprechen enthalten ist.

Die Frage der Mentalitäten setzt SW in Relation mit der innerdeutschen Heterogenität und beantwortet die Frage nach Unterschiedlich- bzw. Ähnlichkeit von Deutschen und Deutschschweizer:innen insofern relativierend (vgl. Beispiel I20/SW, Kapitel 13.6). Durch den Vergleich, der als Rückblick auf die eigenen Erfahrungen formuliert ist, positioniert sich SW als lernfähige Person, die eigene Fehlannahmen und Ideen kritisch hinterfragt und sich selbst nicht allzu ernst nimmt. Gleichzeitig schwächt er durch den Einbezug seines erzählten Ichs (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 60) die kritische Beurteilung der Schweizer Haltung ab, nicht ohne sich jedoch gleichzeitig als erzählendes Ich vom erzählten Ich zu distanzieren (vgl. ebd.: 278); und mit der Erklärung, die er mit dem Diskursmarker «weisst» (vgl. Blühdorn et al. 2017) in Z. 022 des Beispiels I20/SW beginnt, positioniert er sich schliesslich als informierter und distanzierter Kommentator des beobachteten Verhaltens. Trotzdem nennt SW wenig später im Interview Unterschiede zwischen der Mentalität in der Schweiz und in Deutschland, wobei er die schweizerische mit «diese (-) RUhige gelassenheit,» umschreibt (SW_DE 34:33–34:37). SW gibt an, sich in den Jahren seines Aufenthalts in der Schweiz an diese Schweizer Mentalität angeglichen zu haben:

[261] Das Adjektiv «iDEntisch» (Z. 008) benutzt SW im Interview zweimal, um die Sprechvarietät einer Personengruppe zu beschreiben – im vorliegenden Fall für das Schweizerdeutsch von Deutschen, im zweiten Fall für das Standarddeutsche von Schweizer:innen (SW_DE 09:27–09:30). Ob es sich dabei um eine Verwechslung mit dem Adjektiv ‹authentisch› handelt oder SW in beiden Fällen implizit die Nähe zu einer bestimmten Norm anspricht, mit der die jeweilige Sprechvarietät verglichen wird (je identischer mit der Norm, desto besser), bleibt unklar.

Beispiel I122/SW: Zuck, zuck, zuck (SW_DE 35:17–36:25)

```
001   SW:   (--) also wahrscheinlich würd ich mich jetzt SCHWERtun,
002         (--) wieder in meine alte position nach DEUtschland
            zurückzugehn,
003         wo ich ähm ANgebote gemacht hab,
004         (-) das war-
005         (.) ich sa jetz mal-
006         <<all>ZUCK zuck zuck zuck zuck>-
007         (1.0) und HIER ist das alles:-
008         (--) ja gemächlicher ist der falsche: WORTlaut-
009         (--) hh° ruhiger ist es auch ne'-=
010         =also es is irgendwo so geMÄchlich ruhig:-
011         irgendwo so daZWIschen-
012         ich MEIN so-
013         (1.0) reLAxter-
014         aber das find i ned das richtige WORT dafür=muss ich sach-
015   Ex:   [hm_hm,]
016   SW:   [abe:r ]auf jeden fall ANderster-
017         nicht so: (-) nicht GANZ so-
018         (1.0) straff und nicht diREKT-
019         (-) ähm (-) hh° ich hab trotzdem bei mir noch immer die
            diREkte art drinne natürlich=ne,=
020         =ich MEIN-
021         (-) ah: ähm-
022         (--) die kriegste auch nicht RAUS-
023         und ich denk das geHÖRT auch zu (eine)=wobei,
024         (-) es gibt HIER auch direkte persönlichkeiten (natürli)-
025         das mechti jetzt ned hh° äh SAgn-=
026         =aber ich bin EHer der-
027         (-) als deutscher ist man eher der diREKte natürlich;
028   Ex:   (1.0) hm_hm,
029   SW:   (und) h° und teilweise ist DIE schon'-
030         (-) die ECKen und kanten sind schon geschliffen bei (mir)-
031         (xxx xxx) hehehe hh°-
032         (-) ah aber das kommt halt mit der ZEIT-
```

SW umschreibt die Mentalität in Deutschland als «<<all>ZUCK zuck zuck zuck zuck>-» (Z. 006), dem er die schweizerische Art gegenüberstellt, die «geMÄchlig ruhig» (Z. 010), «reLAxter» (Z. 013), «nicht ganz so straff und nicht diREKT» (Z. 017/018) sei im Vergleich. SW referiert in seiner Charakterisierung der Deutschen nicht nur das verbreitete Stereotyp der Direktheit, sondern rückt mit der quasi onomatopoetisch anmutenden Beschreibung in Z. 006 zumindest in die Nähe eines weiteren Stereotyps, jenes der oft als «militärisch-zackig» (Ammon 1995: 314) bzw. «zackig-preussisch» (Siebenhaar/Wyler 1997: 18) charakterisierten Deutschen. Das Stereotyp des direkten Deutschen führt er noch weiter aus, wobei er es auf sich selbst anwendet (Z. 019–027). In Z. 024 macht SW ein Zugeständnis. Mit der adversativen Konstruktion «natürlich X, aber …» können gemäss König (2014: 243) eventuelle Widersprüche vorweggenommen und das ursprünglich formulierte Urteil unterstrichen werden. Im vorliegenden Fall unterstreicht SW mit dieser Konstruktion (Z. 024–026) bei der Erwähnung der direkten Schweizer:innen – also der Ausnahme der von ihm formulierten Regel – die ursprüngliche Feststellung, dass Deutsche direkt seien. Die zweifache Verwendung des Modalwortes «natürlich» (Z. 019/027) zu Beginn und zum Schluss seiner Ausführung rahmt und unterstreicht die Selbstverständlichkeit und damit Gültigkeit seiner Darstellung zusätzlich. SW beschreibt nicht nur den Umgang von Schweizer:innen und Deutschen innerhalb der international ausgerichteten

Firma als «SEHR offen» (SW_DE 32:14–32:20), sondern gibt auch an, privat keinerlei ablehnendes Verhalten von Schweizer:innen erlebt zu haben.

14.2.3 JP

JP, der seit seiner Jugend in der Schweiz lebt und mit einer Schweizerin verheiratet ist, spricht selbst ausschliesslich mit der Ehefrau Schweizerdeutsch (JP_DE 03:30–03:33). Die rezeptive Dialektkompetenz von JP ist sehr weitreichend, wie auch das Resultat des Dialekttests zeigt (vgl. Tab. 5). JP begründet seine rein auf den engsten Familienkreis begrenzte produktive Schweizerdeutschverwendung mit ästhetischen Argumenten (vgl. Beispiel I6/JP, Kapitel 13.3). JP positioniert sich mit dieser Erklärung sowie der Kategorisierung «drei JAHre (-) schlechtes schweizerdeutsch» (Z. 018) als kritischer Sprachrezipient bzw. -konsument, der einen hohen Anspruch an die Qualität der produzierten Varietät stellt. Gleichzeitig dient der eigentheoretische Metakommentar in Form einer Selbstbeschreibung zu Beginn der Erklärung in Z. 002 des Beispiels I6/JP «ich bin ich immer ganz offen und EHRlich» JP zur Selbstpositionierung als unerschrockener, aufrichtiger Interviewpartner, der seine Meinung sagt – auch wenn diese möglicherweise *face*-bedrohend bzw. sozial nicht erwünscht ist. Die kritische Beurteilung der Sprachkompetenz anderer Deutscher, und damit womöglich auch gewisser deutscher Kolleg:innen, kann durchaus als potenziell *face*-bedrohend bezeichnet werden.

Der bewusste und reflektierte Umgang von JP, was die Varietäten betrifft, zeigt sich auch in einem metanarrativen Kommentar (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 240), den er nach einer Selbstreparatur in Bezug auf die Bezeichnung für das Schweizerdeutsche äussert: «EIgentlich sag ich schweizerdeutsch- | ich sag nicht SCHWIIzerdütsch;» (JP_DE 39:03–39:09). Obwohl JP die Differenzierung nicht weiter ausführt, kann sie als Hinweis auf die unter anderen deutschen Zugezogenen verbreitete Verwendung der schweizerdeutschen Bezeichnung ‹Schwiizerdütsch› im Sinne einer Demonstrationsmischung verstanden werden, von der er sich implizit distanziert.

Die Deutschschweizer Kolleg:innen sprechen unterschiedlich mit ihm, wobei JP angibt, dass es ihm aus Gewohnheit oft nicht auffalle, ob das Gegenüber Schweizer- oder Standarddeutsch spreche (JP_DE 05:16–05:30). JP hat keine Präferenz, was die Sprechvarietät der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit ihm betrifft:

Beispiel I123/JP: Bühnendeutsch (JP_DE 06:33–07:14)

```
001   JP:   n: hab ich (-) keine MEInung=wie gesagt-
002         das was einem (.) BEsser liegt-
003         (-) es gibt LEUte die haben n sehr aufgesetztes hochdeutsch,
004         (-) mit DANN:-
005         die schweizer nennen_s gerne BÜhnendeutsch-
006         dann sprechen sie so GANZ extrem-
007         es geht gar nicht mal um den ch: (-) EFFekt oder so,
008         h° aber so GANZ sehr klares hochdeutsch,
009         und jedes einzelne wort hh° extrem AUS eben gedrückt und
            drauf geachtet=und-=
010         =das (.) MERKT man dann einfach;
011         und dann isses mir LIEber-
012         es kommt autTHENtischer rüber-
013         wenn die leute dann mit mir SCHWEIzerdeutsch reden-
014         find ICH einfach;
015         hh° aber das heisst nicht-
```

```
016         dass sie SCHLECHtes hochdeutsch sprechen oder so,
017         sondern dass dann EINfach-
018         es WIRKT für mich aufgesetzt;
019         mir is (--) authentiziTÄT eben sehr wichtig;
```

Erneut kommentiert JP seine Aussage auf der Metaebene und erklärt den Faktor Authentizität (vgl. I40/JP, Kapitel 13.7) als entscheidend für seine Meinungsbildung (Z. 019). Wie bereits beim deutschen Schweizerdeutsch positioniert er sich auch als kritischer Rezipient des Schweizerhochdeutschen, der die Sprechvarietät anderer differenziert beurteilen kann. Mit der Zurückweisung der Kategorisierung «SCHLECHtes hochdeutsch» in Z. 016 stellt JP jedoch gleichzeitig sicher, dass seine Beschreibung nicht im Sinne einer allgemeinen normativen Bewertung verstanden wird. Durch die Erwähnung einer spezifischen Beurteilungsdimension, der Authentizität, und die diesbezügliche Beurteilung in Z. 012 hat die Aussage trotzdem einen Bewertungscharakter; auch wenn JP in Z. 018/019 eine Subjektivierung bezüglich der Beurteilungsdimension vornimmt. Diese Subjektivierung hat den Charakter einer Eigentheorie (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 69), entspricht jedoch nicht einer expliziten Selbstzuschreibung von Authentizität (vgl. Schwidlinski 2020: 349). Trotzdem positioniert sich JP durch die Gewichtung dieses Faktors in der Rezeption implizit gleichzeitig selbst als authentisch agierende Person. Im Hinblick auf JPs Sprechverhalten, das Beibehalten der bundesdeutschen Sprechvarietät, kann diese Positionierung auch als Argumentation für das eigene Sprachverhalten interpretiert werden. Bei der Beschreibung seiner eigenen Sprachverwendung erwähnt er aber auch eine punktuelle Verwendung von Schweizerdeutsch:

Beispiel I124/JP: Etwas Kleines (JP_DE 05:46–06:12)

```
001   JP:   sobald (--) du quA:si-
002         (1.0) ähm ne ne schweizer ANtwort gib-
003         also die leute sprechen HOCHdeutsch mit mir,
004         weil ich HOCHdeutsch rede,
005         h° und nachher sag ich nur irgendwas kleines wie ja isch
            GUET,
006         (-) IRgendwie so-
007         und dann sch switchen sie eigentlich beim WEIterreden dann:-
008         (-) nachdem na ne kurze PAUse war,
009         sch switchen sie dann ins äh: SCHWEIzerdeutsche;
```

Anders als von ihm zu Beginn des Interviews deklariert, scheint JP also durchaus auch im Arbeitsalltag vereinzelt schweizerdeutsche Ausdrücke oder Floskeln zu verwenden,[262] worauf die Deutschschweizer:innen seinen Ausführungen gemäss sehr stark reagieren. JP bezeichnet die Schweizer:innen in ihrem äusserst reaktiven Code-Switching-Verhalten auch als «sehr anpassungsfähig», wobei er auch das automatische CS erwähnt (JP_DE 06:15–06:22). JP ist jedoch der Meinung, dass Deutschschweizer:innen auch mit zugezogenen Deutschen Schweizerdeutsch sprechen sollten, da diese nach rund einem Monat in der Lage seien, dieses zu verstehen (JP_DE 23:27–23:53). JP sagt überdies, dass Deutschschweizer:innen seines Erachtens nicht «wirklich GERn» Standarddeutsch sprechen würden, «aber es ist nicht dieses- | (-) ich HAsse

[262] In den zwei Meetings im Gesprächsdatenkorpus, an denen JP beteiligt ist, findet sich ein einziger Beleg einer solchen schweizerdeutschen Insertion («ja Äbe», 34_33:36–33:27), der aufgrund der mangelhaften Tonqualität jedoch nicht mit absoluter Sicherheit identifiziert werden kann.

es hochdeutsch zu sprechen,» (JP_DE 11:28–11:38), sondern entspräche einer simplen Präferenz für den Dialekt:

Beispiel I125/JP: Schon 22 Jahre in der Schweiz (JP_DE 11:44–12:09)

```
001   JP:   das heisst sie: die LEUte nehmen_s gerne an,
002         WENN ich sag-
003         hey du darfst auch äh: SCHWEIzerdeutsch mit mir reden,
004         oder wenn sie mich FRAgen,
005         ich versuch das immer ö zu umGEhen-
006         wenn ich SAG'-
007         ey=ich bin schon zweiundzwanzig jahre in der SCHWEIZ-
008         weil dann macht_s SO-
009         AH okay-=
010         =dann kann er wahrscheinlich auch SCHWEIzerdeutsch,
011         hh° weil ich kann ja zu niemandem HINgehen-
012         der HOCHdeutsch mit mir spricht,
013         und sag' ja also ich kann (dann) auch SCHWEIzerdeutsch,
014         hh° weil das hat immer so n_bisschen BEIgeschmack wie:-
015         dein hochdeutsch ist nicht so wirklich GUT;
016         (-) h° hab ich s_geFÜHL zumindest eben-
```

JP zeigt ein Bewusstsein für das ambivalente Verhältnis vieler Deutschschweizer:innen zum Standarddeutschen und leitet daraus Verhaltensregeln für sich ab. In Form von Pseudozitaten in Z. 007, 010 sowie 013 illustriert JP das komplexe Wechselspiel im Lichte des *face-work*, das sich im allochthon-autochthonen Sprachkontakt im Zusammenhang mit der Varietätenwahl abspielt. Durch die Fremdpositionierung der Schweizer:innen ratifiziert JP indirekt die eigene Selbstpositionierung des erzählten Ichs (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 60), das durch die Vermeidung eines womöglich missverständlich wirkenden Verhaltens als umsichtig und rücksichtsvoll positioniert wird. Mit der Subjektivierung in Z. 016 beschränkt er zum Abschluss der Ausführung die Gültigkeit seiner Aussage auf die eigene Person (vgl. ebd.: 247).

JP referiert im Interview mehrfach auf seinen Sonderstatus («das heisst ich bin imme:r das in beTWEEN eigentlich», JP_DE 26:13–26:15), der sich aus seinem langjährigen Aufenthalt in der Schweiz ergebe. Dabei handelt es sich in seiner Wahrnehmung offenbar um eine Fremdkategorisierung: «für die schweizer bin ich der DEUtsche- | aber lustigerweise wenn ich nach deutschland geh bin ich immer der SCHWEIzer;»; und dies, obwohl er kein Schweizerdeutsch spreche (JP_DE 25:53–25:59).[263] Damit habe er sich abgefunden und habe nie einen Grund gesehen, «da irgendwas ÄNdern zu müssen oder so;» (JP_DE 26:20–26:22). Aus der Position des Schweiz-erfahrenen Deutschen heraus formuliert JP auch eine Verhaltensmaxime für deutsche Zuzüger:innen in der Deutschschweiz. Als Grundlage dafür dient JP die Überzeugung: «ein sehr sehr wichtiger teil der integration ist die KOMMunikation;» (JP_DE 24:45-24:49). So erachtet er rezeptive Dialektkompetenzen als notwendig für Zuzüger:innen: «(--) man sollte es zuMINdestens verstehen» (JP_DE 25:12–25:15). JP drückt seine Haltung in Form einer deontischen Aussage aus – gekennzeichnet durch die Verwendung des Modalverbs «sollte» mit dem generalisierenden Indefinitpronomen «man» (vgl. Stukenbrock/Bahr 2017: 168f.).

[263] Ob JP über die Schweizer Staatsbürgerschaft verfügt, ist nicht bekannt und wird auch im Interview nicht thematisiert. Die mehrfache Verwendung der Bezeichnung ‹die Schweizer› in der 3. Person zeigt jedoch deutlich, dass JP sich in seiner Eigenwahrnehmung zumindest bzgl. gewisser Kriterien nicht zu dieser Gruppe zählt.

Zum Status des Schweizerdeutschen äussert sich JP aus der Aussenperspektive und positioniert sich dabei als Experte: «dass ich WEISS, | die schweizer HÄTTen gerne dass sagst-= | =ne=is ne eigene spraCHE:,» (vgl. Beispiel I13/JP, Kapitel 13.5).[264] Zum Status des Standards für Schweizer:innen äussert er sich in ähnlicher Weise:

Beispiel I126/JP: Absoluter Mythos (JP_DE 18:04–18:35)

```
001   JP:   v:iele haben s_gefühl-
002         (--) das kenn ich aus meinen SCHULjahren,
003         dass DEUtsche: (-) gut in deutsch sind-
004         das is abe:r (1.0) ABsoluter mythos;
005         n_deutscher is nicht gut in in in RECHTschreibung per se,
006         hh° äh:m n_deutscher hat einfach n: gewissen VOReil,=
007         =das IS so: (--) vielleicht bezüglich der gramMAtik-
008         (1.5) aber: wie gesagt auch jetzt nich: (.) kein (.) Enorm-
009         (1.0) BIN ich der meinung;
010         von DEM her-
011         (--) is es (.) für die schweizer find ich keine (-)
            FREMDprache fremdsprache;
```

JP spricht über eine Sichtweise der Deutschschweizer:innen und positioniert sich in Z. 002 als Person, die diese gut kennt und beurteilen kann, was er in Z. 004–008 direkt vornimmt, indem er die Sichtweise der Schweizer Sprechgemeinschaft auf die Deutschen als falsch klassifiziert. Die eigene Einschätzung drückt er schliesslich mit einer sogenannten Geminatio beim Begriff «fremdsprache» aus (Z. 011), einer Wortverdopplung, die eine Steigerung des Wortes ausdrückt (vgl. Kalivoda et al. 1996: 697f.) – im vorliegenden Fall also im Sinne einer wirklichen, tatsächlichen Fremdsprache, die Standarddeutsch in der Schweiz JP zufolge nicht darstellt.

Wie bereits in Beispiel I6/JP (vgl. Kapitel 13.3) ersichtlich, drückt JP eine deutliche Normorientierung aus – sowohl bezüglich Schweizer- als auch Standarddeutsch: «ausser die: perSON spricht schlechtes hochdeutsch oder schlechtes schweizerdeutsch-» (JP_DE 05:31–05:35). JP äussert auch eine klare Meinung zur Verteilung der Kompetenzen:

Beispiel I127/JP: Hochdeutsche, die Schweizerdeutsch sprechen (JP_DE 10:09–10:20)

```
001   JP:   (-) abe:r man findet (--) VIEL mehr schweizer,
002         die sehr gutes HOCHdeutsch sprechen,
003         (1.5) als (--) HOCHdeutsche die schweizerdeutsch sprechen;
004         (--) GUtes schweizerdeutsch
```

JP nimmt in der Aussage eine Kontrastierung (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 216) vor, indem er die beiden Nationalitäten bezüglich ihrer Sprachkompetenz gegenüberstellt. Im Lichte der Deutschschweizer Diglossie, zu der sowohl Standard- als auch Schweizerdeutsch gehört, mag diese Gegenüberstellung sonderbar anmuten. Nicht so jedoch, wenn man die Einschränkung auf die gesprochene Sprache sowie die verbreitete Gleichstellung von gutem Standarddeutsch mit bundesdeutschem Standard bedenkt.

Während JP als Bewertungsmassstab für gutes Schweizerdeutsch den Aspekt der Authentizität einbringt (vgl. Beispiel I6/JP in Kapitel 13.3), ist dies für die Beurteilung von gutem Standarddeutsch vor allem das Kriterium des fehlenden Akzents, wie in der Aussage zu seiner eigenen

[264] JP nutzt wie andere deutsche GWP ein Analogie-Topos für die Argumentation gegen diese Sichtweise.

Sprechweise deutlich wird. Auf die Frage, wie er sein eigenes Standarddeutsch beschreiben würde, antwortet er « SEHR gut; (1.5) also: sehr sehr DEUtlich- | mir wurd auch schon OFT gesagt- | dass ich WEnig akzent drin hab» (JP_DE 13:05–13:17). JP setzt also die Abwesenheit regionaler Merkmale gleich mit gutem Standarddeutsch. Seine positive Selbstdarstellung stützt JP durch die Wiedergabe der Beschreibung als Meinung anderer («mir wurd auch schon OFT gesagt») und legitimiert diese damit in gewissem Masse. Bei der konkreten Frage nach dem besten bzw. schönsten Standardvarietät sagt JP zuerst, er könne dies nicht beantworten, da ihm viele Akzente sympathisch seien (JP_DE 14:08–14:42). Trotzdem wiederholt er schliesslich seine Präferenz bzw. positive Beurteilung der eigenen Sprechvarietät:

Beispiel I128/JP: Sehr klar, sehr rein (JP_DE 14:42–14:55)

```
001   JP:   (--) wenn ich_s jetzt auswählen MÜSSte,
002         würd ich (-) f:ast schon eben (--) sagen-
003         ohne jetzt zu sagen MEINS,
004         sondern eher das von meiner faMIlie-
005         was ich mir von zu hause geWOHNT bin-=
006         =weil das (--) sehr (-) KLAR is;
007         (-) sehr rein-
```

JP umgeht die offensichtliche Formulierung eines Eigenlobes in Z. 003 und bezieht seine Beschreibung etwas indirekter auf seine Familie. Mit den Adjektiven «KLAR» (Z. 006) und «rein» (Z. 007) illustriert JP seine Vorstellung eines qualitativ guten Sprechstandards, während er für andere, dialektale und regionale Varietäten das Attribut «sympathisch» verwendet (JP_DE 14:18–14:21; 15:04–15:06), so auch für das Schweizerdeutsche (JP_DE 09:38–09:41).

JP findet als einzige deutsche GWP, dass Deutsche und Schweizer:innen sehr unterschiedlich seien (JP_DE 16:44–16:52), und konstatiert ein diesbezügliches Missverständnis:

Beispiel I129/JP: Mentalität (JP_DE 15:55–16:23)

```
001   JP:   (--) die mentaliTÄT-
002         (-) so BLÖD sich_s anhört-
003         aber spielt da ne ganz grosse ROlle,
004         und die is (1.0) GANZ verschieden zwischen deutsch,
005         (-) und zwischen also zwischen deutschen und SCHWEIzern-
006         (--) und n: n_deutscher koLLEge: hat f f (-) hat das mal für
            mich richtig ausgedrückt,
007         als er gesagt hat-
008         h° das proBLEM oft von deutschen schweizern-
009         wenn du zwei parTEIen hast-
010         n_arguMENT hast-
011         (--) is h° dass sie DENken,
012         sie sprechen dieselbe SPRAche;
```

JP macht in Z. 001–003 eine Feststellung, die er in Z. 002 selbst kommentiert. Daraufhin gibt er einen Befund wieder, den er wiederum wertend kommentiert (Z. 006), womit er gleichzeitig eine Subjektivierung der Äusserung vornimmt, sich aber auch als Instanz positioniert, die über die Richtigkeit einer Aussage zu diesem Thema zu urteilen in der Lage ist. Die angesprochenen Unterschiede zeigen sich gemäss JP hauptsächlich im Bereich der sprachlich ausgedrückten Höflichkeit (vgl. Beispiel I28/JP, Kapitel 13.6). Die Schweizer:innen seien freundlicher, aber teils auch reservierter und weniger direkt als die Deutschen (JP_DE 40:42–40:51). In einem Metakommentar bezeichnet er eine eigene Antwort auf eine Interviewfrage als «politisch korrekt (-) NEUtral» und positioniert sich mit dem Nachtrag «eben das sind meine zweiundzwanzig

schweizer JAHre=hehehe» (JP_DE 15:18–15:21) als adaptiver Kommunizierender, der die Schweizer Eigenheiten verstanden hat und flexibel auf diese eingehen kann.[265]

14.2.4 RE

RE lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit drei Jahren in der Schweiz und ist damit die GWP mit der kürzesten Aufenthaltsdauer innerhalb des Samples. RE spricht selbst Standarddeutsch mit norddeutschem Regionalakzent,[266] sagt jedoch, dass er die Schweizerdeutsch sprechenden Kolleg:innen problemlos verstehe:

Beispiel I130/RE: Von zu Hause aus gelernt (RE_DE 03:53–04:43)

```
001   RE:    (1.5) die REden eigentlich so:-
002          so wie sie_s von von zu hause aus geLERNT haben;
003          also da: da ist jetzt eigentlich keine grosse ANpassung
             mehr-
004          irgendwie dass sie ins HOCHdeutsche reinwechseln würden,
005          (-) das is auch einfach so n_bisschen DAdurch bedingt=dass
             ich:-
006          ich bin jetzt seit drei JAHRren in der schweiz=ähm-
007          (-) hab auch eigentlich überhaupt keine (.)
             verSTÄNdnisprobleme oder sowas mehr-
008          (-) hab mich an an die meisten sachen auch einfach geWÖHNT-
009          und h° (-) äh (-) finde es einfach auch fü:r für beide
             seiten ANgenehmer,
010          wenn ich jetzt irgendwie beim HOCHdeutschen bleibe=und-
011          wenn: wenn die kolleginnen koLLEgen dann einfach bei:-
012          (-) bei äh: DER form äh des des schweizerdeutschen bleiben-=
013          =die für sie einfach dann auch AM angenehmsten is-
014          un und wo sie dann irgendwie am BESten dann irgendwie
             kommunizieren können-
015          wenn ich da irgendwelche nachfragen haben SOLLte=dann-
016          (-) dann STELL ich da einfach noch mal ne nachfrage,
017          ABer ich würd sagen-
018          tatsächlich ACHTundneunzig prozent oder sowas von dem
             ganzen-
019          kann ich einfach ohne probleme da äh letztendlich so
             AUFgreifen und auch verstehen;
```

RE beantwortet die Frage nach der Sprechvarietät seiner Schweizer Kolleg:innen, wobei er durch die Erwähnung, dass diese «eigentlich keine grosse ANpassung mehr» vornehmen würden in Z. 003, gleichzeitig seine eigene rezeptive Dialektkompetenz beschreibt, wie er in den folgenden Z. 005–007 auch explizit ausführt. Die Ergebnisse des Dialekttests zeigen gewisse Verständnisschwierigkeiten (vgl. Tab. 5), jedoch hauptsächlich bezüglich spezifischer dialektaler Ausdrücke, während der Gesamtkontext erfasst wird. Die Fremdpositionierung der Deutschschweizer:innen als Personen, die auf die Sprachkompetenz des Gegenübers im Gespräch reagieren in Z. 003/004, entspricht einer gleichzeitigen Selbstpositionierung als Person mit rezeptiver Dialektkompetenz. In Z. 009–014 drückt RE dann seine Meinung bezüglich der idealen Varietätenverwendung aus. RE bezeichnet die Sprachverwendung, in der jede:r die eigene Varietät spricht, ohne ans Gegenüber zu akkommodieren, als «für beide Seiten ANgenehmer»

[265] Mit Werlen (1998a) ausgedrückt, positioniert sich JP als Experte für die Schweizer Kommunikationskultur.

[266] RE gibt an, selbst keinen niederdeutschen Dialekt zu sprechen, aber über rezeptive Kompetenzen zu verfügen (RE_DE 02:40–02:44).

(Z. 009), in Z. 011–013 wird aber deutlich, dass er dies vor allem auf das Wohlbefinden sowie die Kommunikationskompetenz (Z. 014) der Deutschschweizer:innen bezieht. So gibt RE zu einem späteren Zeitpunkt im Interview auch an, dass er seine rezeptiven Kompetenzen trainiert habe, um den Deutschschweizer:innen die Kommunikation zu erleichtern, da die Verwendung von Standarddeutsch für Deutschschweizer:innen immer «so n_kleines ZUgeständnis dann- | gegenüber: gegenüber der person die jetzt hochdeutsch SPRICHT» sei, dem er gerne aus dem Weg gehe, indem er Schweizerdeutsch versteht (RE_DE 10:37–10:56). Im Zusammenhang damit beschreibt er Schweizerhochdeutsch als teils «geZWUngen» klingend (RE_DE 10:24–10:29), was einer Bewertung entspricht. RE nimmt erneut eine Selbstpositionierung als flexible und auch rücksichtsvolle Person vor, die auf die Vorlieben der Umgebung eingeht, jedoch gleichzeitig die Fremdpositionierung der Deutschschweizer:innen als ungeübt bzw. nicht restlos kompetent im Standarddeutschen. Bei der spezifischen Frage nach der Einschätzung des Schweizerhochdeutschen sagt RE aber, dass er dieses als gutes Standarddeutsch erachte, weil er damit von Anfang an «keine verSTÄNdnisprobleme» gehabt habe (RE_DE 11:10–11:40). Obwohl er Schweizerdeutsch als eigene Sprache bezeichnet, gibt er an, nicht einschätzen zu können, ob Standarddeutsch für Deutschschweizer:innen entsprechend eine Fremdsprache sei (RE_DE 16:25–16:49). Dies hängt unter anderem mit seinem fehlenden Wissen bezüglich der Sprachverwendung in den Deutschschweizer Schulen zusammen (vgl. Beispiel I17/RE, Kapitel 13.5).

RE äussert sich anders als die meisten anderen deutschen GWP nicht zum automatischen Varietätenwechsel der Deutschschweizer Kolleg:innen, spricht aber ein anderes Verhalten an: Obwohl die meisten Deutschschweizer:innen mittlerweile im Dialekt mit ihm sprechen würden, gäbe es von einigen wiederholt Nachfragen, ob er diesen verstehe:

Beispiel I131/RE: Nach anderthalb Jahren (RE_DE 05:22–05:38)

```
001   RE:   wenn: wenn IRgendwann-
002         also wenn nach ANderthalb jahren immer noch gefragt wird-
003         dann=äh::-
004         (-) dann FRAG ich mich äh:-
005         schon so n_BISSchen irgendwie=äh:-
006         (--) wieso man das jetzt (.) äh: (.) nicht LANGsam mal
            verstanden hat-
007         dass ich_s AUCH verstehe,
008         (-) ne,
009         hh° ähm: A:ber es ist für für mich (dann auch) kein problem;
```

RE beschreibt das Gefühl der Irritation, wenn von Kolleg:innen nach längerem Aufenthalt in der Schweiz seine rezeptiven Dialektkompetenzen nach wie vor hinterfragt werden. Die Rede ist durchsetzt von strategischen Unschärfemarkierungen wie dem abschwächenden Indefinitadverb «irgendwie» in Z. 005 (vgl. König 2014: 183f.), Pausen (Z. 004/006/008), Verzögerungen und Dehnungen sowie mehrfachen Zögerungspartikeln «äh» bzw. «ähm» (Z. 003/004/005/006/009). All diese Vagheitsstrategien markieren die Aussage bzw. die implizierte Kritik als heikel; und RE relativiert sie schliesslich auch explizit, indem er in Z. 009 mit der oppositiven Konjunktion «A:ber» den Kommentar anfügt, dass das beschriebene Verhalten für ihn kein Problem darstelle.

Die Frage nach der Reaktion der Deutschschweizer Kolleg:innen auf seine bundesdeutsche Sprechvarietät beantwortet RE mit einer längeren Ausführung:

Beispiel I132/RE: Damit abgefunden (RE_DE 07:00–08:08)

001 RE: ja ich denk mal=die MEIsten die haben sich damit abgefunden-
002 ich mein=es is ja auch immer noch irgendwie n_professioneller KONtext,
003 äh für viele: (--) ist das ja auch so n_kleiner affRONT,
004 wenn man jetzt irgendwie als als deutscher dann verSUCHT,
005 so das SCHWEIzerdeutsch dann irgendwie für-
006 für sich so in den sprachgeblau äh gebrauch zu (--) zu inteGRIIEren ähm-
007 (--) einige sehen das sehr sehr POsitiv,
008 andere sehen_s eher NEgativ;
009 äh:m (.) ich hab da auch mit mit einigen LEUten hier-
010 jetzt aus meiner wohngemeinschaft mal drüber geSPROchen,
011 auch mit SCHWEIzern unter anderen-
012 (--) und da hab ich eigentlich so mehrheitlich das äh: die RÜCKmeldung bekommen-
013 dass ich doch gerne bei meinem hochdeutschen eher erstmal BLEIben soll-
014 (--) wenn ich dann wirklich LANge in der schweiz bin-=
015 =dann könnt ich sicherlich mal da drüber nachDENken auch-
016 irgendwie äh: das SCHWEIzerdeutsche irgendwie zu erlernen-
017 (-) weil_s dann auch sicherlich im beruflichen KONtext dann doch noch mal-
018 (-) ne etwas grössere nähe dann erzeugen KÖNNte
019 aber jetzt momentan fühl ich mich SEHR-
020 (--) sehr SIcher eigentlich so im hochdeutschen,
021 fühle mich jetzt auch nicht irgendwie AUSgeschlossen oder so=und ähm-
022 (--) find das eigentlich (-) ne angenehme zuSAmmenarbeit-
023 jeder soll SO sprechen (--) wie er es schlussendlich möchte,
024 äh::m-
025 und äh ich glaub auch-=
026 =dass wir da (--) TROTZ dann auch der de:r verschiedenen (-) h° sprachen (dann) auch äh-
027 trotzdem auch n n_sehr gutes verhältnis auch ARbeitstechnisch haben-

RE beschreibt die Haltung der Deutschschweizer:innen in Z. 001 zuerst mit dem Verb «abgefunden», das auf eine gewisse Resignation und damit verbunden auf Enttäuschung oder Ablehnung verweist. In Z. 003–008 referiert RE jedoch auf die Ambivalenz, die deutsches Schweizerdeutsch in der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft auslöse, und belegt seine Behauptung, dass viele Deutschschweizer:innen deutsches Schweizerdeutsch ablehnen würden, mit einem Beispielargument (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 252) aus seinem nächsten Umfeld (Z. 009–013).[267] Die mögliche Verhaltensänderung in der Zukunft in Z. 014–016 ist für RE abhängig von der Aufenthaltsdauer in der Schweiz, was ein Hinweis auf das Selbstverständnis seines Aufenthaltsstatus ist; für ihn ist das Verbleiben in der Schweiz offenbar lediglich eine von mehreren Optionen – anders als bei den anderen GWP, die von einer Zukunft in der Schweiz

[267] RE leitet von seinem eigenen Vorgehen bezüglich der aktiven Verwendung von Schweizerdeutsch auch generalisiert eine Verhaltensmaxime ab und findet, Deutsche sollten «(-) sich darüber INformieren inwieweit es von:- | (--) ihrer (--) ihrer SCHWEIzer: community:, | AKzeptiert wird oder gewünscht ist- | diese SPRAche auch zu erlernen;» (RE_DE 23:36–23:36).

zum Zeitpunkt des Interviews alle mehr oder minder fest auszugehen scheinen.[268] Als Argument für einen Wechsel hin zur aktiven Verwendung des Schweizerdeutschen führt RE «ne etwas grössere nähe» im Arbeitskontext (Z. 018) an, was auf ein Verständnis des Dialekts im Sinne des rationalistischen Modells als Instrument, Werkzeug bzw. Schlüssel (vgl. Berthele 2010a: 250) schliessen lässt. RE schliesst seine Ausführung mit der Darstellung der sprachlichen Situation am Arbeitsplatz (Z. 019–027), in der er negiert, sich ausgeschlossen zu fühlen (Z. 021). RE scheint diese Frage oder Behauptung als Implikatur der Frage nach den Reaktionen der Deutschschweizer:innen auf seine Sprechvarietät verstanden zu haben und reagiert quasi proaktiv mit der positiven Bewertung der betrieblichen Sprachsituation. RE wiederholt auch zum Schluss des Interviews, auf die Frage, ob er noch etwas zum Thema ergänzen möchte, diese positive Bewertung der Sprachverwendung als «sehr ANgenehm,» (RE_DE 34:36–34:41) und ergänzt, dass er sich durch die Varietätenverwendung der Autochthonen «nicht AUSgeschlossen oder sowas» fühle (RE_DE 34:45–34:51). Die erneute Thematisierung dieses Aspekts deutet darauf hin, dass RE die Funktion des Schweizerdeutschen als *we-code* (vgl. Gumperz 1982: 66) stark gewichtet, sich jedoch als Person positionieren will, die mit der zugewiesenen Rolle in der Out-Group zufrieden ist.

Darüber hinaus hebt er noch einmal die eigenen rezeptiven Kompetenzen und deren Bedeutung für die Kommunikation mit den Autochthonen hervor:

Beispiel I133/RE: Ihre normale Sprache (RE_DE 34:51–35:22)

```
001   RE:   (--) äh:m respektiere das absolut und äh: ja-
002         folge da auch voll dem ANsatz irgendwie-=
003         =jeder sollte die sprache SPREchen-
004         (--) die er auch geLERNT hat-
005         und die für ihn selbst auch am ANgenehmsten ist;
006         und wenn man-
007         (-) WENN man das jetzt'-
008         (-) wie: wie es für mich einfach MÖGlich ist=ähm-
009         (.) auch SO schnell dan irgendwie auch adaptieren kann,
010         äh:m-
011         (-) und den leuten dann auch die möglichkeit einfach
            offeRIEren kann,
012         dass sie irgendwie IHre: ihre normale sprache sprechen=dann-
013         (führt) das meines erachtens nach auch EINfach zu-
014         (-) zum besseren äh effizienteren zuSAmmenarbeiten,
```

RE positioniert sich erneut als rücksichtsvolle Person, die tolerant gegenüber den Varietäten anderer ist, da er die Dialektverwendung der Deutschschweizer:innen «respektiere» (Z. 001), und formuliert noch einmal seine Meinung zum Umgang mit den Sprechvarietäten, wobei die implizite Bewertung des Schweizerhochdeutschen mit der Formulierung «(--) die er auch geLERNT hat» (Z. 003/004) sowie der Kategorisierung «ihre normale sprache» (Z. 012) deutlich wird. In Z. 007–014 beschreibt sich RE als sprachbegabte Person, die mit ihrem Talent bzw. ihrer Kompetenz zur reibungslosen Verständigung und damit zur besseren Zusammenarbeit

[268] Dies dürfte mit dem Alter von RE einerseits und seiner verhältnismässig grossen internationalen Erfahrung andererseits zusammenhängen: Bevor er aufgrund eines Stellenangebots in die Schweiz zog, hatte er bereits in Schweden studiert und gelebt. (RE_DE 33:09–33:17).

beiträgt. Die positive Darstellung und Beurteilung der betrieblichen Sprachsituation dient bei RE also gleichzeitig auch dem *Impression Management*.

REs Aussagen zu den beiden Varietäten bewegen sich auf unterschiedlichen Ebenen: Während er Schweizerdeutsch als «(1.5) eine für MICH teilweise etwas | (-) äh- (.) kompliZIErtere (--) variante (--) gewisse dinge auszudrücken», also mit Bezug zur eigenen Kompetenz charakterisiert, bezeichnet er Standarddeutsch als «(1.0) die REINform der deutschen sprache-». RE sieht sich als Sprecher dieser ‹Reinform›: «(1.0) also im gegensatz zu vielen anderen regiONen in deutschland- | sprechen wir im im norden eigentlich sehr sehr KLAres hochdeutsch (RE_DE 11:53–12:00). Er positioniert sich mit dieser Kontrastierung von Norddeutschen gegenüber Personen aus anderen Regionen nicht nur offensichtlich innerhalb des Kreises der Standarddeutschsprecher:innen, sondern auch als Kenner der deutschen Sprachsituation. In der Kategorisierung «sehr sehr KLAres hochdeutsch» sowie der Strategie der Kontrastierung (vgl. van Dijk 1984: 131) wird eine Wertung des Sprechers erkennbar; eine explizite Bewertung verschiedener Standardvarietäten weist RE hingegen zurück: «(1.5) was heisst SCHLEchtes hochdeutsch (denn), die sprechen halt irgendwie ne ANdere form» (RE_DE 14:04–14:09). Damit umgeht RE die Verwendung des negativen Stereotyps (mangelnde Standardkompetenz in Dialektregionen) und positioniert sich gleichzeitig als reflektierte Person, die nicht wertet.

RE bezeichnet Deutsche und Schweizer:innen als verschieden, wobei die Unterschiede «(-) nich (-) primär aufgrund von der SPRAche», sondern «einfach aufgrund von (.) von dem chaRAkter der person(en)» bestünden (RE_DE 30:26–30:36). RE charakterisiert die Schweizer:innen jedoch über ihre Sprechvarietät. Indem er sagt, für ihn sei es «etwas schwieriger den ZUgang (so) zu erhalten, | zu den perSOnen», «(--) die jetzt SCHWEIzerdeutsch sprechen beispielsweise», (RE_DE 30:40–30:47). Trotzdem negiert er in seiner Argumentation den Einfluss der Sprechvarietät auf die Zugehörigkeit noch ein zweites Mal: « (-) aber ich würd_s jetzt nicht UNbedingt an de:r- | an der SPRAche festmachen» (RE_DE 30:55–30:58) und stellt fest, dass es ein «Generelles ding» sei, dass «einige personen oder einige bewohner gewisser LÄNder- | einfach ein bisschen verschlossener sind als ANdere;» (RE_DE 31:00–31:07). Im Sinne der Darstellung eines konsistenten Einstellungsverhaltens (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 214) unterstützt die von RE hier eingebrachte Behauptung – dass Unterschiede in der gemischten Gruppe sich nicht durch unterschiedliche Sprechvarietäten manifestieren bzw. nicht darauf beruhen würden – seine Argumentation gegen eine sprachliche Akkommodation, die er an mehreren Stellen des Interviews zum Ausdruck bringt.

RE gibt an, selbst nie Ablehnung seitens der Deutschschweizer:innen erlebt zu haben, berichtet aber von negativen Erfahrungen anderer Deutscher (vgl. Beispiel I36/RE, Kapitel 13.6). Interessanterweise steht im erzählten Beispiel erstens konkret die Sprechvarietät im Zentrum des Konflikts. Zweitens führt RE das erzählte Beispiel zwar mit «aber ich hab_s schon schon von einigen geHÖRT» ein, schliesst sie jedoch in der 1. Person Plural ab («dass wir doch bitte bei UNserer sprache bleiben sollen»), was auf eine gewisse eigene Involviertheit in das Beschriebene hinweist. Trotzdem betont RE erneut die sprachlichen Gemeinsamkeiten von Deutschen und Deutschschweizer:innen, mit denen er unter anderem auch den eigenen Zuzug in die Schweiz begründet:

Beispiel I134/RE: Jobangebot (RE_DE 33:23–33:48)

```
001   RE:   (--) dann kam halt von da das JOBangebot-
002         und dann war es für mich auch recht (--) recht SCHNELL,
003         und recht einfach auch diese entscheidung zu FÄllen-
004         weil ich halt auch WUsste,
005         (--) dass äh:m dass ich mit DER sprache,
006         die ich jetzt mein leben lang geLERnt habe-
007         hier gut DURCHkommen werde=natürlich-
008         (--) an gewissen stellen eckt man immer n_bisschen AN-
009         man muss sich da auch noch gewisse sachen einfach
            Antrainieren=oder sowas-
010         auch so allgeMEIN-
011         was den UMgang dann mit den schweizerinnen und schweizern
            betrifft=aber-
012         (--) hatte da jetzt eigentlich nie wirklich grosse proBLEme,
013         was DAS betrifft;
```

RE beschreibt hier auch die eigene Sprachvarietät nach dem rationalistischen Modell (vgl. Berthele 2010a) im Sinne eines Werkzeugs (Z. 007), das ihm Zugang ermöglicht – in erster Linie zum Deutschschweizer Arbeitsmarkt. Dabei fokussiert er erneut auf seine Anpassungsfähigkeit, was den Varietätenkontakt mit Deutschschweizer:innen betrifft (Z. 012). RE stellt anschliessend fest, dass er sich bisher nicht überlegt habe, die Schweiz wieder zu verlassen, da er sich «hier eigentlich eigentlich sehr WOHL» fühle (RE_DE 33:57–34:07).

14.2.5 VB

VB ist die einzige GWP des deutschen Subsamples, die am Arbeitsplatz selbst Schweizerdeutsch spricht. Das ist einerseits in den Gesprächsdaten belegt (vgl. Kapitel 12.1.3), andererseits durch die Aussagen von VB im Interview. VB verwendet nach eigenen Angaben Schweizerdeutsch adressateninduziert und spricht es ausschliesslich mit den Deutschschweizer Kolleg:innen, während sie mit den deutschen Landsleuten ins Standarddeutsche wechselt (VB_DE 02:22–02:36), wie in Beispiel G64/13 einmal belegt ist.

Die Varietätenverwendung der Deutschschweizer Kolleg:innen beschreibt VB mit einer Kontrastierung von zwei Gruppen der Deutschschweizer:innen:

Beispiel I135/VB: Automatismus (VB_DE 04:04–04:36)

```
001   VB:   hh° di MEIschte dialäkt,
002         (-) aber s het immer mal es PAAR,
003         wil mis hochdü ää mis min diaLÄKT isch nöd perfekt-
004         s isch ää:-
005         me ghörts (äbe) IMmer no,
006         dass HOCHdütsch dehinter isch-
007         (-) und sii SWItsche dann-
008         und s het sogar LÜÜT-
009         wo mich scho sit ZÄÄ joor kännend-
010         un:d  (.) sii säged immer dasch wie en AUtomatismus,
011         wo sii ää: of of hochdütsch WÄCHsled,
012         (-) weil sii das grad wie asosid assoZIiered,
013         und en PUNKT ää dadurch verstaani scho-
014         (xxx xxx xxx);
015         (1.0) aso ich aber (.) GROSS tei:l-
016         eigich-
017         (--) eigentlich schwiizerdütsch de GROSS teil;
```

Die Gruppe der Kolleg:innen, die im Gespräch den Dialekt verwenden (Z. 001), wird jenen gegenübergestellt, die in den Standard wechseln (Z. 002/007). Den Grund, warum zahlreiche automatische Varietätenwechsel bei gewissen Kolleg:innen erfolgen, sieht VB in ihrer eigenen Sprechvarietät, die «nöd perfekt» (Z. 003) sei und die Deutschschweizer:innen zu einem Code-Wechsel veranlasse. Die Bewertung der verschiedenen Verhaltensweisen, die durch diese Kontrastierung ausgedrückt wird, zeigt sich deutlicher noch in ihrer Aussage in Beispiel I1/VB (vgl. Kapitel 13.3). VB nennt als Beispiel zweimal (VB_DE 04:40–05:02 sowie 06:15–06:37) die ebenfalls in die Untersuchung einbezogene GWP TZM, die auch nach vielen Jahren automatisch in den Standard wechsle, sobald sie mit VB spreche. VB umschreibt ihre Empfindung bezüglich dieses Verhaltens als eine Art der «klassifizierig» (vgl. Beispiel I1/VB), als «so CHLII wie:- | (--) wine ABgränzig», «wine ABsonderig». Dabei sei sie sich bewusst, dass dies nicht der Intention der Deutschschweizer:innen entspreche (VB_DE 05:37–05:57). VB berichtet jedoch, dass der Hinweis auf die Unnötigkeit des Varietätenwechsels kaum etwas am Verhalten der Deutschschweizer Kolleg:innen ändere (VB_DE 06:07–06:15). Die Funktion des Standarddeutschen als *they-code* (vgl. Gumperz 1982: 66) und die *face*-verletzende Wirkung, die dessen Verwendung auf VB ausübt, werden in ihren Ausführungen offensichtlich.

VB äussert sich auch dezidiert kritisch zum Schweizer Standarddeutsch. Dieses war gemäss ihren Angaben der Grund, warum sie nach ihrem Zuzug in die Schweiz selbst Schweizerdeutsch zu sprechen begonnen habe:

Beispiel I136/VB: Schweizer Freund (VB_DE 06:56–08:12)

```
001   VB:   (-) aso: ich han damit Agfange,
002         wil ich äbe e schwiizer FRÜND gha han lang-
003         drum bin i id SCHWIIZ cho wägen iim-
004         (--) und äbe schwiizer koLLEgekreis von iim denn-
005         hh° und ER het denn:-
006         (.) au e chlii e: (.) automaTISmus warschindlich-
007         (-) agfange immer HOCHdütsch z rede=und-
008         (.) für d schwiizer isch das scho au SCHWIIrig-
009         weil sii immer müend UMdänke-
010         satzstellig isch ANdersch-
011         (-) wörter sind ANdersch-
012         im dialekt het mer au würkich nöd e suuberi graMMAtik=hehe-
013         hh° öö:m:-
014         (-) und denn isch es würklich immer LANG gange-
015         bis er dänn SO: aa: wie jetz mm::,
016         hani gseid ja CHUM-
017         jetz fang ICH denn aa mit dem schwiizerdütsch-
018         [das isch mier- ]
019   Ex:   [hm_hm;         ]
020   VB:   (-) ää::m verLIIdet mir suscht-
021         (.) u::nd (-) j:o (.) so het sich das erGÄÄ-
022         und (.) ER hets super gfunde und sini kollege,
023         ich han au scho eis zwei koLLEge gha-
024         wo gseid hend=DU-
025         (--) bliib du bi DIM dialekt und ich bi mim-
026         (-) oder nei-
027         du MUSCH nöd schwiizerdütsch rede-
028         denn han i GSEID=ja-
029         du musch denn aber AU nöd hochdütsch rede,
030         (--) dem EINte hani denn würklich au mol gseid=öö:m-
031         (--) ich glaub eine LIIdet halt immer im gspröch-
032         entweder DU wo mis schwiizerdütsch musch alose,
033         oder ich dis HOCHdütsch-
```

```
034   Ex:   [((lacht, 1.0))       ]
035   VB:   [(und de XXX xxx xxx) ]für mis schwiizerdütsch hehe-
036         (jo) aber di MEISCHte und au (-) lüüt wo mir halt wichtig
          sind,
037         (--) findets guet;
```

VB schildert die Varietätenverwendung zwischen ihr und ihrem Schweizer Ex-Partner als Problem. Die Schwierigkeiten, die der damalige Partner mit dem Standarddeutschen hatte, re-inszeniert VB (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 228f.) mit einem Pseudozitat in Form von Verzögerungssignalen in Z. 015. VB bezeichnet das Phänomen als prototypisch für Deutschschweizer:innen, deren mündliche Standardkompetenz sie als begrenzt beschreibt (Z. 008–011). Die Kategorisierung des Varietätenwechsels als Automatismus in Z. 005–007 lässt als Implikatur darauf schliessen, dass VB einen Wechsel ins Standarddeutsche zur Verständnissicherung auch in dieser Anfangszeit als unnötig erachtet(e).[269] Mit der deskriptiven Erzählung der als problematisch eingeschätzten Kommunikationssituation legt VB die Basis für die Selbstpositionierung als pragmatische und flexible Sprecherin, die dem Gegenüber durch das Erlernen einer neuen Varietät entgegenkommt (Z. 016–021). Die Re-Inszenierung in Z. 016–020 kategorisiert VB im Sinne der Agency als aktiv Handelnde, was gemäss Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 215) oft mit einer Bewertung einhergeht – im vorliegenden Fall einer positiven Bewertung des eigenen Verhaltens. Wie Handlungsmöglichkeiten und -initiative im Hinblick auf die Ereignisse des Lebens erzählend konstruiert werden, sind ein wesentlicher Aspekt der historisch-biografischen Konstitution von narrativer Identität (vgl. ebd.: 59). Die Reaktionen der Deutschschweizer:innen beschreibt VB wiederum anhand einer Kontrastierung – die Gruppe, die positiv auf ihr Schweizerdeutschsprechen reagiert (hat), gegenüber den Personen, die negativ darauf reagierten (Z. 022–027), wobei sie zum Schluss das Grössenverhältnis der Gruppen anspricht und gleichzeitig eine Bewertung der Relevanz vornimmt (Z. 036/037).[270] In der Erzählung einer konkreten Auseinandersetzung in Z. 030–033 mit einem kritischen Deutschschweizer, die sie wiederum re-inszeniert, setzt VB allochthones Schweizerdeutsch mit Schweizerhochdeutsch gleich, was die Qualität bzw. Authentizität betrifft. Die Implikatur der Aussage «eine LIIdet halt immer im gspröch» in Z. 031 ist, dass Standarddeutsch ebenso eine bundesdeutsche Varietät ist, wie Schweizerdeutsch eine deutschschweizerische, und dass die Produktion durch Personen ausserhalb der jeweiligen In-Group von den Mitgliedern der entsprechenden In-Group jeweils als unauthentisch wahrgenommen und tendenziell negativ bewertet wird. Dieses stark auf ein bundesdeutsches Ideal konzentrierte Verständnis der gesprochenen Standardsprache zeigt sich an verschiedenen Stellen des Interviews. So beschreibt VB Schweizerhochdeutsch als ‹geschriebenes Deutsch› (vgl. Beispiel I8/VB, Kapitel 13.4) und beurteilt Schweizerhochdeutsch mit der Unterscheidung von Inhalts- und Registerebene als «GUet im sinne von fachlich guet», aber

[269] VB scheint ausschliesslich die Schriftlichkeit als adäquaten bzw. unmarkierten Verwendungsbereich der Schweizer Standardsprache zu erachten, wie auch auch in VBs Ergänzung der Vervollständigungsaufgabe sichtbar wird, in der sie Standarddeutsch folgendermassen charakterisiert: «(2.0) die AMTSsprache so z säge; | di OFFizielli h° amtssprache (hm ja); | iir säge [sic!] dem jo so schön SCHRIFT (.) dütsch;».

[270] Deutlicher noch wird diese Bewertung in der wenig später im Interview geäusserten Attribuierung «di lüt wo mir das gseid hend sind eener chli ää:m (1.5) KONserwatif altbacke» (VB_CH 08:47–08:54) sowie der Beschreibung «(--) wo das vilicht no so das GÄRtli dänke- | u:nd (--) vilicht au bewusst ABgränze, | (--) dass sii nur di URschwizer sind;» (VB_CH 09:03–09:12).

nicht «guet im sinne von Umgangssprachlich» (VB_DE 15:09–15:18):[271] VB spricht mit der Kategorisierung eine oft referierte fehlende Umgangssprachlichkeit (vgl. Siebenhaar/Wyler 1997, Berthele 2010b, Brommer 2014) des Schweizerhochdeutschen an und nimmt gleichzeitig eine Selbstpositionierung als genaue Beobachterin mit sprachlicher Beurteilungskompetenz vor.[272] Durch die gleichzeitige Fremd- und Selbstpositionierung der deutschen Sprecher:innen als Massstab für echte Umgangssprache setzt VB den Rahmen für ihre Bewertungen:

Beispiel I137/VB: Auch nicht korrekt (VB_DE 14:13–14:21)

```
001   VB:   mir reded ja AU nöd korrekt,
002         (.) wemmie:r hochdütsch REded-
003         isch jo au kei SCHRIFTdütsch-
004         (-) aber du redsch ebe kei SCHRIFTdütsch im dütsche (au
            nöd);
```

VB beschreibt die Sprechvarietät der Deutschen in der 1. Person Plural (Z. 001), wechselt jedoch in Z. 004 in das generische Du (vgl. Stukenbrock/Bahr 2017) und generalisiert die Aussage. VB leitet auch die Antwort auf die Frage, ob Deutschschweizer:innen ihrer Meinung nach gerne Standarddeutsch sprechen würden, von ihrer Beobachtung bezüglich der Ausdrucksfähigkeit ab. So sei es für Deutschschweizer:innen «eifach MÜEsam», Standarddeutsch zu sprechen, aber weil sie «im SCHNITT» «seer höflich» seien, würden sie das nicht sagen und sähen «das au als natuRELL aa», zu akkommodieren (VB_DE 16:24–16:37). VB nimmt eine Fremdpositionierung der Deutschschweizer:innen vor, mit gleichzeitiger Selbstpositionierung als aufmerksame Person, die über interkulturelle Kompetenzen verfügt und die Eigenheiten und Verhaltensweisen der Mitmenschen richtig lesen kann. Ihre Aussage ist durchzogen mit den Subjektivierungen «ich glaub» sowie «ich han s gfüül» und dem Vagheitsmarker «waarschindlich» (VB_DE 16:24–16:50), die den Gültigkeitsbereich der gesamtem Aussage jedoch einschränken. Dies dürfte auch auf die Interviewsituation zurückzuführen sein, in der die GWP ihre Einschätzung der Deutschschweizer:innen im Gespräch mit einer Angehörigen dieser Gruppe darlegt.

Gegen Ende des Interviews äussert VB jedoch auch deutlichere Kritik an der Schweizer Sprachkompetenz:

Beispiel I138/VB: Weniger eloquent (VB_DE 34:25–34:41)

```
001   VB:   (2.0) WAS mir uffallt,
002         (-) bsondersch:: im GSCHRIIbene,
003         (1.5) isch dass SCHWIIzer weniger eloquent sind,
004         (1.0) u:::nd (-) BSONdersch gschriibe ebe:-
005         (.) en SCHLÄCHti grammatik hend;
```

VB bezieht hier ihre Einschätzung hauptsächlich auf die schriftliche Kommunikation, und auch die Beispiele, die sie in der Folge nennt, stammen aus dem Bereich der Schriftlichkeit. Wie in

[271] VB weist die direkte Frage der Exploratorin nach gutem Standarddeutsch jedoch zurück und stellt fest, dass man den Begriff ‹gut› definieren müsste (VB_DE 15:03–15:07).

[272] Gemäss Lucius-Hoene/Deppermann (2004b: 231) sind Dialogwiedergaben «ein sehr gutes Mittel zur Konturierung von Einstellungen, Handlungsorientierungen und Eigenschaften des Erzählers». Durch den direkten Kontrast zu den Interaktionspartner:innen würden diese hervorgehoben und ihre spezifische Interpretation durch Verhältnisse von Ähnlichkeit, Unterschied oder Überlegenheit zu den Interaktionspartner:innen gewinnen. VB nutzt diese Möglichkeit der Positionierung gleich mehrfach, um ihre Entscheidung bezüglich der Sprechvarietät erzählerisch darzustellen.

Beispiel I34/VB ersichtlich, verwendet VB jedoch die gleiche Attribuierung «eloquent» (Z. 014) für die Beschreibung der deutschen Sprechweise im Vergleich zur deutschschweizerischen.

VBs starke Normorientierung bei der Beurteilung betrifft auch die eigene Sprechweise. So gibt sie an, ihr eigenes Schweizerdeutsch ungern zu hören (VB_DE 31:46–31:50), und auch die Frage nach ihrer eigenen Standard-Sprechvarietät beantwortet sie mit Bezug zu einer vorausgesetzten Norm bzw. einem Standarddeutsch-Ideal: «mis hochdütsch isch AU nöd schön- | das isch ää SÄCHsisch geprägt hh°, | hh° hehehe und di SACHse hend e ganz schlächte ruef» (VB_DE 18:54–18:57). VB rekurriert auf bekannte abwertende Vorstellungen über das Sächsische (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 216), die sie mit ihrer Einstellungsäusserung stützt. VB übernimmt damit die Bewertungsschemata, die sie im Interview in generalisierter Form als allgemeingültig darstellt, für die Beurteilung der Sprechvarietäten, inklusive der eigenen. Worauf sich VB mit dem erweiternden Modaladverb «AU» bezieht – ob auf das ebenfalls als unschön erachtete Schweizerhochdeutsch im Allgemeinen oder auf das von ihr produzierte Schweizerdeutsch, das sie bereits zuvor als imperfekt bezeichnet hat –, kann anhand der Daten nicht eruiert werden. Die Kategorisierung kann jedoch als Selbstpositionierung von VB als selbstkritische Person interpretiert werden.

VB beschreibt gutes Standarddeutsch mit lokalem Bezug zur «region haNNOver» sowie das «BUNdesland hessen», wo die Personen «n SUUberes hochdütsch reded» (VB_DE 22:53–22:59). Auf die Frage, ob sie die dort gesprochenen Varietäten auch als das schönste Standarddeutsch bezeichnen würde, verneint sie und fügt an «öö::m MIER assoziiered das eener wie n arrogantes dütsch» (VB_DE 23:09–23:17). Die Kategorisierung entspricht einer Psychologisierung der Varietät (vgl. Werlen 1998a: 119). Die Spracheinstellungsäusserung erfolgt in der 1. Person Plural, sodass eine Selbstpositionierung als zugehörig zu dieser nicht weiter bestimmten bundesdeutschen Gruppe erfolgt. Auf die Frage der Exploratorin, welche Varietät VB besonders gut gefalle, zählt VN zuerst verschiedene Regiolekte Deutschlands auf und charakterisiert diese mit den Attributen «LÄNdlich» sowie «derb» bzw. nennt lautliche Besonderheiten unter Rückgriff auf Einzelmerkmale (vgl. Hundt 2017: 126f.) im Fall des Schwäbischen (VB_DE 23:35–24:09). Schliesslich definiert sie die sympathischste Sprechweise als «wenn du noch n GANZ feine dialekt drin hescht»; und beschreibt damit einen Regionalakzent (VB_DE 24:31–24:39). Da sie ihre Beurteilung generalisierend vornimmt, präsentiert sie diese als Tatsache.[273]

Während VB in Bezug auf bundesdeutsche Varietäten die eigene Einstellung also als prototypisch für die deutsche Sprechgemeinschaft darstellt, äussert sie zum Umgang mit Schweizerdeutsch nur begrenzt eine Meinung:

[273] Wie die Ergebnisse aus der Deutschland-Erhebung von 2017 zeigen, spricht VB mit dieser Einschätzung für einen grossen Teil der deutschen Bevölkerung (vgl. Adler/Plewnia 2020: 29).

Beispiel I139/VB: Sicher verstehen (VB_De 31:59–32:10)

```
001   VB:   sii sötteds sicher versSTAA-
002         ob (ää) siis sötted rede:,
003         (--) würd ich mir jetzt nöd ZUEtroue-
004         das öper ANderem vorzgää;
005         (-) ja-
006         (.) STAAT mir wi nöd zu=find i-
```

VB bezeichnet rezeptive Kompetenzen als obligatorisch, ausgedrückt durch die Verwendung des Modalverbs «sötteds» (Z. 001), vermeidet jedoch diese Art der Regelaufstellung für die produktive Verwendung des Schweizerdeutschen (Z. 003). Anschliessend wiederholt VB noch einmal die Erklärung, weshalb sie sich selbst für die aktive Verwendung des Dialekt entschieden habe («ebe durch DAmals di kommunikazion immer dihei», VB_DE 32:25–32:28), und streicht damit erneut den pragmatischen und subjektiven Charakter ihres eigenen Vorgehens heraus. Da VB von Deutschen, die in die Schweiz ziehen, rezeptive Schweizerdeutschkom-petenzen nach kurzer Zeit schon erwartet, erachtet sie adressateninduzierte Standarddeutsch-verwendung seitens der Deutschschweizer:innen auch nur bei Personen für notwendig, die in der Schweiz zu Besuch sind (VB_DE 28:15–28:29). Zuzüger:innen grenzt sie jedoch klar davon ab; diese sollten nach einem Monat Schweizerdeutsch verstehen können – insbesondere, wenn sie die Schweiz als ihre neue Heimat betrachten würden (VB_DE 28:29–28:39). VB findet, dass Deutsche und Deutschschweizer:innen unterschiedlich seien, was sich vor allem im Bereich Höflichkeit zeige. Neben der Feststellung, Deutsche seien eher formell, was sie vom Verhalten bezüglich Siezen und Duzen ableitet (vgl. Beispiel I23/VB, Kapitel 13.6), charakterisiert sie Schweizer:innen als «grundsätzlich HÖflicher, | und (2.0) zuVORkommender,» (VB_DE 37:21–37:30). Deutsche hingegen seien im Vergleich «teilwii:s (--) SO direkt- | dass es als offenSIF chan: ufgno werde-« (37:32–37:39). VB referiert damit erneut auf das weitverbreitete Stereotyp der nationenspezifischen Höflichkeit (vgl. Ackermann 2021).

VB hat selbst die Schweizer Staatsangehörigkeit angenommen und scheint sich situativ zur Gruppe der Deutschen einerseits dazuzuzählen, andererseits diese aus einer Aussenperspektive zu betrachten: VB äussert auch eine ambivalente Haltung gegenüber den Landsleuten aus dem Herkunftsland (vgl. Beispiel I34/VB, Kapitel 13.6). So positioniert sich VB in ihrer Aufzählung der Gründe, weshalb Deutsche in der Schweiz zum Teil unbeliebt seien, einerseits als Teil der Gruppe, indem sie diese in der 1. Person Plural beschreibt («zum einte sind mer seer VIL lüüt», Z. 003). Das zweite Argument, das sowohl ein deutsches als auch ein Schweizer Stereotyp enthält – wobei das erste eher positiv und das zweite eher negativ behaftet ist –, formuliert sie als Wiedergabe der Meinung anderer (vgl. Riehl 2000: 156): «und DANN: het mir mier no vil gseid», (Z. 012) Dabei lässt sie offen, ob sie sich als Teil einer der Gruppen betrachtet, da sie sich auf beide in der 3. Person Plural bezieht. Das dritte Argument schliesslich, in dem sie ein weiteres, deutlich negatives, Stereotyp über die Deutschen anführt, formuliert sie aus Eigenperspektive («und was MIER au uffallt isch ebe:» in Z. 020). Die Einschränkung auf ein Beispiel («en dütsche» in Z. 022) sowie das Zugeständnis am Schluss «hh° das GAAT aber dütsche au so;» (Z. 025) entsprechen einer Einschränkung auf einen bestimmten Prototypen (vgl. Riehl 2000: 156), von dem sie sich distanziert.

Für VB scheint sich die Zugehörigkeit in der Deutschschweiz stark über die Varietätenverwendung zu definieren, wie die folgende Äusserung zeigt:

Beispiel I140/VB: Im Ursprung eine Deutsche (VB_DE 42:35–43:08)

```
001   Ex:   hesch DU s gfüül du wirsch als usländeri agluegt?
002         jetz grad DU wo schwiizerdüütsch redsch-
003         scho LANG i de schwiiz woonsch-
004   VB:   (1.0) ja;
005   Ex:   (--) lod mer dich das lo GSPÜÜre?
006   VB:   (2.0) mm:::-
007         DURCH ebe switsche uf hochdütsch-
008         (.) genau-
009         (1.5) und koLLEge won ich jetzt länger kenn,
010         oder ARbeitskollege-
011         (--) da bin ich halt ICH;
012         da isch es glaub ich WURSCHT,
013         won i HERkomm;
014         (1.5) han i s GFÜÜL-
015         (--) ja;
016         (1.0) aber ich bin natürlich au im URsprung e dütschi-
017         und das werd ich au immer BLIIbe-
```

VB empfindet den Varietätenwechsel von Deutschschweizer:innen als Markierung ihres Status als Ausländerin (Z. 007). Ob die fatalistische Selbstkategorisierung (vgl. König 2014: 246), dass sie immer Deutsche bleiben werde (Z. 017), sich auf die Aussen- oder die Selbstwahrnehmung bezieht, kann nicht eruiert werden. Die Kontrastierung von Menschen, die VB durch ihre Standardverwendung als nicht zugehörig markieren, und solchen, die sie als Individuum betrachten in Z. 009–012, weist jedoch darauf hin, dass VB es präferiert, wenn ihre deutsche Herkunft nicht von aussen thematisiert wird. Die Varietätenwahl ist Teil einer aktiven Aushandlung der Identität(en). Indem VB die schweizerdeutsche Varietät spricht, nimmt sie eine Selbstpositionierung als Teil der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft vor. Dieser aktive Schaffensprozess ist jedoch auf Ko-Konstruktion angewiesen; Selbstpositionierungen müssen in der Interaktion vom Gegenüber ratifiziert werden, damit sie Geltung erlangen (vgl. Wiesner 2014: 95). Wechselt das Deutschschweizer Gegenüber im Gespräch in die Standardvarietät, entspricht diese Fremdpositionierung einer Nicht-Ratifizierung der Selbstpositionierung von VB und hat deshalb eine *face*-verletzende Wirkung.

14.2.6 MS

MS spricht wie die meisten deutschen GWP nicht Schweizerdeutsch:

Beispiel I141/MS: Überhaupt kein Problem (MS_DE 01:50–01:59)

```
001   MS:   also ICH bin natürlich in vielen meetings-
002         in denen schwiizerdütsch gspROchen wird,
003   Ex:   hm_hm,
004   MS:   ICH selbst sprech_s aber nicht,
005   Ex:   hm_hm-
006   MS:   äh:m (-) wegen MIR braucht sich aber auch keiner umstellen;
007         also ich [versteh_s- ]
008   Ex:            [jo-       ]
009   MS:   WUNderbar
010         is überhaupt kein proBLEM-
011         (--) ähm aber ich SELBST sprech_s eben nich;
```

MS beantwortet die Frage der Exploratorin nach der Sprechvarietät zuerst mit einer Differenzierung nach rezeptiver und produktiver Varietätenverwendung (Z. 001–004). Sie beschreibt die asymmetrische Varietätenverwendung am Arbeitsplatz und kommentiert die – vermutlich

aufgrund der Interviewthematik – offenbar vorhandene Implikatur, dass diese zu Problemen führen könnte. In Z. 006–010 nimmt sie eine mögliche Folgefrage vorweg und hebt ihre rezeptiven Dialektkompetenzen hervor. Die hohe Punktzahl beim Dialekttest (vgl. Tab. 5) bestätigt ihre Selbsteinschätzung. MS verweist auf mehrere Gründe, weshalb sie bei der rezeptiven Verwendung des Schweizerdeutschen verbleibt und es nicht selbst spricht:

Beispiel I142/MS: Nicht so prickelnd (MS_DE 04:01–05:13)

```
001   MS:   ((ein- und ausatmen, 2.5))
002         also ich trau mich unter anderem DEShalb nich-
003         (-) SCHWIIzerdütsch zu sprechen,
004         weil ich immer mal wieder geHÖRT hab,
005         hhh° ää::m-
006         (--) dass es manche deu manche schweizer NICH so prickelnd
            findend- [sic!]
007         wenn: dann: ein deutscher versucht SCHWEIzerdeutsch zu
            sprechen-
008         und das dann eben DOCH nicht so richtig hinkriegt,
009         hhh° ää::m-
010         (1.5) drum bin ich DA schon eher zurückhaltend,
011         (1.5) ää::m-
012         (2.0) es wär letztlich halt ein MISCH masch;
013   Ex:   (--) hm_hm,
014   MS:   dadurch dass es ja nicht TIEF aus mir rauskommt,
015         würd ich ja immer so ne mischung haben mi'-
016         ich würd (--) HALB hochdeutsch halb schwiizerdütsch
            sprechen;
017         (--) hh° äh::m (1.5) ich hab noch niemanden geTROffen,
018         der das jetzt irgendwie BLÖD findet,
019         dass ich deshalb auf HOCHdeutsch antworte,
020         (1.5) äh::m:(1.5) zumal für MICH sicher niemand umstellen
            muss;
```

Als Erstes nennt MS einen extrinsischen Faktor, die Rückmeldungen und damit die Wahrnehmung der Deutschschweizer:innen, was deutsches Schweizerdeutsch betrifft (Z. 001–007). Das Reflexivverb «ich trau mich» (Z. 001) verweist auf ein gewisses Risiko, das mit der aktiven Verwendung des Dialekts durch Allochthone einhergeht. In Z. 010–014 führt MS die damit verbundene Gefahr aus, die in einer offenbar unliebsamen Mischform besteht. Ob die negative Bewertung einer solchen Mischung oder Verschmelzung (vgl. Werlen 1998a: 195f.) ihrer eigenen Empfindung entspricht oder ob sie sich an dieser Stelle immer noch auf die Aussenbeurteilung durch die Deutschschweizer:innen bezieht, ist nicht klar.[274] Interessant ist der Wechsel in der Varietätenbezeichnung: Während MS in der Beschreibung ihrer eigenen Varietätenverwendung in Z. 003 die schweizerdeutsche Variante «schwiizerdütsch» verwendet – wie sie das auch sonst im Interview durchgehend tut –, wählt sie für die allgemeine Beschreibung deutscher Varietätenverwendung in Z. 007 die standarddeutsche Variante «SCHWEIzerdeutsch». Die Variation in der Kategorisierung unterstreicht die eigene Distanzierung vom beschriebenen Verhalten sprachlich. MS schliesst ihre Ausführung zum eigenen Vorgehen mit einer kurzen Anekdote ab, aus der sie eine Verhaltensmaxime ableitet, und die eine weitere Wiedergabe der Meinung anderer (Deutschschweizer:innen) darstellt:

[274] Die Einschätzungen solcher Lernervarianten durch die GWP MS und ihren Ehemann AS ähneln sich damit (vgl. Kapitel 14.2.1).

```
021          h° also h° im FITnessstudio hat mal jemand zu mir gesagt-
022          und das fand ich sehr EINdrücklich,
023          die hat gsagt-
024          (0.5) hh° WIR verstehen dich ja,
025          und du verstehst UNS-=
026          =also ist doch alles SUper-
027          warum soll sich EIner von uns verbiegen,
028    Ex:   hm_hm?
029    MS:   (--) und DAnach geh ich jetz eigent[lich;]
```

Das Reflexivverb ‹sich verbiegen› in Z. 027 transportiert eine negative Bewertung der Akkommodation, sowohl auf Schweizer als auch auf deutscher Seite. Der Verweis auf das Unauthentische, das mit der Verwendung einer anderen als der eigenen Herkunftsvarietät einhergeht, erfolgt später im Interview erneut (vgl. Beispiel I41/MS). MS selbst zeigt in den Interviewdaten punktuelle Anzeichen einer Demonstrationsmischung. Neben der fast durchgängigen Verwendung der schweizerdeutschen Bezeichnung der Varietät verwendet sie auch das Verb ‹schaffen›[275] («also ICH hab ja vorher bei *firmenname* in deutschland gschafft»). Weiter berichtet sie von punktueller aktiver Schweizerdeutschverwendung in spezifischen Situationen mit ihren Kindern (MS_DE 06:10–06:44). Diese sind in der Schweiz geboren und wachsen dementsprechend sowohl mit den bundesdeutschen Varietäten ihrer Eltern als auch mit dem Schweizerdeutsch der Umgebung auf. MS gibt an, mit den Kindern schweizerdeutsche Begriffe zu verwenden, damit ihnen die Orientierung im Alltag besser gelinge (MS_DE 06:52–06:59).

MS bevorzugt es, wenn seitens der Deutschschweizer:innen Schweizerdeutsch gesprochen wird – auch mit ihr. Sie berichtet davon, wie sie ihre Kolleg:innen darauf hinweise, dass sie bei ihrer üblichen Sprechvarietät bleiben könnten (MS_DE 03:12–03:29). Die Tatsache, dass die Varietät trotzdem oft gewechselt wird, erklärt MS mit einem Vergleich. Auch Deutsche würden sofort auf Englisch antworten, sobald sie in gebrochenem Deutsch angesprochen würden (MS_DE 05:33–05:51). Dabei beschreibt sie das Akkommodationsverhalten der Deutschen als Akt der Freundlichkeit, also mit einer positiven Bewertung. Mit dem Kommentar «hilft bei der integration glaub ich NICHT so viel» (MS_DE 05:46–05:48) verweist sie jedoch auch auf die Problematik dieses Verhaltens für die Zuzüger:innen und spricht so eine Ambivalenz im Zusammenhang mit der Sprach- bzw. Varietätenwahl an. Die Gleichsetzung des Verhaltens der Deutschschweizer:innen mit jenem der Deutschen entspricht auch einer Fremdpositionierung der Deutschschweizer:innen als Vertreter:innen einer insgesamt verbreiteten sprachlichen Tendenz.[276] MS zieht den Vergleich zwischen Deutschen in der Deutschschweiz und Fremdsprachigen in Deutschland auch bei der Frage, wann in der Schweiz ihres Erachtens Standarddeutsch gesprochen werden soll: So sei es sinnvoll, Neuzugezogenen zuerst sprachlich entgegenzukommen – ob mit Englisch oder mit Standarddeutsch. Wenn sich dieses Entgegenkommen jedoch über einen langen Zeitraum ziehe und den Sprechenden Mühe bereite, sollte die zugezogene Person die Sprache bzw. Varietät der Sprechgemeinschaft erlernen (MS_DE 15:28–17:13). Sie positioniert sich mehrfach als international erfahren und mit interkulturellen

[275] Dieses wird zwar auch im Südwesten Deutschlands verwendet (vgl. Ammon et al. 2016: 619), woher MS jedoch nicht stammt (vgl. Tab. 2). Ausserdem wird das Lexem innerhalb der Schweiz stark mit dem Schweizerdeutschen assoziiert, wie beispielsweise die die Äusserung von der GWP BN in Beispiel I81/BN zeigt.

[276] Im Gegensatz zur Darstellung als typisch schweizerisch durch andere GWP wie z. B. RS oder SW.

Kompetenzen ausgestattet bzw. als reflektierte Zuzüger:in, die über Wissen zu gelungener Integration verfügt:

Beispiel I143/MS: Zur Integration (MS_DE 17:37–17:50)

```
001   MS:   hhh° aber ansonsten zur integratiON-
002         und um sich (--) wirklich WOHL zu fühlen und heimisch zu
            fühlen,
003         ist es für mich h° n_GROsses thema-
004         dass man schon die SPRAche spricht,
005         (--) die um einen RUM gesprochen wird;
```

Die Aussage mutet vor dem Hintergrund ihrer eigenen Varietätenverwendung paradox an, da MS in Z. 004 explizit «SPRAche spricht» sagt, und nicht, dass man die Sprache verstehen sollte. In diesem Kontext unterscheidet MS also nicht zwischen Bundesdeutsch und Schweizerdeutsch, obwohl sie das an anderer Stelle tut und Schweizerdeutsch als eigene Sprache bezeichnet. Die fehlenden produktiven Kompetenzen scheinen für MS wenig relevant, die rezeptive Verwendung scheint ausschlaggebend zu sein.[277] MS beschreibt auch den Weg, wie sie selbst rezeptive Schweizerdeutschkompetenz erlangt hat:

Beispiel I144/MS: Sehr viel nachgefragt (MS_DE 19:01-19:23)

```
001   MS:   und am anfang war_s schWIErig-
002         am anfang hab ich halt SEHR viel nachgefragt-
003         (--) am anfang haben dann leute auch teilweise IM gespräch-
004         wenn ich halt SEHR viel nachfragen musste dann-
005         (1.5) äh:m-
006         (-) vielleicht mal ins hochdeutsch geWEchselt,
007         (1.0) äh:m (1.0) aber ne:-
008         ich hab eigentlich immer gesagt-=
009         =hey wenn_s geht sprecht doch mit mir schwiizerdütsch-
010         damit ich_s SCHNELL genug lern;
```

Die Erzählung über das erzählte Ich (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 60) stellt das eigene Verhalten als zielgerichtet, fleissig und konstruktiv dar und entspricht damit einer Selbstpositionierung als Person mit diesen Eigenschaften. In Z. 008–010 re-inszeniert MS mit einem Pseudozitat das eigene Handeln (vgl. ebd.: 228f.). Die Attribuierung «SCHNELL» mit der Intensitätspartikel «genug» (Z. 010) verweist auf eine Idealdauer, innerhalb derer man gemäss MS die Sprache am Zuzugsort verstehen sollte. Zugezogene sollten gemäss MS auch über rezeptive Kompetenzen verfügen.

Auf die Nachfrage, was sie von der aktiven Schweizerdeutschverwendung halte, antwortet sie zuerst, dass sie diese «KOmisch» finde (MS_DE 22:06–22:36), spezifiziert dann jedoch ihre Aussage:

Beispiel I145/MS: Teilweise total super (MS_DE 22:36–23:14)

```
001   MS:   (1.0) hh° (1.0) NEIN=ich muss den satz revidieren-
002         (-) TEILweise total super und teilweise komisch;
```

[277] Oder die punktuelle Verwendung einzelner schweizerdeutscher Lexeme, die Demonstrationsmischung, ist für MS gleichbedeutend mit der Verwendung der Varietät. Ähnlich sind die Aussagen ihres Ehemanns, der GWP AS, der auch angibt, Schweizerdeutsch zu verwenden, obwohl er dieses ausserhalb von einzelnen Lexemen im Sinne einer Demonstrationsmischung nicht spricht (vgl. Kapitel 14.2.1).

003 also die EIne kollegin-
004 an die ich DEnke-
005 die ist OSTdeutsche,=
006 =und auch im SCHWIIzerdütsch hat die dann an [sic!] ostdeutschen: akzent,
007 hh° das find ich einfach KOmisch,
008 (1.0) äh::m-
009 (1.0) ich kenn ANdere da würd ich_s-
010 (--) also ich kenn auch EIne deutsche-
011 von der WUSST ich nicht-
012 dass sie DEUtsche is,
013 (1.0) ich dachte sie wär schWEIzerin,
014 (--) für mich klingt das ABsolut perfekt,
015 (1.5) äh:m-
016 (4.0) joa:-
017 (1.5) also kann UNterschiedlich sein;

Durch die Spezifizierung ihrer Kategorisierung in Form einer Selbstreparatur positioniert sich MS als zuverlässige Interviewpartnerin (vgl. König 2014), die ihre Antworten wohlüberlegt formulieren will. Sie nimmt eine Kontrastierung unterschiedlich bewerteter Sprechvarietäten vor und veranschaulicht das negative sprachliche Werturteil an einem Beispiel einer konkreten Sprecherin (Z. 003–006).[278] Als störend empfindet MS bei dieser den ostdeutschen Akzent. Auf die Frage, welche Varietäten ihr nicht gefallen würden, nennt sie auch Ostdeutsch, während sie keine Varietät nennt, die ihr besonders gut gefällt (MS_DE 12:57–13:18). Ihre eigene Sprechvarietät bezeichnet sie als «(6.0) (pooh) ja ZIEmliches hochdeutsch- |hh° äh:m- (5.0) WEnig dialekt» (MS_DE 11:23–11:38), obwohl sie zuvor im Hinblick auf die grosse sprachliche Heterogenität innerhalb des Bundesdeutschen feststellte: «dann lässt sich AUCH drüber streiten, | wer dann wirklich hochdeutsch spricht und wer NICH,» (MS_DE 09:44–09:54). Für Schweizer Standarddeutsch wendet sie denselben Beurteilungsrahmen mit einem bundesdeutschen Standarddeutsch-Ideal an (MS_DE 09:58–10:12). Auf die Interviewfrage, ob Deutschschweizer:innen gut Standarddeutsch sprechen würden, antwortet MS jedoch, dass dies ihres Erachtens der Fall sei (MS_DE 10:34–10:35). Sie habe auch keinerlei Ablehnung oder Verweigerung seitens der Deutschschweizer:innen erlebt, was die Verwendung von Standarddeutsch angeht. MS betont, sie «(-) SAG[e] aber auch immer extra dass sie_s wegen mir nicht soll(en)» (MS_DE 10:46–11:06). Auf diese Tatsache verweist sie später im Interview erneut (MS_DE 18:46–18:51). MS positioniert sich als anspruchslose Zugezogene, die von den Einheimischen keine Sonderbehandlung oder Anpassung einfordert.

MS schätzt Schweizerdeutsch als eine eigene Sprache ein, was sie mit dem grossen eigenständigen Vokabular begründet, und Standarddeutsch als eine verwandte Fremdsprache (MS_DE 13:26–14:20). Im Gegensatz zu anderen deutschen GWP, die die Statusfrage direkt mit einem Vergleich zu den deutschen Varietäten beantworten, zeigt sich bei MS eher eine Orientierung am Deutschschweizer Narrativ. Dies scheint auch durch die Tatsache begünstigt zu sein, dass sie sich selbst als Nichtdialektsprecherin positioniert, und eine direkte Übertragung auf Erfahrungen und Wahrnehmungen eines eigenen Standard-Dialekt-Kontinuums wegfällt.

[278] Vermutlich handelt es sich bei der beschriebenen Kollegin um die GWP VB, deren Schweizerdeutsch von mehreren Schweizer Befragten lobend hervorgehoben wird.

Die Frage zu Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten von Deutschen und Deutschschweizer:innen weist MS zurück, indem sie nicht dem von der Exploratorin vorgelegten Entweder-oder-Schema in Bezug auf die beiden fokussierten Nationalitäten folgt, sondern eine generalisierende Aussage macht:

Beispiel I146/MS: Jeder Mensch ist unterschiedlich (MS_DE 28:59–29:09)

```
001   Ex:   hh° wenn du GFROGT wirsch-
002         (--) DÜÜtschschwiizerinne düütschschwiizer und düütschi-
003         sind die GLIICH oder unterschiidlich,
004         was WÜRSCH do säge-
005   MS:   (1.0) JEder mensch ist unterschiedlich;
```

MS knüpft mit dieser Zurückweisung der Kategorisierung und der Selbstpositionierung als Person, die ausserhalb solcher nationaler Schemata und Stereotype denkt, an die zuvor im Interview bereits etablierte Selbstdarstellung als supranational orientierte Person an.

Die Beispiele I29/MS sowie I35/MS zeigen, wie MS ihre eigene Integration in der Deutschschweiz beschreibt. So kontrastiert sie die eigenen unproblematischen bzw. positiven Erfahrungen mit negativen Erlebnissen, von denen sie nur aus Berichten anderer weiss.

14.2.7 MKo

MKo spricht einen niederbayerischen Dialekt, den er selbst als «misch masch» bezeichnet (MKo_DE 01:38–01:39). Der Dialekt sei für ihn «ne natürliche sache» (MKO_DE 04:04–04:48); MKo berichtet jedoch von einer gewissen Langzeitakkommodation nach zwölf Jahren in der Schweiz (MKo 04:48–05:16). Er beschreibt die Entwicklung einer Adaptionsvarietät (vgl. Kapitel 12.3.2), die ihm vor allem im Kontakt mit Personen aus der ursprünglichen Dialektregion bewusst werde. Auch im Gespräch mit Deutschschweizer:innen verwendet MKo diese Varietät und spricht selbst «also bis auf äh bis auf gewisse WÖRte:r, | die ich halt dann zwischenDURCH äh:: mal ei:n streue» kein Schweizerdeutsch (MKo_DE 05:25–05:38). Im Gegenteil gibt MKo an, in der Schweiz dialektaler sprechen zu können, als das in vielen Regionen Deutschlands möglich sei, womit er indirekt einen gemeinsamen Sprachraum konstruiert:

Beispiel I147/MKo: Eher mehr Bayerisch (MKo_DE 08:51–09:13)

```
001   MKo:  aber in der schwiiz zum beispiel kann ich (.) eher (.) MEHR
            bayerisch sprechen-
002         (--) und werde trotzdem verSTANdn;
003         (--) ja und ich SOG mal-
004         wenn man sich halt dann NED versteht-
005         dann muss ich_s halt MEHR auf-
006         auf-
007         in ne HOCHdeutschebene bringen,
008         h° als-
009         wie wenn ich_s jetzt ins SCHWIIzerdütsch bringen würde=und-
010         man mich dann auch nicht versteht=oder,
011         weil man sich DENKT-
012         ja was was REDT der denn da überhaupt,
```

MKo hat sich dazu entschieden, seine Sprechvarietät auf dem Standard-Dialekt-Kontinuum zu variieren, anstatt aus einer diglossischen Sichtweise einen Wechsel zum Schweizerdeutschen anzustreben (wie die GWP VB, vgl. Kapitel 14.2.5) oder eine Mischform der beiden Dialekte zu entwickeln. Ein diesbezüglich massgeblicher Unterschied zwischen MKo und VB dürfte die

Einstellung zum eigenen Herkunftsdialekt sein. Während diese bei VB sowohl subjektiv als auch im allgemeinen Diskurs negativ geprägt ist – was auch die Erzählepisode von MKo (vgl. I148/MKo) noch einmal belegt –, bewertet MKo seinen Dialekt in erster Linie in Bezug zu dessen Verständlichkeit. Auch positioniert er sich aktiv als Dialektsprecher, wie in Z. 001 des Beispiels I147/MKo sowie bei den Kategorisierungen seiner eigenen Sprechvarietät «(-) wir sprechen halt BAYrisch-» (MKo_DE 17:59–18:01) bzw. «ka sauberes HOCHdeutsch» (MKo_DE 14:25–14:28) belegt. Dies lässt auf eine zumindest tendenziell positive Einstellung dem eigenen Dialekt gegenüber schliessen. Die punktuelle Verwendung einzelner schweizerdeutscher Lexeme, von der MKo berichtet, kann wie bei den GWP MS, AS und SW als Demonstrationsmischung bezeichnet werden.[279] MKo grenzt diese auch explizit von einer echten Mischung oder Verschmelzung der Varietäten ab:

Beispiel I148/MKo: Deutschland in den Neunzigerjahren (MKo_DE 06:14–07:37)

001 MKo: (-) öh (-) ich sprich die SPRAche so-
002 wie sie aus mir RAUSkommt=oder,
003 es is jetzt NIX-
004 (1.0) äh::m es is für MICH einfach-
005 (--) wenn n_schwiizerdütsch:es wort RAUSkommt,
006 (-) da:nn DENK ich ned drüber nach-
007 hh° ich will aber aa ned drüber NACHdenkn-
008 schwiizerdütsch irgendwie zu SPREchen-
009 oder,=
010 =also dass es dann so RAUSkommt;
011 hh° äh:m-
012 (1.0) ich (-) hob da ane perSÖnliche meinung dazu-
013 äh::m:::-
014 (1.5) also in-
015 in DEUtschland in den neunzigerjahren-
016 (-) wurde ja die GREnze aufgemacht,
017 hhh° ((räuspert sich)) u:nd-
018 also:-
019 der osten und der westen WIEdervereinigt-
020 u:nd e es gab dann (--) einfach im: im ARbeitskollegenkreis-
021 währem STUdium-
022 (-) hh° gab_s dann ja a viele ostdeutsche DIE: nach bayern gekommen sind-
023 zum ARbeiten und so weiter und so fort-
024 (-) und also DORT hab ich halt festgestellt-
025 äh ostdeutsche sind DA eher so in der richtung dass sie dann-
026 (-) äh::m-
027 (--) gerne mal BAYerisch (--) adaptiert haben,
028 (--) für mich (das aber sich) immer sehr unnatürlich ANgehört hat-
029 und ich fand das eigentlich NICH-
030 äh i ich wollte das ned-=
031 =also ich hob_s ned von ihnen verLANGT,
032 (--) h° u:nd-
033 (-) und manchmal hat_s mir auch die NAckenhaare aufgestellt,
034 wie äh:-
035 was dabei RAUSgekommen is-
036 und deswegen denk ICH mir lieber immer-

[279] Weiter nennt MKo seinen zweieinhalbjährigen Sohn als Grund für die Verwendung einzelner Lexeme, da dieser Schweizerdeutsch aus der Kindertagesstätte kenne und die Varietät zu Hause einbringe (MKo_DE 05:40–05:46).

```
037         soll jeder SO sprechen äh-
038         wie_s ihm RAUSkommt,
039         hh° und ned irgendwie künstlich verSUchen,
040         (--) des ABzuändern;
```

MKo führt erstens als entscheidenden Faktor für seine Entscheidung bezüglich der Varietätenverwendung die Sprachbewusstheit an, die er als störend empfindet (Z. 001–010). Dann geht er zu einem Vergleich über, den er mit dem Verweis auf die Subjektivität der darin enthaltenen Wertung einführt (Z. 012). Die Bewertung als «immer sehr unnatürlich» markiert er erneut mit «für mich» als subjektiv (Z. 028); und das ästhetisch stark negative Werturteil «(-) und manchmal hat_s mir auch die NAckenhaare aufgestellt» (Z. 033) ist ebenfalls subjektiviert und mit «manchmal» in seiner Gültigkeit eingeschränkt. Trotzdem leitet MKo aus dieser erzählten Episode als Schlussfolgerung eine Verhaltensmaxime ab, die er in Z. 036 mit «und deswegen» einführt: Jede Person soll sprechen, wie es «RAUSkommt» (Z. 038). Entsprechend findet MKo auch, dass Deutsche in der Deutschschweiz Schweizerdeutsch «ned ZWAngsläufig redn» sollten (MKo_DE 25:21–25:29). Die Negation in Kombination mit dem Modalwort «ZWAngsläufig» fungiert an dieser Stelle als Heckenausdruck, um die Verhaltensmaxime, dass Deutsche nicht Schweizerdeutsch sprechen sollten, abzuschwächen. Die Formulierung kann auch als erneutes Befürworten der freien Wahl jedes:r Einzelnen gelesen werden, sodass sich MKo einer expliziten Positionierung entzieht. Die eigenen rezeptiven Schweizerdeutschkompetenzen – die gemäss der Ergebnisse im Dialekttest (vgl. Tab. 5) sehr gut ausgebildet sind – scheint MKo nicht als thematisierungswürdig zu erachten. Dies dürfte mit seiner Sichtweise der Varietäten als einander ähnlich zu tun haben:[280]

Beispiel I149/MKo: Schweizerdeutsch verunglimpfen (MKo_DE 08:03–08:26)

```
001   MKo:  oder weil also irgendwo ist es ja trotzdem-
002         hh° ähm-
003         (1.0) ne gemeinsame SPRAche-
004         (--) u:nd-
005         (--) also ohne de ohne jetzt halt schwiizerdütsch zu
            verUNglimpfen-
006         aber halt einfach-
007         hh° a:us MEIner sicht is es halt trotzdem-
008         irge und'-
009         und vielleicht geschichtlich ANders-
010         und so WEIter und so fort-
011         aber aus meiner gesi'-
012         äh m::-
013         perspektive ist es halt trotzdem irgendwie n_diaLEKT-
014         oder,
```

Die zahlreichen Zögerungspartikel, Abbrüche sowie Pausen weisen auf eine Unsicherheit bezüglich der Aussage bzw. deren Adäquatheit hin, die sich in der im Beispiel I14/MKo dargestellten Formulierung einer Entschuldigung bei der Aussage zum Status des Schweizerdeutschen erneut zeigt. MKo nimmt Bezug auf den in der Deutschschweiz sehr lebhaft geführten Diskurs um die Statusfrage des Schweizerdeutschen einerseits. Andererseits werden gemäss Riehl (2000: 159) oft Entschuldigungen geäussert oder Strategien gebündelt, wenn Angehörige

[280] Dabei handelt es sich um eine Gemeinsamkeit mit der GWP SW (vgl. Kapitel 14.2.2), wobei SWs Selbsteinschätzung bezüglich der eigenen Schweizerdeutschkompetenz jedoch weniger akkurat ist als jene von MKo.

der betreffenden Gruppe bzw. Sprecher:innen der betreffenden Varietät anwesend sind. Im Interviewsetting ist das der Fall mit der Exploratorin, die Teil der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft ist. Dies dürfte MKos Eindruck verstärken, dass es sich um eine heikle Äusserung handelt. Später im Interview spricht MKo den Unterschied in der Wahrnehmung und Beurteilung der Dialektvarietäten in der Schweiz und in Deutschland erneut an (vgl. Beispiel I18/MKo, Kapitel 13.5). MKo orientiert sich also auch nach Jahren in der Schweiz an der Sprachbeurteilung aus der Herkunftsregion und betrachtet die Sprachsituation in der Deutschschweiz aus einer Aussenperspektive. Dies verbalisiert er auch explizit: «in der schwiiz sieht ma ja s_schwiizerdütsch auch als (--) eigenständige SPRAche ja irgendwie an- | oder,» MKo_DE 15:57–16:04). Was die Deutschschweizer:innen betrifft, so würden diese unterschiedlich mit ihm sprechen, gibt MKo an. Zum Teil würden sie aufgrund eines Automatismus in den Standard wechseln, andere sprächen Schweizerdeutsch (MKo_DE 09:27–09:59). Anders als andere deutsche GWP äussert MKo diesbezüglich keine Präferenz:

Beispiel I150/MKo: Keine Präferenz (MKo_DE 09:56–10:09)

```
001   MKo:  ich hab da a keine präferenz=oder,
002         also es kann wiederum so wie_s ICH_s handhabe,
003         (-) so wie_s aus (-) den leuten RAUSkommt,
004         so kann kann da jeder EIgentlich mit mir hh° kommunizieren-
```

Wie für die eigene Sprachverwendung richtet sich MKo bei der Beurteilung der Sprachverwendung anderer vor allem nach dem Kriterium der Natürlichkeit bzw. Authentizität, wie in der erneut verwendeten Formulierung «so wie_s aus (-) den leuten RAUSkommt,» (Z. 003) ersichtlich wird. MKo fordert dementsprechend auch nicht ein, dass mit ihm Schweizerdeutsch gesprochen wird, wie das andere Deutsche tun würden (MKo_DE 11:22–11:56). Für MKo scheint die *face*-bedrohende Wirkung der Varietätenwahl nicht in gleichem Masse zu bestehen wie bei anderen deutschen GWP, bei denen das Gefühl der Zugehörigkeit mit der Dialektverwendung der Deutschschweizer:innen verknüpft wird. MKo spricht sich wiederholt für die freie Varietätenwahl aus:

Beispiel I151/MKo: Wie es ihm am besten taugt (MKo_DE 22:58–23:07)

```
001   MKo:  (--) ansonsten ICH für meinen geschmack-
002         eben wie GSAGT-
003         jeder soll SO: (--) reden wie_s ihm am-
004         (1.5) am BEsten taugt;
```

Dadurch positioniert sich MKo als liberale und tolerante Person, die keine Erwartungen an die Sprachverwendung anderer stellt. MKo beschreibt seine Verhaltensphilosophie in Z. 004 diesmal mit der in Österreich und Südostdeutschland verbreiteten Verwendungsvariante des Verbs ‹taugen› (vgl. Ammon et al. 2016: 736). Er verweist mit der Parenthese (vgl. Schwitalla 2012: 124f.) «eben wie GSAGT» (Z. 002) selbst auf die Tatsache, dass er diese bereits zuvor im Interview geäussert hat, und unterstreicht damit die Gültigkeit der Selbstpositionierung.

Mit der liberalen Haltung gegenüber der Varietätenverwendung geht eine ebenso betont wertfreie Sichtweise auf die verschiedenen Varietäten selbst einher:

Beispiel I152/MKo: Absolut nicht wertend (MKo_DE 24:57–25:14)

```
001   MKo:  (2.5) ich denk da NED drüber nach-
002         weil das kommt halt aus der person so RAUS-
```

```
003         also ich WÜrde (ih:n)-
004         hh° ich würd jetzt NED sogn-
005         SCHAU mal da-
006         der kann der hat halt die FÄRbung drin-
007         ja der hat halt die färbung DRIN (das)-
008   Ex:   hm_hm,
009   MKo:  das ist absolut nicht WERtend-
010         (--) also oder ich nehm da keine WERtung vor;
```

Wiederum verwendet MKo die Formulierung «das kommt halt aus der person so RAUS» für die Beschreibung eines Idiolekts (Z. 002) und positioniert sich dazu wertneutral, wie er in den Z. 009/010 auch explizit verbalisiert. Die Selbstreparatur in Z. 010 entspricht einer Verschiebung des Fokus von der neutralen Haltung oder Handlung auf MKo als handelndes Individuum, was die Selbstpositionierung noch deutlicher erscheinen lässt.

Die Varietät Schweizerhochdeutsch beurteilt MKo in erster Linie im Vergleich mit bzw. in Bezug zum eigenen Standard-Dialekt-Kontinuum. So gebe es Schweizer:innen, bei deren Standard-Sprechweise man ihre Schweizer Herkunft nicht hören würde; andere hingegen, «die sprechen_s wie:: in der RIcola werbung» (MKo_DE 14:03–14:39). Wie auch andere GWP (vgl. GWP RB oder MS) beschreibt MKo die Schweizer Standardvarietät anhand einer Kontrastierung zweier Gruppen: jene, die wie Deutsche sprechen, und jene mit starkem Schweizer Akzent. Dabei verweist er auf geteiltes popkulturelles Wissen, indem er den Vergleich mit einer als prototypisch geltenden Sprechweise in einer bestimmten Werbung macht. Auch diesbezüglich fügt MKo an, dass er diese Unterscheidung nicht im wertenden Sinne vornehme, da er «ganz geNAU» wisse, dass er selbst «auch ka sauberes HOCHdeutsch hab» (MKo_DE 14:25–14:28). Als Implikatur wird transportiert, dass eine negative Bewertung einer Standardvarietät unter Dialektsprecher:innen unüblich oder nicht zulässig ist. Als Kontrastierung dazu verweist MKo wie mehrere andere deutsche GWP auf die Region um Hannover, denn «hannoveraner haben das REINste hochdeutsch;» (MKo_DE 18:24–18:27). Wie die GWP VB (vgl. Kapitel 14.2.5) erklärt jedoch auch MKo, dass diese Standardvarieät nicht die von ihm präferierte sei (MKo_DE 18:27–18:37).

Wie zu den meisten sprachlichen Fragen setzt MKo auch seine Antwort zu Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden von Deutschen und Deutschschweizer:innen ins Verhältnis mit den verschiedenen Regionen Deutschlands:

Beispiel I153/MKo: Mit Sicherheit unterschiedlich (MKo_DE 31:06–31:32)

```
001   MKo:  (2.5) ja die sind mit SIcherheit unterschiedlich;
002         (--) also-
003         (.) geNAUso wie n_bayer und n_rheinländer unterschiedlich
            äh:: sind,
004         sind a::-
005         (1.0) d schwiizer und dütsche: UNterschiedlich und-
006         und d schwiizer regiOnen unterschiedlich,
007         äh:::m-
008         (--) jo;
009         (1.5) ALle menschen sind unterschiedlich-
010         (.) hehe,
011         (--) am ENde vom tog;
```

Zuerst geht MKo in Z. 001 auf die Fragestruktur ein, relativiert seine Antwort jedoch direkt mit dem innerdeutschen Vergleich in Z. 003. Er führt seine Relativierung in Z. 006 weiter, bis er

mit der Feststellung in den Z. 009–011 die in der Frage inkludierten nationalen Kategorien als wenig aussagekräftig markiert. Die Markierung entspricht einer Fremdpositionierung der Interviewfragen und damit indirekt der Exploratorin und einer gleichzeitigen Selbstpositionierung als kritische Person, die stereotype Kategorisierungen hinterfragt. So betont MKo auch beim Thema ‹Integration von Zuzüger:innen› die individualisierte Perspektive im Gegensatz zu einer ethnisierten (vgl. Werlen 1998a: 118f.): Es sei «immer ne persönliche FRAge=oder | wie: wie man a: perSÖnlich is | ähm:- | sich unte:r (--) unter fremden (-) zu integRIEren» (MKo_DE 32:06–32:16). MKo beschreibt den Integrationserfolg als abhängig von der Persönlichkeit und bezeichnet seine eigene diesbezügliche Erfahrung im Anschluss als problemfrei (MKo_DE 32:37–32:49), was einer positiven Selbstpositionierung als unkomplizierte Person entspricht.

MKo beschreibt die Mentalitäten schliesslich trotzdem mit Attributen: «(-) in der schwiiz ist ma halt einfach (-) generell bisschen reserVIERter,» (MKo_DE 33:07–33:11). Dies führt er jedoch mit dem Hinweis «(--) und da scher ich jetzt a ned wieder alle über einen KAMM, | aber einfach von der tenDENZ» sowie dem expliziten Bezug zur Interviewfrage «so wie du halt vorher GFRAGT hast» ein (MKo_DE 32:55–33:01). Der explizite Rückbezug auf die Frage der Exploratorin zeigt MKos Bewusstsein dafür, dass er eine stereotype Aussage machen wird und diese im Widerspruch zu seiner zuvor getätigten Aussage steht, und dient damit der Darstellung eines konsistenten Einstellungsverhaltens (vgl. Tophinke/Ziegler 2006: 214).

Nachfolgend schreibt er auch «(--) die:se reserVIERT[e] (--) gelassenheit,» der Schweizer:innen und bewertet diese positiv, da diese gerade im Arbeitsalltag dafür sorge, dass Probleme bedacht und ohne grosse Emotionen gelöst würden (MKo_DE 34:46–35:54), obwohl er selbst «scho a manchmal ein bissl emotioNAler gefärbt» sei (MKo_DE 35:58–36:00).

14.2.8 Identitätskonstruktionen der Deutschen

Die Selbstpositionierungen der deutschen Gewährspersonen bezüglich der Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch können nach dem Aspekt der Zugehörigkeit bzw. der Identifikation beschrieben werden. So zeigen sich verschiedene Gemeinschaften und Raumbezüge (vgl. Scharioth 2015: 220), auf die als Bezugsgrösse anhand von Selbstpositionierungen verwiesen wird: Während sich die GWP VB bezüglich ihrer Identitätskonstruktionen auf die Gruppe der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft bezieht und ihre Zugehörigkeit thematisiert (regionale/lokale Identität), positionieren sich andere GWP wie SW und MKo entweder als Mitglied einer regionalen bundesdeutschen Sprechgemeinschaft (regionale/lokale Identität) – durch die Selbstpositionierung als Dialektsprecher:innen – oder wie z. B. AS und MS als Sprecher:innen eines ‹neutralen› Standards mit grosser Reichweite (globale/supranationale Identität). Analog wird auch beim Thema der Nationalitäten entweder auf regionale oder auf supranationale Grössen verwiesen.

Unabhängig davon ist die Bedeutung des Integrationsfaktors Schweizerdeutsch für das Leben in der Deutschschweiz bei allen deutschen GWP erkennbar. Dabei wird jedoch offenbar, wie stark die autochthone Sichtweise die eigene Perspektive auf die am Aufnahmeort gesprochene Varietät sowie die Entscheidung über den eigenen Umgang damit prägt. In diesem Zusammenhang fällt auch die Kategorisierung der Varietäten auf. So verwendet eine Mehrheit der deutschen GWP für die Standardvarietät die standarddeutsche Bezeichnung ‹Hochdeutsch›,

während sie auf die schweizerdeutsche Varietät auch mit der schweizerdeutschen Bezeichnung ‹Schwiizerdütsch› referieren (GWP AS, SW, MS, VB, MKo). Diese nur partielle Übernahme der von der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft verwendeten Bezeichnungen (keine der deutschen GWP spricht von ‹Hochdütsch›) unterstreicht implizit die (Nicht-)Zugehörigkeit zur jeweiligen Varietät und damit Sprechgemeinschaft. Eine Distanzierung von dieser Bezeichnungsverwendung wie bei der GWP JP kann wiederum als Selbstpositionierung ausserhalb der Gruppe der (stereotypen) deutschen Zugezogenen dienen.

Die Entwicklung einer eigenen ‹schweizerdeutschen Identität›[281] nach dem Zuzug in die Schweiz scheint stark limitiert zu sein – sei es durch die kritische autochthone Aufnahmegesellschaft oder aber aufgrund von Dialekttreue einem bestimmten Herkunftsdialekt (GWP SW, MKo) bzw. Standardtreue einem als standardnah eingeschätzten Idiolekts gegenüber (GWP AS, MS, RE, JP). Durch den Dialektschwund ist eine Selbstpositionierung als genuine:r Standardsprecher:in bei den Bundesdeutschen möglich und wird auch vorgenommen. Damit hängt ein sehr homogenes (monozentrisch bundesdeutsches) Standarddeutsch-Ideal zusammen, auf das unabhängig von der eigenen Selbstpositionierung von allen GWP referiert wird und das wiederholt mit der Region um die Stadt Hannover explizit lokal eingegrenzt wird, wie es in Deutschland oft getan wird (vgl. Elmentaler 2012, Conrad et al. 2021, Wirrer 2021). Neben der Identität der Standardsprecher:innen ohne regionalen Bezug (GWP JP, MS) ist bei den GWP die Konstruktion einer gemeinsamen Identität von südlichen Bewohner:innen der DACH-Region im Gegensatz zu Norddeutschen zu beobachten (GWP SW, MKo). Die Konstruktion von Sprachräumen wird gemäss König (2014: 295) von Interviewten spezifisch auf jeweilige interaktionale Zwecke zugeschnitten und dient «als Orientierungsrahmen für die zu vollziehende Kategorisierungs- und Positionierungsarbeit». Innerhalb des Orientierungsrahmens des betreffenden gemeinsamen Sprachraums wird der Umzug aus Süddeutschland in die Schweiz als einer innerhalb derselben Kommunikationskultur dargestellt, und folglich der Kontakt mit der Aufnahmegesellschaft als interpersonal bzw. intrakulturell (vgl. Werlen 1998a). Bei den deutschen GWP scheinen die nationalen Kategorien ‹deutsch› und ‹schweizerisch› insgesamt weniger bedeutsam für die Identitätskonstruktion, als es für die Deutschschweizer:innen der Fall ist. Bei denjenigen deutschen Befragten, die ebenso stark auf soziale Repräsentationen von Unterschieden zwischen den Nationalitäten referieren, scheint dies neben der Einstellungsäusserung auch dem Zweck der Selbstpositionierung als Expert:innen sowohl für die Aufnahme- als auch die Herkunftskultur zu dienen (GWP VB, JP).

Über die verschiedenen Identitätskonstruktionen hinweg lässt sich weiter bei allen deutschen GWP in gewissem Masse das Bedürfnis der Positionierung als ‹gute Zugezogene› erkennen. Dazu dienen beispielsweise auch Fremdpositionierungen von fremdsprachigen Zugezogenen, die kein oder schlecht Deutsch sprechen, gewissermassen als Vergleichsfolie. Vor diesem Hintergrund wird die eigene, sprachlich weitgehend problemfreie Integration in der Deutschschweiz dargestellt. Teilweise wird dies mit einem Hervorheben der eigenen rezeptiven Schweizerdeutschkompetenzen kombiniert.

---

[281] Vgl. «regionale Identität» bei Werlen (2017/1998: 183).

Die Selbsteinschätzung der Verstehenskompetenzen entspricht nicht in allen Fällen den Resultaten aus dem Dialekttest der vorliegenden Untersuchung; im Gegenteil weisen die beiden GWP SW und RE, welche die eigene ausgebildete Kompetenz am ausführlichsten thematisieren, die schwächsten Ergebnisse auf. Diese zum Teil nicht akkurate Selbsteinschätzung der Deutschen wird wiederum von einigen Schweizer Gewährspersonen angesprochen (vgl. Kapitel 13.3).

Eine sprachliche Ausdrucksform der eigenen Integration am Aufnahmeort kann die Entwicklung einer Demonstrationsmischung sein, wie sie beispielsweise in der Verwendung der Varietätenbezeichnung ‹Schwiizerdütsch› auch in den Interviews zum Ausdruck kommt. Damit kann die gute Absicht, ein Bemühen oder auch eine gewisse Identifikation mit der Varietät und der dazugehörigen Sprechgemeinschaft zwar signalisiert werden, während ein «Identitätswechsel» (vgl. Koller 1992: 221) vermieden wird. Ein solcher Wechsel der Identität bzw. die Entwicklung einer neuen regionalen Identität ist für die deutschen GWP der vorliegenden Untersuchung mehrheitlich offenbar nicht von grosser Bedeutung, was sie von den Befragten bei Koller (1992) oder Werlen (1998a) unterscheidet. Vergleichbar mit den Ergebnissen aus den früheren Untersuchungen ist hingegen die Bedeutung der Sprechvarietät bzw. der Nichtakkommodation der Deutschschweizer:innen als wichtige Richtschnur für die Selbstbeurteilung der eigenen Integration in der Schweiz. Die Varietätenwahl der Deutschschweizer:innen dient als Indikator für die eigene Zugehörigkeit, wird vonseiten der Zugezogenen jedoch auch kritisch betrachtet: Einerseits, da dies das Erlernen des Dialekts für Zugezogene verzögere (GWP AS, MS), andererseits, da Standardsprechen als Bürde und Mühsal für die Deutschschweizer:innen wahrgenommen wird bzw. das produzierte Schweizerhochdeutsch vor dem Hintergrund eines bundesdeutschen Standarddeutsch-Ideals kritisch beurteilt wird (GWP VB, RE, JP). Durch solche Fremdpositionierungen wird eine Konzeptualisierung von Standarddeutsch als ‹Sprache der Deutschen› bestätigt.

Bei einigen deutschen GWP ist auch eine Identitätskonstruktion ‹zwischen den Stühlen› (vgl. König 2014: 50) erkennbar, die sich vor allem auch an Fremdpositionierungen in Bezug auf die Herkunftskultur erkennen lässt (GWP VB, JP).

14.3 Zusammenschau der gesprächsanalytischen Betrachtung

In der gesprächsanalytischen Betrachtung der Interviews konnten Verhaltensweisen und Strategien beobachtet werden, die Sample-übergreifend verwendet wurden. Im ko-konstruktiven Setting des Interviews werden im Zusammenspiel von Fremd- und Selbstpositionierung Identitätskonstruktionen geschaffen, beispielsweise als Expert:in für bestimmte Sachverhalte, als tolerante Person oder als selbstkritische:r Sprecher:in. Verschiedentlich werden Strategien zur Generalisierung der eigenen Aussage eingesetzt und damit Selbstpositionierungen als repräsentative:r Interviewpartner:in vorgenommen (vgl. König 2014: 253); teils wird die Exploratorin in Form von Fremdpositionierungen in die Darstellungen miteinbezogen. In narrativen Sequenzen dienen Re-Inszenierungen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 228ff.) der Positionierung des erzählten Ichs (vgl. ebd.: 202). Ebenso zeigt sich, wie Kategorisierungen bei der Bezeichnung der Varietäten für Positionierungshandlungen eingesetzt werden.

Eine Betrachtung des Nanokontexts, also der thematisch orientierten Gesprächsphasen (vgl. Arendt 2011: 157), ermöglicht den Vergleich widersprüchlicher Einstellungsäusserungen in verschiedenen Stadien im Interview. So zeigen sich vor allem bei Fremdbeurteilungen der

Sprachkompetenz Widersprüche: Beispielsweise wird die Standardkompetenz der Deutschschweizer:innen durch die deutschen GWP bei der direkten Einschätzungsfrage als gut beurteilt, gleichzeitig jedoch zeigen sich implizite negative Bewertungen in Aussagen zur Sprachverwendung. Dies hängt massgeblich mit dem Prinzip des *recipient design* (vgl. Sacks et al. 1974) zusammen. Weitere Belege für solches *Impression Management* (Tedeschi 1981, Mummendey 2006) seitens der Interviewten sind in diversen Strategien im Umgang mit Stereotypen zu finden (vgl. van Dijk 1984, Riehl 2000). So werden stereotype Aussagen beispielsweise zeitlich in die Vergangenheit gerückt, es werden Zugeständnisse in Form von positiven Ausnahmen gemacht oder eine negative Bewertung wird auf einen Prototypen beschränkt. Eine in den Interviews häufig angewandte Strategie ist ebenfalls die Darstellung einer Aussage als Wiedergabe der Meinung anderer. Diese Form des *Credentialing* (vgl. Großkopf/Barden 1998: 239) wird nicht nur für den Umgang mit stereotypen Aussagen, sondern auch für die Äusserung von Eigenlob angewandt. In beiden Fällen handelt es sich um potenziell heikle Selbst- und Fremdpositionierungen (vgl. König 2014: 207). In diesem Zusammenhang lässt sich auch ein vermehrter Einsatz von *Hedges* wie Vagheits- und Unschärfemarkierungen, Verzögerungen sowie weiteren *Disclaimers* beobachten.

Bei der Betrachtung der innerhalb der Interviews geschaffenen Identitätskonstruktionen aufseiten der deutschen sowie der Schweizer Befragten zeigen sich unterschiedliche Bezugsgrössen bzw. Sprachräume (wie in Kapitel 14.1.11 sowie 14.2.8 erläutert). Gleichzeitig ist jedoch auch eine den deutschen Sprachraum umfassende Identifikation bzw. Identitätskonstruktion erkennbar; diese wird konstruiert in der Abgrenzung gegenüber der Lingua franca Englisch bzw. den Sprecher:innen, für die Englisch als Sprechvarietät zum Einsatz kommt. Insofern haben die Befragten ein gemeinsames Bezugssystem (vgl. König 2014: 350), jenes der Deutschsprecher:innen, die gemeinhin mit der deutschsprachigen Region bzw. der DACH-Region gleichgesetzt wird. Somit erfolgt die Beurteilung des innerdeutschen Varietätenkontakts auch immer vor dem Hintergrund der Vergleichsfolie der sprachlichen Akkommodation an Zugezogene, die kein Deutsch sprechen. Mit der Vorgehensweise, dass jede:r Sprecher:in bei der eigenen Varietät bleibt, wird innerhalb einer gemeinsamen ‹Rahmenidentität› auf Vielfalt gesetzt. Wie in Kapitel 13.7 erläutert, hat dieses Varietätenverwendungsideal auch mit einer Vorstellung von sprachlicher Authentizität zu tun, die in der untersuchten Community of Practice verbreitet ist. So wird die Sprechweise auch zum Marker der vorherrschenden Identitätskonstruktionen (regional, national, supranational) der sprechenden Person.[282]

15. Typen der Varietätenverwendung

Innerhalb der untersuchten CoP können einerseits überindividuelle Varietätenverwendungsmuster (vgl. Kapitel 12) sowie geteilte soziale Repräsentationen (vgl. Kapitel 13) konstatiert werden. Andererseits zeigen sich interindividuelle Unterschiede bei den Gewährspersonen, bezüglich derer sich in einer individuenzentrierten Betrachtung (vgl. Kapitel 14) wiederum gewisse

[282] Beispielsweise zeigt sich nicht nur in VBs Bemühungen, Schweizerdeutsch zu sprechen, die Entwicklung einer regionalen Identität, sondern auch BNs Anspruch, ein dem Bundesdeutschen ähnliches Standarddeutsch zu produzieren, zeugt vom eigenen Selbstverständnis einer Identität, die an grösseren Sprachräumen als der Deutschschweiz orientiert ist.

fallübergreifende Muster und Tendenzen erkennen lassen. Diese sollen mit einer Typenbildung der GWP nach ihrer Varietätenverwendung nun abschliessend beschrieben werden. Dafür werden Analyseergebnisse sowohl der objektiven als auch der subjektiven Sprachdaten beigezogen, ähnlich den Untersuchungen von Macha (1991), Scharioth (2015) oder Wirrer (2021). Aufgrund der rein qualitativen Ausrichtungen der vorliegenden Arbeit unterscheidet sich das Vorgehen bzw. die Wahl der für die Typenbildung verwendeten Kategorien naturgemäss von jenen in den genannten Untersuchungen. Auch wird die Typenbildung nach nationalen Subsamples für die Schweizer sowie die deutsche Gruppe getrennt vorgenommen, da eine Vergleichbarkeit zwischen den Nationalitäten aufgrund der unterschiedlichen varietätenbezogenen Voraussetzungen nicht gegeben ist.

Nach Kelle/Kluge (2010: 85) ist «eine Typologie […] immer das Ergebnis eines Gruppierungsprozesses». Es werden anhand eines oder mehrerer Merkmale Gruppen bzw. Typen gebildet, «so dass sich die Elemente innerhalb eines Typus möglichst ähnlich sind […] und sich die Typen voneinander möglichst stark unterscheiden […]» (ebd.). Ein Typus bezeichnet dabei die gebildeten Teil- oder Untergruppen, die gemeinsame Eigenschaften aufweisen und anhand dieser Eigenschaften beschrieben und charakterisiert werden können (vgl. Kluge 1999: 27). Es gibt verschiedene Ansätze, um fallübergreifende Aussagen aus qualitativen Daten zu gewinnen. Einen Überblick über die unterschiedlichen Theorien und Methoden findet man z. B. bei Kluge (1999) oder Nohl (2013), zahlreiche Beispiele aus der Forschungspraxis bei Ecarius/Schäffer (2010) oder Bohnsack et al. (2018). Mit einer Typenbildung will man generalisierbare Aussagen und Theoriebildung ermöglichen, «ohne dabei den Einzelfall aus den Augen zu verlieren» (Nohl 2013: 7). Für die Typenbildung wurden die vier Auswertungsschritte des Stufenmodells nach Kluge angewandt (vgl. Abb. 1).

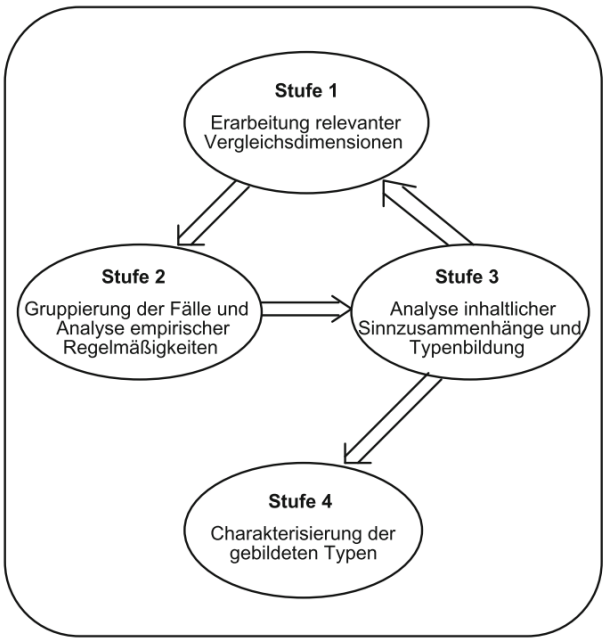

Abbildung 1 Stufenmodell empirisch begründeter Typenbildung nach Kluge (1999: 261)

Zwischen den gebildeten Typen bestehen laut Kluge (1999: 42) «fliessende Übergänge»; nicht alle Elemente eines Typus würden genau die gleichen Merkmalsausprägungen aufweisen.[283] So könnten einzelne Untersuchungselemente durchaus verschiedenen Typen zugeordnet werden. Auch im vorliegenden Fall können die 17 GWP basierend auf ihrer Varietätenverwendung nicht in Typen eingeteilt werden, die sich bezüglich sämtlicher Merkmale klar voneinander abgrenzen lassen. Wie Kluge (1999: 42) erklärt, besteht die Lösung dieses methodischen Problems nicht darin, möglichst kleine und homogene Typen zu definieren. Daher wurde auch hier eine gewisse Heterogenität innerhalb der Typen in Kauf genommen und darauf geachtet, dass sie sich bezüglich aussagekräftiger Vergleichsdimensionen unterscheiden.[284]

Das Vorgehen in der vorliegenden Untersuchung gleicht im Aufbau dem Verfahren der Komparativen Kasuistik nach Jüttemann (1981), «das zur Erfassung und Begründung psychologischer Fehlentwicklungen ausgearbeitet wurde» (Lamnek/Krell 2016: 303). An erster Stelle erfolgt bei diesem Verfahren die Einzelfallauswertung, die der individuenzentrierten Betrachtung in Kapitel 14 der vorliegenden Arbeit entspricht. Anschliessend folgt die interindividuelle Komparation (vgl. ebd.: 304), wie sie im folgenden Kapitel 15.1 anhand der gewählten Vergleichsdimensionen beschrieben wird.[285]

15.1 Vergleichsdimensionen und Typenbildung bei den Deutschschweizer:innen

Als erste relevante Vergleichsdimension (vgl. Kluge 1999: 89) wird die Tendenz zur Akkommodation (vgl. Bürkli 1999) der Schweizer Gewährspersonen festgelegt. Für die Fragestellungen der vorliegenden Arbeit ist das Akkommodationsverhalten der Schweizer GWP zentral, und es zeigen sich diesbezüglich in der Kombination der objektiven und subjektiven Daten grosse Unterschiede, weshalb sich die Vergleichsdimension bzw. Kategorie (vgl. Kelle/Kluge 2010: 93) im Sinne einer sogenannten Leitkategorie (vgl. Macha 1991: 54) als Grundlage eignet für eine erste Unterscheidung verschiedener Varietätenverwendungstypen auf Schweizer Seite. Für diese Vergleichsdimension werden sowohl die Belege aus den objektiven Sprachdaten (soweit vorhanden) als auch die metasprachlichen Belege aus den Interviews berücksichtigt. Tabelle 29 zeigt, aus welchen Datentypen die Belege für die Zuordnung der jeweiligen GWP stammen.

[283] Was sie von Klassifikationen unterscheide.

[284] Mit vier bzw. drei Typen pro Nationalitätengruppe wurde der Zweck der Typenbildung, der darin besteht, einen Objektbereich übersichtlich darzustellen (vgl. Kluge 1999: 42), erfüllt.

[285] Andere Zugänge arbeiten mit Proto- oder Idealtypen, die die Charakteristika eines Typus am besten repräsentieren sollen (vgl. Kelle/Kluge 2010: 105). Aufgrund des kleinen Samples der vorliegenden Arbeit wurde dieser Schritt nicht als nötig erachtet.

belegt in / Gruppen	Objektive Daten	Selbstpositionierungen	Fremdpositionierungen durch andere GWP[286]
‹Akkommodierfreudige›			
RH	X	X	-
RS	-	X	-
BN	X	X	-
TZM	X	X	X
MK	-	X	-
‹Mundartsprecher:innen›			
MR	X	X	-
TA	X	X	-
RB	X	X	-
SJ	X	X	-
DF	-	X	-

Tabelle 28 Gruppen und Belege Schweizer:innen

Durch die Analyse der in den objektiven Sprachdaten belegten Varietätenverwendungsmuster sowie der Positionierungshandlungen in den subjektiven Sprachdaten ergeben sich zwei grob gefasste Ausprägungen und damit Gruppen, die als die ‹Akkommodierfreudigen› bzw. die ‹Mundartsprecher:innen›[287] bezeichnet werden. Die weiteren Vergleichsdimensionen wurden basierend auf den Themenbereichen gewählt, die sich in der Analyse der Interviews als relevant erwiesen:[288] *Konzeptualisierung der Varietäten, Haltung zum Standard, Erwartungen an Deutsche (rezeptiv sowie produktiv), räumlich-soziale Identifikation*. Durch einen systematischen Vergleich aller GWP anhand dieser Dimensionen wurden die Typen der Varietätenverwendung gebildet, die in Tabelle 30 mit den dazugehörigen GWP ersichtlich sind.

	‹Akkommodierfreudige›		‹Mundartsprecher:innen›	
Typen	‹Exklusive Akkommodierer:innen›	‹Inklusive Akkommodierer:innen›	‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung›	‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen›
	RH	RS	RB	MR
	BN	MK		TA
		TZM		SJ
				DF

Tabelle 29 Typen Schweizer GWP

Im folgenden Kapitel werden die beiden Gruppen und die darin vertretenen Typen anhand der relevanten Vergleichsdimensionen und Merkmalskombinationen charakterisiert – was dem Abschluss des Typenbildungsprozesses entspricht (vgl. Kelle/Kluge 2010: 105).

[286] Dabei handelt es sich um Aussagen anderer Gewährspersonen über die Sprechweise oder das Sprachverhalten der betreffenden GWP.

[287] Die Bezeichnung wurde gewählt in Abgrenzung zum Begriff ‹Schweizerdeutschsprecher:innen›, der im Rahmen der Untersuchung alle Schweizerdeutsch sprechenden GWP umfasst (vgl. Kapitel 13.1).

[288] Der Rückgriff auf bereits vorhandene Kategorien aus dem Interviewleitfaden oder der Codierung des Materials ist gemäss Kelle/Kluge (2010: 94) auch im Kontext einer qualitativen Forschungslogik üblich.

15.2 Charakterisierung der Schweizer Typen

15.2.1 ‹Die Akkommodierfreudigen›

Die ‹akkommodierfreudigen› Sprecher:innen weisen bezüglich ihrer Varietätenverwendung und ihrer Haltung gegenüber der Standardvarietät eine grosse Ähnlichkeit auf. Sie zeichnen sich aus durch häufige und schnelle Wechsel in die Varietät des Gegenübers bzw. Anpassung an eine temporär etablierte Meetingsprache innerhalb einer Sequenz (vgl. Kapitel 12.3.1). Sie äussern sich neutral bis positiv bezüglich der Standardvarietät; dies betrifft Äusserungen ästhetisch-affektiver Natur und/oder bezüglich der eigenen Standardkompetenz. Auch das Wechseln der Varietät wird von den ‹Akkommodierfreudigen› neutral bis positiv bewertet. Neben diesen gruppenübergreifenden Ähnlichkeiten zeigen sich bei den anderen Vergleichsdimensionen innerhalb dieser Gruppe jedoch markante Unterschiede bezüglich der Vergleichsdimensionen *Erwartungen an Deutsche* und *räumlich-soziale Identifikation*; basierend darauf werden die beiden Typen ‹Inklusive Akkommodierer:innen› und ‹Exklusive Akkommodierer:innen› gebildet.

Die ‹Inklusiven Akkommodierer:innen›

Dieser Typ akkommodiert oft automatisch an die Sprechvarietät der Gesprächspartner:innen; die Akkommodation ist jedoch gleichzeitig Ausdruck einer Haltung. So wird die Akkommodation als Zeichen des Entgegenkommens und der Offenheit betrachtet und dementsprechend positiv bewertet. Wie die dialektalen «Chamäleons» (vgl. Christen 2000a) verleihen die ‹Inklusiven Akkommodierer:innen› mit ihrem sprachlichen Verhalten ihrer sozialen Orientierung Ausdruck (vgl. Andresen 2015b: 279). Sie thematisieren und hinterfragen mögliche Konzeptualisierungen der Varietäten als je eigene Entitäten bzw. Teil eines Ganzen, wobei eine neutrale bis positive Haltung auch der Standardvarietät gegenüber zum Ausdruck gebracht wird. Teils wird diese Haltung als über die Zeit erarbeitet und demnach erstrebenswert dargestellt. Die ‹Inklusiven Akkommodierer:innen›: finden auch, dass der Standard in der Schweiz selbstverständlich(er) eingesetzt werden sollte, weil nicht alle Schweizerdeutsch verstehen können. Entsprechend vertreten sie eine liberale Haltung gegenüber den Zugezogenen und haben keine konkreten Erwartungen an deren sprachliches Verhalten, die über das Einhalten allgemeiner Verhaltensgrundsätze der Toleranz und Rücksichtnahme hinausgingen. Für die ‹Inklusiven Akkommodierer:innen› ist es kein Problem oder wird sogar geschätzt, wenn zugezogene Deutsche auch Schweizerdeutsch sprechen. Die eigene Identifikation mit der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft funktioniert ohne das Moment der Abgrenzung gegen aussen; die Varietät Schweizerdeutsch fungiert kaum als Identitätsmarker. Wenn es nach den ‹Inklusiven Akkommodierer:innen› geht, ist die Deutschschweizer Sprechgemeinschaft offen für Neusprecher:innen, also inklusiv. Diese Offenheit ist eingebettet in eine supranational ausgerichtete Identitätskonstruktion, die einhergeht mit der Abkehr von national orientierten Identifikationen.[289]

[289] Diesbezüglich weisen die ‹Inklusiven Akkommodierer:innen› Ähnlichkeit auf mit dem Typus der ‹Kosmopolit:innen› bei den deutschen GWP (vgl. Kapitel 15.4).

Die ‹Exklusiven Akkommodierer:innen›

Die ‹Exklusiven Akkommodierer:innen› weisen eine stark ausgeprägte *preference for same language talk* auf; bei ihnen kann von einer starken *interpersonal orientation* (vgl. Bürkli 1999: 304) gesprochen werden. Die Tendenz zur Akkommodation kann sich (vgl. GWP BN) sowohl auf der Ebene des Varietätenwechsels als auch der Gestaltung der eigenen standarddeutschen Sprechvarietät zeigen; dies ist jedoch nicht zwingend (vgl. GWP RH). Die ‹Exklusiven Akkommodierer:innen› akkommodieren regelmässig und automatisch ans Gegenüber, mit einem Varietätenwechsel in den Standard oder in den Dialekt. Die Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch werden als Teilentitäten eines Ganzen konzeptualisiert, wobei beide Varietäten als zum eigenen Repertoire gehörend betrachtet werden.[290] Damit einher geht eine positive Einstellung beiden Varietäten sowie der eigenen Kompetenz gegenüber, insbesondere auch bezüglich der Standardvarietät. Dieser unbefangene Umgang mit der Standardvarietät kann laut Andresen (2015b: 279) mit dem holistischen Informationsverarbeitungsstil bzw. der extravertierten Persönlichkeit assoziiert werden. Die ‹Exklusiven Akkommodierer:innen› verwenden Standarddeutsch überdies auch ausserhalb des Arbeitskontexts in ihrer Freizeit regelmässig. Während die ‹Exklusiven Akkommodierer:innen› ihrerseits mit einer grossen Selbstverständlichkeit an die deutschen Zugezogenen akkommodieren, erwarten sie dies von der Gegenseite nicht; im Gegenteil lehnen sie die produktive Verwendung des Schweizerdeutschen durch Deutsche ab. Da die eigenen Standardkompetenzen als vorausgesetzt betrachtet werden, wird die Akkommodation durch die Deutschen als unnötig bzw. grenzüberschreitend empfunden, denn die Varietät Schweizerdeutsch hat eine grosse Bedeutung für die Identifikation mit der autochthonen In-Group und die eigene Zugehörigkeit, daher dient sie auch zur Abgrenzung gegenüber den allochthonen Deutschen. Diese werden von den ‹Exklusiven Akkommodierer:innen› auch als sehr unterschiedlich von den Schweizer:innen konzeptualisiert.

15.2.2 Die ‹Mundartsprecher:innen›

Die ‹Mundartsprecher:innen› zeichnen sich dadurch aus, dass sie selten bis gar nicht an Gesprächspartner:innen akkommodieren (vgl. Kapitel 12.3.1). Sie bewerten das Wechseln der Varietät auch kritisch – sowohl bei Kolleg:innen als auch bei sich selbst. Die ‹Mundartsprecher:innen› haben konkrete Erwartungen an Zuzüger:innen, was die sprachliche Integration betrifft: So sollen die Zugezogenen Schweizerdeutsch verstehen lernen, die Varietät aber nicht produktiv verwenden. Die Identitätskonstruktionen der ‹Mundartsprecher:innen› weisen alle mehr oder weniger starke Bezüge zu einer national orientierten Identifikation auf. Während sich alle ‹Mundartsprecher:innen› bezüglich ihrer Varietätenverwendung, den Erwartungen an Deutsche sowie der räumlich-sozialen Identifikation ähneln, zeigen sich grosse Unterschiede, was die Vergleichsdimension *Konzeptualisierung der Varietäten* bzw. *Haltung zum Standard* betrifft. Basierend auf diesen Unterschieden – und damit der Motivation der jeweiligen Varietätenverwendung – wurden die Typen ‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung› sowie ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen› gebildet.

[290] Im Gegensatz zur Sichtweise des Standarddeutschen als ‹Sprache der Deutschen›.

Die ‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung›

Dieser Typ wird durch die GWP RB vertreten und kann stark mit dem Persönlichkeitstyp des *noble self* (vgl. Bürkli 1999: 304) assoziiert werden. Obwohl die Standardvarietät auch als zum eigenen Repertoire gehörig gesehen wird, wird deren Verwendung in der Deutschschweiz nur in bestimmten Domänen bzw. Situationen als adäquat erachtet; Varietätenwechsel in den Standard, die ausserhalb davon vorgenommen werden, lehnen die ‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung› sowohl bei sich selbst als auch bei anderen Deutschschweizer:innen ab. Die Verwendung des Schweizerdeutschen entspricht für die ‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung› einem Akt der Selbstbehauptung und ist Ausdruck der Identität und Zugehörigkeit zur Schweizer Sprechgemeinschaft – die Funktion der Varietät als Identitätsmarker ist bei diesem Typus besonders zentral. Diese Identität wird auch mithilfe einer starken Alteritätskonstruktion der Deutschen sowie einer national und lokal ausgerichteten räumlich-sozialen Identifikation konstruiert. Diese Repräsentationen werden dabei als Faktum präsentiert und kaum relativiert. ‹Mundartsprecher:innen aus Überzeugung› vertreten die Meinung, dass Deutsche nicht produktiv auf Schweizerdeutsch zugreifen, sondern beim Bundesdeutschen bleiben sollten; (deutsche) Neusprecher:innen des Schweizerdeutschen werden ungerne gesehen und ihr Umgang mit dem Schweizerdeutschen wird als Grenzüberschreitung wahrgenommen.

Die ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen›

Die Nichtakkommodation der ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen› ist weniger Ausdruck einer Überzeugung, sondern Resultat einer Unsicherheit bezüglich der Standardvarietät bzw. der eigenen Standardkompetenzen. Ähnlich wie bei den dialektalen «Fossilien» bei Christen (2000a) kann das Beibehalten des Schweizerdeutschen eine Kommunikationsstrategie darstellen, die sicher und unverfänglich ist (vgl. Andresen 2015b: 279). Für die ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen› ist Standarddeutsch hauptsächlich die ‹Sprache der Deutschen› und wird nur bedingt als Teil des eigenen sprachlichen Repertoires bzw. zur Schweizer Sprechgemeinschaft gehörig betrachtet. Dies geht einher mit wenig Interesse an verschiedenen Varietäten des Deutschen. Anders verhält es sich beim Schweizerdeutsch, das bei den ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen› eine grosse Bedeutung für die eigene Identifikation mit der In-Group hat, die auch auf eine gewisse Abgrenzung gegen aussen angewiesen ist. Daher werden zwar passive Kompetenzen bei zugezogenen Deutschen geschätzt, eine produktive Verwendung durch Neusprecher:innen wird jedoch nicht begrüsst. Bei den ‹Mundartsprecher:innen aus Kompetenzgründen› zeigen sich Alteritätskonstruktionen, was die deutsche und die Schweizer Nationalität betrifft. Diese werden zum Teil in der direkten Äusserung jedoch relativiert, negiert oder aus einer vermeintlichen Aussenperspektive als Meinung anderer wiedergegeben; gleichzeitig beziehen die Sprecher:innen sich stark auf die damit zusammenhängenden sozialen Repräsentationen.

15.3 Vergleichsdimensionen und Typenbildung bei den Deutschen

Für eine Typenbildung der deutschen Gewährspersonen ist die Frage nach dem Umgang mit dem Schweizerdeutschen die Leitkategorie; anders als bei den Schweizer GWP geht es hier also in erster Linie um Langzeitakkommodation.

belegt in / Gruppen	Objektive Daten	Selbstpositionierungen	Fremdpositionierungen durch andere GWP
Aktive Schweizerdeutschverwendung			
VB	X	X	X
Keine aktive Schweizerdeutschverwendung			
AS	X	X	-
RE	X	X	-
JP	X	X	-
MS	X	X	-
SW	X	X	-
MKo	X	X	-

Tabelle 30 Gruppen und Belege deutsche GWP

Da nur die GWP VB Schweizerdeutsch auch aktiv verwendet, ergibt sich eine erste Zweiteilung der sieben GWP nach dem in Tabelle 31 ersichtlichen Muster. Wie bei den Schweizer GWP werden auch bei den deutschen GWP sowohl die Belege aus den objektiven Sprachdaten als auch die metasprachlichen Belege aus den Interviews berücksichtigt, wie Tabelle 31 ebenfalls zeigt.

Folgende weiteren Vergleichsdimensionen wurden bei den deutschen GWP festgelegt: *Schweizerdeutschkompetenz, Schweizerdeutsch der Autochthonen als Integrationsfaktor, Konzeptualisierung der Varietäten, Haltung zum Schweizerhochdeutsch, Haltung zum eigenen Standard, räumlich-soziale Identifikation*. Durch einen systematischen Vergleich aller GWP anhand dieser Dimensionen wurden die Typen der Varietätenverwendung gebildet, die Tabelle 32 mit den jeweiligen GWP zeigt.

	Aktive Schweizerdeutschverwendung	Keine aktive Schweizerdeutschverwendung	
Typen	‹Neusprecher:innen›	‹Kosmopolit:innen›	‹Dialektbewahrer:innen›
	VB	AS	SW
		RE	MKo
		JP	
		MS	

Tabelle 31 Typen Deutsche

Die gebildeten Typen werden im folgenden Kapitel 15.4 charakterisiert.

15.4 Charakterisierung der deutschen Typen

15.4.1 Die ‹Neusprecher:innen›

Die Gruppe derjenigen, die Schweizerdeutsch aktiv verwenden, entsprechen im vorliegenden Kontext gleichzeitig einem Typus und werden unter der Bezeichnung ‹Neusprecher:innen› gefasst. Vertreter:innen dieses Typus entwickeln eine ‹echte Mischung› oder gar ‹Verschmelzung› aus Herkunfts- und Umgebungsvarietät (vgl. Kapitel 12.3.2), durch die sie theoretisch Teil der Deutschschweizer Sprechgemeinschaft werden. Neusprecher:innen haben eine ambivalente bis negative Einstellung gegenüber der eigenen Herkunftsvarietät, daher stellt Schweizerdeutsch eine willkommene Möglichkeit dar, das eigene sprachliche Repertoire zu erweitern und der durch die Migration entstandenen Identität als Zugezogene:r (und/oder sogar als Eingebürgerte:r) Ausdruck zu verleihen. Durch den ko-konstruktiven Charakter dieser Identitätskonstruktion sind ‹Neusprecher:innen› auf die Ratifizierung ihrer Selbstpositionierung durch die Deutschschweizer Sprechgemeinschaft angewiesen, da diese erst dann Geltung erlangt. ‹Neusprecher:innen› sind selbstbewusst, was die eigene Sprachkompetenz betrifft, und können als eher unbefangene Sprachverwender:innen bezeichnet werden, was laut Andresen (2015b: 279) dem holistischen Informationsverarbeitungsstil sowie der extravertierten Persönlichkeit entspricht.

Die starke Akkommodation an das sprachliche Umfeld durch den Erwerb einer neuen Sprechvarietät kann als Ausdruck einer starken *interpersonal orientation* (vgl. Bürkli 1999: 304) bezeichnet werden. ‹Neusprecher:innen› erleben durch den Wechsel ihrer Sprechvarietät auch «einen (partiellen) Identitätswechsel» (Koller 1992: 221). Durch diese Identitätskonstruktion als «zwischen den Stühlen» (König 2014: 271) verstehen sie sich als Expert:innen für ihre Herkunfts- sowie die Aufnahmegesellschaft und Kenner:innen der jeweiligen Sprachsituationen.

Die Gruppe derjenigen, die von einer aktiven Schweizerdeutschverwendung absehen, kann wiederum in zwei Typen geteilt werden, die als ‹Kosmopolit:innen› sowie ‹Dialektbewahrer:innen› bezeichnet werden.

15.4.1 Die ‹Kosmopolit:innen›

Die ‹Kosmopolit:innen› sprechen nicht Schweizerdeutsch, aber auch keinen ausgeprägten bundesdeutschen Dialekt oder Regiolekt. Rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen sind unterschiedlich gut ausgebildet, aber in jedem Fall vorhanden. Die ‹Kosmopolit:innen› schätzen es entsprechend, wenn die autochthonen Deutschschweizer:innen Schweizerdeutsch mit ihnen sprechen; vereinzelt wird dies auch eingefordert. Zum einen ist die Sprechvarietät der Autochthonen für das eigene Zugehörigkeitsgefühl der ‹Kosmopolit:innen› von Bedeutung und wird auch als Indikator für die Beurteilung der eigenen Integration in der Deutschschweiz genutzt. Zum anderen beurteilen die ‹Kosmopolit:innen› die Standardkompetenzen der Deutschschweizer:innen als mangelhaft, sodass eine Akkommodation seitens der Deutschschweizer:innen ihres Erachtens möglichst zu vermeiden ist. Was die Beurteilung der Varietäten betrifft, zeigt sich bei den ‹Kosmopolit:innen› eine gewisse Zurückhaltung: Sie beschränken sich auf Aussagen zu bundesdeutschen Varietäten oder zum Standarddeutschen, welches sie mit bundesdeutschem Standard gleichsetzen. Qua Herkunft und Sprechweise verstehen sie sich als Expert:innen bezüglich Standarddeutsch; regionale Variation ist nur bedingt von Relevanz für ihren

Sprachgebrauch. Die ‹Kosmopolit:innen› haben eine tendenziell positive Einstellung ihrer eigenen Sprechvarietät gegenüber, die in ihrer Wahrnehmung einem neutralen Standarddeutsch mit grosser Reichweite entspricht. Daher erachten sie die aktive Verwendung des Schweizerdeutschen bei einem Zuzug in die Schweiz nicht als nötig. Wie die Bezeichnung ‹Kosmopolit:innen› bereits besagt, bezieht sich dieser Typ in der Identifikation auf supranationale Grössen; insbesondere nationale Identitätskonstruktionen werden hingegen hinterfragt.

Innerhalb des Typs der ‹Kosmopolit:innen› kann die Gewährsperson JP als Sonderfall bezeichnet werden. Durch seine Nichtverwendung des Schweizerdeutschen und gleichzeitiger Selbstpositionierung als Standarddeutschsprecher wird er zwar diesem Typ zugeordnet, jedoch zeigen sich bei ihm leicht anders geartete Selbstpositionierungen, als das bei den anderen GWP dieses Typs der Fall ist: Seine Identitätskonstruktion weist einen starken Raumbezug auf die beiden an seiner Migrationsgeschichte beteiligten Länder auf – Deutschland und die Schweiz. Seine Selbstpositionierungen tragen zur Konstruktion einer Identität als ‹zwischen den Stühlen› bei. Diesbezüglich sowie bei anderen Vergleichsdimensionen weisen er und VB grosse Ähnlichkeit auf: Sie verfügen beide über ausgeprägte Schweizerdeutschkompetenzen, äussern subjektive Theorien zur Konzeptualisierung der Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch und nehmen damit Selbstpositionierungen als Expert:innen bezüglich der Schweizer Sprechgemeinschaft[291] sowie deren Sprechvarietät Schweizerhochdeutsch vor. Die Unterschiede sind jedoch ebenso zahlreich (unterschiedliche Entscheidung bezüglich der eigenen Sprechvarietät, unterschiedlich gewichtete Bedeutung des Schweizerdeutschen für die eigene Integrationsempfindung, Haltung zur eigenen Herkunftsvarietät) und werden im vorliegenden Kontext als besonders relevant erachtet. Deshalb erfolgt die Zuordnung der beiden GWP zu den jeweils unterschiedlichen Typen. Die «fliessenden Übergänge» (Kluge 1999: 42) zwischen den gebildeten Typen lassen sich an diesem Beispiel jedoch gut illustrieren.

15.4.2 Die ‹Dialektbewahrer:innen›

Bei den ‹Dialektbewahrer:innen› handelt es sich um Sprecher:innen eines bundesdeutschen Dialekts bzw. Regiolekts, die diesen auch nach dem Zuzug in die Schweiz verwenden. Dem eigenen Dialekt gegenüber haben die ‹Dialektbewahrer:innen› eine tendenziell positive Einstellung. Die eigenen rezeptiven Schweizerdeutschkompetenzen sind unterschiedlich ausgebildet; allfällige Lücken werden möglicherweise nicht erkannt, da davon ausgegangen wird, dass sich Sprecher:innen eines Dialekts des süddeutschen Sprachraums untereinander generell verstehen können. Dabei beziehen sich die ‹Dialektbewahrer:innen› auf einen gemeinsamen Sprachraum, der über die Zugehörigkeit zur Sprechergruppe der Dialektsprecher:innen konzeptualisiert wird. Die Sprechvarietät der Autochthonen hat für die ‹Dialektbewahrer:innen› eine weniger grosse Bedeutung für ihr Zugehörigkeitsgefühl in der Deutschschweiz als für die ‹Kosmopolit:innen› und vor allem für die ‹Neusprecher:innen›. Dies lässt sich wiederum auf die Konzeptualisierung des gemeinsamen dialektalen Sprachraums zurückführen, zu dem bereits qua Herkunft Zugehörigkeit besteht. Die Varietäten Schweizer- und Standarddeutsch werden als Teil eines Ganzen und nicht als gesonderte Entitäten betrachtet, da die Beurteilung vor dem Hintergrund der

[291] Dies dürfte sicherlich auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass beide sehr persönliche Beziehungen mit Schweizer:innen unterhielten bzw. unterhalten (Ex-Partner, Ehefrau).

Sprachsituation am Herkunftsort beurteilt und damit gleichgesetzt wird. Während rezeptive Kompetenzen innerhalb des ‹gemeinsamen Sprachraums› gar nicht thematisierungswürdig zu sein scheinen, lehnen ‹Dialektbewahrer:innen› die aktive Verwendung des Schweizerdeutschen durch Deutsche ab. Ausgehend von der eigenen Dialekttreue wird ein Authentizitätsanspruch erhoben, der zur Verhaltensmaxime für deutsche Zuzüger:innen wird. Somit können auch die ‹Dialektbewahrer:innen› dem Persönlichkeitstyp der *noble selves* (vgl. Bürkli 1999: 304) zugerechnet bzw. vor dem Hintergrund der Migrationserfahrung und der nicht oder kaum vorhandenen Langzeitakkommodation als dialektale «Fossilien» (vgl. Christen 2000a) betrachtet werden. Für die eigene Identitätskonstruktion ist die regionale Identität mit dem Raumbezug zur Herkunftsregion zentral, während nationale Raumbezüge für die ‹Dialektbewahrer:innen› weniger relevant sind, sodass auch Alteritätskonstruktionen sich nicht auf die nationalen Grössen ‹Deutsche› und ‹Schweizer:innen› beziehen, sondern auf verschiedene Regionen im Allgemeinen.

SCHLUSSBETRACHTUNG

16. Fazit und Ausblick

> u:nd das: isch mängmol au so: jetz mit koLLEge, | wo wo aso ää düütsche nazionaliTÄT, | wo scho lang i de SCHWIIZ sind- | im prinzip immer no HOCHdüütsch reded- | hhh° ää::m- | (--) letscht wuche: mit mit ää öperem go z mittag ässe-= | =und de hät den au GSEID- | du ich verstaan im ich versteh im fall schweizerdeutsch GUT-
>
> (GWP MK)

Die vorliegende Untersuchung rückt eine spezifische Konstellation von Varietätenkontakt in der heutigen Deutschschweiz in den Fokus. Durch die Erhebung authentischer Sprachdaten konnte ein Einblick in eine Community of Practice gewonnen werden, die mit ihrer Art der betrieblichen Kommunikation exemplarisch für den Arbeitsalltag eines beträchtlichen Teils der Deutschschweizer Bevölkerung heute steht. Anhand der Frage, welche Rolle die Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch in der untersuchten CoP spielen, sollte über einen gesprächsanalytischen Zugang ermittelt werden, welche Faktoren die Varietätenverwendung am Arbeitsplatz beeinflussen. Im Sinne der «doppelten Fokussierung» (vgl. Macha 1991) wurden sowohl überindividuelle als auch individuelle Verwendungsmuster beschrieben. Diese objektsprachliche Perspektive wurde mit der subjektiven, metasprachlichen Perspektive verknüpft, bei der die Varietätenverwendung als konstruktivistischer Akt aufgefasst und die Frage in den Blick genommen wird, wie die Varietäten für die Identitätskonstruktionen (vgl. König 2014) der einzelnen Sprecher:innen eingesetzt werden.

Das Forschungsinteresse der Arbeit bewegt sich an der Schnittstelle von Interessen der Interaktionalen Linguistik, der Kontaktlinguistik sowie der soziolinguistischen Varietätenlinguistik. Es wurde drei übergeordneten Forschungsfragen nachgegangen: *1) Wie werden die Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch im betrieblichen Alltag einer autochthon-allochthon gemischten Community of Practice verwendet? 2) Wie äussern und positionieren sich die Mitglieder dieser Community of Practice bezüglich der Varietäten Standard- und Schweizerdeutsch? 3) Inwiefern fungiert die Varietät Schweizerdeutsch als Integrationsfaktor für die zugezogenen Deutschen?*

Zunächst wurde die Untersuchung im wissenschaftlichen Spannungsfeld von Migration und Sprache verortet (vgl. Kapitel 2), und die spezifische Kontaktsituation, die fokussiert wird, wurde genauer umrissen. Ebenfalls wurden die für die Untersuchung relevanten Grössen definiert, die als Schweizerdeutsch und Standarddeutsch verstanden werden. Die untersuchte Kontaktsituation findet im sprachlichen Kontext der Deutschschweizer Diglossie statt, deren Besonderheiten die Sprachwissenschaft seit Jahrzehnten beschäftigt (vgl. Kapitel 3.1). Die Verteilung und die Rolle der beiden an der Diglossie beteiligten Varietäten (vgl. Kapitel 3.2 und 3.3) sind nicht fix und stabil, sondern dynamisch und wandelbar – beispielsweise über den Zuzug von allochthonen Sprecher:innen, die in Bezug auf Variation unterschiedlich sozialisiert wurden (vgl. Kapitel 3.4). Aus varietätenlinguistischer Perspektive ergibt sich daraus die Frage, inwiefern der schweizerdeutsche Dialekt für die Zugehörigkeit in der Deutschschweiz (noch) relevant ist (vgl. Kapitel 3.5). Der nähere Kontext der vorliegenden Untersuchung ist die betriebliche Kommunikation. In diesem Arbeitskontext entwickeln Sprecher:innen kommunikative Vorgänge, mit denen sie spezifische Aufgaben bewältigen (vgl. Müller 2002), und verwenden dazu

Interaktionstypen, innerhalb derer lokal Rollen und Identitäten konstruiert und projiziert werden, die auch bestehende Hierarchien und Verhältnisse abbilden (vgl. Kapitel 4.1). Die Kommunikation am Arbeitsplatz verändert sich insbesondere im Dienstleistungssektor stetig, bedingt durch technische Entwicklungen (vgl. Kapitel 4.2) oder Internationalisierung, sodass Fragen der innersprachlichen Variation (vgl. Kapitel 4.3 und 4.4) immer häufiger innerhalb eines komplexen Geflechts von Kommunikationsformen und Medien sowie Verkehrssprachen verhandelt werden.

Für die Beschreibung von sprachlicher Variation haben sich verschiedene theoretische Modelle und Konzeptualisierungen als relevant erwiesen (vgl. Kapitel 5.1 bis 5.3), die auch zur Modellierung von Sprachkontaktphänomenen (vgl. Kapitel 5.4 bis 5.9) nutzbar gemacht werden können. Innerhalb der spezifischen Bedingungen der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention unterliegen solche Kontaktphänomene bestimmten Regeln (vgl. Kapitel 5.9), die im Varietätenkontakt zwischen allochthonen und autochthonen Sprecher:innen um eine weitere Ebene ergänzt werden, woraus wiederum spezifische Verwendungsmuster entstehen können (vgl. Kapitel 5.11 sowie Petkova 2012). Die Lesart der sogenannt dritten Welle soziolinguistischer Variationslinguistik schliesslich versteht Variation als eine Möglichkeit, soziale Bedeutung und damit unter anderem Identität zu konstruieren (vgl. Kapitel 5.10). An diesem Punkt setzt die zweite Forschungsfrage mit der metasprachlichen Perspektive an.

Der Einbezug der subjektiven Sichtweise der Sprecher:innen erforderte zuerst eine Klärung ihres Status als sprachliche Lai:innen, um eine Einordnung der erhobenen Sprachbetrachtungen zu ermöglichen (vgl. Kapitel 6.1). Die geäusserten Sprachbetrachtungen sollten insbesondere auch hinsichtlich ihrer Funktionalität innerhalb der narrativen Identitätskonstruktionen untersucht werden. Diese spielen sich jedoch nicht im Vakuum ab, sondern stehen immer in Zusammenhang mit geteilten Vorstellungen und Wissensbeständen (vgl. Kapitel 6.2.1 bis 6.2.3) und werden fassbar in Handlungen der Positionierung und Kategorisierung (vgl. Kapitel 6.2.4). Die Bedeutung der Varietäten für die Sprecher:innen sollte massgeblich auch über die vorherrschenden Einstellungen gegenüber den Varietäten erfasst werden. Bei der Beschreibung verschiedener Konzeptualisierungen von Spracheinstellungen (vgl. Kapitel 6.3) wurde deutlich, wie vielschichtig die kognitiven Konstrukte ausgestaltet sind, und dass eine adäquate Beschreibung von Spracheinstellungsäusserungen nach einer methodischen Herangehensweise verlangt, die ebenfalls mehrere Ebenen bzw. Perspektiven berücksichtigen kann.

Das Forschungsinteresse der vorliegenden Untersuchung und damit die formulierten Forschungsfragen bewegen sich im Spannungsfeld der erläuterten Themenbereiche. Durch eine zweifache Triangulation (vgl. Kapitel 7.1) wurde ein multiperspektivischer Zugang ermöglicht, sodass die Untersuchung folgende konkreten Ergebnisse zu den Forschungsfragen liefern konnte:

Die Varietätenverwendung der untersuchten CoP erwies sich in der Untersuchung als in mehrfacher Hinsicht heterogen. Durch die gesprächsanalytische Bearbeitung der Gesprächsdaten liessen sich einerseits Faktoren bestimmen, die auf interindividueller Ebene sich teilweise wiederholende Varietätenverwendungsmuster hervorbringen (vgl. Kapitel 12.2). Diese Faktoren decken sich zum Teil mit Ergebnissen aus anderen Studien (vgl. Christen et al. 2010, Petkova 2016b), andere können als spezifisch für die Kommunikationsform bzw. das genutzte Medium

der hier untersuchten Gespräche bezeichnet werden. Weiter zeigte sich auch, wie stark individuelle Merkmale der Sprecher:innen einen Einfluss auf die jeweiligen Varietätenverwendungsmuster haben – was wiederum die Einflusskraft der verschiedenen Faktoren der Varietätenwahl massgeblich steuert (vgl. Kapitel 12.3). Der methodische Ansatz der ‹doppelten Fokussierung› hat sich daher als ergiebig erwiesen. Die vorliegende Untersuchung leistet damit auf sowohl individueller als auch interindividueller Ebene einen Beitrag zur Forschung in Bezug auf das Konvergenz- und Divergenzverhaltens von Sprecher:innen verschiedener Varietäten des Deutschen, welches bisher noch nicht eingehend beforscht wurde (vgl. Schmidlin 2011: 190).

Die Varietätenverwendung innerhalb der untersuchten CoP wirkt vor dem Hintergrund der Deutschschweizer Sprachgebrauchskonvention mit den frequenten Varietätenwechseln wiederholt ungewohnt (vgl. Kapitel 12.4). In der Kombination von objektiven und subjektiven Sprachdaten konnte die genaue Ausgestaltung dieses Umgangs mit den Varietäten umfassend beschrieben und erklärt werden. Es konnte einerseits die Erkenntnis gewonnen werden, dass einzelne Sprecher:innen in der CoP massgeblich für die vielen Varietätenwechsel innerhalb der Meetings verantwortlich sind (vgl. Kapitel 12.3). Andererseits zeigte sich in der Untersuchung auch, wie komplex sich die Interaktionssituation innerhalb der Onlinemeetings mit autochthoner und allochthoner Beteiligung präsentiert.[292] Die Varietätenwahl der Deutschschweizer:innen verläuft im Spannungsfeld zwischen einer (ebenfalls sehr heterogen ausgeprägten) *preference for same language talk* sowie dem entgegengesetzten Bewusstsein für die Unmarkiertheit der Dialektvarietät bzw. die Markiertheit der Standardsprache in den betreffenden Kommunikationssituationen – insbesondere für Gespräche zwischen Autochthonen. Gleichzeitig herrscht latente Unsicherheit bezüglich der Verstehenskompetenz der allochthonen Teilnehmer:innen, und die Kommunikationsform mit der Umsetzung über das Medium der Videokonferenz erfordert eine gesteigerte Aufmerksamkeit von den Sprecher:innen (vgl. Kapitel 12.2.5), was auf Kosten der gesteuerten Varietätenverwendung gehen kann.

Das Vorgehen der Triangulation erwies sich überdies als gewinnbringend, da durch die Angaben der GWP oft Fragen beantwortet werden konnten, die bei der Analyse von objektiven Gesprächsdaten naturgemäss offenbleiben müssen. Als Beispiel wäre die Erklärung für die grosse Präsenz von Standarddeutsch aufseiten der Deutschschweizer:innen zu nennen. Ohne die Aussagen der GWP zu ihrer Varietätenverwendung im betrieblichen Alltag wäre der Einfluss der Erhebungssituation mit dem Beisein der Exploratorin bei den Meetings nicht abschätzbar. So wäre es denkbar, dass die Teilnehmer:innen sich durch ihr Wissen um die Ausrichtung der Untersuchung animiert sahen, Standarddeutsch zu sprechen, auch wenn sie dazu nicht angehalten waren. In den Antworten aus den Interviews (vgl. Kapitel 13) wurde jedoch deutlich, wie präsent die Standardvarietät und deren Verwendung im Alltag sowie im Bewusstsein dieser Community of Practice ist – auch ohne Beisein der Exploratorin. Bei den beobachteten Standardsequenzen kann somit von realistischen Einblicken in die Arbeitskommunikation der untersuchten CoP ausgegangen werden kann.

---

[292] Zudem konnte ein Einblick in die noch komplexere Kommunikationsform des Meetings im Hybridsetting und in mögliche Einflüsse desselben auf die Varietätenverwendung gewonnen werden (vgl. Meetingtyp e).

Umgekehrt zeigt sich der grosse Vorteil der Kombination von objektsprachlichen und metasprachlichen Daten darin, dass Selbstauskünfte der GWP zur eigenen Sprachverwendung den Ergebnissen aus den objektiven Daten gegenübergestellt werden konnten. So zeigte sich beispielsweise, dass aufseiten der deutschen GWP zum Teil von eigener Schweizerdeutschverwendung gesprochen wird, sich diese jedoch lediglich auf die punktuelle Verwendung einzelner Lexeme im Sinne einer Demonstrationsmischung beschränkt. Für eine möglichst umfassende Beschreibung des Kommunikationsverhaltens von Individuen innerhalb einer CoP und eines Settings sind solche Unterscheidungen von grosser Relevanz.

Die Deutschschweizer GWP nutzen die Ressource der Standardvarietät und des Varietätenwechsels – ob diskurs- oder teilnehmerbezogen – in sehr unterschiedlichem Masse. Die Kombination der objektsprachlichen Daten mit den (Spracheinstellungs-)Äusserungen der GWP sowie den darin enthaltenen Positionierungshandlungen ermöglichte es, Erklärungsansätze für die individuellen Varietätenverwendungsmuster zu finden (vgl. Kapitel 14.1.11). Darin zeigte sich auch, wie unterschiedlich das Verhältnis zur Standardvarietät bei den jeweiligen Personen ausgestaltet ist. So kann bei einem Teil der Deutschschweizer:innen von einer Konzeptualisierung des Standarddeutschen als lebendige Alltagssprache (vgl. Oberholzer/Studler 2020: 150) gesprochen werden, während bei anderen eine defensive bis ablehnende Haltung gegenüber dem Standard zu beobachten ist. Mitunter geht diese mit einem Defizienzempfinden gegenüber den deutschen Sprecher:innen einher; und die Verwendung des Standard bzw. der Wechsel in den Standard wird vereinzelt auch als Bedrohung für die Deutschschweizer Identität wahrgenommen. Der tägliche Kontakt mit Deutschen führt offenbar nur bei gewissen Personen zu einer Art Gewöhnungseffekt als Folge von Mikro- bzw. Mesosynchronisierung (vgl. Schmidt/Herrgen 2011).

Gleichzeitig zeigt sich jedoch ein anderer Einfluss des Berufsalltags auf die Bewertung von Sprachkontakt, wie eine Aussage der GWP SW illustriert (SW_DE 32:14–32:16):

Beispiel I154/SW: Absolut international

```
001   SW:   (2.5) also im geSCHÄFT,
002         (--) is es ähm SEHR offen,
003         indem dass wir natürlich bei der firmenname (-) hh° ja
            ABsolut international sind-
004         da darfste heutzutage wahrscheinlich FROH sein-
005         dass de DEUTSCH sprechen darfst,
```

Obwohl die Erhebung die Verwendung der deutschen Varietäten fokussierte, wurde die Relevanz des Englischen im Berufsalltag durch zahlreiche Verweise der Gewährspersonen offensichtlich. So äusserten sich alle 17 Befragten mindestens an einer Stelle im Interview zu Englisch als verwendeter Sprache im Arbeitsalltag des betreffenden Unternehmens.[293] Der alltägliche Kontakt mit anderssprachigen Kolleg:innen, wie er sich in einem Unternehmen innerhalb einer multinationalen Konzernstruktur ergibt, rückt die Thematik des interlingualen Sprachkontakts und vor allem die Verwendung von Englisch als Lingua franca in den Vordergrund; mögliche

[293] Es wurden 39 Codes *Englisch im Unternehmen/Konzern* gesetzt.

intralinguale ‹Grabenkämpfe› werden im Vergleich zuverlässig als weniger virulent wahrgenommen und eingeschätzt.

Die Auseinandersetzung mit multilingualer Kommunikation am Arbeitsplatz und der Frage, welche Rolle Schweizerdeutsch darin heute spielt, birgt Potenzial für Nachfolgestudien, da die kulturelle Hybridisierung in der Deutschschweiz im Zuge der Globalisierung weiter voranschreiten dürfte. Der Fokus auf vorherrschende Identitätskonstruktionen bietet einen fruchtbaren Zugang, um die Bedeutung der Varietäten für die Sprecher:innen zu kontextualisieren. Eine Verknüpfung mit authentischen objektsprachlichen Daten wäre dabei wünschenswert.

Bei der Betrachtung der deutschen GWP und ihrer Varietätenverwendung ermöglichte der Einblick in die Identitätskonstruktionen ein vertieftes Verständnis für den jeweiligen Umgang mit dem Schweizerdeutschen (vgl. Kapitel 14.2.8). Die in den Gesprächsdaten eruierte Nichtverwendung des Schweizerdeutschen liess sich durch die Hinzunahme der subjektiven Sprachdaten auf die verschiedenen Beweggründe der Sprecher:innen für das jeweilige Sprachverhalten zurückzuführen. Auch wenn aufgrund der Samplegrösse keinerlei Anspruch auf Repräsentativität besteht, fällt bei der vorliegenden Untersuchung im Vergleich mit den Ergebnissen aus anderen Befragungen wie jener von Koller (1992) und Werlen (1998a) bereits auf, dass im gesamten deutschen Subsample Schweizerdeutsch viel weniger verwendet wird als bei den Befragten der früheren Untersuchungen. Auch zeigt sich, dass Sprecher:innen eines bundesdeutschen Dialekts Schweizerdeutsch nicht zwingend häufiger verwenden, sondern das Selbstverständnis als Dialektsprecher:in im Gegenteil der Hauptgrund sein kann, warum eine aktive Schweizerdeutschverwendung nicht in Betracht gezogen wird (vgl. Kapitel 15.4.2). Die regionale Identität mit Bezug zur Herkunftsregion bleibt in diesem Fall relevant; die Ausbildung einer neuen regionalen Identität durch den Zuzug in die Deutschschweiz ist hingegen bei den deutschen GWP der vorliegenden Untersuchung generell wenig ausgeprägt – dies spiegelt sich in der Varietätenverwendung.

Über die dahinterliegenden Gründe kann an dieser Stelle nur spekuliert werden. Denkbar ist ein Einfluss des Status als Expat (vgl. Fussnote 5), falls gar nicht von einem dauerhaften Aufenthalt in der Schweiz ausgegangen wird. Bei den GWP sprechen jedoch neben der expliziten Selbstdeklaration als Eingewanderte:r verschiedene implizite Hinweise gegen ein solches Selbstverständnis – sei es die bereits langjährige Aufenthaltsdauer in der Schweiz oder der Familiennachzug bzw. die Familiengründung in der Schweiz.

Bezüglich deutschen Zuzüger:innen mit Kindern wird auch Potenzial für weitere Forschung gesehen, da diese weitere Kontaktsituationen erleben, wie von der GWP RS im Interview umschrieben wird (RS_CH 15:49–16:01):

Beispiel I155/RS: Kinder

```
001   RS:   (bi) LUSCHtig ischs jo bi dene wo chind hend-
002         di chömed jo vom schuel:-
003         vo schue vo vom vo de freiziit bringed di jo
            SCHWIIzerdüütsch id famili ine;
004         hh° und am ässtisch wird waarschindlich AU immer no
            hochdüütsch gredt-
005         aber das vermischt natürlich i dene familien AU immer mee;
```

Bei den drei deutschen GWP, die selbst Kinder haben, beschränkt sich diese Vermischung nach eigenen Angaben auf die Anwendung einer Demonstrationsmischung in bestimmten Kontexten.

Ansonsten können die Ergebnisse in Bezug auf den deutschen Umgang mit dem Schweizerdeutschen als These eines veränderten Selbstverständnisses von deutschen Zuzüger:innen in der Schweiz interpretiert werden, in dem eine aktive sprachliche Assimilation an die Aufnahmegesellschaft im Dienste der Integration keine Rolle mehr spielt. Dazu bräuchte es jedoch noch mehr Forschung, in Form von Vergleichsstudien verschiedener Regionen oder auch Migrantengruppen bzw. Langzeitstudien, die eine Veränderung im Umgang mit der schweizerdeutschen Varietät tatsächlich belegen könnten. Einen ersten Impuls dazu kann die vorliegende Arbeit jedoch darstellen.

Der individuenzentrierte Ansatz, bei dem jede der 17 GWP detailliert präsentiert wurde, ermöglichte, fallspezifische Besonderheiten herauszuarbeiten und gleichzeitig fallübergreifende Tendenzen in Form von Typen zusammenzufassen (vgl. Kapitel 15.2 und 15.4). Eine ‹doppelte Fokussierung› wurde somit auch bei den Interviewdaten angewandt, um sowohl «das Besondere im Allgemeinen» als auch «das Allgemeine im Besonderen» (Scharioth 2015: 334) zu erfassen.

Einzelne Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung lassen sich trotz der grossen inneren Heterogenität der fokussierten CoP hinsichtlich des Forschungsinteresses auch sampleübergreifend festhalten. So lässt sich in den Äusserungen der GWP insgesamt kein gesteigertes Bewusstsein für den deutsch-deutschschweizerischen Kontakt erkennen, der sich beispielsweise in ausgeprägtem Wissen über die jeweils andere Nation und deren sprachliche Situation zeigen würde. Trotz des alltäglichen Austauschs am Arbeitsplatz weisen die GWP eine Vertrautheit und das dazugehörige Wissen ausschliesslich im Nähebereich auf (vgl. Adler/Plewnia 2019, Christen/Schiesser 2021); und die Landesgrenze markiert auch bei den GWP oft die Grenze der jeweiligen Expertise bzw. der jeweiligen Sprachbewusstheit. Insbesondere bei den deutschen GWP ist dieser Befund bemerkenswert, da der Zuzug in die Deutschschweiz eine denkbare Motivation für eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Aufnahmeregion und -kultur sein könnte.

Ebenso lässt sich bezüglich der dritten Forschungsfrage, die auf die Bedeutung des Schweizerdeutschen als Integrationsfaktor innerhalb der untersuchten CoP abzielte, eine CoP-übergreifende Antwort formulieren. Die Kombination der objektiven sowie subjektiven Sprachdaten sowie die innermethodische Triangulation bei der Interviewanalyse ermöglichten es, diese Bedeutung aus mehreren Perspektiven zu beleuchten und zu beurteilen. So zeigt sich in den Gesprächsdaten, inwiefern rezeptive Schweizerdeutschkompetenzen für die Teilhabe an der gesamten Kommunikation der CoP – formell sowie informell – von grosser Bedeutung sind. Die Aussagen der GWP bestätigen diese Beobachtung und unterstreichen die Bedeutung des Dialekts als unmarkierte Sprechvarietät – insbesondere für die informelle Kommunikation (vgl. Kapitel 12.2.4). Schweizerdeutsch fungiert nach wie vor als relevanter Identitätsmarker für eine Mehrheit der Deutschschweizer:innen, sowohl aus Eigenperspektive als auch in der Wahrnehmung der Deutschen. Diesbezüglich decken sich die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung also mit den Erkenntnissen aus früheren Arbeiten (vgl. Koller 1992, Werlen 1998a, Christen 2001). In einer Arbeitsumgebung, die den Beschäftigten aufgrund ihrer internationalen

Ausrichtung sprachliche Flexibilität und Anpassungsfähigkeit abverlangt, scheint die kleinräumige Varietät Schweizerdeutsch und deren Gebrauchskonvention für viele Deutschschweizer:innen einen willkommenen stabilen Gegenpol darzustellen – dessen Bedeutung eventuell gerade im Sinne einer Glokalisierung gross bleibt. Insofern kann die untersuchte CoP als exemplarisch bezeichnet werden für eine generelle Entwicklung in der Deutschschweiz (vgl. Schiesser 2020).

In der grossen Bedeutung des Dialekts im Lokalen dürfte auch ein Grund für die mehrheitliche Ablehnung von deutschem Schweizerdeutsch liegen (vgl. Kapitel 13.3). Obwohl solche negativen Bewertungen in früheren Untersuchungen auch schon belegt wurden (vgl. «doppelte Ambivalenz» bei Koller 1992: 281), kann eine gewisse Übereinstimmung in dieser Frage über die Nationalitätsgrenzen hinweg sowie die Vehemenz, mit der die Ablehnung zum Teil ausgedrückt wird, als auffällig bezeichnet werden – insbesondere vor dem Hintergrund der potenziell *face*-bedrohenden Wirkung, die solche Aussagen im Interviewsetting haben. Womöglich ist dies ein Anzeichen dafür, dass die Bewahrung und Abgrenzung der einen Teilidentität gegen aussen – bis hin zum Othering – umso zentraler wird, je stärker Grenzen zwischen Nationen und Sprachen sich aufgrund von Globalisierung, Internationalisierung sowie Technisierung aufzulösen scheinen.

Gleichzeitig erfolgt mit der Abgrenzung nach aussen auch eine Selbstversicherung der Identität der eigenen In-Group der Deutschschweizer:innen. Diese ist nach Jahrzehnten der Zuwanderung von fremdsprachigen Personen äusserst pluralistisch; ein beträchtlicher Teil der Deutschschweizer Bevölkerung verfügt über einen Migrationshintergrund.[294] Dadurch stellen sich Fragen der kulturellen und ethnischen Zugehörigkeit. Schweizerdeutsch kann in diesem Zusammenhang als verbindendes Element, als kleinster gemeinsamer Nenner dieser heterogenen Gruppe der Deutschschweizer:innen fungieren, sodass die Grenze umso vehementer gegen ‹aussen› gezogen wird, also gegenüber möglichen Neusprecher:innen des Dialekts aus anderen deutschsprachigen Regionen.

Die vorliegende Untersuchung setzte sich das ambitionierte Ziel, sowohl Fragen zur Varietätenverwendung und zum Varietätenkontakt als auch solche zu *attitudes* und *beliefs* zu adressieren. Mit der Kombination zweier Datensets und der methodeninternen Triangulation bei der Interviewanalyse konnte dieses Ziel erreicht werden. Als Herausforderung während des gesamten Analyseprozesses erwies sich die heterogene Datenlage. Die Tatsache, dass objektsprachliche Daten der einzelnen GWP in sehr unterschiedlichem Umfang erhoben werden konnten, warf wiederholt Fragen der Repräsentativität sowie Vergleichbarkeit besprochener Phänomene auf. Durch die Orientierung an Gütekriterien der qualitativen Forschung wie der empirischen Verankerung der Theorien und Hypothesen an einer grossen Anzahl Textstellen, der Fallkontrastierung und insbesondere der Reflexion der Exploratorinnenrolle bzw. deren Einflusses (vgl. Kapitel 7.2) wurde auf die anspruchsvolle Ausgangssituation mit einem heterogenen Datenset, einem *hands-off*-Zugang (vgl. Kapitel 8.2) sowie einem weitgehend induktiv angelegten Vorgehen reagiert. Die Kombination methodischer Zugänge der vorliegenden Arbeit wurde in

[294] Im Jahr 2022 betrug der Anteil von Personen mit Migrationshintergrund der sogenannten ersten sowie zweiten Generation mehr als einen Drittel der Deutschschweizer Bevölkerung (vgl. Bundesamt für Statistik 2023c).

dieser Form bisher in keiner Studie angewandt und ist Resultat des multiperspektivischen Forschungsinteresses. Für die einzelnen Zugänge wurde jedoch auf bewährte Methoden der Gesprächs- und Inhaltsanalyse (vgl. Kapitel 7 bis 11) sowie bereits etablierte Modelle und Konzepte der Akkommodations- und Sprachkontaktforschung (vgl. Kapitel 5) zurückgegriffen, was eine gewisse Vergleichbarkeit mit Erkenntnissen aus anderen Untersuchungen ermöglicht.

Ein weiteres relevantes Gütekriterium qualitativer Forschung ist die Limitation. Durch die Zusammensetzung des Samples und die qualitative Ausrichtung der Untersuchung hat diese nicht den Anspruch auf Repräsentativität; gezeigt werden eine ausgewählte Community of Practice und ein bestimmter, jedoch für den Arbeitsalltag äusserst relevanter Bereich deren Kommunikation am Arbeitsplatz. Diese Limitation gilt folglich auch für die definierten Typen der Varietätenverwendung, die lediglich jene Arten der Varietätenverwendung sowie Identitätskonstruktionen abbilden, welche in der untersuchten CoP vertreten sind. Es sind freilich auch andere Merkmalskombinationen und damit Typen denkbar. Bei einer weiteren Erforschung der Varietätenverwendung von Zuzüger:innen wäre insbesondere von Interesse, welche weiteren (Unter-)Typen sich bei Neusprecher:innen des Schweizerdeutschen finden lassen. Doch auch die verschiedenen Identitätskonstruktionen jener Sprecher:innen, die nach dem Zuzug bei ihren Herkunftsvarietäten verbleiben, bieten Ansatzpunkte für weitere Forschung. Denn wie nun auch die vorliegende Arbeit gezeigt hat, stellen Zuzüger:innen und ihr Umgang mit dem Schweizerdeutschen in Zeiten wachsender Mobilität und häufigeren Kontakts verschiedener Varietäten einen der relevantesten Einflussfaktoren auf den Umgang mit den Varietäten in der Deutschschweiz und damit auf die Deutschschweizer Diglossie und deren weitere Entwicklung dar.

17. Literatur

Ackermann, Tanja (2021): Bitte könnte ich vielleicht? Eine kontrastive Untersuchung zu Aufforderungen in Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 3/88: 265–301.

Adler, Astrid/Plewnia, Albrecht (2019): Die Macht der großen Zahlen. Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. Berlin, Boston: De Gruyter: 141–162.

Adler, Astrid/Plewnia, Albrecht (2020): Aktuelle Bewertungen regionaler Varietäten des Deutschen. Erste Ergebnisse der Deutschland-Erhebung 2017. In: Hundt, Markus et al. (Hg.): Regiolekte. Objektive Sprachdaten und subjektive Sprachwahrnehmung. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag: 15–36.

Adler, Astrid/Ribeiro Silveira, Maria (2023): Dialekt und Hochdeutsch im Beruf. In: Sprache in Zahlen: Folge 9. Sprachreport 39: 14–16.

Adler, Astrid/Roessel/Janin (2023): Eine neue IDS-Erhebung zu Spracheinstellungen: Die Deutschland-Erhebung 2022. In: Sprachreport 2/39: 22–26.

Agha, Asif (2003): The social life of cultural value. In: Language & Communication 3-4/23: 231–273.

Allport, Gordon (1935): Attitudes. In: Murchison, Carl (Hg.): Handbook of Social Psychology. Worcester, MA: Clark University Press: 798–844.

Altwegg, Jürg/Nico (2003): Kuhschweizer und Sauschwaben. Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe. Zürich: Nagel und Kimche.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Ammon, Ulrich (2003): Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt - Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: Androutsopoulos, Jannis K. (Hg.): «Standardfragen». Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang: 163–172.

Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra Nicole (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Lichtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. Berlin, Boston: Walter de Gruyter.

Anders, Christina Ada (2010): Die wahrnehmungsdialektologische Rekodierung von laienlinguistischem Alltagswissen. In: Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin: Walter de Gruyter: 67–88.

Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin: Walter de Gruyter. (=Linguistik – Impulse & Tendenzen).

Andresen, Liv (2015a): Persönlichkeitsspezifische Sprachvariation. Eine empirische Untersuchung zum Zusammenhang von Extraversion und Nähesprachlichkeit. Hildesheim, Georg-Olms-Verlag, Dissertation.

Andresen, Liv (2015b): Persönlichkeitsspezifische Sprachvariation:. Zum sprachwissenschaftlichen Potential psychologischer Methoden. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 3/82: 263–285.

Androutsopoulos, Jannis (2017): Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. In: Schlobinski, Peter/Neuland, Eva (Hg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen: De Gruyter: 193–217.

Androutsopoulos, Jannis/Ziegler, Evelyn (2019): Medien und areale Sprachvariation des Deutschen. In: Herrgen, Joachim (Hg.): Sprache und Raum – ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter: 828–844.

Angouri, Jo (2018): Culture, discourse, and the workplace. Florence, US: Routledge.

Arendt, Birte (2011): Laientheoretische Konzeptionen von Sprache und Dialekt am Beispiel des Niederdeutschen. Eine kontextsensitive Analyse von Spracheinstellungsäußerungen sowie ihre methodologische Fundierung. In: Niederdeutsches Wort 51: 133–162.

Arendt, Birte (2014): Qualitative Interviews als interaktive ko-konstruktive Prozesse. Kontextsensitivität in mikroanalytischer Perspektive. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 7–30.

Arendt, Birte (2021): A Long-Lasting CofP of New and Native Speakers—Practices, Identities of Belonging and Motives for Participation. In: Languages 1/6. Online verfügbar undter https://www.mdpi.com/2226-471X/6/1/30 (letzter Zugriff 28.09.2024).

Arendt, Birte/Kiesendahl, Jana (2013): «Sprachliches Handeln und Mentalität – Zur Rekonstruktion geistiger Prozesse über Sprache». In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 3/41: 472–477.

Auer, Peter (1986a): Kontextualisierung. In: Studium Linguistik 19: 22–47.

Auer, Peter (1986b): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 14: 97–125.

Auer, Peter (Hg.) (1998): Code-Switching in Conversation. Language, interaction and identity. Boston, MA: Routledge; Safari.

Auer, Peter (1999): From codeswitching via language mixing to fused lects: Toward a dynamic typology of bilingual speech. In: International Journal of Bilingualism 4/3: 309–332.

Auer, Peter (2007a): Bilinguales Sprechen: (immer noch) eine Herausforderung für die Linguistik. In: Sociolinguistica 1/20: 1–21.

Auer, Peter (2007b): Style and Social Identities. Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity. Basel/Berlin/Boston: De Gruyter. (=Language, Power and Social Process [LPSP] Series 18).

Auer, Peter (2009): Bilingual conversation. In: Coupland, Nikolas/Jaworski, Adam (Hg.): The new sociolinguistics reader. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan: 490–511.

Auer, Peter (2011): Code-switching/mixing. In: Wodak, Ruth/Johnstone, Barbara/Kerswill, Paul (Hg.): The SAGE handbook of sociolinguistics. London [u. a.]: SAGE: 460–478.

Auer, Peter (Hg.) (2013): Sprachliche Interaktion: Eine Einfuhrung Anhand Von 22 Klassikern. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Berlin, Boston: De Gruyter. (=De Gruyter Studium).

Auer, Peter (2018): Das Beste zweier Welten: Das Bild elsässischer Dialektsprecher von den Deutschen, den Franzosen und sich selbst. In: Lenz, Alexandra N./Plewnia, Albrecht (Hg.): Variation – Normen – Identitäten: De Gruyter: 5–40.

Auer, Peter/Eastman, Carol M. (2010): Code-switching. In: Jaspers, Jurgen/Ostman, Jan-Ola/Verschueren, Jef (Hg.): Society and Language Use. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing: 84–112.

Auer, Peter/Hinskens, Frans (2005): The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: Auer, Peter/Hinskens, Frans/Kerswill, Paul (Hg.): Dialect change. Convergence and divergence in European languages. Cambridge: Cambridge Univ. Press: 335–357.

Austin, J. L. (Hg.) (1962): How to do things with words. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.

Babel, Molly (2010): Dialect divergence and convergence in New Zealand English. In: Language in Society 4/39: 437–456.

Bachmann, Thomas/Bloch, Annika/Bravo, Katherina Quispe (2022): Teamarbeit in Präsenz vs. remote – Unterschiede im individuellen Erleben, der Kommunikation und der Teamleistung. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching 4/29: 449–462.

Baker, Colin (1992): Attitudes and language. Clevedon, England: Cambridge University Press. (=Multilingual matters 83).

Bates, Elizabeth/Dale, Philip S./Thal, Donna (1995): Individual differences and their implications for theories of language development.

Bell, Allan (1984): Language style as audience design. In: Language in Society 2/13: 145–204.

Bendel, Sylvia (2007): Sprachliche Individualität in der Institution. Telefongespräche in der Bank und ihre individuelle Gestaltung. Tübingen und, Basel: A. Francke Verlag.

Bendel, Sylvia (2018): Angewandte Gesprächsforschung. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 364–381.

Bergmann, Jörg/Meier, Christoph (1998): Telekooperation – Strukturen, Dynamik und Konsequenzen elektronisch vermittelter kooperativer Arbeit in Organisationen. Darstellung eines Forschungsprojekts.

Berthele, Raphael (2004): Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen – Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen/Noyer, Agnès (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien: Ed. Praesens: 111–136.

Berthele, Raphael (2007): Wie sieht das Berndeutsche so ungefähr aus? Über den Nutzen von Visualisierungen für die kognitive Laienlinguistik. In: Klausmann, Hubert (Hg.): Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie, Schloss Hofen, Lochau (Vorarlberg) vom 19. - 21.9.2005. Graz-Feldkirch: Neugebauer: 163–176.

Berthele, Raphael (2010a): Der Laienblick auf sprachliche Varietäten: Metalinguistische Vorstellungswelten in den Köpfen der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer. In: Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin: Walter de Gruyter: 245–268.

Berthele, Raphael (2010b): Dialekt als Problem oder Potenzial? Überlegungen zur Hochdeutschoffensive in den deutschen Schweiz aus Sicht der Mehrsprachigkeitsforschung. In: Tanner, Albert/Bitter Battig, Franziska (Hg.): Sprachen lernen – Lernen durch Sprache. Zurich: Seismo: 37–52.

Berthele, Raphael/Lambelet, Amelia (Hg.) (2018): Heritage and school language literacy development in migrant children. Interdependence or independence? Bristol, UK, Blue Ridge Summit, PA: Multilingual Matters. (=Second language acquisition 119).

Binggeli, Steve/Krings, Franciska/Sczesny, Sabine (2014a): Perceived Competition Explains Regional Differences in the Stereotype Content of Immigrant Groups. In: Social Psychology 1/45: 62–70.

Binggeli, Steve/Krings, Franciska/Sczesny, Sabine (2014b): Stereotype Content Associated with Immigrant Groups in Switzerland. In: Swiss Journal of Psychology 3/73: 123–133.

Blick.ch (22.12.2023): Die Deutschen sind zurück. Online verfügbar unter https://www.blick.ch/politik/zuwanderung-in-die-schweiz-die-deutschen-sind-zurueck-id19267456.html (letzer Zugriff 18.08.2024).

Blom, Jan-Petter/Gumperz, John J. (1972): Social meaning in linguistic structure: code-switching in Norway. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.): Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication. New York: Rinehart & Winston.

Blühdorn, Hardarik/Foolen, Ad/Loureda, Óscar (2017): Diskursmarker: Begriffsgeschichte – Theorie – Beschreibung Ein bibliographischer Überblick. In: Blühdorn, Hardarik et al. (Hg.): Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen. Göttingen: Verlag für Gesprächsforschung: 8–47.

Böhme-Dürr, Karin (1994): Der Erwerb von Standardsprache und Dialekt durch Medien. In: Burger, Harald/Häcki Buhofer, Annelis (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern: Peter Lang: 43–58.

Bohnsack, Ralf/Hoffmann, Nora Friederike/Nentwig-Gesemann, Iris (Hg.) (2018): Typenbildung und dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Bößhenz, Katja V. (2011): Die sozialsymbolisierende Funktion der Dialekt-Standard-Variation. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. (=Amades 43).

Bourhis, Richard Y. (2010): Organizational communication and accommodation: Toward some conceptual and empricial links. In: Giles, Howard/Coupland, Justine/Coupland, Nikolas (Hg.): Contexts of Accommodation. Developments in applied sociolinguistics. Cambridge: Cambridge University Press: 270-304.

Breindl, Eva (2007): Intensitätspartikeln. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin: De Gruyter: 397–422.

Brinker, Klaus/Sager, Sven F. (2010): Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt. (=Grundlagen der Germanistik. ESV basics 30).

Brommer, Sarah (2014): Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache? Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. In: Deutschblätter 66: 53–62.

Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (2007): Politeness. Some universals in language use. Cambridge u. a.: Cambridge Univ. Pr. (=Studies in interactional sociolinguistics 4).

Brünner, Gisela (2000): Wirtschaftskommunikation. Linguistische Analyse ihrer mündlichen Formen. Tübingen: Niemeyer. (=Reihe germanistische Linguistik Kollegbuch 213).

Bucholtz, Mary (2003): Sociolinguistic nostalgia and the authentication of identity. In: Journal of Sociolinguistics 3/7: 398–416.

Bucholtz, Mary/Hall, Kira (2005): Identity and interaction: a sociocultural linguistic approach. In: Discourse Studies 4-5/7: 585–614.

Bucholtz, Mary/Hall, Kira (2010): Locating Identity in Language. In: Beal, Joan et al. (Hg.): Language and Identities. Edinburgh: Edinburgh University Press: 18–28.

Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Stuttgart: Lucius & Lucius. (=Uni-Taschenbücher 1159).

Bundesamt für Statistik (2017): Schweizerdeutsch und Hochdeutsch. Analyse von Daten aus der Erhebung zur Sprache,. Neuchâtel.

Bundesamt für Statistik (2023a): Ständige ausländische Wohnbevölkerung nach Staatsangehörigkeit, 1980-2022. Online verfügbar unter https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/auslaendische-bevoelkerung/zusammensetzung.assetdetail.26565228.html (letzter Zugriff 16.10.2023).

Bundesamt für Statistik (2023b): Reisen der Schweizer Wohnbevölkerung 2022. Online verfügbar unter https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/tourismus/reiseverhalten.assetdetail.28025096.html. (letzter Zugriff 28.09.2024)

Burger, Harald/Häcki Buhofer, Annelis (Hg.) (1994): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern: Peter Lang. (=Zürcher Germanistische Studien 38).

Bürkli, Beatrice (1999): Sprachvariation in einem Großbetrieb. Eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe. Tübingen, Basel: Francke. (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 73).

Burt, Susan Meredith (1994): Code choice in intercultural conversation. Pragmatics. Quarterly Publication of the International Pragmatics Association (IPrA): 535–559.

Busch, Brigitta (2021): Mehrsprachigkeit. Stuttgart: utb GmbH.

Butterworth, Judith (2015): Redewiedergabeverfahren in der Interaktion. Individuelle Variation bei der Verwendung einer kommunikativen Ressource. Heidelberg, Germany, Dissertation.

Butterworth, Judith/Hahn, Nadine/Schneider, Jan Georg (2018): «Gesprochener Standard, da gibt es viel zu zu sagen». In: Albert, Georg/Diao-Klaeger, Sabine (Hg.): Mündlicher Sprachgebrauch zwischen Normorientierung und pragmatischen Spielräumen. Tübingen: Stauffenburg: 3–24.

Cathomas, Claudia/Ferretti, Nicola/Bucher, Claudia/Morel, Etienne (2015): Same same but different: Code-Switching in Schweizer SMS – ein Vergleich zwischen vier Sprachen. Travaux neuchâtelois de linguistique 63: 171–189.

Chilla, Solveig/Haberzettl, Stefanie (Hg.) (2014): Handbuch Spracherwerb und Sprachentwicklungsstörungen. Mehrsprachigkeit. München: Urban & Fischer.

Christen, Helen (1997): Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen?. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin, Boston: De Gruyter: 346–363.

Christen, Helen (2000a): Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: Stellmacher, Dieter (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19. –21. Oktober 1998. Stuttgart: Steiner: 33–47.

Christen, Helen (2000b): Standardsprachliche Varianten als stilistische Dialektvarianten?. In: Häcki Buhofer, Annelies/Hofer, Lorenz/Löffler, Heinrich (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte : Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen: Francke: 245–260.

Christen, Helen (2001): Die regionalen Besonderheiten der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest-Pécs: Dialóg Campus Kiadó: 120–159.

Christen, Helen (2004): Dialekt-Schreiben oder sorry ech hassä Text schribä. In: Glaser, Elvira/Frey, Natascha (Hg.): Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für Alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16. –18.9.2002. Stuttgart: Steiner: 71–86.

Christen, Helen (2005): Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.): Sprachendiskurs in der Schweiz. Vom Vorzeigefall zum Problemfall? Tagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, vom 11. November 2005 in Biel. Bern: Schweizerische Akad. der Geistes- und Sozialwiss: 85–96.

Christen, Helen (2008): „…wiu me das vilich nid i dr ganze schwiz verschteit" – Empirische Erkundungen zur sozialen Praxis des polydialektalen Dialogs. In: Sociolinguistica 1/22: 24–47.

Christen, Helen/Guntern, Manuela/Hove, Ingrid/Petkova, Marina (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Stuttgart: Steiner. (=Germanistik 140).

Christen, Helen (2012): Dialekt in allen Lebenslagen. Zum Deutschschweizer Sprachformengebrauch und seinen strukturellen Folgen. In: Homburger, Wolfgang (Hg.): Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum – Einheit trotz der Grenzen? Ostfildern: Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG: 159–171.

Christen, Helen/Hove, Ingrid/Petkova, Marina (2015): Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton: 379–396.

Christen, Helen/Schiesser, Alexandra (2021): Das Land, wo die Laien Dialektexperten sind. In: Hoffmeister, Toke/Hundt, Markus/Naths, Saskia (Hg.): Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven. [Berlin]: De Gruyter: 337–366.

Christen, Helen/Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2005): Chat und regionale Identität. In: Krämer-Neubert, Sabine (Hg.): Bayerische Dialektologie. Akten der Internationalen Dialektologischen Konferenz, 26.–28. Februar 2002. Heidelberg: Winter: 425–438.

Ciszewski, Maciej/Wyrwicka, Magdalena K. (2020): Shopfloor management (SFM) as a tool for improving control of production and visualization of results. In: Logforum 2/16: 299–310.

Clyne, Michael (1987): Constraints on code switching: how universal are they?. In: Linguistics 4/25.

Clyne, Michael/Fernandez, Sue/Muhr, Rudolf (2003): Communicative Styles in a Contact Situation: Two German National Varieties in a Third Country. In: Journal of Germanic Linguistics 02/15.

Cohen, Susan G./Bailey, Diane E. (1997): What Makes Teams Work: Group Effectiveness Research from the Shop Floor to the Executive Suite. In: Journal of Management 3/23: 239–290.

Conrad, François/Ehrlich, Stefan/Schlobinski, Peter (2021): Hannover – Zentrum des Hochdeutschen. Einschätzung zum »besten« Hochdeutsch in Deutschland. Eine repräsentative Umfrage, durchgeführt von forsa. In: »Der Sprachdienst«, 3–4/65: 95–103.

Corder, Saskia/Meyerhoff, Miriam (2009): Communities of practice in the analysis of intercultural communication. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: Gruyter, Walter de, & Co: 441–461.

Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2018): Interactional linguistics. Studying language in social interaction. Cambridge, United Kingdom, New York, NY: Cambridge University Press.

Coupland, Nikolas (2003): Sociolinguistic authenticities. In: Journal of Sociolinguistics 3/7: 417–431.

Csar, Matthias (2022): Gruppendynamische Beobachtungen: Unterschiede in virtuellen Gruppen. In: Gruppe. Interaktion. Organisation. Zeitschrift für Angewandte Organisationspsychologie (GIO) 1/53: 27–37.

Cuonz, Christina (2014a): Sprachliche Werturteile von Laien. Eine sozio-kognitive Analyse. Tübingen: A. Francke Verlag. (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 93).

Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (2014a): Einleitung: Sprechen über Sprache - ein Methodenband zur Spracheinstellungsforschung. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 1–6.

Cuonz, Christina (2014b): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 31–64.

Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.) (2014b): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (=Stauffenburg Linguistik Band 81).

Dailey-O'Cain, Jennifer/Liebscher, Grit (2011): Language attitudes, migrant identities and space. In: International journal of the sociology of language 212/2011.

Dannerer, Monika/Franz, Marianne/Ortner, Heike (2017): „Da pendelt sich die Sprache automatisch so ein“: Sprachliche Identität, Akkommodation und Management von innerer und äußerer Mehrsprachigkeit bei Tiroler Privatvermietern. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 66/2017: 115–147.

Denkler, Markus/Lanwer, Jens (2021a): Einleitung zum Band. In: Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms: 9–26.

Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.) (2021b): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms. (=Deutsche Dialektgeographie Band 115).

Deppermann, Arnulf (2000): Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 1: 96–124.

Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Deppermann, Arnulf (2009): Verstehensdefizit als Antwortverpflichtung: Interaktionale Eigenschaften der Modalpartikel denn in Fragen. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. De Gruyter: 23–56. (=Linguistik, Impulse & Tendenzen 33)

Deppermann, Arnulf/Helmer, Henrike (2013): Standard des gesprochenen Deutsch. Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg-Verl.: 111–142.

Deppermann, Arnulf/Knöbl, Ralf (2018): Was zählt für AlltagssprecherInnen als Gebrauchsstandard und wofür ist er relevant? Selbstinitierte Selbstreparaturen als Evidenz. In: Albert, Georg/Diao-Klaeger, Sabine (Hg.): Mündlicher Sprachgebrauch zwischen Normorientierung und pragmatischen Spielräumen. Tübingen: Stauffenburg: 255–282.

Di Luzio, Aldo/Auer, Peter (1986): Identitätskonstitution in der Migration: konversationsanalytische und linguistische Aspekte ethnischer Stereotypisierungen. In: Grewendorf, Günther/Stechow, Armin von (Hg.): Linguistische Berichte. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH: 327–338.

Dieth, Eugen (1986): Schwyzertütschi Dialäktschrift. Dieth-Schreibung. Aarau: Sauerländer. (=Reihe lebendige Mundart 1).

Diewald, Gabriele (2006): Hecken und Heckenausdrücke. Versuch einer Neudefinition. In: Calaresu, Emilia (Hg.): Italienisch und Deutsch als Wissenschaftssprachen. Italienisch und Deutsch als Wissenschaftssprachen. Bestandsaufnahmen, Analysen, Perspektiven. Berlin, Münster: Lit: 295–315.

Dirim, Inci/Auer, Peter (2004): Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland. Berlin [etc.]: Walter de Gruyter. (=Linguistik, Impulse & Tendenzen 4).

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter/Wachs, Inge (1986): Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire. Berlin: Berlin Verl. (=Berlin-Forschung Themenbereich kulturelle Entwicklung 14).

Doetjes, Gerke (2010): Akkommodation und Sprachverstehen in der interskandinavischen Kommunikation. Hamburg, Dissertation.

Domke, Christine (2009): Besprechungen und ihr Bedarf. In: Menz, Florian/Müller, Andreas (Hg.): Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation. Mering: Rainer Hampp Verlag: 205–224.

Domke, Christine (2018): Arbeitsbesprechungen in Organisationen. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 3–26.

Döring, Nicola/Bortz, Jürgen/Pöschl, Sandra (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Berlin [u. a.]: Springer.

Drew, Paul/Heritage, John (Hg.) (2001): Talk at work. Interaction in institutional settings. Cambridge, New York: Cambridge University Press. (=Studies in interactional sociolinguistics 8).

Droste, Pepe (2021): 'Enregisterment' Aus praxisorientierter Perspektive. Der Fall narrativ inszenierter Kontrastierungen von Varietätengebrauch. In: Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms: 119–146.

Dudenredaktion (o. J.a): «mehr» auf Duden online. https://www.duden.de/rechtschreibung/mehr_ferner_hoeher_besser (letzter Zugriff 25.02.2024).

Dudenredaktion (o. J.b): «Schnabel» auf Duden online. https://www.duden.de/rechtschreibung/Schnabel#close-numero-cite (letzter Zugriff 17.06.2024).

Dürscheid, Christa (2005): Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen. In: Linguistische Berichte 1/22: 3–16.

Dürscheid, Christa (2016): Nähe, Distanz und neue Medien. In: Feilke, Helmuth (Hg.): Zur Karriere von 'Nähe und Distanz': Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin/Boston: De Gruyter: 357–385.

Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. (=Einsichten Band 3).

Dürscheid, Christa/Simon, Horst J. (2019): Auf dem Weg zu einer pluriarealen Variantenpragmatik. In: Bubenhofer, Noah et al. (Hg.): Linguistische Kulturanalyse. Berlin, Boston: De Gruyter.

Ecarius, Jutta/Schäffer, Burkhard (2010): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Biographie- und Bildungsforschung. Opladen, Farmington Hills, MI: Barbara Budrich.

Eckert, Penelope (2012): Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation.In: Annual Review of Anthropology 1/41: 87–100.

Eckhardt, Andrea G. (2008): Sprache als Barriere für den schulischen Erfolg. Potentielle Schwierigkeiten beim Erwerb schulbezogener Sprache für Kinder mit Migrationshintergrund. Münster, Dissertation.

Efing, Christian (2017): Soziale Gruppen in der Wirtschaftskommunikation. In: Schlobinski, Peter/Neuland, Eva (Hg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen: De Gruyter: 473–496.

Ehlich, Konrad (1991): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse. Ziele und Verfahren.. In: Flader/Hechtfischer (Hg.): Verbale Interaktion. J.B. Metzler: 127–143.

Ehlich, Konrad (2019): Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin, Boston: De Gruyter: 303–320.

Elmentaler, Michael (2012): In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen. In: Anderwald, Lieselotte (Hg.): Sprachmythen. Fiktion oder Wirklichkeit? Frankfurt am Main: Peter Lang.

Elmentaler, Michael/ Gessinger, Joachim/Lanwer, Jens/Rosenberg, Peter/Schröder, Ingrid/Wirrer, Jan (2015): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton: 397–424.

Elmiger, Daniel (2018): Deutsch undeutlich. Eine Begriffsreise durch die vielfältige deutsche Sprache in der Schweiz: Zenodo.

Elspass, Stephan/ Dürscheid, Christa/Ziegler, Arne/Sieburg, Heinz/Solms, Hans-Joachim (2017): Zur grammatischen Pluriarealität der deutschen Gebrauchsstandards - oder: Über die Grenzen des Plurizentrizitätsbegriffs. In: Sieburg, Heinz/Solms, Hans-Joachim (Hg.): Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Ansprüche - Ergebnisse - Perspektiven. Berlin: Erich Schmidt Verlag: 69–91.

Elspaß, Stephan/Möller, Robert (2003ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache. https://www.atlas-alltagssprache.de/r12-f5h/?child=runde (letzter Zugriff 15.02.2024).

Elter, Irmgard (2009): Höflichkeit in den nationalen Varietäten des Deutschen. Am Beispiel der Anrede. In: Ehrhardt, Claus/Neuland, Eva/Yamashita, Hitoshi (Hg.): Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Ender, Andrea/Kaiser, Irmtraud (2009): Zum Stellenwert von Dialekt und Standard im österreichischen und Schweizer Alltag. Ergebnisse einer Umfrage. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 2/37: 266–295.

Ender, Andrea/Li, Wei/Straßl, Katharina (2007): Das Projekt «Deutsch als Zweitsprache in Dialektumgebung». Linguistik Online 3/32: 25–36. Erfurt, Jürgen (Hg.) (2008): Elitenmigration und Mehrsprachigkeit. Duisburg: Red. OBST. (=Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 75).

Erhart, Pascale (2019): Von Staatsgrenze zu Dialektgrenze. Linguistik Online 5/98: 307–328.

Eser Davolio, Miryam/Tov, Eva/Meyer, Pascale (2012): Deutsche in der Schweiz - ähnlich und doch verschieden. Wien: Lit. (=Swiss aktuell 1).

EVS/WVS (2022): Joint EVS/WVS 2017-2022 Dataset (Joint EVS/WVS): GESIS.

Faistauer, Renate (2010): Die sprachlichen Fertigkeiten. In: Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin, New York: De Gruyter; Mouton: 960–968.

Fassbind, Tina (27.05.2011): Deutsche haben keine Chance. Tages-Anzeiger. Online verfügbar unter https://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/deutsche-haben-keine-chance/story/27325179 (letzter Zugriff 28.09.2024).

Fauville, Géraldine/Luo, Mufan/Queiroz, Anna C.M./Bailenson, Jeremy N./Hancock, Jeffrey T. (2021): Zoom Exhaustion & Fatigue Scale. In: Computers in Human Behavior Reports 4. Online verfügbar unter https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S2451958821000671 (letzter Zugriff 28.09.2024).

Feilke, Helmuth (Hg.) (2016): Zur Karriere von 'Nähe und Distanz': Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin/Boston, GERMANY: De Gruyter. (=Reihe Germanistische Linguistik 306).

Felstead, Alan (2022): Remote working. A research overview. Abingdon, Oxon, New York, NY: Routledge, Taylor & Francis Group. (=State of the Art in Business Research).

Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: Word 2/15: 325–340.

Fink, Thimna/Müller, Martin/Wertenschlag, Lukas/Berthele, Raphael (2009): Chunsch druus? Schweizerdeutsch verstehen – die Deutschschweiz verstehen. Bern: Schulverlag blmv.

Fiske, Susan T./Cuddy, Amy J. C./Glick, Peter/Xu, Jun (2002): A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition. In: Journal of Personality and Social Psychology 6/82: 878–902.

Flick, Uwe (1990): Fallanalysen: Geltungsbegründung durch Systematische Perspektiven-Triangulation. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Komparative Kasuistik. Heidelberg: Asanger: 184–203.

Flick, Uwe (1991): Wissen, Regeln, Handeln: individuelle und soziale Modelle der Repräsentation von Erfahrungswissen als Basis regelgeleiteten Handelns. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Individuelle und soziale Regeln des Handelns. Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der Psychologie. Heidelberg: Asanger: 23–33.

Flick, Uwe (1995): Soziale Repräsentationen in Wissen und Sprache als Zugänge zur Psychologie des Sozialen. In: Flick, Uwe (Hg.): Psychologie des Sozialen. Repräsentationen in Wissen und Sprache. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: 7–20.

Flick, Uwe (1996): Psychologie des technisierten Alltags. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Flick, Uwe (2005): Standards, Kriterien, Strategien: zur Diskussion über Qualität qualitativer Sozialforschung. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 2/6: 191–210.

Flick, Uwe (2011): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag. (=Qualitative Sozialforschung Band 12).

Flick, Uwe (2022): Doing interview research. The essential how to guide. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC, Melbourne: SAGE.

Franceschini, Rita (1998): Code-switching and the notion of code in linguistics: Proposals for a dual focus model. In: Auer, Peter (Hg.): Code-Switching in Conversation. Language, interaction and identity. Boston, MA: Routledge; Safari: 51–72.

Franceschini, Rita (2002): Sprachbiographien: Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: Adamzik, Kirsten/Roos Eva (Hg.): Biografie linguistiche – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiografien. Neuchâtel: 19–33.

Franceschini, Rita (2012): Unfokussierter Spracherwerb in Kontaktsituationen: Sprachexposition als Teil des Sprachwandels. In: Sociolinguistica 1/26.

Franklin, Peter (2009): Differences and difficulties in intercultural management interaction. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: Gruyter, Walter de, & Co: 263–284.

Franz, Sebastian/Wildfeuer, Alfred (2021): Mehrsprachigkeit – Identität – Authentizität. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 1-2/88: 3–20.

Galliker, Esther (2014): Bricolage. Ein kommunikatives Genre im Sprachgebrauch Jugendlicher aus der Deutschschweiz. Frankfurt: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften. (=Sprache - Kommunikation – Kultur 14).

Galliker, Esther (2017): Bricolage: zwischen dialektaler und globaler Variation. Wie sich Jugendliche über Stilbasteleien sozial positionieren. In: Linguistik Online 5/84: 23–51.

Ganswindt, Brigitte/Kehrein, Roland/Lameli, Alfred (2015): Regionalsprache.de (REDE). In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton: 425–458.

Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Adler, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. Mannheim: IDS. (=Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 40).

Gärtner-Hohenstein, Line-Marie (2021): Konvergenzen und Divergenzen im kontinentalwestgermanischen Dialektkontinuum. Eine multimethodische Untersuchung zur Entwicklung der deutsch-niederländischen Staatsgrenze als Dialektgrenze. Wien, Böhlau-Verlag; Universität Münster, Dissertation.

Gerwinski, Jan (2018): Empraktische Kommunikation in Organisationen. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 27–44.

Giles, Howard (1973): Accent mobility. A model and some data. In: Anthropological Linguistics 15: 78–105.

Giles, Howard (2009): The Process of Communication Accommodation. In: Coupland, Nikolas/Jaworski, Adam (Hg.): The new sociolinguistics reader. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan: 276–286.

Giles, Howard/Coupland, Nikolas/Coupland, Justine (2010): Accommodation theory: Communication, context and consequence. In: Giles, Howard/Coupland, Justine/Coupland, Nikolas (Hg.): Contexts of Accommodation. Developments in applied sociolinguistics. Cambridge: Cambridge University Press: 1–68.

Glaser, Elvira/Bart, Gabriela (2015): Dialektsyntax des Schweizerdeutschen. In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton: 81–108.

Gläser, Jochen/Laudel, Grit (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag.

Goebl, Hans (Hg.) (1996): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York: Walter de Gruyter. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Handbooks of linguistics and communication science Manuels de linguistique et des sciences de communication 12.1).

Goffman, Erving (1959): The presentation of self in everyday life. New York: Anchor Books, Doubleday.

Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (=Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 594).

Goffman, Erving (1979): Footing. In: Semiotica 1-2/25: 1–30.

Goffman, Erving (2005): Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen. Konstanz: UVK-Verl.-Ges. (=Erfahrung – Wissen – Imagination 11).

Gohard-Radenkovic, Aline (Hg.) (2011): Plurilinguisme, interculturalité et didactique des langues étrangères dans un contexte bilingue. Mehrsprachigkeit, Interkulturalität und Fremdsprachendidaktik in einem zweisprachigen Kontext. Brussels, Bern: P.I.E-Peter Lang S.A; Peter Lang International Academic Publishers. (= Transversales 11).

Gotthelf, Gabriela (2005): Gemeinsam an getrennten Orten? Zur Relevanz von Raum und Kontext in der Videokonferenz. Aachen: Shaker. (=Essener Studien zur Semiotik und Kommunikationsforschung Bd. 17).

Graf, Martin Hannes (2014): Aktuelle Tendenzen des Sprachwandels im Schweizerdeutschen. In: Deutschblätter 66: 11–20.

Green, Eva G. T. (2012): Us and Them in Switzerland: Stereotypes and Prejudice from a Social Psychological View. In: Gadient, Irma et al. (Hg.): Wir und die Anderen. Stereotypen in der Schweiz : 27. Kolloquium (2011) der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Nous et les autres : stéréotypes en Suisse : 27e colloque (2011) de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales. Freiburg Schweiz: Academic Press: 55–68.

Grice, H. P. (1975): Logic and Conversation. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.): Speech Acts. Leiden, Boston: BRILL: 41–58.

Gröpel, Wolfgang (Hg.) (1999): Migration und Schullaufbahn. Wissenschaftstheoretischer und praxisorientierter Diskurs inklusive internationalem Ausblick zu (Schul)karrieren von Kindern ethnischer Minderheiten. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang. (=Schule, Wissenschaft, Politik 13).

Großkopf, Beate/Barden, Birgit (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. Berlin: De Gruyter. (= Phonai 43).

Gudykunst, William B./Mody, Bella (Hg.) (2004): Handbook of international and intercultural communication. Thousand Oaks: SAGE.

Gumperz, John J. (Hg.) (1982): Discourse strategies. Cambridge, New York: Cambridge University Press. (=Studies in interactional sociolinguistics 1).

Gumperz, John J. (1999): On interactional sociolinguistic method. In: Sarangi, Srikant/Roberts, Celia (Hg.): Talk, work and institutional order. Discourse in medical, mediation and management settings. Berlin: Mouton de Gruyter: 453–472.

Guntern, Manuela (2010): Sprechen DeutschschweizerInnen mit ImmigrantInnen und TouristInnen Hochdeutsch oder Dialekt oder beides?. In: Rocci, Andrea et al. (Hg.): Bulletin VALS-ASLA: 209–224.

Guntern, Manuela (2011a): Erkennen von Dialekten anhand von gesprochenem Schweizerhochdeutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 2/78: 155–187.

Guntern, Manuela (2011b): Wie wird aus gesprochenem Hochdeutsch gesprochenes Schweizerhochdeutsch? Zur Salienz von schweizerischen Varianten in der gesprochenen Standardsprache der DeutschschweizerInnen. In: Christen, Helen/Patocka, Franz/Ziegler, Evelyn (Hg.): Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt. Beiträge zum 3. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Zürich, 7. –9. September 2009. Wien: Praesens: 58–79.

Guntern, Manuela (2012): Dialekt und gesprochene Standardsprache: Wie Laien gesprochenes Schweizerhochdeutsch beurteilen. In: Sociolinguistica 1/26: 102–119.

Guntern, Manuela (2023): Variables Schweizerhochdeutsch: eine empirische Untersuchung zur Frage, warum die Standardsprache in der Deutschschweiz wie gesprochen wird und wie gesprochen werden könnte. Freiburg i. Ü., Universität Freiburg, Dissertation.

Günthner, Susanne (2009): „Adjektiv + dass-Satz"-Konstruktionen als kommunikative Ressourcen der Positionierung. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung (Linguistik, Impulse & Tendenzen 33): De Gruyter: 149–184.

Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.) (2009): Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung (Linguistik, Impulse & Tendenzen 33): De Gruyter.

Gutzwiller, Jürg (1991): Identität versus Kommunikation. Junge Deutschschweizer zwischen Dialekt und Standardsprache. Basel, Dissertation. In: Schläpfer, Robert/Gutzwiller, Jürg/Schmid, Beat (Hg.): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer; eine Auswertung der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985. Aarau, Frankfurt am Main: Sauerländer: 45–216.

Gyger, Mathilde (2000): Das Diglossie-Dilemma: Jugendliche Migranten im Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache. In: Häcki Buhofer, Annelies/Hofer, Lorenz/Löffler, Heinrich (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte: Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen: Francke: 227–244.

Haas, Walter (1992): Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. In: van Leuvensteijn, J. A. (Hg.): Dialect and standard language: in the English, Dutch, German and Norwegian language areas. Proceedings of the Colloquium "Dialect and Standard Language", Amsterdam, 15-18 October 1990. Amsterdam: North-Holland: 312–335.

Haas, Walter (2004): Die Sprachsituation in der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie. In: Christen, Helen/Noyer, Agnès (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5. –8. März 2003. Wien: Ed. Praesens: 81–110.

Haberzettl, Stefanie (2005): Der Erwerb der Verbstellungsregeln in der Zweitsprache Deutsch durch Kinder mit russischer und türkischer Muttersprache. Tübingen: Niemeyer. (=Linguistische Arbeiten 495).

Habscheid, Stephan (2001): Empraktisches Sprechen in Computergestützten Arbeitssettings. In: Matuschek, Ingo (Hg.): Neue Medien im Arbeitsalltag. Empirische Befunde, Gestaltungskonzepte, theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 17–36.

Habscheid, Stephan/Müller, Andreas P./Thörle, Britta/Wilton, Antje (Hg.) (2018): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter. (=Handbücher Sprachwissen 14).

Häcki Buhofer, Annelies (1985): Schriftlichkeit im Alltag. Theoretische und empirische Aspekte – am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs. Zürich, Habil.-Schr. Bern, Frankfurt a.M.: Lang. (=Zürcher Germanistische Studien 2).

Häcki Buhofer, Annelies (2002): Steuert Sprachbewusstheit den eigenen Sprachgebrauch? Überlegungen zum Zusammenhang an Beispielen aus der deutschen Schweiz. In: Der Deutschunterricht 3/54: 19–30.

Häcki Buhofer, Annelies/Burger, Harald (1998): Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen. Der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart: Steiner. (=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 98).

Hägi, Sara/Scharloth, Joachim (2013): Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. In: Linguistik Online 3/24: 19–47.

Härle, Gerhard (2014): Authentizität gibt es nicht – aber sie kann sich ereignen. In: Themenzentrierte Interaktion. Theme-Centered Interaction 2/28: 23–47.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. (= Reihe Germanistische Linguistik 215).

Hausendorf, Heiko (2007): Gesprächs-/Konversationsanalyse. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 403–415.

Hausendorf, Heiko (2015): Interaktionslinguistik. In: Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. Berlin, München, Boston, Mass.: De Gruyter: 43–70.

Heinze, Franziska/Sammet, Kornelia/Schroeter, Ellen (2022): «Sie hat im Chat geschrieben, sie hört uns nicht». Methodische und methodologische Überlegungen zu Videokonferenz-basierten Gruppendiskussionen. Zeitschrift für Qualitative Forschung 1/23: 86–101.

Helbling, Marc (2010): Germanophobia in Switzerland. Discussion Paper. Online verfügbar unter https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2010/iv10-702.pdf (letzter Zugriff 28.09.2024).

Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Heller, Monica (Hg.) (2010): Codeswitching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton. (=Contributions to the Sociology of Language 48).

Heller, Monica/Pfaff, Carol W. (1996): Code-switching. In: Goebl, Hans (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York: Walter de Gruyter: 594–609.

Hentschel, Elke (1986): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. Ja, doch, halt und eben. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. (= Reihe Germanistische Linguistik 63).

Hentschel, Elke (2015): Salz, eine Brezel und der Weg zum Bahnhof. Strategien des Bittens in Varietäten des Deutschen und im Serbischen. In: Linguistik Online 3/72.

Hermanns, Fritz (2012): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Hermanns, Fritz et al. (Hg.): Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik. Berlin, Boston: De Gruyter: 5–35.

Herrgen, Joachim (2015): Entnationalisierung des Standards. In: Lenz, Alexandra N./Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Wien: V & R unipress; Vienna University Press: 139–164.

Herrgen, Joachim (Hg.) (2019): Sprache und Raum - ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter. (= Handbücher Zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30/4).

Hettler, Yvonne (2017): Hörer und Sprechertypen in Bremen und Hamburg. Eine Untersuchung zu Sprachwissen, Sprachwahrnehmung und Sprachgebrauch. In: Linguistik Online 6/85: 29–56.

Hewitt, John P./Stokes, Randall (1975): Disclaimers. In: American Sociological Review 1/40: 1–11.

Hinderling, Robert (2003): Wij mir sog'n. Sprache und Identität des Mundarsprechers in Nordostbayern. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag: 125–136.

Hofer, Lorenz (1997): Sprachwandel im stadtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Basel, Dissertation. Tübingen, Basel: Francke. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 72).

Hoffmeister, Toke (2017): Der Einfluss der regionalen Herkunft auf das Dialektwissen linguistischer Laien. In: Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hg.): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin: De Gruyter: 213–261.

Hoffmeister, Toke (2019): Laien als Experten und Experten als Laien. Zur Problematik eines etablierten Begriffspaares. In: Linguistik Online 99: 151–174.

Hoffmeister, Toke (2021): Das laienlinguistische Konzept von Variation. Regional – funktional – sozial. In: Linguistik Online 5/110: 75–95.

Hoffmeister, Toke/Hundt, Markus/Naths, Saskia (Hg.) (2021): Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven. Berlin: De Gruyter. (= Sprache und Wissen Band 50).

Holliday, Adrian (2011): Intercultural communication and ideology. Los Angeles: SAGE.

Holly, Werner (2001): Beziehungsmanagement und Imagearbeit. In: Brinker, Klaus (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin: Gruyter: 1382–1393.

Holmes, Janet/Stubbe, Maria (2015): Power and politeness in the workplace. A sociolinguistic analysis of talk at work. London, New York: Routledge. (= Routledge linguistics classics).

Hove, Ingrid (2002): Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen: Niemeyer. (= Phonai 47).

Hove, Ingrid (2008): Zur Unterscheidung des Schweizerdeutschen und der (schweizerischen) Standardsprache. In: Christen, Helen (Hg.): Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts ; Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.-23. September 2006. Wien: Praesens Verlag: 63–82.

Huck, Dominique (2014): Alemannische Dialektologie: Dialekte im Kontakt. Beiträge zur 17. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Straßburg vom 26.-28.10.2011. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 155).

Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Freiburg, Br., Magisterarbeit, 1991. Stuttgart: Steiner. (=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 78).

Hundt, Markus (2017): Struktur und Komplexität des linguistischen Laienwissens. In: Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hg.): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin: De Gruyter.

Hundt, Markus (2018): Wahrnehmungsdialektologie – quo vadis?. In: Lenz, Alexandra N./Plewnia, Albrecht (Hg.): Variation – Normen – Identitäten: De Gruyter: 99–126.

Hundt, Markus/Biadala, Dorota (Hg.) (2015): Handbuch Sprache in der Wirtschaft. Berlin/Boston: De Gruyter; De Gruyter Mouton. (= Handbücher Sprachwissen 13).

Hundt, Markus/Palliwoda, Nicole/Schröder, Saskia (Hg.) (2017): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin: De Gruyter.

Imhof, Kurt (2008): Die Schweiz wird deutsch! Eine Medienanalyse. In: Müller-Jentsch, Daniel (Hg.): Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.

Imo, Wolfgang (2016): Das Nähe-Distanz-Modell in der Konversationsanalyse/Interaktionalen Linguistik. In: Feilke, Helmuth (Hg.): Zur Karriere von 'Nähe und Distanz': Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin/Boston: De Gruyter: 155–186.

Imo, Wolfgang (2017): Interaktionale Linguistik und die qualitative Erforschung computervermittelter Kommunikation. In: Beisswenger, Michael (Hg.): Empirische Erforschung internetbasierter Kommunikation. Berlin, Boston: De Gruyter: 81–108.

Imo, Wolfgang/Lanwer, Jens Philipp (2019): Interaktionale Linguistik. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung & Carl Ernst Poeschel GmbH.

Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.) (2003): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 465).

Jodelet, Denise (1993): Les représentations sociales. Paris: Presses Universitaires de France.

Johnstone, Barbara (2007): Linking identity and dialect through stancetaking. In: Englebretson, Robert (Hg.): Stancetaking in Discourse. Subjectivity, evaluation, interaction. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.

Jonas, Klaus/Schmid Mast, Marianne (2007): Stereotyp und Vorurteil. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe –

Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 69–76.

Jungbluth, Konstanze (2007): Doing Identitites in Regional, National and Global Contexts: The Catalan Case in Spain. In: Jungbluth, Konstanze (Hg.): Identities in Migration Contexts. Tübingen: Narr: 75–98.

Jüttemann, Gerd (1981): Komparative Kasuistik als Strategie psychologischer Forschung. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie 2/29: 101–118.

Kabatek, Johannes (2015): Sprachkultur und Akkomodation. In: Bernsen, Michael (Hg.): Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag. Göttingen, Bonn: V & R unipress: 165–177.

Kalivoda, Gregor/ Mayer, Heike/Robling, Franz-Huber/Zinsmaier, Thomas (1996): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 3 Eup–Hör. Tübingen: Niemeyer.

Kameyama, Shinichi/Meyer, Bernd (Hg.) (2007): Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz. Frankfurt am Main: Lang. (= Forum angewandte Linguistik 48).

Kämper, Heidrun (2020): Authentizität – diskursives Wertkonzept und wissenschaftliche Kategorie. In: Linguistik Online 5/105: 89–104.

Kankaanranta, Anne/Karhunen, Päivi/Louhiala-Salminen, Leena (2018): "English as corporate language" in the multilingual reality of multinational companies. In: Multilingua 4/37: 331–351.

Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Kehrein, Roland (2019): Areale Variation im Deutschen «vertikal». In: Herrgen, Joachim (Hg.): Sprache und Raum – ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter: 121–158.

Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.) (2015): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton.

Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt «kleiner Leute» in der Mannheimer. Berlin: De Gruyter.

Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (= Qualitative Sozialforschung 15).

Kleinberger Günther, Ulla (2003): Kommunikation in Betrieben. Wirtschaftslinguistische Aspekte in der innerbetrieblichen Kommunikation. Zürich, Habil.-Schr. Bern: Lang. (= Zürcher Germanistische Studien 57).

Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf (2015): Duden. Das Aussprachewörterbuch: Aussprache und Betonung von über 132.000 Wörtern und Namen. Berlin: Bibliographisches Institut; Duden. (= Der Duden in 12 Bänden 6).

Kleiner, Tuuli-Marja (2015): Geographische Nähe, Landesgrenze und kulturelle Distanz. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 3/40: 281–297.

Kluge, Susann (1999): Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Knöbl, Ralf (2006): Binnensprachliche Variation: Code-Switching und Mixing im Schwäbischen. In: Wolff, Dieter (Hg.): Mehrsprachige Individuen – vielsprachige Gesellschaften. 35. Jahrestagung der GAL in Wuppertal. Frankfurt am Main: Lang: 59–86.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 1/36: 15–43.

Koester, Almut (2011): Workplace discourse. London, New York: Continuum. (= Continuum discourse 5).

Kohrs, Christin/Angenstein, Nicole/Brechmann, André (2016): Delays in Human-Computer Interaction and Their Effects on Brain Activity. In: PloS one 1/11. Online verfügbar unter https://doi.org/10.1371/journal.pone.0146250 (letzter Zugriff 27.09.2024).

Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i. Ue. Wiesbaden: Steiner. (= Zeitschrift fur Dialektologie und Linguistik: Beihefte 37).

Koller, Werner (1992): Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Aarau, Frankfurt/Main, Salzburg: Sauerländer. (= Reihe Sprachlandschaft 10).

Kolly, Marie-José (2013): Akzent auf die Standardsprachen: Regionale Spuren in «Français fédéral» und «Schweizerhochdeutsch». In: Linguistik Online 1/58.

König, Katharina (2010): Sprachliche Kategorisierungsverfahren und subjektive Theorien über Sprache in narrativen Interviews. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 53/2010.

König, Katharina (2011): Migration und Sprachidentität: Positionierungsverfahren in Sprachbiographien. In: Thüne, Eva-Maria/Betten, Anne (Hg.): Sprache und Migration. Linguistische Fallstudien. Roma: Aracne: 143–166.

König, Katharina (2014): Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen. Münster, Dissertation. Berlin: Akademie Verlag Berlin. (= Empirische Linguistik 2).

König, Katharina (2021): Die gemeinsame Konstruktion von dialektbezogenem Wissen und Sprachbewertungen in sprachbiographischen Interviews. In: Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms: 169–201.

Koppensteiner, Wolfgang/Lenz, Alexandra N. (2021): Standard(s) aus der Perspektive von „Nicht-LinguistInnen" in Österreich. In: Hoffmeister, Toke/Hundt, Markus/Naths, Saskia (Hg.): Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven. Berlin: De Gruyter.

Körschen, Marc/Pohl, Jessica/Schmitz, Walter/Schulte, Olaf A. (2002): Neue Techniken der qualitativen Gesprächsforschung: Computergestützte Transkription von Videokonferenzen. In: Forum Qualitative Sozialforschung 2/3. Online verfügbar unter https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/858/1864?inline=1#g1 (letzter Zugriff 28.09.2024).

Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.) (2009): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: Gruyter, Walter de, & Co. (= Handbooks of Applied Linguistics 7).

Krefeld, Thomas (2004): Einführung in die Migrationslinguistik. Von der Germania italiana in die Romania multipla. Tübingen: Narr. (= Narr-Studienbücher).

Kresić, Marijana (2007): Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. Hannover, Dissertation. 2005. München: Iudicium.

Kresić, Marijana (2016): Sprache und Identität. In: Lüttenberg, Dina/Brouër, Birgit/Kilian, Jörg (Hg.): Handbuch Sprache in der Bildung: De Gruyter: 122–140.

Kropf, Thomas (1986): Kommunikative Funktionen des Dialekts Im Unterricht. Theorie und Praxis in der Deutschen Schweiz. Berlin, Boston: De Gruyter. (= Reihe Germanistische Linguistik 67).

Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim: Beltz Juventa. (= Grundlagentexte Methoden).

Kübler, Gunhild (05.02.2006): Die Hochdeutschen kommen. Neue Zürcher Zeitung. Online verfügbar unter https://www.nzz.ch/articleDJE3P-1.8981 (letzter Zugriff 26.06.2021).

Kuckartz, Udo (2018): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. (= Grundlagentexte Methoden).

Kuckartz, Udo/Rädiker, Stefan (2021): Fokussierte Interviewanalyse mit MAXQDA. Schritt für Schritt. Wiesbaden: Springer VS.

Kuckartz, Udo/Rädiker, Stefan (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe. (= Grundlagentexte Methoden).

Kunert, Sebastian (2022): Online-Meetings: Fluch und Segen eines digitalen Kommunikationsformats. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching 4/29: 463–472.

Kuster, Sabine/Tuchschmid, Benno (20.01.2017): Die Debatte: Sollen Deutsche hierzulande Dialekt lernen?. Aargauer Zeitung. Online verfügbar unter https://www.aargauerzeitung.ch/schweiz/die-debatte-sollen-deutsche-hierzulande-dialekt-lernen-130864512 (letzter Zugriff 27.09.2024)

Kutter, Markus (1995): Die Schweizer und die Deutschen. Es hätte auch ganz anders kommen können. Zürich: Ammann.

Kvale, Steinar (2007): Doing interviews. London: SAGE. (= The Sage qualitative research kit 2).

Labov, William (Hg.) (1972): Sociolinguistic patterns. Philadelphia.

Labov, William (1981): Field Methods Used by the Project on Linguistic Change and Variation. In: Sociolinguistic Working Paper. Austin, Texas.

Labov, William (1966): The social stratification of English in New York City. Cambridge UK, New York: Cambridge University Press.

Labov, William/Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hg.) (1980): Sprache im sozialen Kontext. Eine Auswahl von Aufsätzen. Königstein/Ts.: Athenäum. (= Athenäum Taschenbücher Linguistik 2151).

Lacoste, Véronique/Breyer, Thiemo/Leimgruber, Jakob (Hg.) (2014): Indexing Authenticity: De Gruyter.

Ladegaard, Hans J./Jenks, Christopher Joseph (Hg.) (2018): Language and intercultural communication in the workplace. Critical approaches to theory and practice. London: Routledge.

Lakoff, George (1973): "Hedges: A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts". Journal of Philosophical Logic 2: 458–508.

Lambert, Wallace E., Richard Hodgson, Robert C. Gardner & Samuel Fillenbaum (1960): Evaluational reactions to spoken languages. Journal of Abnormal and Social Psychology 60 (1), 44–51.

Lameli, Alfred/Purschke, Christoph/Rabanus, Stefan (2015): Der Digitale Wenker-Atlas (DiWa). In: Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Rabanus, Stefan (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin: De Gruyter Mouton: 129–156.

Lamnek, Siegfried/Krell, Claudia (2016): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz. (= Ciando library).

Landert, Karin (2007): Hochdeutsch im Kindergarten? Eine empirische Studie zum frühen Hochdeutscherwerb in der Deutschschweiz. Zürich, Dissertation. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt, Main, New York, NY, Oxford, Wien: Lang. (= Zürcher Germanistische Studien 62).

Lanwer, Jens/König, Pamela (2021): Recipient design und Dialektgebrauch. Beobachtungen zu Srachbewegungen zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch in einem Mehrgenerationengespräch. In: Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms.

Lanwer, Jens Philipp (2015): Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Berlin [u. a.]: De Gruyter. (= Empirische Linguistik 4).

Lanwer, Jens Philipp (2019): Gesprächslinguistische Aspekte der arealen Varietäten des Deutschen. In: Herrgen, Joachim (Hg.): Sprache und Raum – ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter: 794–827.

Lanwermeyer, Manuela (2019): Sprachwandel und Kognition. Elektrophysiologische Untersuchungen zu Synchronisierungen im Varietätenkontakt. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 177).

Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. Bonn, Dissertation. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (= Rheinisches Archiv 130).

Lave, Jean/Wenger, Etienne (1991): Situated learning. Legitimate peripheral participation. Cambridge: Cambridge University Press. (= Learning in doing).

Le Page, R. B./Tabouret-Keller, Andrée (1985): Acts of identity. Creole-based approaches to language and ethnicity. Cambridge: Cambridge University Press.

Le Page, Robert B. (1978): "Projection, Focussing, Diffusion", or, Steps towards a sociolinguistic theory of language, illustrated from the Sociolinguistic Survey of Multilingual Communities. Stages I Cayo District, Belize (formerly British Honduras) and II: St. Lucia. Society for Caribbean Linguistics. In: York Papers in Linguistics 9: 9–31.

Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Marburg, Dissertation. Wiesbaden: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 125).

Lenz, Alexandra N. (2008): Vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache – Zur Vielfalt regionaler Sprechweisen. In: Munske, Horst Haider (Hg.): Sterben Dialekte aus? Vorträge am Interdisziplinären Zentrum für Dialektforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 22.10.–10.12.2007. Online verügbar unter https://d-nb.info/1055971262/34 (letzter Zugriff 28.09.2024).

Lies, Jan (2018): «Unternehmenskultur» in Gabler Wirtschaftslexikon. Springer Gabler. Online verfügbar unter https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/unternehmenskultur-49642/version-272870 (letzter Zugriff 22.03.2023).

Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus (2000): Konzepte des Impliziten: Präsuppositionen und Implikaturen. In: Brinker, Klaus (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin: Walter de Gruyter: 435–338.

Lippmann, Walter (1922): Public opinion. New York: Macmillan.

Löffler, Heinrich (1980): Dialekt. In: Althaus, Hans Peter (Hg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. Tübingen: Niemeyer.

Löffler, Heinrich (1989): Die Frage nach dem landesspezifischen Gesprächsstil – oder die Schweizer Art zu diskutieren. In: Weigand, Edda (Hg.): Dialoganalyse. Referate der 2. Arbeitstagung, Bochum 1988, Bd. 2. Tübingen: M. Niemeyer: 207–221.

Löffler, Heinrich (1998): Sprache als Mittel der Identitikation und Distanzierung in der viersprachigen Schweiz. In: Reiher, Ruth/Kramer, Undine (Hg.): Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung. Frankfurt am Main, New York: P. Lang: 11–37.

Löffler, Heinrich (2005): Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eggers, Eckhard/Stellmacher, Dieter/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): Tagungsband IGDD-Kongress Marburg. Stuttgart: 7–27.

Löpfe, Philipp/Vontobel, Werner (2011): Aufruhr im Paradies. Die neue Zuwanderung spaltet die Schweiz. Zürich: Orell Füssli.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004a): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5: 166–183.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004b): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lüdi, Georges (2008): Der Schweizer Sprachen-Cocktail neu gemixt!. In: Müller-Jentsch, Daniel (Hg.): Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung: 185–203.

Lüdi, Georges/Py, Bernard (Hg.) (1994): Fremdsprachig im eigenen Land. Wenn Binnenwanderer in der Schweiz das Sprachgebiet wechseln und wie sie darüber reden. Basel: Helbing & Lichtenhahn. (= Nationales Forschungsprogramm 21 Kulturelle Vielfalt und nationale Identität).

Luginbühl, Martin/Locher, Miriam A. (2019): Discussions on Swiss and German politeness in online sources. In: Ogiermann, Eva/Garcés-Conejos Blitvich, Pilar (Hg.): From speech acts to lay understandings of politeness. Multilingual and multicultural perspectives. Cambridge: Cambridge University Press: 250–275.

Maas, Utz (2008): Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft. Die schriftkulturelle Dimension. Göttingen, Osnabrück: V & R unipress; Universitätsverlag Osnabrück. (= Schriften des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück 15).

Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Bonn, Habil.-Schr. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (= Veröffentlichung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn).

Macha, Jürgen (1994): Global oder hemisphärisch? Fragen an eine dialektbezogene Sprachdidaktik im deutschsprachigen Raum. In: Burger, Harald/Häcki Buhofer, Annelis (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern: Peter Lang: 29–42.

Maitz, Peter/Elspaß, Stephan (2013): Zur Ideologie des 'Gesprochenen Standarddeutsch'. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg-Verl.: 35–48.

Markaki, Vassiliki/Mondada, Lorenza (2012): Embodied orientations towards co-participants in multinational meetings. In: Discourse Studies 1/14: 31–52.

Marra, Meredith/Holmes, Janet/Vine, Bernadette (2022): What we share: The impact of norms on successful interaction. In: Mortensen, Janus et al. (Hg.): Norms and the Study of Language in Social Life. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton: 185–210.

Matser, Carine/van Oudenhoven, Jan Pieter/Askevis-Leherpeux, Françoise/Florack, Arnd/Hannover, Bettina/Rossier, Jerôme (2010): Impact of Relative Size and Language on the Attitudes between Nations and Linguistic Groups: The Case of Switzerland. In: Applied Psychology 1/59: 143–158.

Matuschek, Ingo (Hg.) (2001): Neue Medien im Arbeitsalltag. Empirische Befunde, Gestaltungskonzepte, theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Maynard, Douglas W./Zimmerman, Don H. (1984): Topical Talk, Ritual and the Social Organization of Relationships. In: Social Psychology Quarterly 4/47: 301.

Mayring, Philipp (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel, Grünwald: Beltz; Preselect.media GmbH.

Mayring, Philipp (2023): Einführung in die qualitative Sozialforschung: Beltz Verlagsgruppe.

McGarty, Craig/Yzerbyt, Vincent/Spears, Russell (2002): Stereotypes as explanations. The formation of meaningful beliefs about social groups. London, New York: Cambridge University Press.

Meier, Christoph (2000): Neue Medien - neue Kommunikationsformen? Strukturmerkmale von Videokonferenzen. In: Kallmeyer, Werner et al. (Hg.): Sprache und Neue Medien. Berlin, Boston: De Gruyter: 195–221.

Meierkord, Christina (2009): Lingua franca communication in multiethnic context. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: De Gruyter: 199–218.

Menz, Florian/Müller, Andreas (Hg.) (2009): Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation. Mering: Rainer Hampp Verlag. (= Managementkonzepte 34).

Milroy, James/Milroy, Lesley (2009): Network Structure and Linguistic Change. In: Coupland, Nikolas/Jaworski, Adam (Hg.): The new sociolinguistics reader. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan: 92–105.

Moosmüller, Alois (2007): Lebenswelten von Expatriates. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 480–488.

Moscovici, Serge (1973): Foreword. In: Herzlich, Claudine (Hg.): Health and illness;. A social psycholog. analysis. London, New York, Published in cooperation with the European Association of Experimental Psychology by Academic Press: Academic Press: IX–XIV.

Müller, Andreas P. (2018): Sprache und Hierarchie. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 105–125.

Müller, Andreas Paul (2002): Interaktionsregeln in innerbetrieblichen sozialen Welten. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag; Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG: 85–111.

Müller-Jentsch, Daniel (Hg.) (2008): Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung. (= NZZ Libro).

Mummendey, Hans Dieter (2006): Psychologie des «Selbst». Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung. Göttingen: Hogrefe.

Muysken, Pieter (2008): Mixed codes. In: Auer, Peter/Wei, Li (Hg.): Handbook of multilingualism and multilingual communication. Berlin: Mouton de Gruyter: 315–340.

Myers-Scotton, Carol (1997): Code-Switching. In: Coulmas, Florian (Hg.): The handbook of sociolinguistics. Malden, MA, Oxford, UK: Blackwell Publishing: 217–237.

Myers-Scotton, Carol (2005): Multiple voices: An Introduction to Bilingualism. Malden/Oxford/Carlton: Blackwell.

Myers-Scotton, Carol (2009): Code-Switching. In: Coupland, Nikolas/Jaworski, Adam (Hg.): The new sociolinguistics reader. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan: 473–489.

Myers-Scotton, Carol (2010): Code switching as indexical of social negotiations. In: Heller, Monica (Hg.): Codeswitching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton: 151–186.

Nakayama, Thomas K. (Hg.) (2011): The handbook of critical intercultural communication. Malden, MA: Wiley-Blackwell.

Newton, Jonathan (2009): Adapting authentic workplace talk for workplace intercultural communiation training. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: De Gruyter.

Niedzielski, Nancy/Giles, Howard (1996): Linguistic Accommodation. In: Goebl, Hans (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York: Walter de Gruyter: 332–241.

Niedzielski, Nancy A./Preston, Dennis R. (2010/2000): Folk Linguistics. Berlin: De Gruyter Mouton. (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs 122).

Niehaus, Konstantin (2022): Zur sozialen Bedeutung des Bairischen in Bayern. Das indexikalische Feld einer Dialektgruppe. In: Vergeiner, Philip C./Elspaß, Stephan/Wallner, Dominik (Hg.): Struktur von Variation zwischen Individuum und Gesellschaft. Akten der 14. Bayerisch-Österreichischen Dialektologietagung 2019. Stuttgart: Franz Steiner Verlag: 261–286.

Nohl, Arnd-Michael (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich. Neue Wege der dokumentarischen Methode. Wiesbaden: Springer VS.

Oberholzer, Susanne (2018): Zwischen Standarddeutsch und Dialekt. Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz, Franz Steiner Verlag. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 173)

Oberholzer, Susanne/Studler, Rebekka (2020): Bildung und Beruf als ausschlaggebende Faktoren für Spracheinstellungen? Vergleich zweier aktueller Projekte zu den Schweizer Varietäten. In: Hundt, Markus et al. (Hg.): Regiolekte. Objektive Sprachdaten und subjektive Sprachwahrnehmung. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag: 131–156.

Oberzaucher, Frank (2018): Konversationsanalyse und Studies of Work. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 307–326.

Öffe, Otfried (2023): Lexikon der Ethik. München: C.H. Beck.

Oglesby, Stefan (1992): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Eine empirische Untersuchung mit Einwohnern der Agglomeration Luzern. Bern: Lang. (= Europäische Hochschulschriften Reihe 21, Linguistik 107).

Oxford Learner's Dictionary (2024): three strikes law. https://www.oxfordlearnersdictionaries.com/definition/english/three-strikes-law (Letzter Zugriff 31.05.2024).

Özdil, Erkan (2010): Codeswitching im zweisprachigen Handeln. Sprachpsychologische Aspekte verbalen Planens in türkisch-deutscher Kommunikation. Dissertation. Münster, New York: Waxmann. (= Mehrsprachigkeit 24).

Patthey, Natalie (1994): Beziehungen der verschiedenen Sprachgebiete der Schweiz mit dem Ausland. In: Bickel, Hans/Bichsel, Reinhard/Schläpfer, Robert (Hg.): Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung. Aarau: Verlag Sauerländer: 137–164.

Patton, Michael Quinn (2015): Qualitative research et evaluation methods. Integrating theory and practice. Los Angeles, Calif.: SAGE.

Pehl, Thorsten (2021): Qualitative Inhaltsanalyse – nach Mayring oder nach Kuckartz? Online verfügbar unter https://www.audiotranskription.de/qualitative-inhaltsanalyse-nach-mayring-oder-nach-kuckartz/ (letzter Zugriff 09.01.2023).

Petkova, Marina (2011): Zwischen Dialekt und Standardsprache: Code-Hybridisierung in der Deutschschweiz. In: Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natascha (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner: 241–266.

Petkova, Marina (2012): Der Kreislauf der Kontaktphänomene. In: Sociolinguistica 1/26: 1–17.

Petkova, Marina (2016a): «Es Hochtitsch, won_ich mues säge: Hey, was soll das!». Code-Switching als interaktionale Ressource im Deutschschweizer Kontext Marina Petkova. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 17: 231–259.

Petkova, Marina (2016b): Multiples Code-Switching. Ein Sprachkontaktphänomen am Beispiel der Deutschschweiz: Die Fernsehberichterstattung zur «Euro 08» und andere Vorkommenskontexte aus interaktionsanalytischer Perspektive. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. (= OraLingua Band 14).

Petkova, Marina (2017): Code-Switching und Gruppenkonstellation. In: Schlobinski, Peter/Neuland, Eva (Hg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen: De Gruyter: 218–232.

Pfeiffer, Martin (2015): Selbstreparaturen im Deutschen. Berlin, München, Boston: De Gruyter. (= Linguistik, Impulse & Tendenzen 68).

Pfeiffer, Martin (2019): Grenzüberschreitende Identitäten im badischen Oberrheingebiet: Unterschiede in der Konstruktion sprachlicher und regionaler Verbundenheit mit dem Elsass. In: Linguistik Online 5/98: 329–361.

Pfeiffer, Martin/Auer, Peter (2019): Erfahrung und Stereotyp an der elsässisch-badischen Grenze: Repräsentationen der Anderen und ihre narrative Verarbeitung. In: Palliwoda, Nicole/Sauer, Verena/Sauermilch, Stephanie (Hg.): Politische Grenzen – Sprachliche Grenzen? Dialektgeographische und wahrnehmungsdialektologische Perspektiven im deutschsprachigen Raum. Berlin, Boston: De Gruyter: 143–187.

Pitzl, Marie-Luise (2010): English as a lingua franca in international business. Resolving miscommunication and reaching shared understanding. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Muller.

Preston, Dennis R. (2004): Folk metalanguage. In: Coupland, Nikolas/Galasinski, Dariusz/Jaworski, Adam (Hg.): Metalanguage. Social and Ideological Perspectives. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton: 75–101.

Preston, Dennis R. (2010): Perceptual dialectology in the 21st Century. In: Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin: Walter de Gruyter: 1–29.

Preston, Dennis R. (2011): Methods in (applied) folk linguistics. Getting into the minds of the folk. In: AILA Review 24: 15–39.

Purschke, Christoph (2014): REACT – Einstellungen als evalutative Routinen in sozialen Praxen. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 123–142.

Purschke, Christoph/Stoeckle, Philipp (2019): Perzeptionslinguistik arealer Sprachvariation Im Deutschen. In: Herrgen, Joachim (Hg.): Sprache und Raum – ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter Inc: 844–860.

Quasthoff, Uta M. (1973): Soziales Vorurteil und Kommunikation, eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Ein interdisziplinärer Versuch im Bereich von Linguistik, Sozialwiss. und Psychologie. Berlin,, Dissertation. Frankfurt (M.): Athenäum-Verlag.

Quasthoff, Uta M. (1987/2020): Linguistic Prejudice/Stereotypes. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. Volume 1. Berlin/Boston: De Gruyter; De Gruyter Mouton: 785–799.

Rädiker, Stefan/Kuckartz, Udo (2019): Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA. Text, Audio und Video. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Rampton, Ben (2009): Crossing, Ethnicity and Code-Switching. In: Coupland, Nikolas/Jaworski, Adam (Hg.): The new sociolinguistics reader. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan: 287–298.

Rash, Felicity J. (2002): Die deutsche Sprache in der Schweiz. Mehrsprachigkeit, Diglossie und Veränderung. Bern: Peter Lang.

Rehbein, Jochen (2007): Sprachpragmatische Ansätze. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 131–144.

Reihl, Bruno (2009): Der feine Unterschied. Ein Handbuch für Deutsche in der Schweiz. St. Gallen: Midas Management-Verlag.

Reiter, Herwig/Witzel, Andreas (2021): Das fokussierte Interview. Online verfügbar unter https://osf.io/preprints/socarxiv/598wu (letzter Zugriff 28.09.2024).

Rick, Jana (2023): Problemzentrierte Interviews online und offline: eine methodische Reflexion. Forum Qualitative Sozialforschung 2/24.

Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (2007): Differenz: Verschiedenheit – Andersheit – Fremdheit. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 56–69.

Riehl, Claudia Maria (2000): Spracheinstellungen und Stereotype im Lichte diskursiver Praxis. In: Deminger, Szilvia (Hg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen – Studies in language attitudes. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang: 141–160.

Riehl, Claudia Maria (2018): Sprachkontaktforschung. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Ris, Roland (1979): Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz. In: International journal of the sociology of language 21: 41–61.

Robertson, Roland (1998): Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt an Mein: Suhrkamp: 192–220.

Roche, Jörg/Terrasi-Haufe, Elisabetta (Hg.) (2018): Mehrsprachigkeit und Sprachenerwerb. Tübingen: Narr Francke Attempto. (= Kompendium DaF/DaZ 4).

Rosa, Hartmut (2007): Identität. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 47–56.

Roth, Philip/Laut, Christina (2023): Die Geteiltheit virtueller Situationen. In: Zeitschrift für Soziologie 1/52: 105–121.

Rump, Jutta/Brandt, Marc/Eilers, Silke (2022): Zoom-Fatigue – Eine Untersuchungsreihe zu den Konsequenzen der steigenden Nutzung virtueller Meetings. In: Rump, Jutta/Eilers, Silke (Hg.): Arbeiten in der neuen Normalität. Sieben Trilogien für die neue Arbeitswelt. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg; Springer Gabler: 189–204.

Rump, Jutta/Eilers, Silke (2022): Die Neue Normalität – sieben Trilogien für Beschäftigte, Arbeitgeber, Wirtschaft und Gesellschaft. In: Rump, Jutta/Eilers, Silke (Hg.): Arbeiten in der neuen Normalität. Sieben Trilogien für die neue Arbeitswelt. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg; Springer Gabler: 1–22.

Ruoss, Emanuel (2019): Schweizerdeutsch und Sprachbewusstsein. Zur Konsolidierung der Deutschschweizer Diglossie im 19. Jahrhundert. Berlin: De Gruyter. (=Reihe Germanistische Linguistik 316).

Sacks, Harvey (1972): On the analyzability of stories by children. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.): Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication. New York: Rinehart & Winston: 325–345.

Sacks, Harvey (1984): Notes on Methodology. In: Atkinson, J. Maxwell/Heritage, John (Hg.): Structures of social action. Studies in conversation analysis. Cambridge: Cambridge University Press: 21–27.

Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1974): A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation. Language 4/50: 696.

Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977): Scripts, plans, goals and understanding. An inquiry into human knowledge structures. Abingdon, Oxon, New York, N.Y.: Routledge.

Scharioth, Claudia (2015): Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Dissertation. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag. (= SiN – Sprachvariation in Norddeutschland 120).

Scharloth, Joachim (2005): Asymmetrische Plurizentrizität und Sprachbewusstsein / Asymmetric Pluricentricity and Language Awareness: The Swiss Germans' Attitudes towards Standard German. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 2-3/33.

Scharloth, Joachim (2006): Schweizer Hochdeutsch – schlechtes Hochdeutsch?. In: Dürscheid, Christa/Businger, Martin/Dürscheid-Businger (Hg.): Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varientätenlinguistik. Tübingen: Narr: 81–96.

Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail/Sacks, Harvey (1977): The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation. In: Language 2/53: 361.

Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): Opening up Closings. In: Semiotica 4/8.

Schiesser, Alexandra (2018): Authentizität durch Sprache. Soziosymbolisch relevante Merkmale als Fundus stilistischer Variation. In: Christen, Helen/Gilles, Peter/Purschke, Christoph (Hg.): Räume, Grenzen, Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Franz Steiner Verlag: 325–346.

Schiesser, Alexandra (2020): Dialekte machen. Berlin, Boston: De Gruyter.

Schlaak, Claudia/Frings, Michael/Klump, Andre/Thiele, Sylvia (Hg.) (2017): Migration, Mehrsprachigkeit und Inklusion. Strategien für den schulischen Unterricht und die Hochschullehre. Stuttgart: ibidem-Verlag. (= Romanische Sprachen und ihre Didaktik 62).

Schläpfer, Robert/Gutzwiller, Jürg/Schmid, Beat (Hg.) (1991): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer: eine Auswertung der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985. Basel, Dissertation. Aarau, Frankfurt am Main: Sauerländer. (= Pädagogische Rekrutenprüfungen Bd. 12).

Schmid, Beat (1994): Kommunikative und sprachpsychologische Aspekte im Verhältnis zwischen der deutschen und der französischen Schweiz. In: Bickel, Hans/Bichsel, Reinhard/Schläpfer, Robert (Hg.): Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung. Aarau: Verlag Sauerländer: 297–316.

Schmidlin, Regula (2011): Die Vielfalt des Deutschen. Standard und Variation: Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. Berlin, Boston: De Gruyter. (= Studia Linguistica Germanica 106).

Schmidlin, Regula/Franceschini, Rita (2019): Komplexe Überdachung I: Schweiz. In: Herrgen, Joachim (Hg.): Sprache und Raum – ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Deutsch. Berlin/Boston: De Gruyter Inc: 1012–1038.

Schmidt, Jürgen Erich (2014): Sprachliche Identität und die Dynamik der deutschen Regionalsprachen. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin: De Gruyter.

Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt. (= ESV-basics 49).

Schmitt, Reinhold (2002): Hierarchie in Arbeitsgruppen als stilbildender Aspekt. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag; Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG: 113–135.

Schnurr, Stephanie/Zayts, Olga (2017): Language and culture at work. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group.

Schöchli, Hansueli (22.01.2019): Kulturelle Distanz: Die Finnen sind uns am ähnlichsten. Neue Zürcher Zeitung. Online verfügbar unter https://www.nzz.ch/schweiz/kulturelle-distanz-die-finnen-sind-uns-am-aehnlichsten-ld.1446482 (letzter Zugriff 23.03.2023).

Schophaus, Trixi (2021): Diskursfunktionen des Code-Switching. Exemplarische Analyse eines Tischgesprächs aus dem Westmünsterland. In: Denkler, Markus/Lanwer, Jens Philipp (Hg.): Dialektologie und Gesprächslinguistik. Hildesheim: Olms.

Schreier, Margrit (2014): Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten. Forum Qualitative Sozialforschung 1/15.

Schröder, Ingrid (2019): Sprachbiografie und Spracheinstellung. Niederdeutsch als Mittel der Identitätsstiftung in der Großstadt?. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. Berlin, Boston: De Gruyter: 99–120.

Schröter, Juliane (2020): ‹Hipness› und ‹Swissness› durch Schweizerdeutsch. Ein abschliessender Blick auf das 21. Jahrhundert. In: Ruoss, Emanuel/Schröter, Juliane (Hg.): Schweizerdeutsch. Sprache und Identität von 1800 bis heute. Sprache und Identität von 1800 bis heute. Basel: Schwabe & Co. AG: 225–236.

Schubert, Franziska (2008): Sprache und Persönlichkeit : Differentielles Ausdrucksverhalten unter Berücksichtigung der Sprachsituation. Dresden, Technische Universität Dresden, Dissertation.

Schulte, Olaf A./Friebel, Martin/Klotzek Christian (2001): Aufzeichnung technisch vermittelter Kommunikation – das Beispiel Videokonferenz. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 2: 222–242.

Schüpbach, Doris (2014): German or Swiss? Address and Other Routinised Formulas in German-speaking Switzerland. In: Hajek, John/Slaughter, Yvette (Hg.): Challenging the Monolingual Mindset. Clevedon: Channel View Publications: 63–77.

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld, Univ. Fakultät für Soziologie.

Schwarz, Christian (2019): Der Einfluss der Deutsch-Schweizer Staatsgrenze auf das alemannische Dialektkontinuum. Entwicklungen im Dreiländereck bei Basel. In: Palliwoda, Nicole/Sauer, Verena/Sauermilch, Stephanie (Hg.): Politische Grenzen – Sprachliche Grenzen? Dialektgeographische und wahrnehmungsdialektologische Perspektiven im deutschsprachigen Raum. Berlin, Boston: De Gruyter: 227–248.

Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren EDK, Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG (ed.) (1988): Mundart und Hochsprache in Schule und Medien: Referate und Diskussionsergebnisse des nationalen Forums veranstaltet von der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren und der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft, Schloss Lenzburg, 15. Oktober 1987. Bern.

Schwidlinski, Pierre (2020): Erlebte Authentizität. Diskursive Herstellung von Authentizität zwischen Performanz und Zuschreibung. Berlin, Boston: De Gruyter. (= Sprache und Wissen 41).

Schwitalla, Johannes (2008): Erzählen, Zitieren, Vergleichen. Drei sprachlich-kommunikative Verfahren zur Konstruktion von sozialer Identität und Andersheit. In: Krefeld, Thomas (Hg.): Sprachen und Sprechen im städtischen Raum. Frankfurt, M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang: 17–32.

Schwitalla, Johannes (2012): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt Verlag. (= ESV basics 33).

Selting, Margret/Auer, Peter/Barth-Weingarten, Dagmar/Bergmann, Jörg R./Bergmann, Pia/Birkner, Karin/Couper-Kuhlen, Elizabeth/Deppermann, Arnulf/Gilles, Peter/Günthner, Susanne/Hartung, Martin/Kern, Friederike (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10: 353–402.

Selting, Margret/Couper-Kuhlen, Elisabeth (2000): Argumente für die Entwicklung einer 'interaktionalen Linguistik'. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 1: 76–95.

Senft, Gunter (1982): Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter. Untersuchung zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. Bern: Lang. (= Arbeiten zur Sprachanalyse 2).

Shea, David P. (2022): Perspective and production: Structuring Conversational Participation across Cultural Borders. Pragmatics. In: Quarterly Publication of the International Pragmatics Association (IPrA): 357–389.

Sherman, Tamah/Nekvapil, Jiří (Hg.) (2018): English in Business and Commerce. Interactions and policies. Berlin: De Gruyter Mouton. (= English in Europe 6).

Siebenhaar, Beat (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung: der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart. Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 108).

Siebenhaar, Beat (2005): Die dialektale Verankerung regionaler Chats in der deutschsprachigen Schweiz. In: Eggers, Eckhard/Stellmacher, Dieter/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): Tagungsband IGDD-Kongress Marburg. Stuttgart: 343–361. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte 130).

Siebenhaar, Beat (2012): Akkommodation und Sprachattitüden von Deutschschweizer Migranten im ostmitteldeutschen Sprachraum. In: Sociolinguistica 1/26.

Siebenhaar, Beat/Vögeli, Walter (1994): Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. In: Sieber, Peter (Hg.): Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Orientierungshilfen für Lehrer. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg: Sauerländer: 75–86.

Siebenhaar, Beat/Wyler, Alfred (1997): Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich: Pro Helvetia.

Soukup, Barbara (2014): Konstruktivismus trifft auf Methodik in der Spracheinstellungsforschung: Theorie, Daten, Fazit.. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 143–168.

Soukup, Barbara (2019): Sprachreflexion und Kognition: Theorien und Methoden der Spracheinstellungsforschung. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin: De Gruyter Mouton: 83–106.

Späti, Lea (2020): Diglossie in Deutschschweizer Spitälern. Göteborg, Universität Göteborg, Studie.

Spencer-Oatey, Helen (2015): Rapport Management Model. In: Tracy, Karen (Hg.): The International Encyclopedia of language and social interaction. Malden, MA: Wiley-Blackwell: 1–6.

Spiekermann, Helmut H. (2021): Subjektive und objektive Daten in der Sprachwandelforschung. In: Linguistik Online 5/110: 33–49.

Spranz-Fogasy, Thomas (1997): Interaktionsprofile. Die Herausbildung individueller Handlungstypik in Gesprächen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Spranz-Fogazy, Thomas (2002): Das letzte Wort. Untersuchungen zum Kontrollhandeln gesellschaftlicher Führungskräfte in Gesprächen. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag; Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG: 137–159.

Spreckels, Janet/Kotthoff, Helga (2009): Communicating Identity in Intercultural Communication. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hg.): Handbook of intercultural communication. Berlin, New York, N.Y.: Gruyter, Walter de, & Co.

SRF (2022): Dini Mundart – Sollen Deutsche in der Schweiz Mundart lernen? Online verfügbar unter https://www.srf.ch/play/tv/dini-mundart/video/sollen-deutsche-in-der-schweiz-mundart-lernen?urn=urn:srf:video:e100bdf6-e391-4490-8057-b585cf90c9dc (letzter Zugriff 02.12.2022).

Stadtkanzlei (2013): Aufhebung der Richtlinien für die Aufnahme von im Ausland geborenen Ausländern in das Bürgerrecht der Stadt Zürich: 1–7.

Statistisches Bundesamt (2024): Beliebteste Auswandererländer der Deutschen 2023. Online verfügbar unter https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1037/umfrage/fortzuege-von-deutschen-in-europaeische-laender/ (letzter Zugriff 23.09.2024).

Steen, Pamela (2011): „wir kriegen alles mit: lauschangriff" – Positionierung und Typisierung in der Identitätsherstellung einer urbanen Randgruppe. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 12: 199–222.

Steigleder, Sandra (2008): Die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse im Praxistest. Eine konstruktiv kritische Studie zur Auswertungsmethodik von Philipp Mayring. Trier, Dissertation. Marburg: Tectum-Verlag.

Steiner, Astrid (2008): Unterrichtskommunikation. Eine linguistische Untersuchung der Gesprächsorganisation und des Dialektgebrauchs in Gymnasien der Deutschschweiz, Dissertation.

Steinke, Ines (2019): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag: 319–331.

Stoeckle, Philip/Hansen-Morath, Sandra (2015): Regionaldialekte im alemannischen Dreiländereck – 'objektive' und 'subjektive' Perspektiven. In: Bergmann, Pia et al. (Hg.): Sprache im Gebrauch. Räumlich, zeitlich, interaktional. Festschrift für Peter Auer. Heidelberg: Universitätsverlag Winter: 175–192.

Stoltenburg, Benjamin (2009): Was wir sagen, wenn wir es „ehrlich" sagen… Äußerungskommentierende Formeln bei Stellungnahmen am Beispiel von „ehrlich gesagt". In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.): Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung (Linguistik, Impulse & Tendenzen 33): De Gruyter.

Straub, Jürgen (2007): Kultur. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag: 7–24.

Stray, Viktoria/Sjøberg, Dag I.K./Dybå, Tore (2016): The daily stand-up meeting: A grounded theory study. Journal of Systems and Software 114: 101–124.

Studer, Thomas/Schneider, Günther (Hg.) (2004): Bulletin VALS/ASLA. Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache in der Schweiz. (Band 79).

Studler, Rebekka (in Vorb.): Zur Genese von Spracheinstellungen am Beispiel des Hochdeutschen und Schweizerdeutschen in der Deutschschweiz.

Studler, Rebekka (2013): Einstellungen zu Standarddeutsch und Dialekt in der Deutschschweiz. Erste Ergebnisse einer Fragebogenstudie. In: Hettler, Yvonne et al. (Hg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. Frankfurt: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften: 203–222.

Studler, Rebekka (2014): «Einige Antworten habe ich contre coeur so angekreuzt». Zur Relevanz offener Fragen in Fragebogenstiduen zu Spracheinstellung. In: Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg Verlag: 169–204.

Studler, Rebekka (2017): Räume und Grenzen in der Laienmetasprache. Eine Metaphernanalyse zu Sprache und Sprecher. In: Linguistik Online 6/85: 275–303.

Stukenbrock, Anja/Bahr, Cornelia (2017): Zur kommunikativen Leistung des generischen „du"-Gebrauchs in der sozialen Interaktion. In: Sprache und Beziehung: 149–182.

Tange, Hanne/Lauring, Jakob (2009): Language management and social interaction within the multilingual workplace. In: Journal of Communication Management 3/13: 218–232.

Tedeschi, James T. (Hg.) (1981): Impression Management. New York: Acad. Pr.

Thimm, Caja (2003): Konstruktion der sozialen Kategorie 'Alter' im Gespräch. In: Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (Hg.): Sprache und Kommunikation im Alter. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung: 72–92.

Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag: 1–18.

Thomas, Alexander (2006): Die Bedeutung von Vorurteil und Stereotyp im interkulturellen Handeln. In: Interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien 2/5: 3–20.

Tietz, Stephanie/Kneisel, Evi/Werner, Katja (2021): Erfolgreicher Wissensaustausch in virtuellen Teams – Wie wichtig ist soziale Präsenz?. In: Zeitschrift fur Arbeitswissenschaft 4/75: 424–437.

Tophinke, Doris/Ziegler, Evelyn (2006): Aber bitte im Kontext: Neue Perspektiven in der dialektologischen Einstellungsforschung. In: Voeste, Anja/Gessinger, Joachim (Hg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: Redaktion OBST: 203–222.

Trudgill, Peter (1972): Sex, Covert Prestige and Linguistic Change in the Urban British English of Norwich. In: Language in Society 2/1: 179–195.

Trudgill, Peter (1986): Dialects in contact. Oxford: Blackwell. (= Language in Society 10).

Trudgill, Peter (2008): Colonial dialect contact in the history of European languages: On the irrelevance of identity to new-dialect formation. In: Language in Society 02/37: 241–254.

Tufekovic, Carol Suter (2008): Wie mehrsprachige Kinder in der Deutschschweiz mit Schweiderdeutsch und Hochdeutsch umgehen. Eine empirische Studie. Zürich, Dissertation. Bern: Peter Lang. (= Zürcher germanistische Studien 63).

Ueberwasser, Simone/Stark, Elisabeth (2017): What's up, Switzerland? A corpus-based research project in a multilingual country. In: Linguistik Online 5/84.

Urner, Klaus (1976): Die Deutschen in der Schweiz. Frauenfeld: Huber.

van Dijk, Teun Adrianus (1984): Prejudice in Discourse: An Analysis of Ethnic Prejudice in Cognition and Conversation (Pragmatics & Beyond). Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

van Langenhove, Luk/Harré, Rom (1999): Introducing Positioning Theory. In: van Langenhove, Harre (Hg.): Positioning theory. Moral contexts of international action. Oxford: Blackwell Publishers.

Vandermeeren, Sonja (2006): Research on Language Attitudes / Spracheinstellungsforschung. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. Ein Internationales Handbuch Zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Teilband: An International Handbook of the Science of Language and Society: De Gruyter Mouton: 1318–1332.

Vergeiner, Philip C. (2021): Bewertungen – Erwartungen – Gebrauch. Sprachgebrauchsnormen zur inneren Mehrsprachigkeit an der Universität. [S.l.]: Franz Steiner Verlag.

Volmar, Axel/Distelmeyer, Jan/Moskatova, Olga (Hg.) (2023): Video Conferencing: Infrastructures, Practices, Aesthetics. Bielefeld, Germany: transcript Verlag. (= Digitale Gesellschaft 53).

vom Lehn, Dirk (2018): Workplace Studies. In: Habscheid, Stephan et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Organisationen. Berlin: De Gruyter: 327–345.

Vonplon, David (20.11.2008): Balgen sich Schweizer und deutsche Einwanderer bald um die Jobs?. Tages-Anzeiger. Online verfügar unter https://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/balgen-sich-schweizer-und-deutsche-einwanderer-bald-um-die-jobs/story/12969458 (letzter Zugriff 16.02.2021).

Vouga, Jean-Pierre (Hg.) (1990): La Suisse face á ses languages. Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen. La Svizzera e le sue lingue. Aarau: Verlag Sauerländer. (= Annuaire de la Nouvelle Société Helvétique 1990/91).

Watts, Richard J. (2010): The ideology of dialect in Switzerland. In: Blommaert, Jan (Hg.): Language Ideological Debates. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.

Wegener, Heide (Hg.) (1998): Eine zweite Sprache lernen. Empirische Untersuchungen zum Zweitsprachenerwerb. Tübingen: Narr. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik: Serie A, Language development 24).

Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985). Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 244).

Wenger, Etienne (1999): Communities of practice. Learning, meaning, and identity. Cambridge: Cambridge University Press.

Werlen, Erika (1994): Dialekt als Norm. Hochdeutsch als Abweichung. In: Klotz, Peter (Hg.): Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart, Düsseldorf, Berlin, Leipzig: Klett-Schulbuchverlag: 94–109.

Werlen, Erika (1995): Migration, Sprachkontakt und Ethnisierung. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 62: 57–74.

Werlen, Erika (1998a): Sprache, Kommunikationskultur und Mentalitat. Zur sozio- und kontaktlinguistischen Theoriebildung und Methodologie. Berlin: De Gruyter. (= Reihe Germanistische Linguistik 194).

Werlen, Erika (2000): Variation in der Feldforschung: Triangulation. In: Häcki Buhofer, Annelies/Hofer, Lorenz/Löffler, Heinrich (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte : Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen: Francke: 99–110.

Werlen, Erika/Ernst, Karl (1994): Dialektale und hochsprachliche Kommunikationskultur von Schulkindern. Hypothesen und Zugänge. In: Burger, Harald/Häcki Buhofer, Annelis (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern: Peter Lang: 215–242.

Werlen, Iwar (1988): Swiss German dialects and Swiss Standard High German. In: Auer, Peter/Di Luzio, Aldo (Hg.): Variation and Convergence. Berlin, Boston: De Gruyter: 93–124.

Werlen, Iwar (1998b): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: Babylonia 1: 22–35.

Werlen, Iwar (2004): Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz. In: Studer, Thomas/Schneider, Günther (Hg.): Bulletin VALS/ASLA. Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache in der Schweiz: 1–30.

Werlen, Iwar (2005): Mundarten und Identitäten. In: Forum Helveticum (Hg.): Dialekt in der (Deutsch)Schweiz. Zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion. Lenzburg: Forum Helveticum: 26–32.

Wiesner, Esther (2014): Diskursiv-narrative literale Identitäten von Jugendlichen. Eine gesprächsanalytische Untersuchung von Positionierungen. Weinheim: Beltz Juventa.

Wildgen, Wolfgang (2006): Sprachkontaktforschung. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. Ein Internationales Handbuch Zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Teilband / An International Handbook of the Science of Language and Society: De Gruyter Mouton: 1332–1345.

Wilkinson, Sue/Kitzinger/Celia (2003): Constructing Identities: A Feminist Conversation Analytic Approach to Positioning in Action. In: Harré, Rom/Moghaddam, Fathali M. (Hg.): The self and others. Positioning individuals and groups in personal, political, and cultural contexts. Westport, Conn.: Praeger: 157–180.

Wirrer, Jan (2021): Sprachwissen – Spracherfahrung. Untersuchungen zum metasprachlichen Wissen sprachwissenschaftlicher Laien. Hildesheim: Georg Olms Verlag. (= Deutsche Dialektgeographie 116).

Witzel, Andreas (1996): Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, Rainer/Böttger, Andreas (Hg.): Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden: Nomos: 49–75.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Online verfügbar unter https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519 (letzter Zugriff 28.04.2022).

Witzel, Andreas/Reiter, Herwig (2022): Das problemzentrierte Interview - eine praxisorientierte Einführung. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.

Wunderlich, Dieter (1972): Zur Konventionalität von Sprechhandlungen. In: Wunderlich, Dieter (Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt: 11–58.

Ziauddin, Bruno (2010): Grüezi Gummihälse. Warum uns die Deutschen manchmal auf die Nerven gehen. Reinbek: Rowohlt.

Ziegler, Evelyn (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. Heidelberg, Dissertation. Frankfurt am Main: Lang. (= VarioLingua 2).

Ziegler, Evelyn (2013): The case of [nən]. a current change in colloquial standard German. In: Auer, Peter/Caro Reina, Javier/Kaufmann, Göz (Hg.): Language Variation – European Perspectives IV. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company: 281–294.

Ziegler, Evelyn (2021): Wissenskonstruktion in Spracheinstellungsäußerungen zu Mehrsprachigkeit in der Linguistic Landscape der Metropole Ruhr. In: Hoffmeister, Toke/Hundt, Markus/Naths, Saskia (Hg.): Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven. Berlin: De Gruyter: 471–490.

Zifonun, Dariuš (2018): Deuten und Handeln, Kategorie und Gruppe, Kategorisierung, Klassifikation und Typisierung. Zu einem (nicht nur) methodischen Problem (nicht nur) der Ethnographie der Migration und der Ethnizität. In: Burzan, Nicole/Hitzler, Ronald (Hg.): Typologische Konstruktionen. Prinzipien und Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS, Springer Fachmedien Wiesbaden.

Zürcher, Boris (2008): Einleitung. In: Müller-Jentsch, Daniel (Hg.): Die neue Zuwanderung. Die Schweiz zwischen Brain-Gain und Überfremdungsangst. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung: 7–20.

18. Anhang

18.1 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 Stufenmodell empirisch begründeter Typenbildung nach Kluge (1999: 261) 334

18.2 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1 Übersicht Meetings....111
Tabelle 2 Soziobiografische Daten der GWP....125
Tabelle 3 Sprachbiografische Daten der GWP....127
Tabelle 4 Meetings des Typs a)....151
Tabelle 5 Meeting Typ c)....203
Tabelle 6 Meetings des Typs d)....204
Tabelle 7 Meetings des Typs e)....207
Tabelle 8 Verwendung von Schweizerdeutsch....219
Tabelle 9 Verwendung von Standarddeutsch....220
Tabelle 10 Varietätenwechsel....221
Tabelle 11 Schweizerdeutschkompetenz aus Sicht der Schweizer:innen....222
Tabelle 12 Dialekttest....223
Tabelle 13 Verhaltensideale für Deutsche....224
Tabelle 14 Qualität des Schweizer Standarddeutsch....227
Tabelle 15 Einschätzung der eigenen Standardkompetenz....228
Tabelle 16 Haltung der Deutschschweizer:innen zum Standard....229
Tabelle 17 Gebrauchsvarietät der Deutschschweizer:innen gemäss Deutschen....230
Tabelle 18 Präferierte Gebrauchsvarietät der Schweizer:innen seitens der Deutschen....230
Tabelle 19 Aussagen zu Schweizerdeutsch....231
Tabelle 20 Eigene Sprache Schweizerdeutsch....232
Tabelle 21 Aussagen zu Standarddeutsch....233
Tabelle 22 Fremdsprache Standarddeutsch....234
Tabelle 23 Mischung Standard- und Schweizerdeutsch....236
Tabelle 24 Deutsche und Schweizer:innen gleich oder unterschiedlich....237
Tabelle 25 Begriffe für Nationalitäten....239
Tabelle 26 Interviews der Schweizer GWP....249
Tabelle 27 Interviews der deutschen GWP....293
Tabelle 28 Gruppen und Belege Schweizer:innen....336
Tabelle 29 Typen Schweizer GWP....336
Tabelle 30 Gruppen und Belege deutsche GWP....340
Tabelle 31 Typen Deutsche....340

18.3 Abkürzungsverzeichnis

CAT	Communication Accommodation Theory
CoP	Community of Practice
CM	Code-Mixing
CS	Code-Switching
EL	Embedded Language
et al.	et alii:aliae
GWP	Gewährsperson/en
in Vorb.	in Vorbereitung
ML	Matrix Language
o. J.	ohne Jahr
ROS	rights and obligations set
SW	Sandra Wolf (= Verfasserin der vorliegenden Dissertation)

18.4 Auszeichnungen und Sonderzeichen

‹einfache Anführungszeichen›	Begriffe, die auf ein spezifisches oder genauer zu klärendes Konzept verweisen paraphrasierte Begriffe und Äusserungen der Gewährspersonen sowie Pseudozitate allgemeine Hervorhebungen
«doppelte Anführungszeichen»	Zitate aus der Forschungsliteratur sowie direkte Zitate der Gewährspersonen
kursiv	englische Begriffe Forschungsfragen in der empirischen Erhebung verwendete Kategorien und Themenüberschriften anonymisierte Bezeichnungen im Transkript

18.5 Vorbemerkung zur Transkriptionskonvention

Die vorliegende Arbeit fokussiert verschiedene Varietäten des Deutschen, mit einem pragmatisch orientierten Forschungsinteresse und keinem phonetischen. Entsprechend wurde bei der Transkription der Daten verfahren: Die standardsprachlichen Redebeiträge wurden in literarischer Umschrift transkribiert, wobei Regionalismen – soweit mit den Mitteln der Schrift möglich (vgl. Selting et al. 2009: 362) – notiert wurden; die schweizerdeutschen Beiträge wurden in Anlehnung an Dieth (1986) transkribiert. Im Allgemeinen wurde ausserdem versucht, die Sprechweise der jeweiligen GWP näherungsweise abzubilden. Daraus resultieren verschiedene Schreibweisen derselben Lexeme innerhalb der Transkripte, teilweise auch innerhalb der Beiträge derselben Sprecher:innen. Darauf wird in jenen Fällen eingegangen, in denen die Aussprachеweise für das Untersuchungsinteresse von Relevanz ist.

18.6 Interviewleitfaden für Schweizer Gewährspersonen

Sprachverwendung:

- Welche Sprachen und Dialekte sprechen Sie mit wem und in welchen ungefähren prozentualen Anteilen am Arbeitsplatz? Und schreiben?
- Unterscheidet sich das von anderen Bereichen Ihres Lebens, dem Privaten?
- Vervollständigen: In meinem Berufsalltag verwende ich Hochdeutsch, wenn …
- Vervollständigen: In meinem Berufsalltag verwende ich Dialekt, wenn …
- →Sprechen Sie mit Deutschen anders als mit Schweizer:innen? Wenn ja, wie?
- →Wechseln Sie teilweise die Varietät beim Sprechen? Wann wechseln Sie von einer Varietät in die andere?
- Wie steht es um die Verstehenskompetenz der bundesdeutschen Sprecher:innen, was den Dialekt betrifft?
- Gibt es von der Firma Vorgaben zum Sprachgebrauch? Wenn ja, werden diese befolgt?

Varietäten

- Vervollständigen: Schweizerdeutsch ist für mich im Vergleich zum Hochdeutschen …
- Hochdeutsch ist für mich im Vergleich zum Schweizerdeutschen …
- Haben die Deutschschweizer:innen ein eigenes Hochdeutsch?
- Können Sie Unterschiede zwischen deutschem und schweizerischem Hochdeutsch nennen?
- Finden Sie, dass Deutschschweizer:innen allgemein gut/gerne Hochdeutsch sprechen?
- Welche Art Hochdeutsch sprechen Sie?
  →Hört man Ihrem Hochdeutsch an, woher im deutschen Sprachgebiet Sie stammen?
  →Finden Sie, dass Sie gut/gerne Hochdeutsch sprechen?
- Wo und von wem wird Ihrer Meinung nach das beste/schönste Hochdeutsch gesprochen?
- →Gibt es Arten von Hochdeutsch, die Ihnen gar nicht gefallen? Warum nicht?
- → Gibt es schlechtes Hochdeutsch?
- Ist Schweizerdeutsch Ihrer Meinung nach eine eigene Sprache bzw. Hochdeutsch für Deutschschweizer:innen eine Fremdsprache?
- Gibt es Mischformen von Dialekt und Hochdeutsch?
- Hat sich bezüglich der Hochdeutsch-/Dialektverwendung in der Schweiz Ihrer Meinung nach etwas verändert?
- Wie sehen Sie die Zukunft der Varietäten in der Schweiz?
- Wann sollte man Ihrer Meinung nach in der Schweiz Hochdeutsch sprechen?
- Kennen Sie Deutschschweizer:innen, die überhaupt nicht Hochdeutsch sprechen (wollen)?
- Wie sollten Fernseh- bzw. Radiomoderator:innen Ihrer Meinung nach in der Schweiz sprechen? Falls Hochdeutsch, welches Hochdeutsch?
- Deutsche in der Schweiz sollten Schweizerdeutsch …
- → Wie finden Sie es, wenn Deutsche Schweizerdeutsch sprechen?

Netzwerk

- Gibt es Teammitglieder, mit denen Sie auch in der Freizeit Zeit verbringen (Feierabendbier etc.)?
- →Auch im Geschäft am meisten Kontakt?
- →Bei gemischten Konstellationen Frage nach Varietätenwahl.
- Gibt es Leute in Ihrem Team, dem Unternehmen, die sprachlich auffällig sind?

Einschätzungen zu Mentalitäten, Stereotypen etc.

- Wenn Sie – ganz allgemein – gefragt würden, ob die Deutschschweizer:innen anders sind als die Deutschen, wie würden Sie dann am ehesten antworten?
- Wie schätzen Sie den Umgang von Deutschschweizer:innen mit Ausländer:innen ein? Mit Deutschen?
- Welche Erwartungen gibt es?

18.7 Interviewleitfaden für deutsche Gewährspersonen

Sprachverwendung:

- Welche Sprachen und Dialekte sprechen Sie mit wem und in welchen ungefähren prozentualen Anteilen am Arbeitsplatz? Und schreiben?
- Unterscheidet sich das von anderen Bereichen Ihres Lebens, dem Privaten?
- Wie sprechen Ihre Deutschschweizer Kolleg:innen mit Ihnen? Was bevorzugen Sie?
- → Wechseln Ihre Schweizer Kolleg:innen teilweise die Varietät, wenn sie mit Ihnen sprechen? Wann/warum tun sie das Ihrer Meinung nach?
- Sprechen Sie mit Schweizer:innen anders als mit Deutschen? Wenn ja, was ist der Unterschied?
- Welchen Eindruck haben Sie von der Reaktion der Deutschschweizer Kolleg:innen darauf, dass Sie nicht oder nur teilweise Schweizerdeutsch sprechen?
- Gibt es von der Firma Vorgaben zum Sprachgebrauch? Wenn ja, werden diese befolgt?

Varietäten

- Vervollständigen: Schweizerdeutsch ist für mich im Vergleich zum Hochdeutschen …
- Hochdeutsch ist für mich im Vergleich zum Schweizerdeutschen …
- Haben die Deutschschweizer:innen ein eigenes Hochdeutsch?
- Können Sie Unterschiede zwischen deutschem und schweizerischem Hochdeutsch nennen?
- Finden Sie, dass Deutschschweizer:innen allgemein gut/gerne Hochdeutsch sprechen?
- Welche Art Hochdeutsch sprechen Sie?
- → Hört man Ihrem Hochdeutsch an, woher im deutschen Sprachgebiet Sie stammen?
- → Finden Sie, dass Sie gut/gerne Hochdeutsch sprechen?

- Wenn Sie sich in Deutschland aufhalten, hat man Sie dann schon darauf hingewiesen, dass Ihr Hochdeutsch einen schweizerischen Klang hat oder dass Sie gewisse schweizerische Wörter verwenden?
- Wo und von wem wird Ihrer Meinung nach das beste/schönste Hochdeutsch gesprochen?
- → Gibt es Arten von Hochdeutsch, die Ihnen gar nicht gefallen? Warum nicht?
- → Gibt es schlechtes Hochdeutsch?
- Ist Schweizerdeutsch Ihrer Meinung nach eine eigene Sprache bzw. Hochdeutsch für Deutschschweizer:innen eine Fremdsprache?
- Gibt es Mischformen von Dialekt und Hochdeutsch?
- Hat sich bezüglich der Hochdeutsch-/Dialektverwendung in der Schweiz Ihrer Meinung nach etwas verändert?
- Wie sehen Sie die Zukunft der Varietäten in der Schweiz?
- Wann sollte man Ihrer Meinung nach in der Schweiz Hochdeutsch sprechen?
- Kennen Sie Deutschschweizer:innen, die überhaupt nicht Hochdeutsch sprechen (wollen)?
- Wie sollten Fernseh- bzw. Radiomoderator:innen Ihrer Meinung nach in der Schweiz sprechen? Falls Hochdeutsch, welches Hochdeutsch?
- Deutsche in der Schweiz sollten Schweizerdeutsch …
- → Wie finden Sie es, wenn Deutsche Schweizerdeutsch sprechen?

Dialekttest

Übersetzungsaufgabe (mit Lösungen):
Mer hend höt e ganzi Biig Traktande.

→ *Wir haben heute einen ganzen Stapel/Haufen Tagesordnungspunkte.*

Im Team heds en Apéro gä, wel de Steft dLAP bestande hed.

→ *Im Team gab es/hatten wir einen Umtrunk, weil der Azubi/Lehrling die Abschlussprüfung bestanden hat/te.*

Wenn de Hitzgi hesch, muesch drümou läär schlöcke.

→ *Wenn du Schluckauf hast, musst du dreimal leer schlucken.*

Ech nehme bem Poschte amen es Wägeli, wöus gäbiger esch.

→ *Ich nehme beim Einkaufen jeweils einen Wagen, weil es praktischer ist.*

Zom Truteschnetzu hed er e Stange Panasch bstöut.

→ *Zum Putenschnitzel nahm/bestellte er ein kleines Radler/Bier mit Limonade/Sprite.*

Ech be total verschrocke, woni das ghört ha.

→ *Ich bin/habe mich total erschrocken, als ich das gehört habe.*

Was fürnes Brot seli heinä fürs Znacht?

→ *Welches Brot soll ich mitbringen fürs Abendessen/Abendbrot?*

Uffahrt esch en gsamtschwizerische Fiirtig, Fronlichnam aber ned.

→ *Auffahrt/Christi Himmelfahrt ist ein gesamtschweizerischer Feiertag, Fronleichnam aber nicht.*

Wenn das so witergod, muessi irgendwenn go stämpfle go.

→ *Wenn das so weitergeht, muss ich irgendwann Arbeitslosengeld beantragen.*

Wenn das de Chef gsächti, wie vel privati E-Mails im Gschäft ame verscheckt wärde …

→ *Wenn der Chef sehen würde, wie viele private E-Mails im Büro jeweils verschickt werden …*

Netzwerk:

- Gibt es Teammitglieder, mit denen Sie auch in der Freizeit Zeit verbringen (Feierabendbier etc.)?
- Auch im Geschäft am meisten Kontakt?
- Bei gemischten Konstellationen Frage nach Varietätenwahl.
- Gibt es Leute in Ihrem Team, dem Unternehmen, die sprachlich auffällig sind?
- Einschätzungen zu Mentalitäten, Stereotypen etc.
- Wenn Sie – ganz allgemein – gefragt würden, ob die Deutschschweizer:innen anders sind als die Deutschen, wie würden Sie dann am ehesten antworten?
- Wie schätzen Sie den Umgang von Deutschschweizer:innen mit Ausländer:innen ein? Mit Deutschen?
- Welche Erwartungen gibt es?
- → Haben Sie den Eindruck, dass Sie von Deutschschweizer Nachbar:innen als Ausländer:in betrachtet oder behandelt werden? Am Arbeitsplatz?
- → Haben Sie Ihre Lebensweise der schweizerischen Art angepasst, seit Sie in der Deutschschweiz wohnen?

18.8 Fragebogen

Auf den folgenden Seiten finden sich die beiden Fragebogen, die aus LimeSurvey als PDF exportiert wurden. Die geschwärzten Stellen beziehen sich auf den Namen des Unternehmens bzw. der Abteilung. Einzelne Fragen wurden den Gewährspersonen nur gestellt, wenn zuvor eine bestimmte Antwort ausgewählt wurde.

Der erste Fragebogen ist jener für die Schweizer Gewährspersonen, der zweite jener für die deutschen.